



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

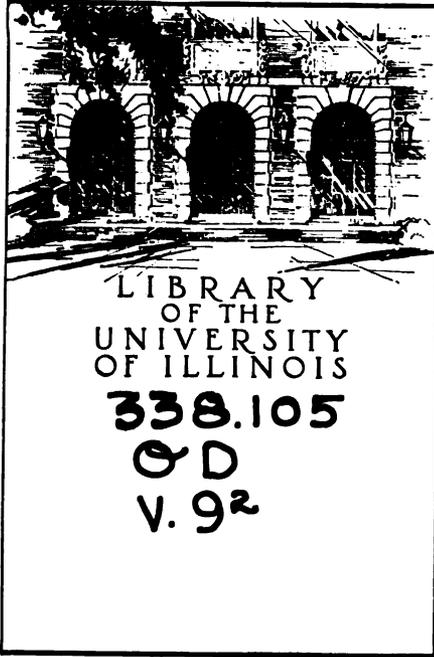
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





32.105

Alg

W d a l

THE LIBRARY OF THE
MAY 26 1941

1940

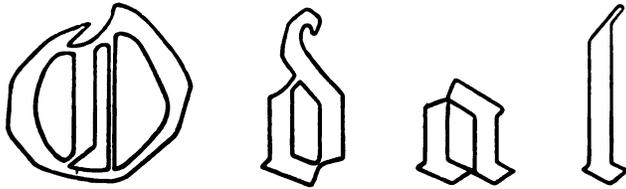


Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

Digitized by Google

1940



Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber: R. Walther Darré

Hauptschriftleitung: Hermann Reischle
Für den Gesamtinhalt verantwortlich: Hanns Deetjen

Inhalt

Heft 7 · 9. Jahrgang · Juli 1940

Sür den Krieg gerüstet! Landwirtschaftliche Zusammenarbeit Deutschland-Italien. Von Oberlandwirtschaftsrat Hanns Deetjen	493	Ehe- und Rasseauslese bei Sanskrit-Indern und Iraniern. Von Univ.-Prof. Dr. Johann von Leers	527
Internationale Marktregelung oder europäischer Wirtschaftsaufbau? Von Prof. Dr. Hans Merkel	497	Das Kind in der germanischen Rassenpflege. Von Prof. Dr. Kurt Holler	535
Das englische „Schwert“. Von Werner Schaeffer*)	501	König, Krieger und Bauer. Von Oberlandwirtschaftsrat Heinrich Mörtel .	541
Frankreichs Selbstmord. Von Harald Graf von Posadowski-Wehner	505	Der Hof. Von Dr. Theodor Scheffer	545
Die große Stunde. Gedicht von Karl Weise	512	Der deutsche Kampf. Gedicht von Franz Lüdtkke	548
Erziehungsaufgaben der Landschule im Kriege. Von Wilhelm Kircher	513	Möwen hinterm Pflug. Erzählung von Hans Friedrich Blund	549
Bange Frage. Gedicht von Will Vesper	518	Brief eines kaiserlichen Obristen aus dem Dreißigjährigen Krieg an seine Mutter. Von Max Wegner	551
Vom Geist der Preußen und der Samurai. Von A. E. Johann	519	Heimkehr. Erzählung von Karl Weise	553
Eine Blüte erschleicht sich	526	Zucht und Sitte. Von Karl August Rust	555
		Die Umschau	557
		Die Buchwacht	568

*) Vom gleichen Verfasser erschien soeben eine von der „Deutschen Informationsstelle“ herausgegebene Schrift: „Krieg gegen Frauen und Kinder. Englands Hungerblutade gegen Deutschland 1914 bis 1920.“

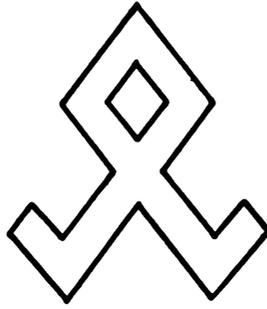
Bildnachweise: Das Titelbild: Oberleutnant Möbius, ein Bauernjahn aus der Niederlausitz (er versenkte ein englisches Schlachtschiff durch Bombentreffer), geben wir nach einer Zeichnung von Wolf Willrich wieder / Das Titelblatt „Kameraden“ entnahmen wir dem Bildvertrieb Schröder, Berlin-Wilmersdorf / Die Italienbeilage wurde zusammengestellt nach Aufnahmen von Reichsnährstand Krndt (1), Radar-Schröder (2), E. Wigleben (3), Sammlung Seiler (4), Edith Boed (5), Reichsnährstand Krad (6 u. 8), Atlantic-Photo (7) / Die Aufnahmen der Bildbeilage „Geburt der Biene“ stammen von Dr. Otto Croy.



Verlag Blut und Boden / G. m. b. H.
Reichsbauernstadt Goslar / Bäckerstraße 22

338.105
OD
v. 9²

PAYNE



Es ist nicht genug,
zu wissen,
man muß es auch anwenden,
es ist nicht genug,
zu wollen,
man muß es auch tun.

LR

Johann Wolfgang von Goethe

Odal · Monatschrift für Blut und Boden · Herausgeber N. Walther Darré

Juli 1940



Sür den Krieg gerüstet!

Landwirtschaftliche Zusammenarbeit Deutschland - Italien

Um allen schicksalhaften kriegerischen Auseinandersetzungen gegenüber gerüstet zu sein, muß, neben einem umfassenden Aufbau aller Wehrmachtsteile, als eine der wesentlichsten Voraussetzungen eine Landwirtschaft höchster Leistungsstufe vorhanden sein, die mit hoher Sicherheit die Ernährung von Armee und Heimat in jeder Lage garantieren kann. An dieser Erkenntnis entscheidet sich heute wie immer das Schicksal der Völker. Während das geburtenarme Frankreich an den Folgen der unheilvollsten Landflucht aller Zeiten zugrunde geht, während England sein Bauerntum sterben ließ, um seinen regierenden, wohlhabenden Familien das Vergnügen des Golfspiels, der Fuchsjagden und der noblen Parks zu ermöglichen, glaubten die Alliierten ungefährdet wieder wie 1914 durch eine grausame Nahrungsmittelblockade, mit dem Gespenst des Hungers von Frauen und Kindern, auch das militärische Rückgrat seiner Gegner ohne große eigene Opfer brechen zu können.

Das Schicksal aber hat es anders gewollt. Die mit Begriffen unserer Zeit nicht zu fassende Genialität unseres Führers hat in der Sicherung des Reiches nicht ein Arbeitsgebiet für weniger wichtig gehalten als das andere. Das großartige Ineinandergreifen aller vorausgesehenen und daher planmäßig vorbereiteten Maßnahmen schenkt unserem Volke nach allen Irrungen und Wirrungen vergangener Zeiten endlich das Reich, das für Jahrhunderte Ordnung und Wohlstand in einem glücklicheren Europa schaffen wird.

Damit „Deutschland ein Bauernreich werde“, wurde der gedankenreiche Schöpfer eines Standardwerkes des neuen Deutschlands, R. Walther Darré, heute vor zehn Jahren von Adolf Hitler berufen, um aus dem „Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“ dem Nationalsozialismus das Landvolk zu erobern und aus seiner erstmalig in der deutschen Geschichte totalen Sammlung aus eigener Kraft und unter eigenen Führern ein Ernährungswerk aufzubauen, das, getragen von der Weltanschauung des Staatsgedankens von Blut und Boden, befähigt ist, selbst das unmöglich Scheinende möglich zu machen: Sicherung der deutschen Ernährung für jeden denkbaren Fall! Wenn einmal die Geschichte des großen Krieges geschrieben wird, wird der Griffel der Geschichte die Leistungen des deutschen Landvolkes zu den ganz entscheidenden großen Beiträgen des Waffensieges in die ehernen Tafeln des deutschen Aufstiegs eingraben.

Die Agrarpolitik Mussolinis

Ebenso wie im Deutschland Adolf Hitlers hat auch der Duce des faschistischen Italiens die Förderung von Landvolk und Landwirtschaft zum obersten Gesetz der Friedensarbeit erhoben. Die Agrarpolitik seines Landes trägt in all ihren Zügen deutlich den persönlichen Einfluß Benito Mussolinis. Revolutionäre Gesetze wie das der Urbarmachung ganzer Provinzen und deren Kolonisation tragen den Namen des Duce. Mussolini ging von der Erkenntnis aus, daß, wenn er das Schicksal seines Landes zum Besseren wenden wolle, sich zuerst der Faschismus der Kräfte des Landes bedienen muß, um über die gesunden Fundamente der Landwirtschaft zu einer harmonisch ausgeglichenen Volkswirtschaft zu kommen, die der politischen Führung jene Freiheit des Handelns sichert, die unentbehrlich ist, um ein faschistisches Imperium bauen zu können. Schon im Dezember 1919 verkündete Mussolini im „Popolo d'Italia“: „Die politische Unabhängigkeit eines Landes steht in direkter Beziehung zu seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit, oder mit anderen Worten: Das Volk, das im Wechselspiel des Wettbewerbes zwischen den Nationen ein Höchstmaß politischer Unabhängigkeit erreichen will, muß in den vollen Besitz seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit gelangt sein!“

Italien steht Schulter an Schulter neben seinem deutschen Freund im Kampf um ein neues Europa. Die Frage nach der erreichten Leistungshöhe seiner Landwirtschaft, nach seiner ernährungswirtschaftlichen Leistung, darf daher in unseren Blättern auf eine besondere Aufmerksamkeit rechnen.

Italiens Landwirtschaft

Um das heute in seinen wichtigsten Nahrungsmitteln in hohem Maße unabhängige Italien, das früher stark auf das Ausland angewiesen war, voll würdigen zu können, bedarf es eines kurzen Überblicks der italienischen landwirtschaftlichen Verhältnisse.

Die italienische Landwirtschaft muß zu den vielgestaltigsten Europas gezählt werden. Von Norden nach Süden wechseln Klima, Bodenformen und Bodengüte ständig, so daß damit alle Voraussetzungen für ein wechselreiches Erzeugungsbild gegeben sind. Die starke Bevölkerungsdichte mit etwa 137 Menschen auf einen Quadratkilometer ermöglicht eine besonders arbeitsintensive Bodennutzung. 92 vH des Gesamtgebietes werden land- oder forstwirtschaftlich genutzt. Diese Zahl zeigt, daß kein Quadratkilometer anbaufähigen Bodens ungenutzt geblieben ist. Wenn man Italiens Landschaft kennt, fragt man sich, wie es kommt, daß nur 8 vH des Bodens nicht genutzt werden, denn man weiß ja, wieviel Raum bei der dichten Bevölkerung Städte, Straßen, Bahnen und Kanäle einnehmen, und wie weite Flächen durch Seen, Flüsse und Alpenglaisfelder bedeckt sind. Nur ein Fünftel der Gesamtoberfläche liegt in der Ebene. Und auch von dieser ebenen Fläche entfällt nur ein Teil auf die fruchtbaren Flußtäler des Po, Arno, Esino, Volturno und Sele. Sehr schwierig ist der Kampf mit den Unbilden eines unausgeglichene Klimas. So leidet der ganze

Süden Italiens, wo das Wasser den entscheidenden Wachstumsfaktor bildet, unter einer ungünstigen Verteilung der Niederschlagsmengen.

In Italien herrscht der private Grundbesitz vor. Staats-, Gemeinde- und Kollektivbesitz findet man nur in Gebirgsgegenden und dort, wo die Landwirtschaft, wie in Süditalien, nur extensiv betrieben werden kann. In einer kürzlich erschienenen Sonderveröffentlichung der „Berichte über Landwirtschaft“ des Reichsministeriums für Ernährung und Landwirtschaft, „Die italienische Landwirtschaft“, konnte festgestellt werden, daß in den letzten zwanzig Jahren in ganz Italien im freien Güterhandel rund eine Million Hektar in den Besitz von Bauern übergegangen sind. Es wurde in dieser Veröffentlichung ausgesprochen, daß vor der Machtergreifung des Faschismus jene allgemein zu beobachtende Erscheinung krankhafte Formen annahm, daß reichgewordene Schichten dazu neigten, ihre im Handel und in der Industrie gewonnenen umfangreichen Kapitalien in der Landwirtschaft sicher anzulegen. Dieser Entwicklung hat die starke Neubildung des Kleinbesitzes einen Kiegel vorgeschoben.

Wo steht die Selbstversorgung?

Aus der Erkenntnis der nationalen Selbstversorgung wurde 1925 vom Duce mit der Battaglia del Grano, der Weizen Schlacht, begonnen. Mussolini stellte die Aufgabe: Jede Erweiterung der Weizenanbaufläche vermeiden, dafür Steigerung des Hektarertrages, sofortige Inangriffnahme des Ausaatproblems, des Düngerproblems, des Problems der technischen Neuerungen und der Preisfrage.

Neben der Weizen Schlacht, die in den auf ihre Verkündung folgenden Jahren sehr bald auch auf die übrigen Ackererzeugnisse ausgedehnt wurde, ist es vor allem dem im Jahre 1928 erlassenen Gesetz über das Landeskulturwerk, dem „Legge Mussolini“ - einem der gewaltigsten Werke dieser Art, das die Geschichte kennt - zu verdanken, daß Italien heute einen Stand der Nahrungsmittelautarkie erreicht hat, der ihm erlaubt, den Brotkorb der Nation in eigener Hand zu halten. Battaglia del Grano, Bonifica integrale und die 1931 vom Duce aufgestellten praktischen Richtlinien für die Kompensationspolitik in den Handelsbeziehungen mit dem Ausland stellen ein einheitlich geschlossenes Ganzes dar.

Wir erinnern daran, daß vor der Getreideschlacht die Getreideerzeugung Italiens nur etwa 50 Millionen Doppelzentner betrug. In den letzten Jahren wurde die Ernte auf 80 Millionen Doppelzentner gesteigert und damit hier die Unabhängigkeit erreicht. Heute darf die volle Versorgung bei Getreide, Reis, Obst, Gemüse und Zucker als vollständig erreicht angesehen werden. Was das bedeutet, erkennt man in vollem Umfang erst, wenn man sich der italienischen Ernährungsgewohnheiten erinnert. Daher spielt die noch vorhandene Lücke bei Fleisch und Fetten niemals eine gefahrdrohende Rolle.

Das Landeskulturwerk, das vom Duce mit dem Wort „integrale“ versehen wird, das heißt vollständig und allumfassend, verdient besondere Bewunderung. Man sieht

in ihm nicht nur den Hauptfaktor zur Erneuerung der Landwirtschaft und zur Steigerung ihrer Produktivität, sondern sie gab auch die Handhabe für eine wirksame Bekämpfung der weite Landstriche beherrschenden Malaria. In den neugewonnenen Gebieten, wie im Pontinischen Acker und im Volturnogebiet, entstanden neue Arbeitsstätten und neue kulturelle Mittelpunkte. Wenn man von der italienischen Landeskultur spricht, muß man auch an die Wildbachregulierung und Aufforstung erinnern, die die großen Schädigungen, die die Ebene bedrohen, an ihrer Wurzel packen. Der Faschismus hat in sein Landeskulturwerk seit der Machtübernahme etwa 8 Milliarden Lire investiert. Die Bautätigkeit umfaßt 21 000 km Kanäle und Dämme, 11 000 km Straßen und 78 000 Häuser und Nebengebäude auf einer Gesamtfläche von 5,7 Millionen Hektar. Weitere 5 Milliarden sind für die Fortführung dieser Arbeiten zur Verfügung gestellt.

Deutsch-italienische Zusammenarbeit

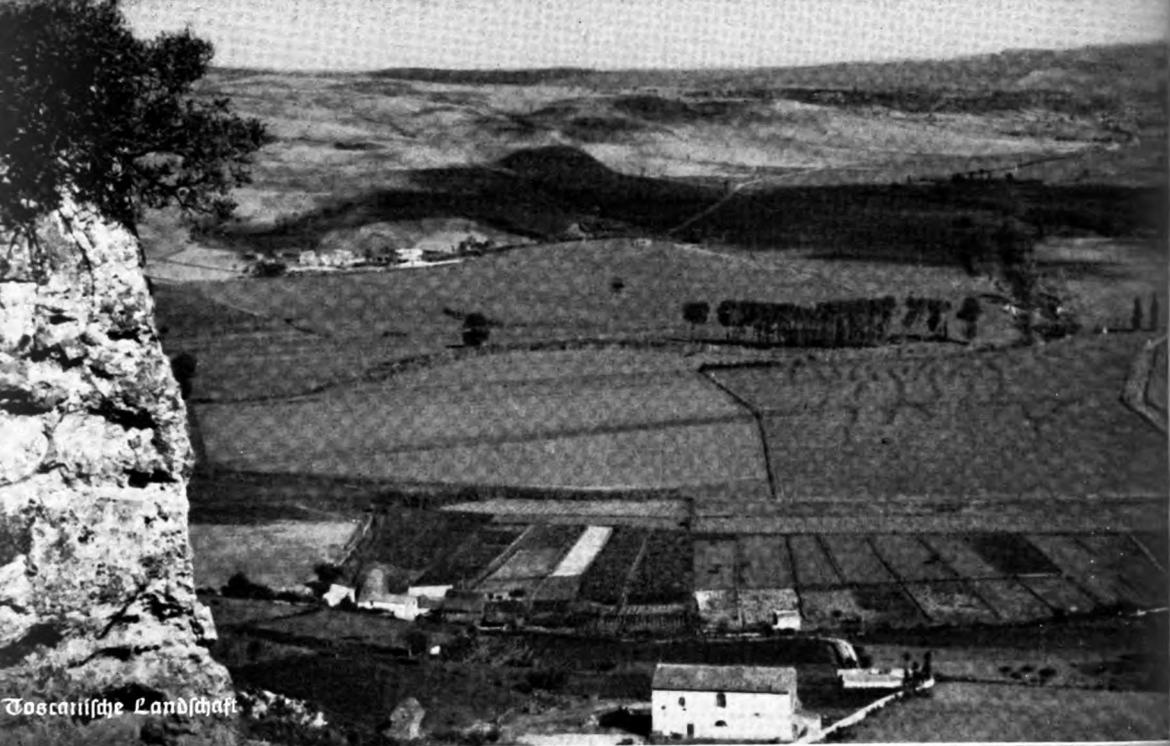
Zwischen Deutschland und Italien besteht gerade auf landwirtschaftlichem Gebiet seit Jahren eine besonders enge Zusammenarbeit. R. Walther Darré hat sich der Pflege dieser Beziehungen von jeher persönlich besonders stark angenommen. Die letzte Begegnung der beiden verantwortlichen Führer der Ernährungswirtschaften ihrer Länder, des italienischen Landwirtschaftsministers Professor Cassinari und des deutschen Reichsernährungsministers R. Walther Darré, fand am Vorabend des italienischen Kriegseintritts statt. Am Tage nachdem R. Walther Darré Italien verlassen hatte, verkündete Mussolini vom Balkon des Palazzo Venetia seinem Volke die historische Stunde der italienisch-deutschen Waffenbrüderschaft. Benito Mussolini hat in einer fast einstündigen Unterredung mit R. Walther Darré den unser Erleben charakterisierenden Satz ausgesprochen, daß dieser Krieg kein Krieg im alten Sinne ist, daß wir vor fünfundzwanzig Jahren wohl einen großen Krieg gehabt hätten, daß wir aber heute in einer Revolution ständen. Am 11. Juni hat er von seinem Balkon verkündet: „Es ist der Kampf der fruchtbaren und jungen gegen die unfruchtbaren und dem Untergang geweihten Völker; es ist der Kampf zwischen zwei Jahrhunderten und zwei Weltanschauungen.“ Dieser eine Satz unterstreicht besser als viele langatmige Ausführungen die jede Zukunft entscheidende Wahrheit, die R. Walther Darré nie müde wurde zu verkünden, daß nur die Sicherung eines wertvollen Blutsquells einem Reiche die Unsterblichkeit schenkt, und daß Macht nichts ist, wenn nicht ein lebendiges, kraftvolles Volk da ist, seinen Raum zu füllen und zu beherrschen.

Wenn im achtzehnten Jahre des Marsches auf Rom das faschistische Italien an der Seite des Deutschen Reiches mit Herz und Verstand kämpft, sind wir uns in unseren Blättern - die wir stolz sind, den italienischen Landwirtschaftsminister Professor Cassinari zu unseren Mitarbeitern rechnen zu dürfen - bewußt, daß der enge und herzliche Kontakt zwischen den führenden Männern der Landwirtschaften Deutschlands und Italiens einen wesentlichen Beitrag zum Gelingen der gemeinsamen Aufgaben liefern wird.

Italien



Juni 1940. Von rechts nach links: Botschafter v. Mackensen, Minister Acerbo,  Walter Darré, Minister Professor Dr. Tassinari, dazwischen Staatssekretär Nandini und  Benito Mussolini,  Admiral Dönitz



Toscanische Landschaft



Streu auf dem Pflanzung auf dem Pontinischen Meer



Tabakpflanzern in den reichen Fruchtgärten des Landes



Digitized by Google
Traubenernte auf einer Insel in der Adria



Das Landwirtschaftsinstitut Azienda Maoli bei Rom



Der erste Bauer Italiens



Der General R. Walther

Internationale Marktregelung oder europäischer Wirtschaftsaufbau?

Die internationalen Vereinbarungen auf dem Gebiet des Zuckermarktes und des Walfangs hat man gelegentlich als den Anfang einer Weltmarktordnung bezeichnet. Diese Auffassung war irrig. Denn hier handelte es sich nicht um eine enge Zusammenarbeit und wechselseitige Förderung von Volkswirtschaften. Vielmehr sollten durch technische Maßnahmen die ärgsten Schäden einer kapitalistischen Wirtschaftsgestaltung auf diesen Märkten behoben werden. Bei diesen Absprachen hatte der britische Einfluß eine ausschlaggebende Bedeutung. Schon diese Tatsache zeigt mit aller Deutlichkeit, daß eine Marktordnung im deutschen Sinn nicht vorliegen konnte.

Der Weltzuckermarkt

Der Weltzuckermarkt war durch den Weltkrieg in eine völlige Zerrüttung geraten. Der Rübenzucker war vom Weltmarkt verdrängt. Die Rohrzuckerländer hatten einen gewaltigen Aufschwung erlebt. Es kam zu einer Übererzeugung, die zu Preiszusammenbrüchen führte. Besonders betroffen war hiervon das amerikanische Kapital, das in den Plantagen Kubas in Höhe von rund 1,25 Milliarden Dollar angelegt war. Der Anwalt der amerikanischen Banken, Chadbourne, brachte zuerst mit den Holländern hinsichtlich des Zuckers von Java, dann mit den europäischen Rübenzuckerländern eine Verständigung zustande (1931). Doch trat England diesem Abkommen nicht bei. Es wollte zuerst noch die Erzeugung in den Ländern des Empire stärker ausweiten, um einen möglichst hohen Anteil seines Bedarfs im eigenen Reichsraum decken zu können. Während im Jahre 1920 nur etwas mehr als $\frac{1}{8}$ seines Bedarfs durch Lieferungen aus eigenen Räumen gedeckt wurde, war dieser Anteil im Jahre 1934 bereits auf die Hälfte gestiegen. Erst jetzt beteiligte sich England an einer internationalen Verständigung. Es trat dem neuen Abkommen vom 6. Mai 1937 bei. Allerdings verlor diese Vereinbarung mit Kriegsbeginn ihre Kraft. England hielt sich nicht mehr an die Quotensfestsetzungen des Vertrags, sondern verstärkte seine Bezüge aus dem Empire. Auf der anderen Seite gehören heute die früheren Ausfuhrländer Böhmen, Mähren und Polen zum großdeutschen Wirtschaftsraum. Mit der Besetzung Nordfrankreichs sind die wichtigsten Rübenanbaugelände Frankreichs in deutscher Hand. Wie im Weltkrieg wird hierdurch die französische Zuckervirtschaft schwer erschüttert. Die Lieferungen Javas nach Holland sind abgeschnitten. Nordeuropa wird seinen eigenen Rübenanbau teils verstärken, teils wird es stärker auf Mitteleuropa zurückgreifen müssen.

Das Internationale Walfangabkommen

Auch das Internationale Walfangabkommen vom 8. Juli 1939 muß gegenwärtig als gegenstandslos betrachtet werden. Nach dem Krieg hatte der Walfang einen außerordentlichen Aufschwung genommen. An erster Stelle standen zunächst die Norweger. Je mehr die Bedeutung des Walfangs für die Fettversorgung stieg, um so mehr wuchs das britische Interesse an diesem Markt. Die englische Erzeugung wurde ausgeweitet. 1931 verlegte der holländisch-englische Margarine- und Seifenkonzern Unilever seinen Sitz nach London. Im gleichen Jahr verweigerte er die Abnahme norwegischen Trans. Die Norweger waren gezwungen, ihre Flotte stillzulegen. Norwegische Schiffe gingen in englischen Besitz über. Bald zeigten sich die Folgen dieses Schachzugs. 1930/31 hatte die norwegische Erzeugung noch die doppelte Menge der englischen betragen. 1934/35 übertraf die englische Erzeugung bereits die norwegische. Gleichzeitig traten Deutschland und Japan mit neuen Walfangflotten auf den Plan. Nun hätte es im Sinne der britischen Wirtschaftspolitik gelegen, die neu aufkommenden Wettbewerbsländer durch Festsetzung von Erzeugungsquoten zu beschränken. Da mit einem solchen Erfolg nicht zu rechnen war, wurden lediglich Fangbeschränkungen vereinbart. Der Krieg hat auch das Bild für Norwegen und Deutschland geändert. Vielleicht wird ein Teil der früheren norwegischen Flotte in englischen Diensten arbeiten. Jedenfalls hat der Krieg die internationale Verständigung gesprengt.

Der Tee- und Kautschukmarkt

Eine weitgehende Verknüpfung von englischen und holländischen Interessen besteht am Tee- und Kautschukmarkt. Einst hatte der chinesische Tee den Weltmarkt beherrscht. In jahrzehntelangem Ringen gelang es der britischen Wirtschaftspolitik, China nahezu völlig zu verdrängen. Während der chinesische Tee in unzähligen kleinen bäuerlichen Betrieben gewonnen wurde, wurde er jetzt in den großen Plantagen Ceylons, Britisch- und Niederländisch-Indiens erzeugt. Im Jahre 1933 kam es zu einer Verständigung zwischen den Teeplanzer-Vereinigungen dieser Anbauländer. Zur Erhaltung ihrer Rentabilität vereinbarten sie Ausfuhrbeschränkungen. Die britische Quote verhielt sich dabei zur holländischen wie 10 : 3. Auch der Kautschuk wird heute in Plantagenbetrieben gewonnen, besonders in Britisch-Malaya, in Ceylon und Niederländisch-Indien. In der Nachkriegszeit stieg die Erzeugung außerordentlich an. Die Preise brachen zusammen. Es bestand die Gefahr, daß amerikanisches Kapital in die Erzeugung eindringen würde. Die Engländer entschlossen sich daher bereits im Jahre 1921, die Erzeugung in ihrem Machtbereich einzuschränken. Die Holländer benutzten diese Gelegenheit, um ihre Erzeugung auszuweiten. Daraufhin wurde im Jahre 1928 die Einschränkung aufgehoben. Die Preise brachen völlig zusammen. Die holländischen Planzer entschlossen sich nun, dem Abkommen beizutreten, der International Rubber Regulation. Für die beteiligten Länder wurden Kontingente festgelegt. Die britische Ausfuhrquote verhielt sich zur holländischen wie 3 : 2. Die Veränderungen, welche der Krieg diesen beiden Märkten bringen wird, sind noch nicht abzusehen. In der Südsee überschneiden sich heute die Interessen des englisch-holländischen Kapitals mit den Machtbestrebungen Japans

und den Wünschen der Vereinigten Staaten nach Sicherung ihres Hauptliefergebiets für Kautschuk.

Kapitalistische Erzeugungsmethoden als Ursachen schwerer Marktererschütterungen

All diese Beispiele, die dem landwirtschaftlichen und dem Ernährungsbereich entnommen sind, zeigen mit aller Deutlichkeit: kapitalistische Erzeugungsmethoden haben zu schweren Erschütterungen der internationalen Märkte geführt. Brachen die Preise zusammen, so entspannen sich Machtkämpfe um die Herrschaft am Markt. Im Endergebnis führten aber wiederum die Interessen des in der Erzeugung angelegten Kapitals zu einer Marktverständigung. Dabei verfolgte England jeweils das wirtschaftspolitische Ziel, sich das Übergewicht an der Erzeugung zu sichern. Hinter den internationalen Abkommen stand also britische Macht- und Wirtschaftspolitik, die sich wichtige internationale Märkte dienstbar zu machen versuchte.

Deutsche Agrarpolitik gegen britisches Ausbeutungsprinzip

Seit der Machtübernahme ist dem britischen Ausbeutungsprinzip der deutsche Ordnungsgrundsatz auch im zwischenvölkischen Verkehr entgegengetreten. Der Anstoß hierzu ging von der deutschen Agrarpolitik aus. Bahnbrechend war dabei der deutsch-niederländische Vertrag vom 15. Dezember 1933. Er wurde in einem Zeitpunkt abgeschlossen, in dem gerade die Marktordnung auf dem Gebiet der Vieh-, Milch- und Fettwirtschaft aufgebaut wurde. Es ergab sich die schwierige Frage, wie die ausländische Einfuhr, also die Überschüsse der fremdländischen Märkte, sinnvoll auf die Bedürfnisse des heimischen Marktes abgestimmt werden sollten. Diese Frage konnte nur in enger Zusammenarbeit zwischen den Regierungen und den Sachverständigen der beiden Länder gelöst werden. Dementsprechend wurden Regierungsausschüsse gebildet und verschiedene gemischte Ausschüsse. Ihnen oblag die Beratung aller Fragen, die mit der Durchführung des Abkommens zusammenhingen und die Abstimmung der beiderseitigen Marktbedürfnisse aufeinander. Gleichzeitig wurde zur Einfuhrleitung die Reichsstelle für Eier geschaffen und die Einfuhrsteuerung auf dem Gebiet der Fettwirtschaft auch auf Milchserzeugnisse ausgedehnt. Ähnliche Gedanken lehrten im deutsch-dänischen Vertrag vom 1. März 1934 wieder.

War hier der Grundsatz der Einfuhrleitung und der Abstimmung der Auslandsmärkte auf den heimischen Markt entwickelt worden, so trat im Verhältnis zu den Ländern Südosteuropas eine andere Frage in den Vordergrund. In dem Vertrag mit Ungarn vom 14. März 1934 und mit Jugoslawien vom 15. Mai 1934 wurden Regierungsausschüsse eingesetzt, die sich über die Erweiterung der beiderseitigen Abzahnmöglichkeiten beraten sollten. Besondere Aufmerksamkeit sollte dabei der Angleichung der fremdländischen Erzeugung an den deutschen Einfuhrbedarf geschenkt werden. In etwas allgemeinerer Form kam der gleiche Gedanke in dem Vertrag mit Rumänien vom 23. März 1935 zum Ausdruck. Damit war ein neues Wirtschaftsprinzip an die Stelle des britischen Ausbeutungsgrundsatzes getreten, nämlich die wechselseitige Förderung einer vielseitigen und ausgeglichenen Austausch- und Ergänzungswirtschaft auf der Grundlage der Verständigung und der Ordnung der Märkte.

Nach Schaffung des Großdeutschen Reiches und des Protektorats Böhmen und Mähren wurde am 23. März 1939 ein Abkommen mit Rumänien geschlossen, das die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern fördern und vertiefen sollte. Auf Grund eines mehrjährigen Wirtschaftsplans sollte die rumänische landwirtschaftliche Erzeugung entwickelt und gelenkt werden, insbesondere hinsichtlich des Anbaues von Futtermitteln, Ölsaaten und Faserpflanzen. Landwirtschaftliche Industrien sollten weiterentwickelt oder neu begründet werden. Die rumänische Holz- und Forstwirtschaft sollte gefördert, die rumänischen Bodenschätze noch weiter erschlossen, die industrielle Zusammenarbeit noch mehr vertieft werden. In einem Protokoll vom 20. Juli 1939 wurde die deutsch-rumänische Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Landwirtschaft noch näher umrissen.

Kurz vor Kriegsausbruch wurde endlich noch das bekannte deutsch-russische Wirtschaftsabkommen vom 19. August 1939 geschlossen. Auf Grund der zwischen beiden Reichen erzielten politischen Verständigung sollten nunmehr mit allen Mitteln die wirtschaftlichen Beziehungen und der Warenumsatz entwickelt werden. In einem Abkommen vom 11. Februar 1940, dessen Text nicht veröffentlicht wurde, wurde die nähere Ausgestaltung des Leistungsaustauschs umrissen. Die offiziöse „Iswestija“ schrieb dazu:

„Die Sowjetunion ist einer der größten Weltproduzenten der Rohstoffe, die Deutschland dringend benötigt. Deutschland dagegen steht in der ersten Reihe unter den Ländern, die hoch qualifizierte Maschinen und Industriemaschinen exportieren, an deren Einfuhr die Sowjetunion stark interessiert bleibt, trotz des Wachstums ihrer eigenen Maschinenindustrie. Entsprechend wird die Sowjetunion Deutschland Rohstoffe liefern, darunter auch Nahrungsmittel; Deutschland dagegen wird der Sowjetunion Industriewaren liefern. Der Warenumsatz zwischen Deutschland und der Sowjetunion wird gemäß dem Abkommen schon im ersten Jahr seiner Geltung einen Umfang erreichen, der den höchsten Umfang übersteigt, der seit dem Weltkrieg zu verzeichnen war.“

Großräumige Wirtschaftsplanung

Großräumige Wirtschaftsplanung, geordneter Leistungsaustausch, wechselseitige Ergänzung und Förderung sind Inhalt dieser Abkommen, die die Gedanken der Leistungssteigerung, der Marktordnung und der Wirtschaftslenkung in die Beziehungen der Volkswirtschaften untereinander tragen. Der Krieg hat nun auch die Länder des Ostblocks in den deutschen Wirtschaftsbereich einbezogen und sie aus ihrer Verflechtung mit der englischen Weltwirtschaft gelöst. Wie Deutschland, so müssen auch diese kleineren Länder ihre Wirtschaftsgrundlage in der eigenen Heimat und in der Arbeit an der eigenen Scholle suchen. Im übrigen werden sie die erforderliche Anlehnung an den großdeutschen Wirtschaftsraum finden.

Im Mittelmeerraum endlich zeigen sich bereits deutlich die Ansätze einer Neuordnung, die sich unter der Führung des befreundeten Italiens vollzieht. So bilden sich die Umrisse einer neuen europäischen Wirtschaftsordnung und Ordnungswirtschaft. Zu ihrem Aufbau hat die deutsche Agrarpolitik einen wichtigen Beitrag geleistet.

Das englische „Schwert“

Der Mord an 762 796 Frauen und Kindern

762 796 Frauen und Kinder ermordet - das war das Ergebnis der englischen Hungerblockade während des Weltkrieges von 1914 bis 1918. Die furchtbare Zahl, die kein Deutscher jemals vergessen sollte, wurde durch eine sorgfältige Untersuchung festgestellt, die Männer der Wissenschaft, berühmte Ärzte, in einem von dem Amerikaner Professor Dr. James T. Shotwell herausgegebenen Band der „Veröffentlichungen der Carnegie-Stiftung für Internationalen Frieden“ niedergelegt haben. Diese Untersuchung, deren unbedingte Zuverlässigkeit über allen Zweifel erhaben ist, enthält erschreckende Einzelheiten über die verheerenden Wirkungen der von Großbritannien damals in die Wege geleiteten gänzlichen Absperrung unseres Landes von jeder Zufuhr aus dem Auslande. Das maßlose Leiden der zum langsamen Hinsiechen verurteilten deutschen Frauen und Kinder besonders in den Städten wird durch eingehende Berichte über die durch den Hunger verursachten Erkrankungen geschildert, und das Gesamtbild, das vor unseren Augen ersteht, vermittelt uns einen erschütternden Eindruck von der teuflischen Grausamkeit, deren sich England zu jener Zeit schuldig gemacht hat.

Daß die Hungerblockade gegen Deutschland ein Verbrechen gegen das Völkerrecht war, nach dessen international vereinbarten Bestimmungen die Zivilbevölkerung während eines Krieges - genau wie beim Kampfe zu Lande - weitgehend geschont werden mußte, ist längst bekannt und oftmals hervorgehoben worden. Welche Kreise - auch bei uns - sind sich aber noch nicht klar darüber, daß die leitenden Männer des britischen Inselreiches - damals wie heute - die von ihnen selbst offen eingestandene Absicht hatten, das deutsche Volk durch eine endgültige Zersetzung seiner Lebenskräfte für immer dem Untergang preiszugeben.

Wollen wir diese schauerliche Tatsache richtig erkennen, dann brauchen wir uns nur einige Äußerungen von Engländern ins Gedächtnis zurückzurufen, die während des Weltkrieges bekanntgeworden sind.

Am 6. Januar 1916 legte die britische Regierung dem Parlament einen Bericht vor, der triumphierend ausführte, daß der Ausfuhrhandel Deutschlands völlig zerstört sei, daß die Einfuhr von Baumwolle, Wolle und Kautschuk wahrscheinlich für viele Monate von Deutschland abgeschnitten sei, und daß andere Einfuhrartikel wie Öl, Fette und Meiereiprodukte nur zu Hungerpreisen zu haben seien. Und der englische Propagandachef, der ehemalige Staatssekretär des britischen Schatzamtes, J. C. Maisterman, kleidete die Hoffnungen der herrschenden Kreise seines Landes in folgende drastische Worte:

„Langsam, aber sicher, ohne Aberhebung und ohne Prahlerei, gleich einer unsichtbaren Hand, die einen Menschen im Dunkeln erdrosselt, hat England seine Hand an die Kehle Deutschlands gelegt, und es wird von dieser Umklammerung erst ablassen, wenn der Widersacher tot ist. Das Opfer mag kämpfen, mit Händen und Füßen zappeln, sich in diesen Todeskämpfen winden und bei seinen Anstrengungen alles um sich herum zerbrechen - die Umklammerung wird ungeachtet dieses Widerstandes immer enger und der Druck immer stärker werden.“

Die „Englische Krankheit“

Am 8. September 1918, also etwas über vier Jahre nach Beginn des Weltkrieges von 1914 und ungefähr zwei Monate vor Abschluß des Waffenstillstandes, erschien in der englischen Zeitschrift „Weekly Dispatch“ ein Artikel von F. W. Wile, der die Überschrift „Die Hunnen von 1940“ trug. Dieser Artikel befaßte sich eingehend mit der von England gegen Deutschland durchgeführten Hungerblockade und feierte deren Erfolg.

Wir entnehmen ihm folgende ausschlufreiche Absätze:

„Ich weiß“, so schreibt Wile, „daß nicht nur Zehntausende von Deutschen, die bis jetzt ungehoren sind, für ein Leben körperlicher Minderwertigkeit vorausbestimmt sind, sondern daß auch Tausende von Deutschen, die sogar bis jetzt noch nicht empfangen sind, dem gleichen Schicksal werden gegenüberstehen müssen. Englische Krankheit wird wohl die Krankheit sein, der man in der Zeit nach dem Kriege am öftesten an unfähigen Deutschen begegnen wird.“

Baden Powell sagte: ‚Wir werden bis 1940 warten müssen, um zu sehen, wer den Krieg wirklich gewonnen hat‘ . . . Die tatsächlichen Folgen der Blockade Deutschlands wird diese verbrecherische Nation erst in Zukunft erfahren. . . . Welches ist die Wirkung auf die deutsche Zivilbevölkerung, ausgeübt durch die tatsächliche völlige Unterbindung der Einfuhr von Nahrungsmitteln und durch die Einschränkung von inländischen Erzeugnissen (besonders Fleisch und Fett), durch den Mangel an ausländischen Futtermitteln? Der Erfolg ist, daß Krankheiten mit höchst ansteckendem und verheerendem Charakter sich über das ganze Land ausbreiten. Deutschland ist heute ein verpestetes Land. Die weiße Geißel, Tuberkulose, ist epidemisch. Hungertyphus wütet in zahlreichen Gegenden. Die Ruhr fordert Hunderte von Opfern. Die Fälle von Hautkrankheiten steigern sich rapide. Ansteckende Krankheiten, wie Diphtheritis, Scharlach und verschiedenerlei Arten von Typhus wirken verheerend auf das Leben der Kinder, Mangel an Milch hat furchtbare Zustände an jungen Müttern, Kindern und Kranken geschaffen.

Die deutsche Rasse wird vernichtet!

Dr. Saleeby sagte (immer nach Wile): ‚Die deutsche Rasse wird vernichtet, darüber besteht nicht der geringste Zweifel.‘ Sogar der berühmte Gesundheitsgelehrte Dr. Weismann, der während des Krieges gestorben ist, konnte es nicht ableugnen, daß die Menschheit auf ihre Nachkommen die zersetzenden Folgen der Unterernährung oder Nahrungs-

mittelfnappheit vererbt. Mit anderen Worten: Wenn auch die Geburtenziffer in Deutschland befriedigend ist, so ist das Maß des Schadens - des unübersehbaren Schadens - doch ganz anders und bedeutend ernster. Das heißt, daß es im Jahre 1940 wahrscheinlich eine deutsche Rasse geben wird, die an körperlicher Degeneration leidet. . . . Das ist die englische Blockade, die in erster Linie für Deutschlands furchtbaren Ernährungszustand verantwortlich ist, mithin auch für die bleibenden Folgen, die andauern werden. Einen entsetzlichen Preis wird Deutschland dafür zu bezahlen haben, daß es beabsichtigte, Weltmacht zu werden."

Wer diese Stimmen, die noch vervielfältigt werden könnten, vernimmt, der erschrickt unwillkürlich vor dem Ausmaß kalter Bestialität, die ihm aus ihnen entgegenklingt. Und das um so mehr, wenn er aus dem oben angeführten amerikanischen Werk erfährt, daß der Triumph der Briten berechtigt war. Denn wie er dort liest, wurden nicht nur ¼ Millionen Frauen und Kinder dem Verhungern ausgeliefert, sondern darüber hinaus führten die Entbehrungen weitester Schichten des Volkes in den Jahren 1915 bis 1919 zu einem Ausfall an Geburten in Höhe von mehr als vier Millionen! Das war in der Tat eine entsetzliche Ernte des englischen Verbrechens. Alles in allem etwa fünf Millionen Deutsche fielen ihm zum Opfer.

Nur in ihren weiterschweifenden Hoffnungen irrten sich die triumphierenden Mörder des Weltkrieges. Wir sahen bei dem oben angeführten Wile, daß er die Ansicht aussprach, es werde sich 1940 entscheiden, wer den Weltkrieg wirklich gewonnen habe, und daß er diese Äußerung mit der Hoffnung verknüpfte, im gleichen Jahre 1940 werde das deutsche Volk der Degeneration verfallen sein.

Englands Rechnung zerrissen

Wie seltsam mutet uns diese Prophezeiung heute an, da wir tatsächlich das Jahr 1940 schreiben!

Ganz im Widerspruch zu Wiles frommen Wünschen ist in den zwei Jahrzehnten, die er für den Verfall der deutschen Rasse angesetzt hatte, ein geradezu einzigartiger Aufstieg erfolgt, ein Aufstieg, der eine angeblich dem sicheren Untergang geweihte Nation zu einer die Mitte Europas beherrschenden Weltmacht erhoben hat. Aber der kalte britische Materialist, der Deutschlands Zukunft als vernichtet ansah, weil das englische Verbrechen seiner Aushungerung ihm geglückt erschien, konnte ja nicht ahnen, daß es im Leben der Völker unwägbare Kräfte gibt, deren Wirkung sich niemals berechnen, geschweige denn vorausbestimmen läßt. Sie spielen ja auch in der Geschichte seiner Heimat schon lange keine Rolle mehr, da diese Geschichte allein durch eine plutokratische Clique von Großgrundbesitzern und Geschäftemachern bestimmt wird, die kein anderes Gesetz als das des eigenen platten Vorteils und der geistlosen Genußsucht kennt und Ideale wie „Freiheit“ und „Menschlichkeit“ nur im Munde führt, um hinter einer schönen Kulisse um so ungestörter ihre Eier nach Geld, Reichtum und Macht befriedigen zu können. Doch gerade derjenige, der die

Ideale, die unwägbarren Kräfte nur als Schein, als Vorwand, als Spiel vor der öffentlichen Meinung benützt, wird sie, an solche Entwertung ihres wirklichen Wertes gewohnt, falsch einschätzen, und seine noch so diabolisch aufgestellte Rechnung wird zuletzt kläglich versagen.

Der Sieg in der Erzeugungsschlacht

Das war bei der Rechnung Englands in bezug auf Deutschland ganz entschieden der Fall. Denn fast zur selben Stunde, da Wille das Verdammungsurteil über das deutsche Volk aussprach, entfachte Adolf Hitler die Fackel seiner nationalsozialistischen Idee, die alsbald das gleiche, totgesagte Volk zu neuem Leben erwecken sollte. Ihm aber gelang es durch die Stärke seines Glaubens, durch die Macht seines Willens und die Unererschrockenheit seiner Tat alle jene tiefen Schäden zu überwinden, die die englische Hungerblockade verursacht hatte. Und er war es auch, der die teuflischen Pläne des Segners durchschaute und vom ersten Tage seiner Machtergreifung an dafür sorgte, daß sie niemals wieder Gewalt über Deutschland gewinnen konnten. Er drang auf Sicherstellung der deutschen Brotfreiheit, indem er die Erzeugung der Landwirtschaft mit allen Mitteln erhöhen ließ; er bahnte die möglichst weitgehende Unabhängigkeit seines Reiches von den Rohstoffen der Außenwelt an; er ließ in größtem Umfang den Überschuß der Ernten und der einheimischen Wirtschaftsproduktion aufstapeln, um für die Tage der Not gerüstet zu sein.

Und als sich England, in wachsendem Unwillen über Deutschlands Erstarrung und nationalen Aufschwung, ansah, ihm abermals das dunkle Los des Weltkrieges zu bereiten, als es rings an seinen Grenzen Bundesgenossen warb, die nun das nationalsozialistische Reich, wie einst das Kaiserliche, von allen Seiten umzingeln und einschnüren sollten, damit diesmal die Vernichtung der deutschen Rasse restlos durchgeführt und die Aushungerung vollendet werden konnte, so daß keine Wiedergenesung mehr möglich war, da vermochte es Adolf Hitler, den Ring der Umklammerung zu sprengen, da schuf er im Osten durch den Vertrag mit Rußland und die rasche Niederwerfung Polens freie Bahn. Zugleich aber ließ er die ausschlaggebenden Maßnahmen treffen, die einer neuen Unterernährung des Volkes vorbeugen: die frühzeitige, gerechte und ausreichende Rationierung der Lebensmittel und die unverzügliche Beantwortung der englischen Blockade durch die deutsche Gegenblockade. Heute ist England, das den Krieg vom Zaune gebrochen hat, um sein verbrecherisches Werk aus den Jahren 1914 bis 1919 zu erneuern, schon nach wenigen Monaten in die Lage versetzt, daß es um die Ernährung seiner Bevölkerung bangen muß, daß es nicht mehr über den hinreichenden Schiffsraum zur Einführung seiner notwendigen Bedarfsartikel verfügt, daß es Tag für Tag und in stets wachsendem Maße Fahrzeuge verliert und bereits die ganze Erdkugel abtasten muß, um Hilfe zu erflehen.

Das Gespenst des Hungers, das abermals über Deutschland auftauchen sollte, lauert an Großbritanniens Küsten. Und in einem Punkte hat Wille recht behalten: Im Jahre 1940 wird es sich entscheiden, wer den Weltkrieg wirklich gewonnen hat.

Frankreichs Selbstmord

Die französische Bevölkerungstagnation und ihre Ursache - der Geburtenrückgang - wurden im vorhergehenden Aufsatz¹⁾ vor allem als Folge des Rationalismus und Individualismus erklärt. Was ist nun das Ergebnis dieser einzelmenschlichen Vernunftplanung?

Obwohl Frankreich durch die Verlängerung der durchschnittlichen Lebenserwartung und durch die Einwanderung seine Einwohnerzahl in den letzten 100 Jahren immer noch einigermaßen halten konnte, ist doch in vielen Gegenden bereits eine starke Entvölkerung festzustellen, die bereits 1831 (!) in einzelnen Departements begann.

Partielle Entvölkerung

Schon 1861 waren in 14 Departements (von insgesamt 90) die Sterbefälle zahlreicher als die Geburten, 1936 in 61 Departements. Aber auch der Aufbau einiger neuer Industriezentren konnte bei der gegebenen Bevölkerungslage im allgemeinen nur durch Substanzverluste anderer Departements ermöglicht werden.

Aus diesen Gründen hatte z. B. 1931 das Departement Lot in der Gascogne 44 vH von seinem Bevölkerungshöchststand verloren, das Departement Orne in der Normandie 38 vH, das Departement Basses-Alpes in der Dauphiné 44 vH, das Departement Meuse in Lothringen 34 vH usw. usw. Es ist durchaus keine Einzelercheinung, daß in ehemals blühenden Dörfern mit Hunderten von Einwohnern heute nur noch 10 bis 20 Menschen vegetieren.

Die weitere Bevölkerungsentwicklung

Dieser Volkstod wird sich in der Zukunft aber noch wesentlich beschleunigen und auf alle Provinzen ausdehnen.

Auf Grund der Geburten-, Heirats- und Sterbeziffern von 1935 sind eingehende Berechnungen über die weitere Bevölkerungsentwicklung unternommen worden.

Setzt man die weibliche Fruchtbarkeit und die Sterblichkeit jeder Altersgruppe auf der Basis von 1935 ein, so würde die Bevölkerung bis 1985 um 7 Millionen zurückgegangen sein. Sollte sich aber die Sterblichkeit und Fruchtbarkeit weiter in Richtung der letzten Jahre entwickeln, so würde die Bevölkerung 1985 auf 29 Millionen gesunken sein. 556 000 Sterbefällen würden zu diesem Zeitpunkt nur noch 127 000 Geburten gegenüberstehen.

Der machtpolitische Niedergang

Welch eine Wandlung seiner politischen Machtstellung hat Frankreich durch seinen Bevölkerungstillstand im Verlauf der letzten Jahrhunderte erfahren. Man erinnere sich an seine einstige politische und militärische Vormachtstellung unter Ludwig XIV.,

¹⁾ Vgl. „Odal“ 1940, Heft 6.

Ludwig XV. und während der napoleonischen Kriege. Man denke dagegen an 1870/71 und an den Weltkrieg, den Frankreich nur noch mit Hilfe seiner Verbündeten entscheiden konnte. Und die 1. Weltkrieg wird einen weiteren Abschnitt des machtpolitischen Niederganges bringen.

Man denke auch an die nicht so ferne Zeit zurück, da „jeder“ in Europa französisch können mußte und die französische Kunst, Literatur und Wissenschaft in der Welt dominierten.

Die innerpolitische Erstarrung

Aber auch innerhalb des Landes sind die Rückwirkungen der Bevölkerungsstagnation - der Vergreisung - zu bemerken.

Während Frankreich noch weit bis in das 19. Jahrhundert hinein Träger neuer, revolutionärer Gedanken war, treibt es allmählich in eine fast ausweglose innerpolitische Erstarrung hinein, denn die Jugend, sonst Träger neuer Ideale, verliert ständig an Gewicht. Sie kann der Erfahrung, dem Wissen und der Macht der älteren Generation nicht die Kraft der größeren Zahl entgegenstellen²⁾.

Es besteht im Rahmen dieses Artikels nicht die Möglichkeit, die Folgen der Generationsüberlagerung für die Innenpolitik im einzelnen darzustellen und die Unterlassungssünden in der Fürsorge für die Jugend aufzuzeichnen. Aber diese Probleme existieren³⁾.

Auch im Wirtschaftsleben sind die Folgen der Bevölkerungsstagnation überall sichtbar.

Probleme der Gütererzeugung und des Verbrauchs

In vielen Wirtschaftszweigen ist Frankreich heute von ausländischen Arbeitskräften abhängig. Ein Drittel z. B. der Bergarbeiter sind Ausländer.

Die Bauindustrie, eine der Schlüsselindustrien der Wirtschaft, fristet nur notdürftig ihr Leben.

Die auffälligste Auswirkung ist in der Landwirtschaft zu beobachten. Denn der Rückgang der Landbevölkerung ist echt und nicht nur relativ wie in Deutschland. Gleichzeitig kann die Landwirtschaft auch nicht mehr so viele Menschen beschäftigen wie früher, da die fortschreitende Agrar-Chemie und -Technik den Ertrag erhöhen, während der Verbrauch nahezu unverändert bleibt. (Die Folgen einer landwirtschaftsfeindlichen Handelspolitik und die Unordnung der Märkte sind demgegenüber von geringerer Bedeutung).

So ging die durchschnittliche Jahresanbaufläche in der Zeit von 1881/83 bis 1931/34 für Weizen von 7 Millionen Hektar auf 5,3 zurück, für Roggen von 1,8 Millionen Hektar auf 0,7, für Wein von 2 Millionen Hektar auf 1,5.

Demgegenüber nahm das Brachland von 3,8 Millionen Hektar 1913 auf 5,5 Millionen Hektar 1935 zu. Auch die Wiesen- und Weidefläche stieg beträchtlich bei gleichzeitig starkem Rückgang der Viehhaltung.

²⁾ 1931 z. B. gab es ebenso viele Mädchen zwischen 10 bis 19 Jahren wie Frauen zwischen 50 bis 59 Jahren.

³⁾ Vgl. H. Graf v. Posadowsky-Wehner „Das Bevölkerungsproblem in Frankreich“. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1939, S. 61 ff.

Die Anbauverluste wurden durch den erhöhten Hektarertrag nur zum Teil ausgeglichen. Der Ertrag stieg von 1881/84 bis 1930/33 in Doppelzentner und je Hektar für Weizen von 10,5 auf 15 (in den gleichen Zeitabschnitten in Deutschland von 12,6 auf 21,7), bei Roggen von 10,5 auf 11,5 (9,8 auf 17,4), bei Hafer von 11,2 auf 14,1 (10,8 auf 19,2), bei Kartoffeln von 74 auf 109 (81 auf 160).

Die Folgen des Arbeitermangels und der schlechten Absatzverhältnisse sind ein starker landwirtschaftlicher Wertverlust, wie er aus folgender Aufstellung hervorgeht:

Boden- und Pachtwert für unbebauten Grundbesitz

		Pachtwert in Goldfranken je ha	Verkaufswert
Ackerland	1851—1853	42	1479
	1879—1881	57	2197
	1908—1912	49	1496
Wiesen und Weiden	1851—1853	73	2256
	1879—1881	97	2961
	1908—1912	65	1878
Weinberge	1851—1853	69	2067
	1879—1881	130	2968
	1908—1912	76	2033
Unbebauter Grundbesitz insgesamt . . .	1851—1853	38	1276
	1879—1881	53	1830
	1908—1912	41	1244

In der Nachkriegszeit hat sich der Wertrückgang zweifellos noch verstärkt, denn die Entvölkerung des Landes und der Rückgang der Erzeugung nehmen einen immer größeren Umfang an. Leider sind aber bisher noch keine neuen zuverlässigen Zahlen darüber veröffentlicht worden.

Arbeitsmarktprobleme

Die Rückwirkungen auf den Arbeitsmarkt wurden schon erwähnt, nämlich die Überfüllung der gehobenen Berufe und der große Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtschaft und vielen Industriezweigen.

Kapitalprobleme

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Franzose aus seiner Lebensvorstellung heraus Sparer ist. Das stark anwachsende Sparkapital hatte aber in einem alten Kulturland mit stagnierender Bevölkerung nur wenig Anlagemöglichkeiten. So wanderte es in den Sparstrumpf - wurde also totes Kapital - oder in das Ausland. 35 Milliarden Mark hatte Frankreich 1913 an das Ausland geliehen. 11 Milliarden waren allein an Rußland geborgt und gingen völlig verloren. Weitere Milliarden waren in die Balkanländer geflossen und mußten ebenfalls abgeschrieben werden.

Auch in der Nachkriegszeit gab es hohe Verluste bei den Auslandsanlagen, und das unproduktive Strumpfgeld wurde 1936 vom französischen Finanzminister auf 40 bis 60 Milliarden Franken, d. h. bei dem damaligen Wechselkurs auf 7 bis 10 Milliarden Reichsmark geschätzt. Die Sparer aber, die ihr Geld nicht mehr dem Ausland borgen wollten, sondern es dem Staat für seine riesigen Rüstungsausgaben in der Nachkriegszeit zur Verfügung stellten, wurden durch die Frankenabwertungen von 1918 bis 1928, 1936, 1937, 1938 und 1939, die den Wert des Franken von 80 Rpf. bis auf 5,5 Rpf. sinken ließen, schwer betrogen.

Alle diese Wirtschaftsfolgen haben nun dazu geführt, daß das tatsächliche Vermögen nicht mehr zunahm. Während von 1820 bis 1895 der Wert des hinterlassenen Vermögens je Todesfall wesentlich anstieg^{*)}, war er von da an bis zum Weltkrieg nahezu gleichbleibend. In der Nachkriegszeit ist der Wert, wenn man den Goldfrank als Basis nimmt, um gut die Hälfte zurückgegangen.

Schwierigkeiten des Staatshaushaltes

Es bedarf keiner näheren Erläuterung, daß das Gewicht der Kosten der Verwaltung, des Schulwesens, der Post, der Polizei, des Verkehrsnetzes usw. bei rückläufiger Bevölkerung wächst.

Wie hält man es ferner bei der wirtschaftlichen Stagnation für möglich, die Kosten eines übermäßig großen Heeres zu tragen? Und wie denkt man sich die Altersversorgung der Werktätigen? Denn der schon überhohe Anteil der mehr als Sechzigjährigen von 14 vH wird bald auf 24 vH ansteigen, und wenn auch die Altersversorgung eine Ehrenpflicht und ein selbstverständlicher Akt der sozialen Hilfsbereitschaft ist, so ist er doch - kraß wirtschaftlich gesprochen - Kapitalverzehr, während die Aufzucht von Kindern eine Kapitalinvestition darstellt. Wie will man schließlich in dieser Lage noch die notwendigen Mittel für erfolgreiche Maßnahmen zur Geburtensteigerung aufbringen können?

Das Kolonialreich

Frankreich besitzt ein Kolonialreich von 12 Millionen Quadratkilometer Fläche (Mutterland 0,55 Mill. qkm) mit fast 70 Millionen Menschen. Auf 39 Millionen Eingeborene in Afrika kommen nur 1,3 Millionen Franzosen - einschließlich einiger hunderttausend naturalisierter Eingeborenen -, in den asiatischen Besitzungen auf 24,5 Millionen Bewohner nur 57 000 Franzosen. Diese Anzahl genügt nicht entfernt zur Verwaltung geschweige denn zur wirtschaftlichen Nutzung, die nach amtlichen Feststellungen ohne große Kosten ausgebaut werden könnte. Kolonialreich ohne Kolonisten! -

Farbige müssen also in steigendem Maße in den französischen Schulen, Universitäten und Instituten ausgebildet werden. Die Gefahr der Beseitigung der fremden Herrschaft wird dadurch sehr verstärkt. Und zu seinem „Schutz“ bildet Frankreich die Eingeborenen zu Soldaten aus. Weit über 200 000 Mann stehen in Friedenszeiten unter den Waffen, im Krieg kann diese Zahl schnell auf 2 Millionen gebracht werden.

^{*)} Eine eigentliche Vermögensstatistik existiert nicht.

Militärische Rekrutierungsmaßnahmen und Prestigefragen sind also der vorwiegende Grund der „kolonialisatorischen Tätigkeit“.

Die Einwanderung von Ausländern

Eine der wichtigsten und problemreichsten Folgen der Bevölkeringstagnation ist die Einwanderung von Ausländern⁵⁾. 1931 lebten ständig fast 3 Millionen Ausländer in Frankreich, davon waren über die Hälfte erwerbstätig; der Anteil an Frauen, Greisen und Kindern ist also verhältnismäßig gering. Unzählige zwischenstaatliche Abkommen, Gesetze, Organisationen usw. sorgen für eine planmäßige Regelung des ausländischen Arbeitseinsatzes. Ohne Arbeitslaubnis und festen Arbeitsvertrag ist die Einwanderung nach Frankreich in der Regel unmöglich.

Die stärkste Ausländergruppe stellt Italien. Sie betrug 1935 fast 1 Million. Da aber das neue Imperium genügend Siedlungsraum bietet, wandern die Italiener seit einiger Zeit wieder ab. Nur die politischen Flüchtlinge bleiben, die jedoch, wie alle diese Flüchtlinge, sehr unangenehme Zeitgenossen sind, da sie unfreiwillig in ihrem Gastland leben und es nur als eine Art von Wartenraum auffassen.

Die Zahl der Spanier betrug 1931 etwa 350 000. Durch den Bürgerkrieg ist ein großer Flüchtlingsstrom nach Frankreich gewandert. Alle, die guten Willens sind, wurden zurückgerufen, um an dem Wiederaufbau teilzunehmen. Spanien wird nach den schweren Verlusten durch den Bürgerkrieg wohl für lange Zeit keine Auswanderung mehr zulassen können.

Etwa 300 000 Belgier lebten zuletzt in Frankreich. Aber da auch in Belgien der Geburtenrückgang sehr fühlbar wird, muß in Zukunft die belgische Einwanderung ausfallen.

Der Anteil der Grenznachbarn, der 1911 noch 85 vH betrug, fiel bis 1931 auf 60 vH und wird in Zukunft noch weit schneller sinken. Die Nachkriegseinwanderung wurde vor allem vom Osten und den Kolonten bestritten.

1931 waren ¼ Million Polen in Frankreich und viele Tschechen. Es wäre denkbar, daß nach Beendigung des Krieges der Wunsch, nach Frankreich auszuwandern, vor allem in Polen stark wäre, und daß man dagegen von deutscher Seite nichts einzuwenden hätte, um Siedlungsgebiet für Deutsche zu erhalten. Die großen Unterschiede in Sprache, Lebensweise und Klima sowie die Unterdrückung jedes eigenvölkischen Lebens und die brutale Assimilationspolitik durch die französische Regierung haben aber in der Vergangenheit ständig Konflikte geschaffen und werden es auch in der Zukunft. Das von Deutschland geleitete große Aufbauprojekt im Osten und Südosten wird also den Bewohnern dieser Gebiete in Kürze sehr viel anziehender erscheinen als die „Freiheit in Frankreich“.

Die große Zahl der aus Deutschland, dem Osten und dem Balkan zugewanderten Juden ist statistisch leider nicht erfassbar. Ihr Kommen ist unerwünscht, denn sie versuchen, in die schon weit überfüllten Akademikerberufe oder in die ebenfalls übersekte Berufsgruppe der Händler und Wirtschaftsangestellten einzudringen.

Was bleibt also Frankreich? Trotz aller ungünstigen Erfahrungen nur die farbige Einwanderung. 1921 waren es 40 000 Farbige, 1926 etwa 75 000, 1931 bereits

⁵⁾ Vgl. weitere Einzelheiten in op. cit. S. 79 bis 90, S. 117 bis 128.

130 000, und für 1936 kann man die Zahl auf 300 000 schätzen. Hinzu kommen noch die farbigen Soldaten. Hier entsteht also ein Problem gefährlichsten Ausmaßes, ein Problem, das ganz Europa angeht und dem die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden muß.

Zweifelloos sehen die Franzosen die Anwesenheit der vielen Ausländer ungern. Man klagt über die starke Kriminalität, die hygienische Verwahrlosung und den oft recht tiefen Bildungsstand der Einwanderer. Mit Sorge betrachtet man das völkische „Unterlaufen“ durch die Nachbarn in den Grenzgebieten und die politische Aktivität vieler Ausländer. Bei der heutigen Lage bleibt aber Frankreich kein anderer Weg, und es hat manche Vorteile wirtschaftlicher Art gehabt, denn man holt sich die Ausländer in der Vollkraft ihres Lebens, spart also die Kosten der Erziehung bis zur Arbeitsreise. Der beste französische Kenner der Einwanderungsfragen, G. Mauco, stellte daher fest, daß die fast 2 Millionen ausländischen Arbeiter ein Kapital von rund 7 Milliarden Reichsmark darstellten.

Einbürgerung

Aber man will auch alle wertvollen Ausländer (ein relativer Begriff) für den Staat, d. h. den Militärdienst verpflichten und sich die Nachkommenschaft sichern. Hierzu bildet das Staatsbürgerrecht die wichtigste Handhabe.

Während der Code civil von 1804 noch völlig auf dem Boden des „jus sanguinis“ stand, also das völkische Prinzip vertrat, haben die Gesetzesänderungen von 1889 und vor allem 1927 das „jus soli“, also das geographische Prinzip, verwirklicht.

Es ist hier nicht der Platz, um auf die einzelnen Bestimmungen der Naturalisation, Frankifikation und stillschweigenden Einbürgerung einzugehen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß man die Zahl der in den letzten 50 Jahren eingebürgerten Ausländer und ihrer Kinder (ohne Kindesfinder) auf mindestens 2 Millionen schätzen kann, und zwar allein in den Jahren 1927 bis 1936 auf rund 700 000.

Seit Kriegsausbruch schlägt Frankreich nun verstärkt die Werbetrommel und sucht überall Söldner, die bereit sind, gegen das „kulturlose“ Deutschland zu kämpfen, wofür man ihnen als Belohnung die Ehre anbietet, Staatsbürger der „Grande Nation“ zu werden.

Alle diese Maßnahmen können das Bevölkerungsproblem aber natürlich nicht lösen und werden nur zweischneidige Hilfsmittel bleiben. Einer der ersten „Assimilations-erfolge“ ist übrigens die Tatsache, daß auch bei den Ausländern nach kurzer Zeit die Geburtenbeschränkung einsetzt.

Noch vor einigen Monaten war die französische Presse voll von Artikeln, in denen die katastrophalen Folgen der Bevölkerungstagnation beschworen wurden. Alle Minister und Politiker bemächtigten sich des Themas und erklärten, daß nur ein sofortiger Umschwung das Land vor seinem Ende bewahren könnte.

Trotzdem hat Frankreich am 3. September Deutschland den Krieg erklärt. Haben die Franzosen die Verluste des Weltkrieges vergessen? Erinnern sie sich nicht mehr daran, daß die Zahl der Sterbefälle um 1¼ Millionen zunahm, daß die Geburten in

diesen Jahren in Frankreich um fast die Hälfte, nämlich um 1½ Millionen zurückgingen? Wissen Sie plötzlich nicht mehr, daß sich dieser schwere Blutverlust gerade jetzt, wo die gelichteten Jahrgänge im militär- und heiratsfähigen Alter stehen, besonders stark auswirkt?

Und mit welchen Mitteln will denn Frankreich eigentlich den Krieg führen? Man weiß doch ganz genau, daß der Angriff auf den Westwall das Leben Hunderttausender von jungen Franzosen kosten würde und trotzdem erfolglos bleiben müßte. Man sollte auch wissen, daß Deutschland nicht ein zweites Mal von Deutschen besiegt werden wird. Es bleibt also nur die Hoffnung auf die Wirtschaftsblockade. Können die Franzosen aber wirklich glauben - von allen anderen Einwänden ganz zu schweigen -, daß wir Deutschen eines Tages zu den Alliierten kommen könnten mit der Feststellung: „Es tut uns leid, aber jetzt sind wir verhungert“, oder ähnlichem Unsinn? Nein, der Glaube, über Deutschland siegen zu können, ist schon unverständlich, der Glaube aber, kampflös siegen zu können, ist bereits pathologisch! Und der Kampf würde Millionen und Millionen von Menschen kosten. Er würde den Selbstmord Frankreichs bedeuten.

Nur um den ganzen Widersinn der Kriegserklärung sichtbar zu machen, wollen wir einmal annehmen, Frankreich würde Sieger. Sein Ziel, das jetzt schon offen zugegeben wird, wäre, Deutschland wieder in unzählige Einzelstaaten aufzuteilen. Sollte wirklich vergessen worden sein, daß 1919 Österreich selbst den Anschluß wünschte, daß bei allen Grenzabstimmungen des Versailler Vertrages das einmütige Bekenntnis der Deutschen zum Reich erfolgte? Sollte das kümmerliche Ende der rheinischen Separatisten der Erinnerung entschwunden sein? Und dies alles geschah trotz des beispiellosen seelischen und wirtschaftlichen Niederganges des damaligen Nachkriegsdeutschlands. Glauben die Franzosen vielleicht, daß das neue Deutschland, das nun endlich seine völkische und politische Einheit gefunden hat und dessen innere Geschlossenheit durch das Stahlbad des aufgezwungenen Krieges nur noch viel stärker wird, vom grünen Tisch aus aufgelöst werden kann? Nein! Dazu müßte Deutschland für Jahrzehnte mit einem dichten Netz ausländischer Garnisonen überzogen werden. Aber wie will man das bei einem Volk von 80 Millionen fertigbringen? Die englischen Freunde haben doch, weiß Gott, genug Sorgen mit ihrem eigenen Weltreich, und in Frankreich hat der Menschenmangel dazu geführt, daß schon vor Ausbruch des Krieges z. B. die Wirtschaft nur mit Hilfe der Ausländer notdürftig in Betrieb gehalten werden konnte. Oder will man etwa Millionen von Negeren nach Deutschland schicken, um durch sie „die Herrschaft der Freiheit, der Kultur und des großen Glücks“ zu sichern? Hat Frankreich für eine Herrschaft der Farbigen den Krieg erklärt?

Nein, wie man auch das Problem betrachtet, eins ist sicher: Frankreich kann niemals als Sieger aus diesem Krieg hervorgehen. Denn der einzige Sieg, den Frankreich heute und in Zukunft braucht, ist der Sieg im Kampf gegen seinen Volkstod. Hier allein liegt Frankreichs Schicksalsfrage. Der Kampf um ein zahlenmäßiges Wachstum und die rassische Reinerhaltung, der Kampf also für die Volkskraft müßte sein oberstes Gesetz sein, dem alle anderen Wünsche und Aufgaben unterzuordnen wären. Auf dieses Ziel müßte es alle seine Kräfte konzentrieren.

Trotzdem hat Frankreich uns den Krieg erklärt. Es ist bereit, seine Jugend dahinzupferen, es will kämpfen und wird sich dabei verbluten. Für wen? . . .

Rarl Weife

Die große Stunde

Heilige Mutter - Deutschland - deine Stunde ist da!
Die eine Stunde der Mutter -
Da aus den Schöpferhänden Gottes -
Das ewige Leben blüht!
Seit tausend Jahren - Mutter -
Trägst du die herbe Not - den tiefen Schmerz,
Der eines starken Volkes Seele
Mit heißer Sehnsucht füllte!

Und alles, was in hohem Flug nach Sternen griff -
Was Helden sterbend noch in alle Winde riefen -
Was in Millionen deutscher Männer pulste -
Was deutsche Mütter betend heißten
Seit tausend Jahr':
Das - Mutter Deutschland -
Wirst du in deiner schweren Stunde -
Im Lichtglanz deines hohen Wesens offenbaren!



Deutsches Land

Nach dem Gemälde von R. Stügel

Erziehungsaufgaben der Landschule im Kriege

„Pflug und Schwert sind aus einem Stahl,
Es bleibt dir keine Wahl:
Du mußt sie beide schmieden.“

Männer der Wehrmacht haben ausgesprochen, daß ihnen die Jahrgänge, die von 1914 bis 1918 die Oberstufe einer Schule besucht haben, heute noch viel zu schaffen machen. Das ist ein Beweis dafür, daß im Krieg die Schulerziehung vernachlässigt wurde und daß man die Folgen dieser Vernachlässigung noch nach langen Jahren spürt. Im gegenwärtigen Krieg soll darum nichts unversucht bleiben, um eine regelmäßige und fruchtbringende Schulerziehung zu gewährleisten.

Der gegenwärtige Krieg stellt der Schule wohl besondere Aufgaben, aber diese Aufgaben weichen im Grundsätzlichen nicht von der Arbeit in Friedenszeit ab. Als der Weltkrieg ausbrach, mußte ganz neu eine Kriegswirtschaft aufgebaut werden. Der Führer hat schon in Friedenszeiten die vor 1933 zerrüttete deutsche Wirtschaft zu einer nationalen Wehrwirtschaft ausgebaut, die sofort bei Kriegsausbruch intakt war und keine Umstellungen und Erschütterungen brachte. Genau so ist die gesunde nationalsozialistische Erziehung ihrem innersten Wesen nach wehrpolitisch, die Schule braucht zu Kriegsbeginn sich nicht grundsätzlich umzustellen. Die Propaganda muß im Kriegsfall einen rechtfertigenden Leitgedanken bereitstellen; weil bei uns Wehrerziehung und allgemeine Erziehung eins sind, wird der Wehrwille nicht so sehr von der Propaganda als von der Weltanschauung getragen.

Das trifft namentlich für den Bauern zu. Es ist richtig, daß man ihn in ruhigen Zeiten mehr als den stillen Treuhänder Gottes ansieht, der den organischen Gesetzen des Wachsens und Reifens gehorcht. Der Bauer kennt aber ebenso das Gesetz des ewigen Kampfes in der Natur die ewige Wehrpflicht aller Lebewesen. Soweit er Züchter ist, vermag er bei Tier und Pflanze die Bedingungen des Kampfes nach einem vorgefaßten Plane zu beeinflussen. Er weiß aus seiner leidvollen Geschichte, daß im politischen Leben das Gesetz des Kampfes ebenso gilt wie im Bereich der Natur. So sehr er den Frieden lieben muß, so bereit ist er zum Kampfe, der den Frieden schützen muß. Er versteht den Führer: „Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht streiten will in dieser Welt ewigen Ringens, verdient das Leben nicht!“ Die nationalsozialistische Erziehung ist deshalb eine wehrpolitische, weil sie e d e m deutschen Kampf e i n e n Sinn gibt gegen s e d e n Feind. Der Führer zieht nicht in den Kampf um des Kampfes willen oder um die heroische Haltung besonders zu stärken, sondern er kämpft, weil die Erhaltung und Steigerung der Lebenskraft des Ganzen es erfordert.

Der Bauer ist Soldat der Scholle

Der Nationalsozialismus erstrebt eine soldatische Lebensform. Der Bauer ist Soldat der Scholle, die Bauerschaft Sturmabteilung der Erzeugungsschlacht. Und seine Buben singen: „Als Jungen wurden wir Soldaten.“ Das sind keine Phrasen. Soldatentum ist nicht an Krieg gebunden, sondern Ausdruck der Bereitschaft zum Einsatz des Ichs für die Gesamtheit. Wo dieser Einsatz geleistet wird, ist Soldatentum Lebensart und keine Redensart. Soldatentum ist also keine rein militärische Angelegenheit mehr, sondern eine völkische. Dazu kommt noch, daß der moderne Krieg auch nicht mehr nur Sache der Heere und der Flotten ist, sondern Sache ganzer Völker. Wo ein Volk um sein Lebensrecht und um seinen Lebensraum kämpft, ist der Bauer in erster Linie aufgerufen. Er hat an allen Fronten des modernen Krieges zu stehen und zu kämpfen: an der militärischen, an der wirtschaftlichen und an der kulturellen Front. Die Schule schon ist eine Waffenschmiede für diese drei Fronten: dem Ranzenträger muß das in Fleisch und Blut übergehen, was der Waffenträger später sein eigen nennen muß. Maßgebend ist das Wort des Führers: „Der völkische Staat wird dafür sorgen müssen, durch eine passende Erziehung der Jugend dereinst das für die letzten und größten Entscheidungen auf diesem Erdball reife Geschlecht zu erhalten.“

Die Landschule ist keine bloße Einrichtung zur Wissensvermittlung, sie ist eine Stätte der Erziehung. Lehrer und Schüler stehen zueinander wie Führer und Gefolgschaft; sie gestalten ihr Gemeinschaftsleben innerhalb der Schule nach klaren Gesetzen. Zucht, Disziplin, Kameradschaft sind ihre Zeichen. Das Schulvolk arbeitet in der Arbeitsordnung des Dorfes: in der Arbeitsgemeinschaft der Lernenden. Lehre und Leben sind eng miteinander verbunden. Das gestaltete Schulleben der jungen Gemeinschaften ist immer eine Vorform völkischer Lebensordnung, die Bewährung und Haltung erfordert. Ohne sie wäre jeder Unterricht nur halbe Sache.

Der Sinn der Leibeserziehung

Vor dem Unterricht steht noch die Leibeserziehung. Die Schule ringt seit drei Jahrzehnten um die Anerkennung der Leibeserziehung auf dem Dorfe. Heute tritt der Reichsnährstand in ganz großem Umfang für die allgemeine Sportbewegung auf dem Dorfe ein. In vielen Dörfern sind Hallen und Sportplätze noch nicht oder mangelhaft vorhanden. Die Schule wird unter allen Umständen Mittel finden und fordern, um die vordringliche Aufgabe der Leibeserziehung zu lösen. Sie pflegt namentlich die Mannschaftskämpfe und verlangt vom einzelnen härtesten Einsatz und kameradschaftliche Unterordnung. Hier erhält Leibeserziehung einen politischen, einen wehrpolitischen Sinn: „Dem Vaterlande gilt's, wenn wir zu spielen scheinen.“ Wo alte Kampfspiele der Bauern noch lebendig sind, wird sie die Schule aufgreifen und hegen. Der volkstümliche Sport der Bauern ist ganz auf Kampf und Wehr eingestellt. Die Landschule wird ihre Mannschaften auch zu bestimmten Gedenktagen zum Kampf antreten lassen. Sie erneuert dabei die Gepflogenheit germanischer Vorfahren, im Angesicht der toten Ahnen zu beweisen, daß man ihrer würdig ist. Es ist bekannt,

daß im Frühjahr ganz von selbst gewisse Spielformen bei der Bauernjugend auftauchen. Die Germanenjunglinge hielt es nicht länger in der Hütte, wenn in der Natur die Kräfte winterlicher Erstarrung und lenzlichen Lebensaufbruchs zur Entschcheidung antraten. Es ist darum sinnig, wenn die Landschule zu Ostern ihr Sportfest vor der Gemeinde austrägt: Die Bauernjugend „lebt und lebt“ mit der Natur; ihre sportliche Erziehung vollzieht sich nicht nach abstrakten Regeln.

Lernen ist Dienst!

Jede Landschule kann ein „gymnasion“ im ursprünglichen Sinne des Wortes werden. Nationalsozialistische Erziehung ist eine Einheit von Leib- und Geistesbildung, Seelensführung, weil sie von dem Grundgedanken der Leib-Geist-Seele-Einheit ausgeht. Die bäuerlichen Vorfahren erzogen ihre Knaben durch Vorbild; waren die Vorbilder tot, so lebten sie weiter in den Gefängen der Skalden. Der wahre Erzieher ist ein Bruder des Skalden. Was Plato für seine Erziehung fordert, fordern wir für die unsere: eine strenge Auswahl am Dichtgut, das in der Seele der Jugend lebendige Kraft ist, nicht Merkbefiz des Kopfes. Die Skaldendichtung meldet von Bjarki, der seinen Mannen vor der Schlacht ein Lied singt, das sie zu unerhörtem Heldennut begeistert. Wir bieten Skaldendichtung, Heldensagen, Frontdichtung, Bauernndichtung, und ohne belehrendes Pathos erfüllen wir die Forderung Nietzsche's: „Wirf den Helden nicht weg in deiner Seele!“ Die Schule wird wie das Volk mehr und mehr Feste und Feiern gestalten lernen, in denen Dichtung und Kampf der Leiber organisch miteinander verbunden sind. Aus ihrem Zusammenklang kommt erhöhte politische Bereitschaft. Der Appell, die Aufforderung zum Einsatz wird in solchen Stunden am ehesten zum Erfolg führen. Es gibt da kein Schulfach Turnen und kein Schulfach Deutsch mehr, sondern eine Lebensordnung, die aus sich Leibeskampf und Dichtung herausstellt, ohne Verschulung und ohne Verkopfung.

Wo Leib und Seele gesund geführt werden, wird der Geist nicht so leicht Gefahr laufen, zum Intellekt herabzusinken. Das deutlichste Zeichen der völkischen Landschul-erneuerung ist ihre zunehmende Entintellektualisierung. Das Wissen erfüllt einen neuen Lebensinn. Es heißt nicht mehr: „Wissen ist Macht“, sondern „Lernen ist Dienst“. Der politisch zum Einsatz Bereite braucht ein Weltbild, in dem die Wissensgüter organische Bausteine sind. Ungeeignetes Wissen bleibt nicht Wissen, sondern setzt sich um in geistige und seelische Kraft und greift hinein bis in die Tiefen der Seele, wo Charakter und Wille geboren werden. Der Landlehrer wird sich immer wieder darauf besinnen müssen, daß der Bauer nicht nur das Tiefste erträgt hat, sondern daß er auch Staatengründer wurde, weil Blut und Geist ihn dazu trieben, die Menschen in ihrem Zusammenleben zu ordnen nach den Gesetzen, wie sie im Kosmos gültig sind. Wenn es wahr ist, daß Gott mit den stärksten Bataillonen ist, dann ist es ebenso wahr, daß er mit einem Volke ist, das nach dem Gesetz lebt, nach dem es angetreten.

Wir vermitteln dem Bauernkind eine klare Vorstellung vom Werden seines Volkes von seinen bäuerlichen Ursprüngen bis zum Kriege, der 1939 einen neuen Bauerngau

erworben hat unter einem Führer, von dem das Wort stammt: „Das Dritte Reich wird ein Bauernreich sein, oder es wird nicht sein!“ Aus vielen Dorfschulen mußte das klerikale Geschichtsbild vertrieben werden. Die Vorstellung vom eigenen Werden, wie sie uns nationalsozialistische Geschichtsforschung lehrt, ist eine wichtige nationale Energie und eine Quelle der Wehrbereitschaft.

Volk ohne Raum

Neben die historische Einsicht tritt die geopolitische. Das letzte Bauernkind muß die Lage seines Vaterlandes begreifen als die einer Festung, als „Volk ohne Raum“, und muß alle die wesentlichen außenpolitischen Bemühungen der Regierung verstehen lernen, die sich mit der Gunst und Ungunst unserer europäischen Mittellage zu befassen hatten.

Und kennenlernen soll das Bauernkind sein Vaterland nicht bloß auf dem Atlas und aus dem Bilderbuch. Es soll wirklich an den Weishestätten der Nation stehen, vor den Denkmälern der Vergangenheit und den erhabenen Bauten des Führers, aber auch vor den Erhabenheiten der deutschen Natur. Unter verantwortlicher Führung im empfänglichsten Lebensalter muß das geschehen. Auch dies ist wehrpolitisch bedeutsam: „Kämpfen kann ich nur für etwas, das ich liebe, lieben nur, was ich achte, und achten nur, was ich mindestens kenne!“ (Adolf Hitler). Gewiß ist die Heimatliebe die Wurzel der Vaterlandsliebe. Aber die völkische Bewegung stellt das Kind nicht nur in den väterlichen Bauernhof, sondern in den großen Hof, der Deutschland ist. Eine Zeit, die organisatorisch die Rdf.-Fahrten ermöglicht hat, wird auch die Großfahrten der Landschulen ermöglichen, wenn erst ihr erzieherischer Wert erkannt ist.

Wir führen ja auch das Bauernkind von seinen Ahnen und seiner Sippe immer weiter bis zur letztmöglichen Einheit Volk. Das ganze Volk ist blutsverwandt, ist eine Familie. Diese Einsicht ist wiederum wehrpolitisch von größter Bedeutung. Sie ist ein Mentalitätswall, in dessen Schutz die Gesamtheit erst eigentlich gedeihen kann. „Wir sind ein Volk von Brüdern“, das ist heute keine Schillersche Sentenz mehr, sondern eine politische Grundeinsicht. Die Schule kann ihre Kinder so leiten, daß sie die Schicksale der Nation wie eigene erleben, den nationalen Kulturbesitz wie ein großes Familienerbe ansehen. Hitler-Jugend und Formationserziehung wird diese Einsicht festigen und vertiefen.

Wo die Blutsgemeinschaft erlebt wird, wird der rassistische Instinkt der Blutsreinheit wieder geweckt. Dem Kind ist Verständnis zu vermitteln für die Gesetzgebung, die das Erbkranke ausmerzt, das Edle fördert und den Volkstod hindert. Alle diese Einsichten wachsen mit den Kindern selbst und sind gleichfalls Wehrfaktoren. Der „Geburtenkrieg“, der Kampf gegen den Rückgang der Geburten, muß dem Kind als eine Parallele erscheinen zu den Bemühungen seines Vaters um einen Baum, der keine oder zuwenig Früchte bringt. Und es muß das Führerwort verstehen: „Wo Kinder fehlen, da verteidigen höchstens eine Geschlechterreihe hindurch die Waffen das Land, zuletzt aber bleibt eine eiserne Gesetzherrschaft der Natur Sieger: in das bald veröden-

Land rücken lebensstarke Nachbarvölker ein." Wir stellen naturgemäß die deutsche Ostraumpolitik der letzten Jahrhunderte kritisch unter dieses Wort und vergleichen mit ihm die Bemühungen des Führers um die Schaffung von Neubauernstellen und die Rückwanderung der Baltendeutschen in den neuen Bauerngau an der Warthe.

Alles für Deutschland

Der Bauernhof, der Deutschland heißt, sieht nicht nur Volk als Blutgemeinschaft, sondern auch Volk als Arbeitsgemeinschaft. Der Landschule fällt die vornehmste Aufgabe zu, die Erziehung zu nationalwirtschaftlichem Denken einzuleiten. Wehrwirtschaft als geleitete Nationalwirtschaft zu verstehen, ist eine Voraussetzung dafür, daß die innere Front im Kriege steht. Das gilt für den bäuerlichen Sektor der Erzeugungsschlacht, der Leistungssteigerung, der Verbrauchslenkung und Erhaltung des Erzeugten, das gilt auch für die gigantische Rohstoffschlacht, für den industriellen Sektor. Und wichtig ist, daß das Bauernkind begreifen lernt, daß die Nordische Rasse in einer tausendjährigen Erzeugungs- und Arbeitsschlacht drinsteht, daß alle wesentlichen Fortschritte auf dem Gebiet der Dienstvermehrung der Natur und ihrer Schätze und Kräfte Verdienst der Nordischen Rasse ist, von der aneignenden Wirtschaft der Frühzeit über Liebig und die Gewinnung des Stickstoffs und den Anbau der Zuckerrübe bis zur intensiven Arbeitskultur unserer Tage und vom ersten Pflug über den künstlichen Indigo, die Erfolge unserer Chemie bis zur Viskraser und Buna und synthetischem Benzin. Der Stolz aber, einer solchen Rasse anzugehören, muß sich paaren mit einer täglich wachen Verantwortung auch in kleinen Pflichten der Nationalwirtschaft, die alle auf einen Nenner zu bringen sind: „Handle als deutscher Bauer stets so, daß dich jeder in Deutschland zum Vorbild nehmen kann!"

Dies ist der Sinn der Lehre: Kunde zu geben von der Festung Deutschland, dem Bauernhof Deutschland, dem Heiligtum Deutschland. Dies ist der Sinn der Kunde: vom Dorf im Kleinen lesen wir anschaulich die Lebensgesetze ab, die für Deutschland im Großen gelten, damit wir bereit werden zu dem Leitspruch: „Alles für Deutschland!" Die Kunde von den Lebensgesetzen der Nation geht nicht aus von papiernen Lehrfäßen, sondern von Fragen an Natur und Volk, auf die wir eine Antwort wollen. Die Antwort geben wir so, daß sie zur Verantwortung werden kann. Alle Kunde ist kein Ding an sich, sondern hineingestellt in ein gestaltendes Gemeinschaftsleben des Dorfes, der Generationen, der Zucht, des Opfers, der ernstesten Werkarbeit. Keine andere Schulart kann so glücklich Lehre und Leben verbinden wie die Landschule. Wir lassen unsere Kinder nicht theoretisch in ein rassistisch gesundes Leben hineinschauen, sondern wir stellen sie hinein, soweit wir das vermögen, indem wir die Erziehung vom Leibe aus leiten. Wahre Bauernerziehung ist im Grunde immer nationalsozialistisch und darum viel tiefer wehrpolitisch, als es eine Erziehung wäre, die sich seit Kriegsbeginn erst umstellt auf eine bevorzugte Behandlung kriegerischer Tagesereignisse.

Noch drückst du selbst den Pflug ins Land,
- bis wann? -
hältst selbst den Hammer in der Hand,
- wer nimmt ihn dann,
wenn du dein Werk dem Tod hinlegst?
Wer treibt das Rad, das du bewegst?
Wer tut deine Tat, wer singt dein Lied,
wenn dir geschieht, wie uns allen geschieht?
Was bleibt von dir als Staub im Wind,
lacht dir nicht Kind und Kindeskind?

- Die Kinderlosen Leute
sind ewigen Todes Beute,
tun alle ihnen gleich:
ein Friedhof wird das Reich,
fremd Volk sein Überwinder!
Wo ist dann Deutschland morgen?

In den Bettchen seiner Kinder
nur lebt es, lacht es geborgen.

Vom Geist der Preußen und der Samurai

Das Leben geht nur deine Generation an, die Ehre aber alle Generationen!" Dieser edle und tiefe Grundsatz aus dem Bushido, der Ethik des japanischen Schwertadels, der Samurai, könnte ebensogut aus dem Munde eines friderizianischen Offiziers, eines preußischen Offiziers aus den Freiheitskriegen oder auch eines deutschen Offiziers der heutigen Wehrmacht, ja, eines jeden echten Deutschen der Gegenwart gekommen sein. Vor allem dann, wenn man - wie es sowohl in Japan als auch in Deutschland geschieht - das Wort „Generation“ nicht in einem engen Sippen Sinne versteht, sondern als eine Bezeichnung aller Geschlechter eines in seinem Blute geeinten Volkes. Der Satz bedeutet, daß der einzelne mit seinem *l e i b l i c h e n* Dasein nur für sich selber steht, daß er aber in seiner geistigen und seelischen Existenz verbunden ist mit seinen und seines Volkes Vorfahren, mit ihrem Denken, Tun und Lassen, daß er den Schicksalsfaden fortzuspinnen hat, den sie begonnen haben, ob er es nun will oder nicht; ebenso ist aber jeder auch verantwortlich für die Geschlechter, die nach ihm über das Antlitz der Erde schreiten werden; an der Schande, die ich auf mich oder meine Ehre häufe, werden auch die Nachfahren zu tragen haben. Mit allem, was wir für die Gegenwart schaffen, bestimmen wir auch gleichzeitig den Gang der Zukunft. Unser einzelnes Leben spielt dabei keine Rolle, wohl aber die Ehre, diese Quintessenz unserer edlen und unedlen Taten.

Aus jenem Spruch des japanischen Rittertums spricht die Notwendigkeit, das Bewußtsein vom Leben und Handeln der Ahnen stets wirksam zu erhalten, um selbst als ein Vorvater kommender Geschlechter verantwortlich agieren zu können. Solche Pflicht war dem Samurai stets gegenwärtig. Vor der Schlacht ritten wohl berühmte Krieger aus den Reihen auf das Feld zwischen den Heeren hinaus und forderten einen ebenbürtigen Gegner zum Zweikampf. Dabei verkündeten sie laut Namen und Herkunft und die hohen Taten ihrer Vorfäter. Wer sich aus den Scharen der Feinde für gleichrangig hielt, der mochte nun zum Einzelkampf antreten; auch er hatte zunächst Name und Art laut zu verkünden, um seine Ebenbürtigkeit darzutun. Erst dann begann der Kampf. Oft, wenn es sich um den Kampf zweier Führer oder besonders berühmter, schon durch viele Narben ausgezeichnete Ritter handelte, warteten die Heere, bis der Zweikampf beendet war, ehe sie handgemein wurden.

War der Kampf entschieden, so konnte der Sieger dem Besiegten keine größere Schande antun, als ihm das Leben zu schenken. Im ehrlichen Kampf unterlegen zu sein, war keine Schande; aber als Unterlegener mit dem Leben davon zu kommen, das galt als unerträglich. So mochte es geschehen, daß der Sieger dem unterlegenen Feinde Zeit ließ, Selbstmord zu begehen. Die Ehre des Siegers aber wurde

unauslöschlich befleckt, wenn er den im ehrlichen Kampfe Besiegten gefangennahm, um von dem Herrn oder den Verwandten des Kriegers Lösegeld zu erpressen. In die Stirn den Pfeil zu empfangen, galt allein als ehrenhaft. Sowohl wer dem Gegner den Rücken bot, als auch wer den Gegner daran hinderte, einen ehrenvollen Tod zu suchen, richtete sich selbst. In allen japanischen Burgen bildete der feste Turm die letzte Zuflucht der Verteidiger. Hierher, in den Tenshu, zogen sich die Kämpfer zurück, wenn alle übrigen Wälle und Anlagen schon gefallen waren. In allen diesen Türmen ist ein besonderes Zimmer vorgeesehen, in welchem sich die letzten Verteidiger nach dem strengen Ritual des Seppuku (bei uns gewöhnlich Harakiri genannt) selbst entleiben konnten, wenn ihnen keine Hoffnung mehr blieb. Während der gemessenen Zeit, die dafür erforderlich war, deckten ein paar unüberwindliche Kämpen den Zugang zum Tenshu mit ihren Schwertern und schließlich mit ihren Leibern. Tsuneyoshi Tsudzumī berichtet, wie manchmal die letzten Verteidiger auf der obersten Plattform des Turmes angesichts der Feinde sich den Bauch aufschlitzten, um mit letzter Kraft ihre Eingeweide in wilder, selbst noch im Tode unüberwindlicher Herausforderung auf die Angreifer hinabzuschleudern. So graußig uns dies erscheinen mag, Taten wie diese beweisen eine schier unglaubliche Todesverachtung und Charakterstärke.

Die Kirschblüte Symbol des Bushido

Nun wäre es ganz falsch, das Wesen des Samurautums, das Bushido, allein in grenzenloser Mißachtung des Schmerzes und fortwährender Kampflust zu suchen. Nicht umsonst hat der Samurai sich die zarte Kirschblüte zum Symbol des Bushido erwählt. Tapfer, schön und edel halten die duftigen Gebilde den rauhen Stürmen des Vorfrühlings stand, entfalten sich zu voller Pracht, daß die Hänge der Berge silbrig glänzen, und sinken schließlich, wenn ihre Zeit vorüber ist, wie ein zarter Schnee zu Boden, selbst noch im Tode schön wie eine Huldigung an die alten Götter. Um dies Symbol ganz zu begreifen, muß man noch wissen, daß in Japan die Kirsche nicht wie bei uns ein Nutzbaum ist; sie trägt keine genießbaren Früchte, sie wird nur um ihrer tapferen, zarten Blüte willen geliebt. So mag auch der Samurai sein Leben nicht um eines praktischen Zweckes halber führen oder gar um klingenden Lohn verkaufen. Das Geld verachtet er; wer sich damit befaßt, beschmutzt sich. Nur um ideeller Werte willen lohnt es sich, das Leben zu führen und auch zu opfern, wenn es sein muß, um der Ehre, des Ruhmes, der Treue gegenüber dem Lehnsherrn, des Schutzes der Schwachen und Mißhandelten willen.

Einfachheit und Bescheidenheit, Mut und Todesverachtung, Haltung und Anstand, Opferbereitschaft und Ehrliebe, Strenge gegen sich selbst, aber auch eine bewußte und freudige Verehrung des Schönen - das waren die Pole, zwischen denen sich das Dasein des echten Samurai, so wie es sein sollte, bewegte. Bezeichnend ist die fast ergreifende alte Geschichte von einem Feldherrn, der schon lange eine feste Burg vergeblich belagerte. Schließlich formte er seine Ungeduld zu einem japanischen Kurzgedicht, heftete das Seidenfähnchen, worauf es mit dem Pinsel geschrieben war, an einen Pfeil und schoß diesen über die Mauern den Belagerten zu. Die Antwort ließ nicht lange auf sich

warten: ein Gedicht kam zurückgeflogen. So sehr gefiel dem Feldherrn die poetische Antwort der Feinde, daß er kurzerhand die Belagerung abbrach und abzog: Männer, die in harter Bedrängnis noch so vollkommene Gedichte zu entwerfen wußten, konnte er nicht länger bekriegen.

Zur tiefsten Eigenart des Bushido gehört - wie schon angedeutet - das stets und dauernd erlebte Bewußtsein der engen Verbundenheit mit den Ahnen, die, je ferner ihre Namen und Taten aus der Vergangenheit heraufklingen, desto näher an die Bereiche der alten Götter heranrücken; daraus ergibt sich von selbst eine höchst lebendige und beinahe bluthafte Beziehung zum Boden, den jene Ahnen eroberten und zur Heimat umschufen, dem man also mit all seinen Quellen und Bergen, Auen und Äckern schließlich genau so verpflichtet ist wie den Ahnen. Darum nahm der Samurai auch kein Geld für seine Dienste an; sein Schwert diente dem Schutze und der Ehre des Landes und seines Herrn; so unterhielt ihn das Land auch unmittelbar, indem es ihm nach einer alten Regel Reis und Seide, Fische und Früchte und ein Dach über dem Kopf lieferte. - Die Verbindungen zwischen diesen Grundsätzen des Bushido und der allgemeineren Geisteswelt des Shinto liegen offen zutage, und man ist sehr wohl berechtigt, Bushido, die Moral- und Lebenslehre der Samurai, für die edelste und vollkommenste Blüte des Shinto anzusehen.

Dem steht keinesfalls entgegen, daß auch der Buddhismus auf die Welt der Samurai bedeutende Einflüsse ausgeübt hat. Die Schule des wesentlich japanischen Zen-Buddhismus verstand es, die Verachtung des Todes, die Nichtachtung eines bequemen Wohllebens, das Lob der Armut, die Pflege des Schönen und Edlen, die im Bushido bereits angelegt war, philosophisch zu unterbauen und alle diese aus einem weiten shintoistischen Grundgefühl quellenden Äußerungen in strengere gedankliche Formen zu gießen, womit sie über den engen Kreis der Samurai hinaus auch anderen Menschen vermittelbar wurden.

Einfluß des Schwertadels auf das Volk

Dieses Ausströmen des Samurai-Geistes in immer weitere Schichten des Volkes, die mit dem Schwertadel selbst nichts zu tun hatten, setzte schon in der Tokugawa-Zeit ein, also in den mehr als zwei Jahrhunderten vor der Öffnung Japans für die Europäer. Die Bürger und Bauern begannen, „ihre“ Samurai zu lieben. Der gute, kühne, fromme und treue Ritter wurde zum Vorbild für die Besten auch aus anderen Bezirken des japanischen Volkes.

Als dann in der Restaurationszeit der große und geniale Kaiser Meiji den Schwertadel mit allen seinen Vorrechten aufheben mußte, waren die Samurai selbst zu diesem letzten und schwersten Verzicht um der höheren Interessen des Landes und des Gehorsams gegenüber dem Tenno, dem Kaiser, willen bereit. Sie durften das Symbol ihrer Vorrechte, die kostbaren zwei Schwerter, nicht mehr tragen und traten als Stand von der Bühne des japanischen Lebens ab.

Num aber zeigte es sich, daß Bushido nicht nur der Geist einer engen Klasse gewesen war, sondern als reifste und beste Frucht des japanischen Geistes überhaupt angesehen

werden mußte. Denn in immer steigendem Maße wurden die Forderungen des Bushido nun zur Richtschnur für das Denken und Handeln des ganzen japanischen Volkes. Der Stand der Samurai, dieser wenigen hunderttausend Ritter, war tot, aber der Geist der Samurai, Bushido, bewies sich als unsterblich und durchdrang als ein starker Sauerteig das ganze japanische Volk. Jeder echte Japaner fühlte sich, als ob er die beiden Schwerter an seiner Seite trüge und sich ihrer in jeder Minute würdig bezeigen mußte. Nur aus dieser Haltung ist der zäh erkämpfte Aufstieg des japanischen Staates zu verstehen, ist es zu begreifen, daß die überall sonst unvermeidlich auftretenden Schäden der abendländischen Geld- und Maschinenzivilisation - die von Japan bei seinem Kampf um die Selbstbehauptung übernommen werden mußte - bisher nur verhältnismäßig geringe Zerstörungen am japanischen Volkskörper angerichtet haben. Die Zukunft wird lehren, ob Bushido gegenüber den verderblichen Einflüssen der von Japan übernommenen artfremden Wirtschafts- und Denkformen sich überlegen zeigen wird. Bushido ist zur innersten Seele Japans geworden; bleibt sie am Leben, so wird auch Japan stark und mächtig bleiben; wird sie zerstört, so muß Japan an den ungeheuren Spannungen kultureller, sozialer und politischer Art, von denen es erfüllt wird, zerbrechen.

Im Grunde ist das Wesen des Samuraitums heute leichter erfüllbar als in der Vergangenheit. Der Kaiser, der Urenkel der Götter, aus deren Hand das japanische Land und Volk einst kam, ist heute wieder zum alleinigen Symbol und Kristallisationspunkt des Bushido, des ritterlichen Lebens, geworden - so wie er es einmal vor alters war; denn man denkt sich das Samuraitum einst aus der Leibwache des Herrschers entstanden. Später wurde der Samurai zum Ritter großer Lehensherren, während das Kaisertum zu politischer Ohnmacht absank. Aus der ursprünglichen Treue gegenüber dem götternahen Herrscher wurde die Ergebenheit gegenüber dem Fürsten, den man unter Umständen wechseln konnte, indem man bei einem anderen Herrn Dienst nahm. Mit der Aufhebung des Feudalsystems waren sowohl die alten Lehensherrschaften wie auch der alte Schwertadel aufgehoben worden. Nun erst konnte sich Bushido, da es sich auf einen einzigen höchsten Herrn, den Kaiser selbst, richten durfte wie in grauer Vorzeit, voll entfalten und zu größter, geschlossener Stärke im ganzen Volke wirksam werden.

Preußen des Ostens

Was also die kleine, ahnenstolze Gruppe des Schwertadels durch Jahrhunderte vorgelebt hatte, das entzündete sich an der in neuer Herrlichkeit aufgestiegenen Kaiseridee im ganzen Volke und machte den Aufstieg aus den vor hundert Jahren noch in vollem Umfang bestehenden Formen des Mittelalters zum heutigen Range einer vollgültigen Großmacht erst möglich. Die Japaner selbst wissen es, daß sie dieser Stellung nur gerecht bleiben können, wenn sie die alte Seele Japans, mag man sie nun unter der Bezeichnung Yamato Damashii oder Bushido suchen, ungeschädigt am Leben erhalten.

+

Schon oft ist auf die Verwandtschaften oder Parallelercheinungen zwischen dem japanischen und dem deutschen Volk hingewiesen worden. Bildet nicht gerade die Entwicklungsgeschichte des Schwertadels eine bisher in dieser Form wohl noch nicht

herausgearbeitete, aber erstaunlich gleichlaufende Grundlinie? Nicht ohne Grund hat man häufig die Japaner „Preußen des Ostens“ genannt. Von Engländern wurde dies Wort mit der gleichen Mischung von Respekt und Haß ausgesprochen, mit der sie auch von den eigentlichen „Prussians“ redeten. In beiden Fällen besteht für den letztlich immer auf Gewinn und Erwerb oder auf Raub bedachten Engländer das Unheimliche darin, daß er sich hier einer Sorte von Menschen gegenüber sieht, für die der Profit nicht das Höchste bedeutet, die vielmehr ihre höchste Aufgabe im Dienste für ein metaphysisches Gebilde sehen, sei es nun der Kaiser oder der König, der Staat oder das Volk, die höhere Ehre der Nation oder die Sicherung des Lebensraumes.

Schon wenn wir von den Zweikämpfen der Samurai zwischen den Schlachtreihen hören, klingt uns dies wie ein alter Gruß aus unserer eigenen Frühzeit. Wird doch im Hildebrandslied berichtet, wie Hildebrand und sein Sohn Hadubrand zwischen den Heeren zum gewaltigen Waffengange antreten.

Dies Deutschland, wie wir es heute vor uns sehen, das sich über das Zweite Reich zum Dritten Reiche und dann zu Großdeutschland entfaltete, hat seine Wurzeln im rauhen, kargen Preußen, dem von der Natur am wenigsten begünstigten Teile Deutschlands. Das Königtum Preußens aber ist wiederum der Erbe und Fortsetzer jenes deutschen Ritterordens, der vor Jahrhunderten die besten Söhne des deutschen Adels aller Stämme an sich zog, fromme, kluge, schwertgewaltige Männer, um jene Länder im Osten, die urgermanischer Boden gewesen waren, der höheren Besittung und dem Deutschtum zurückzuerobern. So entstand schon das alte Ordenspreußen aus dem Dienste an einer überpersönlichen Idee, und dieses Bewußtsein ist dann auf geheimnisvolle Weise auch in das langsam Form und Gestalt gewinnende Königreich Preußen eingegangen. Der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große sind seine Gestalter. Preußen konnte zur Keimzelle eines neuen Deutschland werden, weil in ihm der Staat, seine Ritter und Bürger, nicht dem Reichtum, Glanz und der Ehre des Herrscherhauses, nicht als seine Mittel dienten, sondern weil vom Fürsten angefangen jedermann der Idee des Staates zu dienen hatte. Und wo Ideen walten, ist die Zukunft; sie allein machen wahrhaft Geschichte.

Die preußischen Könige schufen sich als tragende Schichten den Adel, dessen vornehmste Pflicht darin bestand, das Offizierkorps der preußischen Armee zu stellen und die oberen Stellen des preußischen Beamtentums auszufüllen. Der Dienst war hart und brachte nur geringen Gewinn; der Befehl des Königs, der Dienst am preußischen Staate standen aber über allem. Die Vorrechte waren recht mager; sie beruhten darin, dem Könige unmittelbar verantwortlich zu sein und die Fahne und den blanken Degen in der Schlacht vorantragen zu dürfen. Noch galt es als selbstverständlich, daß der Angehörige des Schwertadels dem Boden, für den er immer wieder - bis an sein Lebensende - zu den Waffen gerufen werden konnte, aufs engste verbunden blieb. Dabei muß man sich klarmachen, daß der preußische Adel und das ihm damals noch wesensgleiche preußische Offizierskorps keineswegs nur aus gebürtigen Preußen bestand. Aus vielen deutschen Stämmen zog die preußische Staatsidee die besten Männer an, nahm sie auf und verwandelte sie in Preußen. Eine der vorzüglichsten Figuren allerbesten Preußentums, Sneyenau, stammt wie so viele andere gar nicht aus den preußischen Landen.

Die Schlachten Friedrichs des Großen wurden nicht vom preußischen Adel allein geschlagen. Die Männer, die nach der glorreichen Schlacht bei Leuthen „Nun danket alle Gott“ sangen, waren preußische Bauern- und Bürgersöhne. Sie lebten den Vorbildern, die der preußische König ihnen geschaffen hatte, nach, kämpften, stürmten, fielen, das Antlitz dem Feinde zugekehrt. In den Freiheitskriegen nimmt die Idee der vollen Hingabe an die Nation, die in Preußen geboren und im preußischen Offizierskorps gezüchtet worden war, zum erstenmal allgemein deutsche Formen an, wird zum bewußten Erlebnis weit über die engeren Kreise des preußischen Adels hinaus, der indessen nach wie vor in der vordersten Linie des Kampfes steht.

Die wahre Freiheit im Staate

Das danach aufsteigende Zeitalter des Liberalismus und Kapitalismus durchbricht die preußische Entwicklung, die damals schon zu merkwürdig modern anmutenden Gedanken der Gesamtverantwortlichkeit aller Stände vor dem König als der Verkörperung des Volksganzen führte. Nach Fichte ist es gerade des deutschen Volkes Aufgabe vor der Geschichte, die wahre Freiheit im Staate zu verkörpern, jene echte Freiheit, welche die stete Notwendigkeit des staatlichen Zwanges durch Freiwilligkeit und gerechte Lastenverteilung innerlich überwindet. Fichte sagt: „Dieses Postulat nun von einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates darzustellen, sind die Deutschen meines Erachtens berufen und dazu da in dem ewigen Weltplane!“ Das sind die Gedanken eines Preußen, auf ein größeres Deutschland angewandt.

Die liberalistischste Verfälschung des Staatsbegriffs vergiftete das preußische und dann das deutsche Wollen. Das Bürgertum, das für den Gedanken der höchsten und wahren Freiheit als eines freiwilligen Dienstes an einer überpersönlichen Idee, wie er im alten preußischen Offiziers- und Beamtentum bereits Gestalt angenommen hatte, schon gewonnen schien, wendete sich wieder davon ab und ergab sich jenem im Grunde niemals deutsch und erst recht nicht preußisch gewesenen Grundsatz: „Chacun pour soi et dieu pour tous!“

Durch dies lange Jahrhundert des Liberalismus, Kapitalismus, Parlamentarismus hatte der im preußischen Offizierkorps geschaffene Geist des Dienstes, der Treue zum Landesherrn und zum Vaterland und der Ehre als dem höchsten und unabhängbaren Gut die Tradition eines dem Gelde nicht verpflichteten Denkens zu wahren. Die historische Gerechtigkeit gebietet es, festzustellen, daß es vorwiegend die preußischen Konservativen, die viel verklärten Junker, gewesen sind, die das Panier der vorbehaltlosen Treue und Dienstbereitschaft gegenüber König und Vaterland, oft unter dem heulenden Protestgeschrei des Parlaments immer wieder aufpflanzten. So wird es z. B. immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte dieser ganz vorwiegend preußisch-adligen Konservativen bleiben, daß sie die einzige Nicht-Arbeiterpartei bildeten, die den ersten sozialen Schutzgesetzen vorbehaltlos zustimmten mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß es die Pflicht eines jeden Standes sei, dem notleidenden anderen auch unter eigenen Opfern zu helfen, denn vor dem Volksganzen und vor der Idee des Staates seien alle Stände gleich wichtig. Eine Auffassung, die den liberalistischen Parteien weltenfern lag. Bismarck, der Schöpfer des zweiten Reiches, kam aus diesen Kreisen des konservativen preußischen Landadels. Als er dann mit dem Liberalismus paktieren mußte, machte er sich die Puttkamer, Kleist und andere

zu unerbittlichen Gegnern. Immer wieder wiesen sie darauf hin, daß ein Staat, in dem das Geld regiere und der wirtschaftliche Erfolg oberster Maßstab sei, weder dem Preußentum noch dem Deutschtum entspräche.

Der Weltkrieg brachte dann die ungeheure blutige Probe. Im Offizierkorps und damit auch im Heer war der Gedanke des vorbehaltlosen Dienstes stark genug geblieben, um diese unvergleichliche Armee gegen fast die ganze Welt standhalten zu lassen. Nicht sie versagte schließlich, sondern die Heimat. Mit dem Weltkrieg tritt der preußische Schwertadel vom Schauplatz der Geschichte als ein mehr oder weniger privilegierter Stand ab - wie wenige Jahrzehnte zuvor die Samurai in Japan -; er hatte seine Pflicht getan. Fast alle Heerführer des Weltkrieges entstammten preußischen Offiziersfamilien. Der Anteil an Toten, den die alten preußischen Adelsfamilien in den deutschen Verlustlisten stellen, ist prozentual höher gewesen als der allgemeine Prozentsatz an Toten im Offizierkorps überhaupt. Der Abgang, den die alten Geschlechter sich bereiteten, als ihre Zeit abgelaufen war, beweist sie - was man sonst auch immer gegen sie sagen mag - ihrer Namen würdig, die seit Jahrhunderten auf allen preußischen Schlachtfeldern ruhmreich wiederkehrten.

Preußentum ist Dienst für Führer, Volk und Reich

Nach dem Weltkrieg blieb selbst in unserm kleinen, beengten Heer dieser Geist der alten, schlichterprobten Regimenter lebendig. Nun war er längst kein Vorrecht des Adels mehr. Als uns dann der Soldat des Weltkrieges, dem die Pflicht und die Hingabe an eine übergeordnete Idee das Leben bestimmt hatte, aus grauer Formlosigkeit zu neuen Aufgaben führte, stand dies kleine, seiner alten preußischen Tradition treugebliebene Heer bereit, den Kern für ein Volk in Waffen zu bilden. Der Tag von Potsdam knüpfte dort wieder an, wo nach den Freiheitskriegen die Linie des wahren Preußentums in der Metternichzeit und der Zeit des Frühkapitalismus abgebrochen war. In der Gestalt des Führers war der Dienst- und Opferbereitschaft der Soldaten, wie sie in ihnen immer noch aus bester preußischer Tradition vorhanden war, ein neuer Kristallisationspunkt von ungeheurer Formkraft entstanden. Seit Friedrich dem Großen hat es keinen Menschen in der preußischen oder deutschen Geschichte mehr gegeben, der den ganzen Staat, seine Gegenwart und Zukunft, ja den innersten Gehalt seines ewigen deutschen Wesens so verkörperte wie der Führer. Was einst für Preußen galt, gilt nun für Deutschland! Daß uns allen die soldatische Haltung - Ehrbewußtsein, Dienstbereitschaft, Mut, Opferwillen, freiwillige Unterordnung, Anstand, Gehorsam, dauernde Einsatzfähigkeit - heute zur Pflicht gemacht wird, daß sie uns zur Pflicht gemacht werden k a n n, weil sie vom weit überwiegenden Teil des Volkes innerlich bejaht wird, ist der Beweis dafür, daß die in Preußen geschaffene moralische Haltung zum Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden ist. Dies Preußentum, das am reinsten in seinen alten Offiziers-, Beamten- und Bauernfamilien gezüchtet oder erzogen worden war, die den Königen die Offiziere und Soldaten stellten, dies Preußentum hat seine Pflicht getan. Es ist abgetreten. Aber es ist nicht tot. Es ist formbestimmend eingegangen in den Dienst für Führer, Volk und Reich!

+

Preußischer und japanischer Schwertadel - so weit voneinander entfernt. Und doch -
weld merkwürdige und erregende Verwandtschaft des Schicksals!

HANS BODENSTEDT

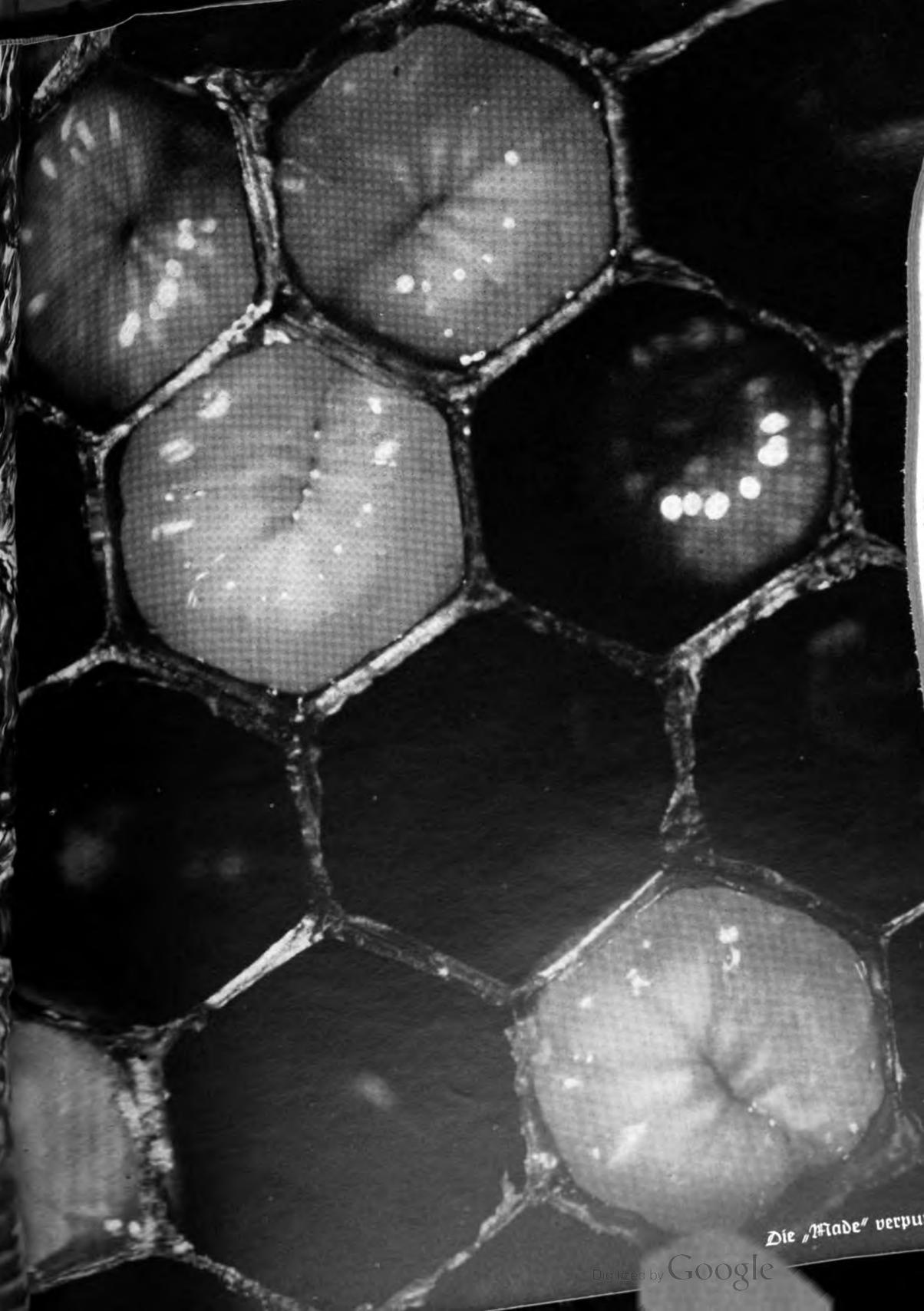
Eine Blüte erschließt sich . . .

Sonne, du All-Erweckerin, Mutter des irdischen Seins,
Leuchte dem heiligen Wunder, das sich erschauernd vollendet:
Eine Blüte erschließt sich dem Sinn des Lebens. –
Dienend dem ew'gen Gesetz, schwankt sie im Rhythmus der Schöpfung.
Schwellend im Drang der Befruchtung, sprengt sie die hemmende Hülle,
Weit sich öffnend dem Licht und der Urkraft der Zeugung. –
Über das endlose Feld weht der Atem der Erde,
Und den Staub der Antheren trägt sein beglückender Hauch
Über den Altar der Narbe, die der Empfängnis geweiht.
Sie ist die Mutter der Frucht, Hüterin ist sie dem Erbe,
Das aus der Ur-Erde Dunkel wächst in die Ewigkeit.





Bienenkönigin (Mitte)



Die „Maße“ verpu



Bienen-Puppe

Nach der Erstarrung entschlüpft die Biene durch das Loch des Honigtopfs

Ehe- und Rasseauslese bei Sanskrit-Indern und Iraniern

Die Sanskrit-Indier

Etwa um 1500 v. Zr. sind die Indoiranier als ein noch ganz überwiegend nordisches Volk aus Südrussland abgewandert; um 1400 finden wir sie in den Inschriften von Boghaz-Köi in Kleinasien mit ihrem Namen „Hart“, d. h. die Blondes, erwähnt; sie müssen also auch auf die kleinasiatischen Völker, in diesem Falle die Hettiter, einen sehr stark nordischen Eindruck gemacht haben. Vielleicht handelt es sich auch nur um Teile der Stämme, die das spätere Sanskrit-Indertum bildeten; eine Gruppe von ihnen blieb als Mitanni im Gebiet des oberen Tigris sitzen, die andern mögen weiter gen Indien gezogen sein. Stämme der gleichen Art sind auch über den Kaukasus vorgedrungen. Die erste Quelle für die Sanskrit-Indier zeigt uns diese jedenfalls in Afghanistan und im „Sapta Sindhavah“, dem heutigen Pandschab, dem Fünf-Strom-Land, zu beiden Seiten des Indus sitzend. Diese Quelle ist das Rigveda, während das Atharvaveda einige Jahrhunderte später ist und in eine Zeit versetzt werden muß, als die arischen Sanskrit-Indier schon erheblich weiter nach Süden vorgedrungen waren und das Meer, das dem Rigveda noch unbekannt ist, bereits erreicht hatten.

Die Sanskrit-Indier der rigvedischen Zeit lassen sich in ihrem Leben an der Hand von Angaben dieser uralten und gewaltigen Dichtung gut rekonstruieren. Sie kannten drei Jahreszeiten: Erntezeit (Mittsommer und Herbst), Winter und Frühling, wie die Germanen. Das Jahr galt doch für sie als eine unverbrüchliche göttliche Ordnung. Ihr Land war Ackerland, größere Strecken lagen als Weide. Die wirtschaftliche Grundlage war Landwirtschaft, so sehr, daß das Wort „krshiti“ = „Volk, Leute“ vom Worte „krsh“ mit der Bedeutung „pflügen“ und „krshi“ = „bebauter Acker“ hergeleitet war. Wenn es im Rigveda in die allgemeinere Bedeutung „Leute“ übergegangen ist, so zeigt dies, daß schon ein bedeutender Zeitraum verflossen sein mußte, seit man zum ersten Male versucht hatte, den Boden zu durchfurchen. (Heinrich Zimmer, Altindisches Leben. Die Kultur der vedischen Arier. Nach den Samhita dargestellt, Berlin 1879.) Man denkt unwillkürlich an den engen Zusammenhang des germanischen Wortes „Odal“, edel und Adel, mit dem Schwedischen, zum gleichen Stamm gehörigen Grundwort „odla“ gleich „pflügen“. Die alten Sanskrit-Indier wohnten in Dörfern; Agni, der Feuergott, ist der Hüter der Dörfer, in denen das heilige Herdfeuer brennt - wie im Altislawischen der freie Bauer noch im Mittelalter „ognischtschanin“, d. h. „Herdfeuerbesitzer“ (vom gleichen Stamme wie das Wort Agni) hieß. Das altindische Dorf „grama“ ist meist von einer Verwandtschaft bewohnt. Noch der Grieche Megasthenes sagt, „daß in Indien die Familienväter mit ihren Frauen und Kindern auf dem Lande leben und es durchaus ver-

meiden, in die Stadt zu gehen". Im Dorf steht der heilige Feigenbaum, unter dem Gericht gehalten wird, ferner ein Badeplatz, und „wie der Zentralpunkt des Hauses der heilige Hausherd ist, so hat auch das Dorf ein Haus, wo die heiligen Feuer gehalten werden". (Dr. W. Leist: Altarisches Jus gentium Seite 33.) Die eigentlichen Träger des Dorfes sind die Haushalter. Der junge Mann, der sich selbständig machte, gründete ein Haus, damit wurde er selbständiges Glied der Dorfgenossenschaft, „an einem glücklichen Tage lasse er das Haus bauen. In den einzelnen Gruben (d. h. in den Gruben, in die die Eckbalken gestellt werden) opfert er", sagt die in sehr alte Zeit zurückweisende Parasara's Grhya Sutra (übersetzt von Stenzler „Indische Hausregeln" 1878, Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, 6. Band Nr. 4). Vielfach lag im Dorf oder bei dem Dorf ein „pur", ein mit Erdwällen geschützter Verteidigungsplatz. Das Haus selber hieß dam, dama (entspr. lat. domus, russ. dom) oder gha. Es war umfriedet und hatte eine wohlbefestigte Tür (dvar, entspr. germ. dor, russ. dvor = Hof).

Der Sanskrit-Indier war Viehzüchter und Ackerbauer

Das Haus wurde geweiht mit frommen Sprüchen durchaus bäuerlicher Art (Atharvaveda 3, 12): „Hier eben errichte ich mir eine feste Hütte (dhruvam calam), auf sicherer Unterlage steht sie, fettträufelnd. In dich da, o Hütte, wollen wir mit allen Männern, tüchtigen, unversehrten Männern einziehen.

Geräumig bist du, o Hütte, mit hohem Dache versehen, gefüllt mit reinem Korn; zu dir esse das Kalb, zu dir springe ein Knäblein, zu dir sollen am Abend die Milchfühe herbeiströmen."

Das Haus war der Mittelpunkt des Rechtslebens, der Haushalter war die eigentliche Rechtspersönlichkeit. Der Sanskrit-Indier war Viehzüchter und Ackerbauer. Er hielt Rindvieh, Schafe, Ziegen, Pferde, Esel und Hunde. Die Kuh stand dabei weit im Vordergrund. „Dies zeigen schon die vielen hiervon entlehnten Ausdrücke: gavishiti, Begierde, Wunsch nach Rügen' ist Bezeichnung des Kampfes geworden, gavyan gramah, rinderbegehrende Schar' heißt das kampflustige Heer der Bharata (Rv. 3, 33, 11); gopati bedeutet gewöhnlich einfach ‚Herr, Gebieter', gopitha ebenso ‚Schutz'. - (Zimmer a. a. O. Seite 222.) Schon damals hegte man Scheu, die Rüge zu verletzen. Schafe, Ziegen und Esel waren zahlreich, das Pferd noch überwiegend zum Fahren, nicht zum Reiten benutzt. Neben der Viehzucht stand der Ackerbau, den sie bereits aus ihrer Heimat nach Indien mitgebracht hatten. „Mit dem Pfluge Getreide säend, Nahrung - der Erde? - entmelkend für den Menschen, o Acvin, mit dem Batura auf die Dasyu losblasend habt ihr dem Ariervolke hohes Glück verschafft" (Rv. 1, 117, 21).

„Die Pflugschar schafft Speise, wenn man sie zieht" (Rv. 10, 17, 7). Der Pflug, für den es schon drei Worte gab (vrka, langala, sira), hatte eine metallene Schar und war von den Rindern gezogen, die ein Joch trugen. Das Rigveda (10, 101, 3) mahnt: „Schirret den Pflug an, legt Joche auf, streut den Samen in den bereiten Schoß der Erde." Man sprach Segenswünsche für das Korn (Atharvaveda 6, 142): „Sprieße üppig empor, verbreite dich, Gerste, durch eigene Kraft, zerspreng alle Hüllen, o Keim; nicht soll dich das himmlische Geschloß zerschlagen. Wo wir den hörenden Gott, dich, die Gerste einladen, da sprieße empor wie der Himmel, wie

das Meer sei endlos. Uner schöpfflich sollen deine Speicher, deine Haufen sein." Im Rigveda ist der Reis noch unbekannt - es wird hauptsächlich Gerste angebaut, der Landbauer heißt geradezu „Yavamant“, d. h. Gerstenmann. So ähnlich war der Sanskrit-Inde den anderen Völkern nordischer Rasse, daß er auch deren Fehler hatte. „Mißgunst ist überall verbreitet“, klagt Atharvaveda (5, 7, 9), ganz genau so, wie Tacitus die indische bei den Germanen feststellte und die Schweden noch heute untereinander von der „königlich schwedischen Abgünstigkeit“ sprechen - vielleicht eine Folge jahrtausendelangen Lebens auf armen Böden.

Wohlgeordnet war das Familienleben

So war auch das Familienleben der Sanskrit-Inde dem der anderen Indogermanen gleich, beruhte auf der Einehe und der Parentelenordnung. „Wohlgeordnet war das Familienleben schon bei dem großen indogermanischen Urvolke, wie daraus hervorgeht, daß nicht nur für die näheren Beziehungen wie Vater, Mutter, Sohn, Tochter, sondern auch für viel entferntere und weniger durch die Natur geheiligte die Bezeichnungen bei mehreren Gliedern desselben völlig gleich sind. Dieselben Zustände finden wir beim vedischen Volke wieder: Vater (pitar), Mutter (matar), Sohn (junu), Tochter (duhitā), Bruder (bhratar), Schwester (svasār), Schwiegervater (svacura), Schwiegermutter (snushā), Bruder der Frau, Schwager (syala), des Mannes jüngerer Bruder, Schwager der Frau (devar), des Mannes Schwester, Schwägerin der Frau (nanandar)“ (Zimmer a. a. O. Seite 305). Die Familiengründung vollzog sich durch die Ehe (pativrah, von „pati“ = Hausherr). Der Schwiegerjohn warb bei dem Schwiegervater. Bekam er die Zusage, so wurde die Ehe durch gemeinsame Entzündung des Herdfeuers geschlossen. Das schon etwas spätere Vajishtha Dharmasāstra (8, 1-3) sagt, schon aus einer Zeit, als die Bedeutung des Berufspriestertums gestiegen war: „Ein Schüler, der ein Hausherr werden will, soll . . . zum Weibe ein junges Mädchen der eigenen Kaste nehmen, die weder zur selben Großsippe (gotra) gehört noch denselben Ahn (pravara) hat noch irgendeinen Verkehr mit einem anderen Manne gehabt hat, das nicht innerhalb von vier Graden von Mutters Seite und innerhalb sechs Graden von Vaters Seite verwandt ist. Laßt ihn das Hochzeitsfeuer anzünden.“ Gemeinsam entzündeten Mann und Frau das Herdfeuer; lange hat sich die Überzeugung erhalten, daß es „reines“, d. h. durch Reibhölzer erzeugtes Feuer sein müsse. Nicht jede Frau aber konnte mit dem Manne zusammen das Herdfeuer entzünden, von ihm an der Hand um das Feuer mit den Worten geführt werden: „Um dich führt man die Frau zuerst herum samt dem Hochzeitszug, gib du sie, o Agni, dem Gatten zur Frau mit Nachkommenschaft zurück.“ Nicht zu jeder Frau konnte man die feierlichen alten Worte des Atharvaveda (14, 2, 71) sprechen: „Der bin ich, die bist du, Himmel ich, Erde du; wir beide wollen uns jetzt vereinigten und uns Nachkommenschaft erzeugen.“ Eine Voraussetzung war vielmehr unabweislich gegeben: die „Frau, die die Hausacta mit dem Manne vollziehen wollte, mußte eine rechtsgültig ehelichete Gattin, nicht eine gekaufte Sklavin sein (Zimmer), sie mußte aber vor allem Arierin sein“.

In ihrer Mitpriesterschaft am heimischen Herdfeuer stand die Frau sogar dem eigentlichen Priester voraus. Noch die späte Baudhayana Dharmasāstra (1, 7, 15, 10)

sagt: „Der Opferer und sein Weib stehen näher zum Opfer als die Priester; die rein mit reinem Feuer opfern.“ Hier ist die ursprüngliche priesterliche Stellung des bäuerlichen Hausvaters bei den nordischen Völkern noch voll erhalten. „Diese durch die Ehe zwischen Mann und Weib hergestellte, nicht bloß menschlich-rechtliche Stellung ist bei den Ariern ein Hauptfundament ihrer Rechtsanschauung geblieben. . . . Sie ist die durch die Geschlechterorganisation gebotene Einrichtung zur Erzeugung legitimer Kinder, insbesondere Söhne“ (Leist a. a. O. Seite 64).

Schutz gegen das Eindringen fremden Blutes

Als nun die Sanskrit-Indier immer weiter nach Süden vordrangen und die dunkle Bevölkerung sich unterwarfen, da haben sie in der Bildung der Kasten den Versuch gemacht, ihre Stammbäume von dem Eindringen des fremden Blutes frei zu halten. „Die ältesten Teile des Rigvedas kennen auch noch kein Verbot der Ehe mit nicht-ariischen Menschen, was sich einfach daraus erklärt, daß die Arier noch nicht zur Herrschaft über eine rassefremde Bevölkerung geworden waren“ (Hans F. K. Günther „Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens“, J. F. Lehmanns Verlag, München). Die Kasten werden etwa 300 bis 400 Jahre nach Abschluß des Rigveda zuerst erwähnt. Die beste Darstellung über sie ist in knappen Zügen das Werk von Hans F. K. Günther; je mehr sich das Brahmanentum als eine Schicht von Priestern, die Kshatriya als ein Rittertum politisch erhoben, während die Bauern zurückfielen, auf der anderen Seite mit sitzengebliebener einheimischer Bevölkerung gleichgestellt wurden, verwischten sich die echten Blutsgrenzen und wurden zu Standesgrenzen.

Da wir bei den Sanskrit-Indern an Hand ihrer Literatur bis in die früheste Zeit zurückschauen können, so können wir auch feststellen, daß gemeinsame eugenische und Zuchtwahlgedanken der nordischen Völker sich immer noch lange hielten. Die Ledigen waren geringer angesehen als die Verheirateten, Kinderlosigkeit galt als ein Unglück, die Aufmerksamkeit für die biologische Auswahl war noch nicht erloschen, denn „das Königreich, in dem ungeordnete Zeugungen vorkommen, geht mit seinen Einwohnern rasch zugrunde“ (Gesetzbuch des Manu, X, 61). Das Gesetzbuch des Manu fordert noch, daß ein Mann seine Tochter rechtzeitig heiraten lassen soll, daß Ehen mit Mißgestalteten als ungültig erklärt werden sollen, daß Kinder eines Ariers mit einer Schudrakasta in der Schudrakaste bleiben und ein Arier seine Kaste verliert, der etwa ein Schudramädchen heiratet.

Dennoch ist die Blutsauflösung nicht aufzuhalten gewesen. Je mehr das Ariertum zur Oberschicht wurde und sich gesellschaftlich differenzierte, Angehörige der nicht-ariischen Völker aufstiegen, entstanden Zwischenstufen und Zwischenkasten. Man begann, für die Abkömmlinge von Eltern verschiedener Kasten besondere Zwischenkasten zu schaffen, bis der Grundgedanke der Blutsreinheit verlorengegangen war. „So war die indische Kastengesetzgebung ursprünglich der Versuch eines Rassenschutzes der Herrschaft, vergleichbar der ursprünglich sinnvollen, weil rassistisch und erbgesundheitlich gedachten Forderung der ‚Ebenburt‘ bei den abendländischen Herren-

Schichten; dann wurde diese indische Kastengesetzgebung im Laufe der Jahrhunderte zu einer rassistisch immer sinnloser werdenden Ständeeinteilung - gerade so, wie auch im Abendlande aus der rassistisch sinnvollen 'Ebenburt' eine rassistisch sinnloser werdende, bloß noch ständische Ebenburt wurde. Was als Rassengrenze sinnvoll war, wurde als Standesgrenze sinnlos" (Günther a. a. O.). Am Ende verlor sich die Rassengrenze auch bei den Brahmanen, unter denen sich aber noch heute nordische Typen finden. „Ein Brahmane darf vier Frauen in der direkten Kastenordnung haben: eine Kshatriya, drei, eine Waischya, zwei, und eine Schudra, eine (Vishnu Samhita, XXIV, 1), d. h. er kann entweder eine Kshatriyafrau haben, die für drei Frauen rechnet, eine Waischyafrau, die für zwei Frauen rechnet, oder vier einzelne Schudrafrauen. Der alte Sinn der indischen Kastenordnung war untergegangen.

Die Iranier

Die beiden iranischen Stämme der Meder und Perser, sehr nahe miteinander verwandt, sind etwa um 900 v. J. im Süden des Urmiasees, aus Südrußland kommend, aufgetaucht; die Meder kamen zuerst, die Perser folgten ihnen. Beide nannten sich Arier, wie Iran ja auch „Arierland" heißt. Auch sie teilten die Völker in Arier und Nichtarier, wobei wir aus ihrer frühen Zeit von dem Verbot einer Eheschließung mit den Nichtariern nichts hören - offenbar war die Bevölkerung, die sie in Iran vorfanden; zahlenmäßig schwach, oder es war bei ihnen selbstverständlich, nur unter sich zu heiraten.

Sie waren Bauern. Sie brachten das Pferd, das Rind, Schafe, Ziegen und Esel mit, hatten Pflugkultur, übernahmen aber auch die Zucht des Kameles. Der Hausvater war bei ihnen „ursprünglich Richter und Priester. Glauben, Sitte und Recht sind noch eine Einheit, und im Glauben tief verwurzelt ist die Heiligkeit der Blutsbande und die Pflicht zur arterhaltenden, ja artsteigernden Fortpflanzung" (Günther a. a. O. S. 100). Die von Briffon gesammelten Quellen über die alten Iranier (Tredel: Briffonii opera minora, Lugd Bat, [d. h. Lüttich] 1749) und die ausgezeichnete Untersuchung von Leift zeigen uns, daß der Hausherr die Rechtsausübung im Kreise seines Hauses hatte. „Nach dem Bilde dieses Hausgerichts wird auch das Königsrecht geübt" (Leift: Altarisches Jus Civile S. 36).

Die Reformation des Zarathustra

Die Reformation des Zarathustra hat zwar eine ganze Anzahl vorher geltender Werte so restlos weggefegt, daß es schwer ist, uns die Zeit vor Zarathustra zu rekonstruieren, manches Altertümliche ist ihr zum Opfer gefallen, aber sie ist doch auch eine so bewußte Rückbesinnung auf bestes persisches Wesen nordischer Art, daß die bäuerliche Frömmigkeit des alten Iranertums wunderbar durch sie hindurchleuchtet. Der Begriff der aus der Himmelsordnung sich ergebenden menschlichen Ordnung, aus dem sich die Pflichten des einzelnen Menschen ableiten, drückt etwa ein Jascht Zarathustras aus: „Danach frage ich Dich, gib richtig mir Antwort, o Ahura, wer war der Erzeuger und Vater der Ordnung von Anbeginn? Wer schuf der Sonne und den Sternen ihre Bahn? Wer schuf, daß der Mond wächst und abnimmt, wer

anders als Du? . . . Wer ist, o Madza, der frommen Gesinnung Schöpfer? . . . Wer ist der Künstler, der Licht schuf und Dunkel, wer der Künstler, der Schlaf schuf und Wachen, wer schuf die Morgenröthen, die Mittage und die Abende, welche (mit den dann anzustellenden Gebeten) erinnern den Menschen an seine Pflichten?"

Schroff stehen sich bei Zarathustra das Beste und das Böseste Denken gegenüber. „Die ganze Welt ist für ihn geteilt in zwei Heerlager, es ringen Wahrheit gegen Lüge, Licht gegen Finsternis, Leben gegen Verwesung, das Beste Denken gegen das Böseste Denken, die fromme Ordnung (Asha) gegen das Chaos, das leuchtende Reich (Eshhathra) gegen die Kraft des Bösen, die fromme Ergebenheit gegen die Auflösung, das Heil und die Unsterblichkeit gegen das Unheil und den Tod. In diesem Kampf ist der Mensch aufgerufen, Partei zu nehmen. Er kann sich frei für die eine oder andere Seite entscheiden, ein Streiter des „Besten Denkens“ oder ein „Lügner“ werden. Lüge ist für den alten Iranier der Kerninhalt des Bösen Wesens.

Das „leuchtende Reich“, dessen Großkönig das „hvareno“, den „reinen Sonnenglanz“ hat, ist für den alten Iranier sein Staat gewesen. Es soll eine gute Herrschaft sein. König Darius bekannte auf den Felsen von Behistun: „Ahura mazda (das Beste Denken), der den Darius zum König machte, der dem König das große Reich, das tüchtige Rosse und Männer hat, verlieh. . .“ Zarathustra betete: „Solche, die gute Herrschaft üben, nicht die schlechte Herrschaft üben, sollen über uns herrschen, nicht die schlecht handeln, schlecht reden, deren geistiges Urwesen schlecht ist, die Lügner.“

Der Sinn der Ehe ist die Erzeugung von Kindern

Alle Dinge der Welt aber sind eingeordnet in diesen großen Kampf - da sind die guten und nützlichen Tiere, voran Hund und Rind, auf der Seite des Besten Denkens und die schädlichen Tiere auf der Seite des Bösesten Denkens.

Das Herdfeuer war Mittelpunkt des Daseins im Hause, seine tägliche Pflege war die ständige Pflicht eines jeden Hausherrn, sein Kultus bringt „des Feuers Segenswunsch über den, welcher ihm Brennholz bringt, trocknes, beim Tageslicht ausgesuchtes, mit dem Wunsch der heiligen Ordnung zurechtgemacht“. Auch hier wird die Ehe geschlossen durch Entzündung des Herdfeuers.

Auch hier hat sich der Grundgedanke erhalten, daß Mann und Frau am Herd die ersten Priester sind. „Beim Avestavolk nahmen die Frauen an den heiligen Handlungen und Opferfeierlichkeiten teil. Die Herrinnen des Hauses, welche gute Gedanken hegen, gute Worte sprechen und gute Taten vollbringen, . . . werden im Vispered zur Opferzeremonie eingeladen gleich den frommen und rechtgläubigen Männern. Gemeinsam, heißt es, flehen die beiden Gatten mit erhobenen Händen zu Mithra um seinen Schutz und Beistand“ (Leist a. a. O. S. 44).

Der Sinn der Ehe war die Erzeugung von Kindern. Der Iranier betete: „Gib mir leibliche Nachkommenschaft, die Höfe gründet, die sich um mich schart, die heranwächst tüchtig, ein Schutz in Gefahren, aus Helden bestehend, die zum Heil meinem Hause gereichen.“

Es galt als Todsünde, ein Mädchen nicht zu verheiraten; die Könige der Perser setzten für zahlreiche Kinder Prämien aus, die Erzeugung vieler Kinder tüchtiger Art rangierte als preiswürdig gleich nach kriegerischer Tapferkeit.

Hans F. K. Günther hat vorbildlich die Grundsätze russischer Auslese, soweit sie den Iranlern bekannt waren, zusammengestellt.

Verächtlich war, wer nicht heiratete. „Hoch steht der Mann, der eine Ehefrau hat, über dem, der keine hat; derjenige, der einen Haushalt hat, über dem, der nichts hat, der Kinder hat, über dem Kinderlosen!“

Im arischen Persertum herrschte der Auslesegedanke

Bewußt wurde die Gattenwahl auf die edelsten Männer und Frauen gelenkt. „Diesenigen Frauen wurden gefeiert, die den schönsten Leib zur Zeugung haben, die für das Hauswesen die trefflichsten sind“ (Jascht 5, 34) oder „die schöngewachsenen Frauen, die sich guten Eheglücks und trefflicher Abstammung erfreuen“ (Wisprat 2, 7). Die Mädchen der persischen Frühzeit beten um einen schönen und tüchtigen Hausherrn, der ihnen Nachkommen zeugen solle (Jascht 15, 40); der Hausherr betet um tüchtige Nachkommenschaft, die das Ansehen der Sippe und Gemeinde und den Ruhm des Reiches mehren solle (Jasna 62, 5, Jasna 68, 5). Die Ahnengeister (Fravurtis) bittet man um „tüchtige, strahlende, helläugige Nachkommen“ (Jascht 13, 134). Die leiblichen Merkmale der alten Perser spiegeln sich in den Beinamen, die sie Menschen und Göttern gaben, „hellblickend, scharfäugig, hochgewachsen, schlank, kräftig, tüchtig, langarmig, schönwädig, schmalfersig“ (Günther), bei Frauen „schlank, schönbrüstig, schlankfingrig, hellhäutig, weißarmig, großäugig“. - Es sind später vielerlei Gründe gewesen, die zum russischen Niedergang des Iranertums führten. In seiner weitgespannten Reichsaufgabe blutete es aus, seine geographische Stellung war ungünstig, aber bis heute sind Reste des guten alten Blutes im Iran immer noch erhalten.

Seine sittliche Bedeutung ist auch heute noch groß. Mit Recht sagt Günther: „Gerade Menschen germanischen Empfindens sind immer wieder angezogen worden von frühpersischer Ritterlichkeit, Großmut, Kühnheit und Frische, von der offenen Unmittelbarkeit des edelmännischen frühpersischen Wesens. Für ein germanisches Sittlichkeitsempfinden hat vor allem die persische Erziehung der kriegerischen Jugend zu Dankbarkeit, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit etwas Bestärkendes. Das arische Persertum hat besonders einen Wert indogermanischer Seele in sich verleibt: den Wert der Gesinnungsgröße. . . . In unseren Schulen und Hochschulen sollte das Persertum als eine der edelsten Ausprägungen des Indogermanentums behandelt werden, vor allem im Religionsunterricht und in den Vorlesungen der Theologen. Aus dem frühen Persertum ließe sich - für ein Volk unserer russischen Herkunft und Zusammensetzung - an sittlichem Auftrieb, und zwar an Auftrieb einer Sittlichkeit der Lebensbefahrung und -steigerung viel mehr gewinnen als aus manchen anderen Stoffen, die der übliche Religionsunterricht seltsamerweise zur Erbauung und sittlichen Ertüchtigung der deutschen Jugend verwerten zu können vermeint.“

Auch Blutmischung mit den zahlreichen Völkern seines großen Reiches hat das Iranertum stark verändert.

Dennoch - auch die letzten Lichtgläubigen Zarathustras, die Parsi in Indien, heute nur etwa 100 000 Menschen, ausgezeichnete Industrielle und Geschäftsleute, durchgehend sehr reich, stellen das Musterbeispiel dafür da, daß ein artischer Volkspplitter reich werden kann auf ehrliche Weise. In seiner hochinteressanten „History of the Parsis“ (London 1884) schreibt der Parsi Doshabai Framsi Karata: „Die Handelsmoral der Parsi war immer hoch, das haben uns ganz fremde Menschen bezeugt. Sie waren immer aufrecht und ehrenhaft in ihren Handlungen. Unter alten Parsen findet man . . . daß geschriebene Verträge unbekannt waren. Ihr Wort war ihr Pfand, und dasselbe System haben sie auch den meisten Europäern gegenüber aufrechterhalten.“ Sie halten sich übrigens ziemlich fern von anderem Blut; sie treiben keine Mission, und ihre Priester lassen sich die Aufnahme eines Fremden in die Gemeinschaft der Parsen hoch bezahlen, sehen sie auch sehr ungern. In ihren Ehebräuchen haben sie viel von den alten Sitten aufrechterhalten, wenn auch gelegentlich durch den großen Reichtum ein wenig ins Prunkvolle verzerrt. Der Ehesegen der Parsi, der nach der Einwilligung des jungen Ehepaares gesprochen wird, ist trotz mancher etwas platten Moralitäten noch heute ergreifend in seiner Schönheit und Schlichtheit: „Bei den helfenden Namen Ahura Mazdas - möge Euer Glück wachsen, möget Ihr leuchtend sein.

Möget Ihr gute Taten tun, Euch vermehren, siegreich sein, Werke der Barmherzigkeit vollbringen.

Seid würdig, gute Taten zu tun. Denkt nichts als Wahrheit, sprecht nichts als Wahrheit, tut nichts als Reines!

Scheut alle bösen Gedanken, alle bösen Worte und alle bösen Taten, preist die Werke der Barmherzigkeit. Begehrt keine unbarmherzigen Dinge, lobt den guten Glauben. Tut nichts ohne reifliche Überlegung, erwerbt Reichtum mit guten Mitteln. . . . Bewahrt den guten Namen Eures Vaters.

Seid leuchtend wie die Sonne,
Seid rein wie der Mond,
Seid ruhmreich wie Zarathustra,
Seid stark wie Rüstam
und seid fruchtbar wie die liebe Erde.“

Der Wert dieser ostindogermanischen, sanskrit-indischen und iranischen Sitten und Bräuche liegt darin, daß sie uns Menschen unseres Blutes aus einer Frühzeit nordischen Bauerntums zeigen, aus der wir von unseren eigenen direkten Vorfahren noch keine schriftlichen Berichte haben - er liegt aber auch in der oft ergreifenden Schönheit dieser auf Bauerntum und Zuchtwahl, auf Blut und Boden aufgebauten Frömmigkeit - aus den Morgenstunden unserer Rasse, als zuerst das Licht der Geschichte auf sie fiel.

Das Kind in der germanischen Rassenpflege

Bei allen germanischen Bauernvölkern finden wir in heidnischer Zeit eine allgemeine Hochachtung vor dem keimenden Leben, dementsprechend auch Maßnahmen zum besonderen Schutze der werdenden Mutter, und andererseits harte Strafen für Vergehen wie Abtreibung, Verursachung von Fehlgeburten und dergleichen mehr. Allerdings bezogen sich diese gesetzlichen Maßnahmen im wesentlichen nur auf die Mütter aus der rassistisch und erbbiologisch erwünschten Freibauernschicht, während man die Mutterschaft bei Unfreien, Asozialen oder Entarteten mit recht skeptischen Augen betrachtete und häufig auch entsprechend bewertete und behandelte. Die Strafen für Vergehen gegen das keimende Leben sind im germanischen Bauerntum sehr verschieden, je nach dem Stande, d. h. aber je nach der Rasse und dem Erbgut der Eltern und des Kindes.

Abtreibung scheint im heidnischen Nordgermanentum so gut wie unbekannt gewesen zu sein, jedenfalls finden wir nichts darüber in nordischen Quellen. Dagegen erwähnen zahlreiche Rechtsbestimmungen südlicherer Germanen diese Straftaten, und zwar um so ausführlicher, je stärker wir in die germanisch-keltischen oder germanisch-romanischen Mischgebiete kommen. Ursprünglich wird wohl für alle Germanen das Wort des Tacitus Geltung gehabt haben: „Die Zahl der Kinder zu beschränken oder eines der Nachgeborenen zu töten, wird als Schandtat angesehen, und mehr vermögen dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze.“

Einige Jahrhunderte später finden wir eine Bestätigung dieser germanischen Haltung in den Gesetzen der Westgoten. Da wird bestimmt, daß mit dem Tode bestraft wird, wer einer Frau einen Abtreibungstrank einsgibt. Die entartete Mutter verliert, wenn das Vergehen mit ihrem Einverständnis geschah, ihre Freiheit - sie wird wegen Entartung aus dem Freibauerntum ausgestoßen. Ist die verbrecherische Mutter aber eine Fremdrassige, eine Unfreie, so wird sie nur ausgepeitscht! Auf die Verursachung einer Fehlgeburt, an der die Mutter starb, stand Todesstrafe, sonst hohe Geldstrafen. Das galt aber nur für freie Mütter. Bei unfreien Müttern hatte man dem Herrn der Magd lediglich einen Schadensersatz für die ausgefallene Arbeitskraft zu leisten. - Ganz ähnliche Bestimmungen kennen späterhin die Salfranken, die Moselfranken, die Bayern, die Friesen, die Alemannen, die Angelsachsen u. a. Man sieht daraus, daß diese Einstellung allen Germanen gemeinsam gewesen sein wird.

Es wird dabei in den Gesetzen kein Unterschied gemacht zwischen der Abtreibung ehelicher oder unehelicher Kinder. Die Straftat bleibt von gleicher Schwere, gleich ob in oder außerhalb der Ehe begangen. Nur die erbliche Qualität der Eltern, ihre Rasse und ihre Abstammung werden berücksichtigt, und es ist bezeichnend, daß das Strafmaß für den nordischen Freibauern wesentlich höher lag als das für den fremdrassigen oder erbbiologisch unerwünschten Knecht. Daß diese Unterscheidung der Erhaltung eines erbbiologisch erwünschten Nachwuchses und der Unterbindung unerwünschter Nach-

kommenschaft dienen sollte, ergibt sich von selbst. Aus der Einstellung des germanischen Bauerntums zu dieser Frage begreifen wir auch die zwiespältige Haltung gegenüber dem unehelichen Kinde. Die scheinbare Zwiespältigkeit, die bei juristischen oder historischen Bearbeitern des Themas schon oft große Verwirrung hervorrief, erklärt sich dem Biologen ohne Mühe, da sie ihre Wurzeln in der rassistisch-erbbiologischen Bewertung und Klassifizierung der Menschen hatte. Es ist ein besonderes Verdienst R. W a l t h e r D a r r e s , gerade auf diese Frage e r s t m a l i g in seinem „Bauerntum“ eine klare Antwort erteilt zu haben.

Bei der zentralen, alles überragenden und beherrschenden Stellung, die im Leben des germanischen Freibauern die Sippe einnahm, war das Schicksal eines Kindes weithin davon abhängig, ob es als vollwertiges Mitglied der Sippe galt oder nicht. Wie in vielen anderen Fragen, so spielte auch hierbei die biologische Bewertung die wichtigste Rolle. Uneheliche Kinder konnten, je nach ihrer Herkunft, darum die verschiedenste Bewertung und Behandlung erfahren. Allerdings bleibt nach germanisch-bäuerlicher Weltanschauung an einem Kinde, sei es auch bester Abkunft, bei unehelicher Geburt ein gewisser Mangel zurück: es wird nie ganz gleichberechtigt in der Sippe - es hat mit den Geschwistern ja auch nur die Hälfte des Blutes gemeinsam. Mag sein, daß dabei auch religiöse Vorstellungen mit hineinspielen, wie es G r ö n b e c h schildert. - Dem Kind fehlt der volle Anteil am Sippenheil, am Sippenfrieden, an der Sippenehre - Begriffe, die dazumal von einer uns heute fast unvorstellbaren stilklichen Bedeutung waren. Dieser Makel ruhte nicht auf dem vorehelichen Kinde, wenn der Geburt später die Heirat der Eltern folgte, wie wir noch sehen werden.

V o n A m i r a , einem vorzüglichen Kenner der germanischen Rechte, verdanken wir erstmalig (1890) einen Versuch, die biologische Bedeutung der verschiedenen Behandlung der Unehelichen darzustellen. Nach ihm hatten uneheliche Kinder nach älterem Recht nur mütterliche Verwandtschaft. Aber schon früh wurde das „Winkelkind“, das im offenen Konkubinat mit einer freien Frau erzeugt war, als hochwertig anerkannt und in die väterliche Verwandtschaft aufgenommen. Von einer „Gleichstellung“ mit den „echten“ (ehelichen) Kindern war zwar keine Rede, aber es hatte immerhin seinen Platz in der väterlichen Sippe, konnte vollberechtigt Wergeld nehmen und geben, vormundschaftliche Funktionen ausüben und auch, wenngleich beschränkt, an der Erbschaft beteiligt werden. Sehr viel vorsichtiger war man gegenüber dem „Buschkind“, das aus einem heimlichen Konkubinat, wenn auch von freier Mutter, geboren wurde, zumal da hier die Vaterschaft nicht immer eindeutig nachweisbar war. Das „Magdkind“, vom freien Manne und unfreier Frau gezeugt, war unfrei und nicht erbfähig. V o n A m i r a hat darauf hingewiesen, daß die Kirche die Besserstellung unehelicher Kinder gegenüber der Vaterseite nicht nur aufgehoben, sondern sogar ihre Stellung zur Mutterseite in manchen Rechten verschlechtert hat.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die germanische Einteilung der Unehelichen in Winkelkind, Buschkind und Magdkind eine Klassifizierung nach biologischem Wertmaßstab darstellt. Das Winkelkind war einwandfreier Abkunft, das Buschkind zweifelhaft, das Magdkind war minderwertiger Herkunft. Dem entsprach auch die rechtliche und menschliche Behandlung der Kinder. Das Magdkind - das gleiche galt natürlich für das Kind, das eine freie Frau von einem Knecht bekam - folgte der „ärgeren Hand“, d. h. dem Kassenerbteil des unerwünschten Partners. Es wurde unfrei und teilte das Los seines unfreien Elters. Doch haben wir Beispiele in den

Sagas, die uns zeigen, daß auch hier keine formale Juristerei herrschte, sondern daß man von Fall zu Fall nach dem gesunden Menschenverstande handelte. R. Walthar D a r r é führte die Geschichte von Melkorka¹⁾ an, die gerade hierfür ein Musterbeispiel ist. Obgleich Melkorka als unfreie Magd gilt und dem Bauern ein uneheliches Kind gebiert, wird dieses Kind nicht wie ein Magdsohn behandelt, sondern wächst beinahe vollwertig im Hause seines Vaters auf, ja, Olaf gilt späterhin sogar als hochangesehener Mann und heiratet ein Mädchen aus vornehmster Sippe bester Abstammung. Bei seiner Geburt hat er den Namen nach dem verstorbenen Mutterbruder seines Vaters erhalten - das bedeutete, daß man in ihm den wiedergeborenen Olaf sah, daß man mit dem Namen dessen Seele und dessen Heil „seine glückliche Veranlagung“ auf den Magdsohn übergegangen glaubte. Warum diese ungewöhnliche Behandlung eines „Magdsohns“? Die Saga gibt die Antwort: weil Melkorka weder fremdrassig noch erblich minderwertig ist! Sie ist durch Kriegsgefangenschaft in Knechtschaft geraten, aber ihre Abstammung ist in Ordnung - sie ist die echte Tochter des Irenkönigs Myrkjartan, häufig waren die irischen Kleinkönige skandinavischer Herkunft oder nordischer Abstammung - und das ist ausschlaggebend. Die Sagas machen einen deutlichen Unterschied zwischen „Knechten“ (Rassefremden, Erbtüchtigen) und „Verknechteten“. Letzteren gab man, wenn sie ihre gute Abstammung und ihre Tüchtigkeit nachweisen konnten, gerne die Freiheit. Melkorka erbringt ihren Abstammungs- und Tüchtigkeitsnachweis durch ihr Kind, später auch durch Aufzählung und Nachweisung ihrer Ahnen. Damit aber ist sie keine Magd mehr und der „Magdsohn“ wird zum „Winkelsohn“, zum zwar unehelichen, aber dennoch vollwertigen Sohn eines freien Vaters mit einer freien Mutter. Und daraus ergibt sich von selbst seine spätere Bewertung. Nicht die Umstände seiner Geburt, nicht die dienende Stellung seiner Mutter sind entscheidend für seine Beurteilung und sein ferneres Leben, sondern allein seine Abstammung und - seine persönliche Tüchtigkeit.

Allerdings zeigt gerade die Geschichte von Melkorka in ihrer Fortsetzung, daß der Makel unehelicher Geburt nie ganz verlorenging - die Sippe und der Sippenfrieden waren nun einmal eines der heiligsten Güter germanischen Bauerntums, und der Uneheliche hatte keinen vollen Anteil daran. Obgleich Olaf schön, reich, tapfer, klug, angesehen und von bester Abstammung ist, weigert sich Egils Tochter Thorgerd zunächst, seine Werbung anzunehmen - wegen des Makels seiner Geburt. Es bedarf erst des dringlichen väterlichen Zuredens und eines starken persönlichen Eindrucks von Olaf, um das Mädchen umzustimmen.

Die Geschichte von Melkorka ist nicht vereinzelt, sie hat eine Parallele in der Geschichte von der Kriegsgefangenen Jarlstochter Nereid. Auch die schon angeführte Geschichte von Lufvina²⁾ enthält ähnliche Züge und eine gleiche grundsätzliche Haltung spricht aus der ganzen Einstellung zur Freilassungsfrage. Daß uneheliche Kinder von einwandfreier Abstammung am väterlichen Hofe - weitgehendst gleichberechtigt mit den „vollbürtigen“ Geschwistern - heranwachsen, wird mehrfach berichtet. Gelegentlich wachsen sie der Ziehmutter, der Ehefrau des Vaters, so ans Herz, daß sie sie wie die eigenen Söhne liebt. Das wird von Njal und Bergthora berichtet. Njal hatte einen unehelichen Sohn von Hrodny, einer Frau guter Abstammung. Er wurde mit

¹⁾ Siehe auch Odal 1940, Heft 2.

²⁾ Siehe auch Odal 1940, Heft 4.

Nials sechs anderen Kindern am Hofe des Vaters erzogen und gewann die Zuneigung seiner Ziehmutter Bergthora so sehr, daß diese nach seiner Erschlagung in einem Sippenstreit nicht müde wird, ihre Söhne zur Rache für den unehelichen Sohn, der gar nicht ihr Kind ist, anzustacheln.

Kinder von Mägden guter Abstammung konnten also vom freien Vater in die Sippe aufgenommen und frei gemacht werden. Dazu bedurfte es aber der Zustimmung der Sippe, insbesondere auch der erbberechtigten Kinder, soweit sie volljährig waren. In einigen Rechtsbüchern wird das Brauchtum beschrieben, das die Aufnahme des unehelichen Kindes in die Sippe rechtskräftig machte. Ohne diese feierlichen Zeremonien und ohne die öffentliche Verkündigung vorm Thing, vor der Volksversammlung, waren väterliche Maßnahmen nicht rechtswirksam. Man wollte so die Sippen vor der Willkür von Vätern schützen, die, etwa unter der Einwirkung einer leidenschaftlichen Neigung für eine buhlerische Magd und unter deren Einfluß, ein uneheliches Kind trotz minderwertiger Erbanlagen zum Schaden der Sippe und der Volksgemeinschaft freisprechen und in die Sippe erbberechtigt und vollwertig aufnehmen wollten.

Im allgemeinen bestand freilich diese Gefahr nur selten. Der germanische Freibauer war meist von einem tiefen Verantwortungsgefühl für seine Sippe und für das Erbe um die Zukunft seiner Sippe so erfüllt, daß er kaum je etwas unternahm, was dagegen verstieß. Er wußte außerdem, daß dieses als Neidungswerk galt, als schändliche Tat, die von entartetem Charakter zeugte, und gegen die es gesetzliche Handhaben der Erben, der Sippe oder auch des Staates gab. Bei den Westgoten finden wir über die Stellung unehelicher Kinder von Freien mit unfreien Partnern sehr scharfe Gesetze, ebenso bei den Langobarden, den Bayern - aber auch im Norden, im norwegischen Gulathingsbuch oder im schonischen Recht. Überall wird streng zwischen unehelichen Kindern von ebenbürtigen Eltern und solchen aus unebenbürtiger Verbindung geschieden, allenthalben werden die letzteren dem Stande der Unfreien zugewiesen und durch scharfe Bestimmungen aus der Sippe fernzuhalten versucht. Und die Väter von Magdsöhnen wußten sehr wohl, wie sie sich diesen Kindern gegenüber zu verhalten hatten und was von ihnen zu erwarten war. Sehr schön zeigt sich das in der Geschichte vom norwegischen Jarl Rögnvald, die in der Saga vom mächtigen Jarl Thorfinn berichtet wird. Rögnvald war mit Ragnhild verheiratet, einer Frau aus angesehenem Bauerngeschlecht. Sie schenkte ihm einen Sohn, der den Namen Hrolf erhielt und später ein berühmter Normannenfürst wurde, in Frankreich regierte und Stammvater eines englischen Königsgeschlechts wurde. Aber nebenher hatte Rögnvald auch noch uneheliche Söhne von Mägden. Hier sei angemerkt, daß die Geschichte in der Zeit Harald Schönhaars spielt, eines norwegischen Königs, der erstmalig erfolgreich versuchte, nach dem bewunderten Vorbild Karls d. Gr. ein geschlossenes Norwegereich unter einer starken, selbstherrlichen Königsgewalt zu schaffen, der daneben aber auch leider das Vorbild sittlicher Verkommenheit, das der fränkische Königshof darbot, mit übernahm und an seinem Hofe eine üble Weibervirtschaft einreifen ließ. - Ganz im Gegensatz zu seinem sittenstrengen Bauernvolk, in dem zu jener Zeit Kebsweiber noch sehr selten und die Ehen noch sehr sauber waren. Jarl Rögnvald mag von dem schlechten Beispiel seines Königs verlockt worden sein - der sittliche Verfall ging damals ebenso wie heute von den geistig führenden Schichten und den sogenannten „Kulturzentren“ aus. Immerhin unterschied sich die damalige

Zeit in einem Punkte noch recht vorteilhaft von - sagen wir etwa: der Zeit Olafs „des Heiligen“. Die unehelichen Magdsohne wurden noch nicht willkürlich den unehelichen Winkelsöhnen und erst recht nicht den ehelichen Söhnen gleichgestellt und rücksichtslos in fette Staatsstellungen hineingeschoben. Der leichtfertige König Harald gibt zwar dem Magdsohn Rögvalds Hallad den Jarlsnamen und die Herrschaft über die Orkaden. Aber bei ihm zeigt sich - im Gegensatz zu seinem berühmten Halbbruder Hrolf, dem Normannen - das unfreie Blutserbe bald genug. Als plündernde Wikinger an den Küsten seines Landes erscheinen und die Bauern bei ihm Schutz suchen, da versagt er kläglich und zieht den Verzicht auf die Herrschaft einem Kampf mit den Räufern vor. Im Gegensatz zu König Harald ist Jarl Rögvald seinen Magdsohnen gegenüber sehr skeptisch und reserviert. Als Einar zu seinem Vater kommt und die Nachfolge seines feigen Bruders Hallad anzutreten wünscht, antwortet ihm, dem der Beschreibung nach fremdrassigen Magdsohn, sein Vater: „Wenig berufen bist du zum Häuptling von wegen deiner Mutter; denn sie ist durch ihre ganze Verwandtschaft von knechtischer Geburt. Aber das ist wahr, daß es mir um so lieber wäre, se früher du wegführst und je später du wiederkämst“.

Man wird geradezu an das eugenische Musterbeispiel von der amerikanischen Familie „Kallikat“ erinnert, wenn man die Geschichte von Rögvalds ehelichen und unehelichen Kindern liest. Gegenüber dieser Ablehnung des unehelichen Magdkindes ist die oben erwähnte günstige Beurteilung des unehelichen Kindes ebenbürtiger Eltern, wie sie beispielsweise aus der Geschichte von Njal hervorgeht, doppelt auffallend. Wie stark man den unehelichen Sohn einwandfreier Abstammung zur Sippe rechnet, zeigt beispielsweise die isländische „Graugans“, in der es heißt: „Diese Männer zählt man zu den Inhabern (der Totschlagklage): Nach den Brüdern ist der uneheliche Sohn Inhaber. Dann der uneheliche Bruder vom selben Vater. Dann der uneheliche Bruder von derselben Mutter. Sind diese Männer nicht vorhanden, dann ist Kläger der nächste Verwandte unter den Freigebohrenen und Erbfähigen und im Lande Befindlichen“. Die unehelichen Geschwister rangieren zwar hinter den ehelichen, aber jedenfalls vor allen anderen Blutsverwandten - das ist charakteristisch. Trotzdem bleibt die Erbfähigkeit unehelicher Kinder begrenzt - der Makel ist nicht ganz austilgbar - die Heiligkeit der Sippe darf nicht angetastet werden!

Anders ist es dagegen mit vorehelichen Kindern. Während die christliche Kirche voreheliche Kinder mit unehelichen und mit Magdkindern auf eine Stufe stellte und damit gerade die wichtigen biologischen Wertunterschiede preisgab, betrachtet der germanische Bauer damals - wie heute noch - ein uneheliches Kind, dessen Eltern nachher heirateten, als „echtgeboren“ und legitim: „Erzeugt ein Mann ein Kind in unehelicher Beibwohnung und nimmt der Mann nachher diese Frau zur gesetzlich angetrauten Hausfrau, da nimmt das Kind Erbe und loses Gut wie ein anderes echtgeborenes Kind, auch wenn die Frau oder der Mann inzwischen eine andere Ehe eingegangen hat. Festigt sich ein Mann eine Frau, krank oder gesund, mit Festigern und vollen Formen, die er vorher als Friedel (= Rebs) gehabt und mit der ein Kind gehabt hat, hat er sie so gefestigt, wie nun gesagt ist, da sei dieses Kind ein echtgeborenes Kind, ob nun der Bauer lebt oder tot ist. Wird auch ein Kind in der Verlöbnißzeit erzeugt, nehme dieses Kind Erbe und loses Gut“, so verkündet das altheidnische, schwedische Westgötengesetz. Ein ähnlicher Passus findet sich bei den Dänen in Erichs seeländischem Recht. Aus der Tatsache, daß sich diese Auffassung im germanischen Bauerntum bis

heute erhalten hat, obgleich die Kirche jahrhundertlang vergeblich dagegen ankämpfte, geht hervor, daß diese Einstellung einem unausrottbaren Rechtsgefühl und biologischer Denkungsart Nordischer Rasse entspricht.

Von Amira hat darauf hingewiesen, daß Vaterschaftsprozesse eine Folge der späteren Verfallszeit des Heidentums und der unter christlichem Einfluß beginnenden Grenzverwischung zwischen den ursprünglich verschieden bewerteten Winkel-, Busch- und Magdkindern waren. Auch hier können wir deutlich das allmählich völlige Verschwinden erbbiologischer Denkers unter kirchlicher Einwirkung erkennen. Im Heidentum gibt es ein Beweisverfahren, das uns seltsam neuzeitlich anmutet, da wir es erst heute wieder in die Rechtspflege einführen: die Ähnlichkeitsdiagnose. Im norwegischen Gulathingsrecht wird festgelegt, daß ein Mann, der die Vaterschaft eines Kindes abgeleugnet hat, zu ihrer Aibernahme gezwungen werden kann, wenn die Ähnlichkeit des Kindes ihn unverkennbar als den Vater erweist. Von Olaf, Melkorkas Sohn, erzählt die Saga, er sei von seinem Großvater Mykjaran in Irland auf Grund der Familienähnlichkeit in die königliche Sippe aufgenommen worden. - Was setzt dem die christliche Kirche entgegen? - Das Gottesurteil unter priesterlicher Weihe und Aufsicht! Das erste auf gallischem Boden schildert Bischof Gregor von Tours von einem seiner Vorgänger, einem offenbar etwas leichtlebigen geistlichen Herrn, der von einer Nonne als Vater ihres Kindes bezeichnet wird, sich aber von dem Verdacht durch ein Gottesurteil - Feuertragen - zu reinigen sucht. Trozdem ihm das Wunder gelingt, will ihm das Volk allerdings keinen Glauben schenken. Die gleiche Einrichtung bringt später die Kirche auch nach Germanien, wir finden sie einige Jahrhunderte später in Norwegen als Ersatz für den erbbiologischen Vaterschaftsnachweis.

In gleicher Weise ersetzt die Kirche auch den Abstammungsnachweis durch das Gottesurteil. Im germanischen Bauerntum wird der Abstammungsnachweis ebenso geführt wie im nationalsozialistischen Deutschland unserer Tage: „und wenn der behauptet, aus freiem Geschlecht zu sein, der sich der Klage zu stellen hat, da zähle er seine vier Vorfäter bis zu den Ahnen auf, und er selbst sei der fünfte, und dafür bringe er das Zeugnis zweier Bonden aus freiem Geschlecht bei“, so bestimmt das alt-nordwigsche Frostothingsgesetz, so finden wir es in der Praxis in den isländischen Bauernsagas heidnischer Zeit. An die Stelle dieses biologischen Nachweises setzte die Kirche das Wunder.

Aberblicken wir nochmals das bislang Festgestellte, so kann zusammenfassend gesagt werden: Der germanische Freibauer beurteilte ein unehe-liches Kind ausschließlich nach seinem biologischen Wert. Ob es aus der Vereinigung zweier rassistisch hochwertiger Eltern oder aus dem Konkubinat mit einem minderwertigen Partner hervorging, war viel entscheidender für seine Bewertung und sein Schicksal als die Frage, ob die Verbindung der Eltern gesetzlich sanktioniert war oder nicht. Allerdings haftete an einem außerehelichen - nicht am vorehelichen - Kinde ein Makel, der nicht ganz getilgt werden konnte, da es am Heil und Frieden der Sippe, der es nur halb angehörte, keinen vollen Anteil besaß.

Wir finden viel verwandte Züge in dieser altheidnischen Einstellung, in der Voranzetzung der biologischen Bewertung sowohl wie in der Betonung der letztlich entscheidenden Erkenntnis:

Die Sippe ist die Keimzelle des Staates.

König, Krieger und Bauer

Aus alten Quellen

Zum gesicherten Besitz der deutschen Wissenschaft gehört heute die von Darré, Günther u. a. erarbeitete Feststellung, daß wir in den Indogermanen Völker mit vorwiegend nordischem Blute und bäuerlicher Wesensart zu erkennen haben, und zwar einer bäuerlichen Wesensart, die gleichzeitig höchste kriegerische Eigenschaften in sich schließt. Stimmt diese Feststellung, so muß es sich erweisen lassen, daß, wenigstens im Altertum dieser Völker, ihre Könige nicht nur das Kriegertum in seiner höchsten Vollendung in sich verkörperten (was man als selbstverständlich anzusehen gewohnt ist), sondern daß auch der äußere Lebenszuschnitt dieser Könige ein bäuerlicher gewesen ist. Dazu gehört in Zeiten, die keine gewerbliche Arbeitsteilung kennen, auch die Beschäftigung mit bäuerlicher Arbeit. Die folgenden (z. T. erstmalig hier vorgelegten) alten Quellenzeugnisse wollen in einer kleinen Auswahl diesen Nachweis anschaulich machen.

Perfer

Der bekannte Grieche Xenophon (430 bis 355 v. Jz.), der Land und Leute der Perfer aus eigener Anschauung gut kannte, berichtet von dem Gründer der persischen Großmacht, dem älteren Kyros (550 bis 529), folgendes:

„Man erzählt, daß der König der Perfer, wenn er Auszeichnungen verteilte, zuerst die vortreten läßt, die sich im Kriege ausgezeichnet haben, mit der Begründung, daß es keinen Zweck habe, viel zu ackern, wenn keiner da sei, um das Land zu verteidigen. Nach diesen kommen diejenigen an die Reihe, die ihr Land am besten bearbeiten und ertragreich machen. Deren Auszeichnung begründet er damit, daß auch die Krieger nicht leben könnten, wenn es keine Bauern gäbe. Nun soll einmal Kyros, der ja der berühmteste Perferkönig gewesen ist, bei einer solchen Verteilung von Auszeichnungen gesagt haben, eigentlich müßte er die Auszeichnungen von beiden Gruppen erhalten; denn er sei der erste Bauer so gut wie der erste Soldat.“¹⁾

Nach demselben Xenophon erzählte der Spartaner Lysander von dem jüngeren Kyros (gefallen 401 v. Jz.) folgende Geschichte:

„Als ich (als Vertreter des spartanischen Staates) zu Kyros kam, nahm er mich sehr gut auf. Unter anderem führte er mich durch den königlichen Park in Sardes. Da mußte ich staunen, wie schön die Bäume waren, wie sie in schnurgeraden Reihen und gleichen Abständen gepflanzt dastanden, wie alles schön rechtwinklig angelegt war, wie einen beim Umhergehen viele angenehme Düfte umgaben, und ich brachte mein Staunen zum Ausdruck und sagte: Wahrlich, Kyros, ich bin erstaunt über all das Schöne hier, noch mehr aber als das bewundere ich den Meister, der dir

das alles vermessen und angeordnet hat.' Als Kyros das hörte, freute er sich und sagte: 'Nun ja, Lysander, das bin ich selbst gewesen, der das alles vermessen und angeordnet hat, und gar manches habe ich auch mit eigener Hand gepflanzt.' Da mußte ich ihn ansehen und bemerkte seine schönen Kleider, seinen Duft, seine Ketten und Armreifen und seinen anderen Schmuck (Kyros hat zum feierlichen Empfang des fremden Diplomaten sozusagen Große Gala-Uniform angelegt!) und sagte: 'Ist es möglich, Kyros? Du selbst hättest eigenhändig das eine oder andere gepflanzt?' Da antwortete Kyros: 'Das wundert dich, Lysander! Aber ich schwöre dir bei Mithra, daß ich in gesunden Tagen mich nie zum Essen niedersetze, bevor ich mich im Schweiß meines Angesichts mit einer kriegerischen Übung oder einer Bauernarbeit oder sonst einer ehrlichen Tätigkeit abgegeben habe.'")

Griechen

Am reinsten verkörpert findet sich der selbstverständliche Zusammenklang von Krieger- und Bauertum in der homerischen Dichtung. Wir greifen drei Beispiele heraus. In der Ilias rühmt sich der junge König Diomedes seiner Abkunft so:

„Auch ich darf mich rühmen, eines edlen Vaters Sproß zu sein, des Tydeus, den zu Theben setzt der Hügel deckt. Portheus (mein Ahn) hatte drei untadelige Söhne, die hausten zu Pleuron und in dem steil gelegenen Kalydon. Sie hießen Agrios und Melas, und dazu kam als dritter der ritterliche Oineus, meines Vaters Vater, der übertraf an Tapferkeit sie alle. Der blieb nun in der Heimat, mein Vater aber ward in die Fremde verschlagen - so wollte es wohl Zeus und die anderen Götter. Dann ward er sehhaft zu Argos. Er wurde des Adrastos Tochtermann und behauste einen Hof mit reichem Gut. Er besaß Ackerland in Menge, lauter Weizenboden, im Umkreis verstreut lagen seine vielen Baumgärten, und dazu hatte er große Herden. Im Lanzenkampf aber tat er's allen Achaiern zuvor.“) Edle Herkunft, großer bäuerlicher Besitz und kriegerische Tüchtigkeit, das alles zusammen also macht nach Ansicht Homers und seiner Zeit den rechten König.

Daß aber nicht nur großer bäuerlicher Besitz, sondern auch Tüchtigkeit in bäuerlicher Arbeit beim König selbstverständlich ist, zeigt ein bekannteres Beispiel der Odyssee. In Bettlergestalt unerkannt wird Odysseus von einem Gaufürsten gehöhnt. Er wehrt sich:

„Wollte Gott, Eurymachos, ich könnte mit dir auf der Wiese zum Arbeitswettkampf antreten, zur Frühommerzeit, wenn die langen Tage sind! Hätte ich da eine schön gebogene Sense zur Hand und du die gleiche, damit wir die Arbeit versuchten, nüchtern vom Morgen an bis tief in den Abend und Gras genug wäre vorhanden! Oder hätten wir jeder ein Gespann ausgezeichnete Ochsen am Pfluge, rotbraune, große Tiere, gut herausgefüttert und gleich alt und gleich stark und Kerle, die etwas aushalten, wäre das Feld vier Morgen groß und hätte eine tiefe Schicht Mutterboden! Dann solltest du sehen, wie gerade Furchen ich zöge. Oder sendete Zeus uns heute noch Krieg und ich hätte dann einen Schild und zwei Speere und einen ehernen, gutstehenden Helm - dann solltest du sehen, wie ich in vorderster Reihe stritt!“)

Erscheint so der König selbst als praktischer Landwirt, so ist es nur natürlich, wenn er persönlich sich darum bemüht, auch seine Söhne dazu zu erziehen. An einer berühmten Stelle der Odyssee, die von der Wiedererkennung des heimgekehrten Königs

Odysseus durch seinen alten Vater Laertes berichtet, spielt diese Tatsache sogar eine entscheidende Rolle. Um dem alten König Laertes zu beweisen, daß er wirklich sein Sohn ist, erinnert ihn Odysseus an ein Ereignis aus seiner Kindheit:

„Aber ich nenne dir auch in dem wohlversorgten Garten die Bäume, die du mir einst geschenkt hast. Ich habe sie mir einzeln ausgebeten, als ich, ein Kind noch, einmal mit dir durch den Garten ging. Wir gingen damals zwischen den Bäumen herum, du erklärtest mir alles und nanntest mir die Namen. Dreizehn Birnbäume hast du mir da gegeben, zehn Apfelbäume und vierzig Feigenbäume. Fünfzig Reihen Rebstöcke versprachst du mir außerdem, frühe und späte Sorten von mannigfacher Art und ertragreich je nach dem Wetter, das Zeus vom Himmel schickt.“⁹⁾ Der König lehrt seinen kleinen Sohn also die einzelnen Gewächse unterscheiden und er verfährt dabei nach einer uralten bäuerlichen Erziehungsweisheit: Das Interesse des Kindes an den Dingen des Landbaues wird gefördert dadurch, daß der Vater ihm einen kleinen Teil des Betriebes „schenkt“.

Römer

Als ein seinem Wesen nach bäuerliches Volk sind die Römer unter allen Indogermanen am bekanntesten. Da sie außerdem eine staatsbildende Kraft entwickelten, die alles vor ihnen Dagewesene weit übertraf, steht die Beziehung dieser beiden Eigenschaften zueinander seit zwei Jahrtausenden zur Debatte. Entscheidend wichtig ist dabei die Feststellung, daß dieses Römertum zu allen Zeiten (auch in denen seines Verfalls) in seinen besten Köpfen sich des Bauerntums als seines ureigentlichen Kraftquells bewußt gewesen ist. Dafür möge ein Beispiel für viele andere zeugen: Der Römer Columella, ein Zeitgenosse Kaiser Neros (54-68 n. Jr.), schreibt:

„Bei unseren Alten war es eine Ehre, ein Bauer zu sein. Quinctius Cincinnatus, der Befreier eines umzingelten Konsuls samt seinem Heere, war vom Pfluge weggeholt worden, um Diktator zu werden (die Befugnisse eines Diktators im freistaatlichen Rom sind denen eines Königs zumindest gleichzusetzen, übertreffen sie in gewissen Dingen sogar noch). Darnach aber tat er die Zeichen seiner Macht von sich und gab sie als Sieger rascher zurück, als er sie als Feldherr genommen hatte, und alsbald kehrte er wieder zu seinen Pflugochsen und auf sein kleines, nur vier Morgen großes Erbhöflein zurück. Daselbe taten auch Gaius Fabricius und Curius Dentatus. Da hatte der eine den Pyrrhus vom italischen Boden geworfen, der andere hatte die Sabiner zu Paaren getrieben und hat die sieben Morgen eroberten Ackers, die ihm wie jedem, Mann für Mann, zufielen, nicht weniger fleißig bebaut, als er sie tapfer fechtend erstritten hatte. Doch ich will nicht jeden einzeln aufzählen; denn so viele andere denkwürdige Führergestalten römischer Art ich auch betrachte, immer haben sie sich durch ein zwiefaches Streben hervorgetan: ererbten Besitz zu schützen und zu bebauen.“¹⁰⁾

Germanen

Wie gut sich auch bei den Germanen königliche Stellung und bäuerliche Lebensform miteinander vertrugen, dafür gibt uns der große Isländer Snorri Sturluson (1178-1241) in seiner Heimskringla einen anschaulichen Beleg:

„König Sigurd Gau war gerade draußen auf dem Felde, als die Boten zu ihm kamen und ihm diese Nachricht (vom bevorstehenden Besuch seines Stieffohnes, König

Olafs des Dicken) brachten und ihm von allen Vorbereitungen, die (seine Frau) Asta dahelme getroffen hatte, berichteten. Er hatte dort eine Menge Leute. Einige schnitten Korn, andere banden es auf, wieder andere fuhrten es heim, manche stapelten es auf oder schafften es in die Scheunen. Aber der König selbst ging mit zwei Männern bald auf den Äckern umher, bald dorthin, wo das Korn in der Scheune aufgeschichtet wurde. Von seinem Anzuge heißt es, daß er ein blaues Wams, blaue Hosen und hohe Schnürschuhe an den Füßen trug . . . In der Hand trug er einen Stab mit einem vergoldeten Silberknopf und einem silbernen Ring drin. Von König Sigurds Wesensart wird berichtet, daß er ein sehr geschäftiger Mann war, äußerst wirtschaftlich mit seinem Vieh und seinen Vorräten, und daß er selbst nach allem in seinem Haushalt sah. Er prunkte nicht nach außen und war meist karg an Worten. Er war aber der weiseste von allen Männern, die damals in Norwegen lebten, und hatte sehr reichen Besitz.⁷⁾)

Man fühlt hinter diesen Worten Snorris, wie sehr ihm dieser König Sigurd gefällt. Und mit gleicher Liebe schildert fast zweitausend Jahre vor ihm Homer unter den Bildern, mit denen der göttliche Schmied Hephaistos den Schild des Achilleus verziert, einen Vorgang, dessen Darstellung teilweise wörtlich dieselbe ist:

„Da stellte er (Hephaistos) auch einen Königsacker mit breiter Fläche dar, wo Schnitter mit scharfen Sichel die Ernte schnitten. Reihenweise fielen die Halme in dichten Schwaden zur Erde, dahinter banden die Binder sie in Strohseilen zu Garben. Drei solcher Binder standen da (= waren dargestellt) und hinter ihnen sammelten Knaben die Garben und trugen sie auf den Armen emsig zu Haufen zusammen. Schweigend aber stand der König unter ihnen am Schwaden, einen Stock in der Hand, fröhlichen Herzens. Und am Feldrain unter einer Eiche richteten Diener das Essen her. Sie hatten ein großes Rind geschlachtet und machten den Braten fertig und die Frauen panierten ihn reichlich mit weißem Gerstenmehl zur Speise für die Erntearbeiter.“⁸⁾)

Daß diese so merkwürdig ähnliche Schilderung Homers literarisches Vorbild für Snorri gewesen wäre, ist ausgeschlossen, so wie es ausgeschlossen ist, daß etwa Xenophon oder Columella nur in gefühlseliger Bauernkitschstimmung ein in Wirklichkeit nie vorhandenes Wunschbild von ihren Heldengestalten entworfen hätten. Was wir in diesen wenigen Bildern sehen, ist vielmehr nur das Ergebnis eines im nordischen Blute liegenden Dranges zu bäuerlicher Lebensgestaltung, der den Alltag der Könige ebenso bestimmte wie den des einfachen Mannes. Und diesen bäuerlichen Lebensdrang faßte selbst noch in der Zeit, wo die antike Welt in den Stürmen der Völkerwanderung versank, ein Grieche in Worte, die den Kern der Sache schlagend treffen. Im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung schrieb der griechische Philosoph Hieronimos: „Trotz des großen Wohllebens und trotz der Faulenzerei, die unser heutiges Leben beherrscht, ist doch nur ein armseliger Wicht, wer nicht von innen heraus das Verlangen empfindet, mitzuarbeiten beim Säen und Pflanzen und allem sonstigen, was den Ackerbau angeht.“

Quellennachweis: ¹⁾ Xenophon, Wirtschaftslehre 4, 15-16. ²⁾ Ebenda 4, 20-24. ³⁾ Ilias 14, 113 ff. ⁴⁾ Odyssee 18, 366 ff. ⁵⁾ Odyssee 24, 336 ff. ⁶⁾ Columella, Vorrede zum „Landbau“. ⁷⁾ Thule, Band 15, Seite 51. ⁸⁾ Ilias 18, 550 ff. Antike Belegstellen verdeutscht vom Verfasser.

Der Hof

Das ist drüben in Sachsen, in Elbsachsen, da nennt man einen Gerichtsvollzieher, wenn er ein umgänglicher Herr ist, der seine Zwangskunden nicht gleich scharf ansaßt, einen „hübschen Mann“; meint aber damit nicht seine äußere Gestalt, sondern sein Gebaren, sein Tun und Lassen. Denn in dem Wort lebt ein älterer Sprachgebrauch nach, der mit der Herkunft des Wortes selbst zusammenhängt: hübsch kommt her von höfisch, hövesch und heißt h o f g e m ä ß , heißt so handeln, wie es bei Hofe üblich ist, nämlich höf-lich, wohlgesittet, fein, artig. So erscheint der Hof hinter höflich-höflich-hübsch. Und dieser Hof ist in der neueren Vorstellung natürlich der Fürsten- oder Königshof, hat aber seinerseits den Namen überkommen vom echten alten Hof, dem Bauernhof. Denn der ist ursprünglich der Inbegriff des Lebens: die Lebensstätte der Arbeit und seglichen Wirkens, das auf Erhaltung und fruchtbare Betätigung der menschlichen Lebensgemeinschaft hinaus geht. Dieses Hofes Arbeit ist es, die da adelt. Denn sie geschieht für die Allgemeinheit, weil wir das, was wir besitzen, als Glieder der Gemeinschaft besitzen. Diese selbst aber hat ihren Besitz von höheren Mächten - die Sonne ist es, die wohl allüberall, besonders spürbar aber im Norden nach Winters Not wieder neues Leben über alles ausgießt. Die Sonne hat uns, die wir als Vergängliche vorübergehen, dies Geschenk gemacht. Solange wir leben, ist es in unsrer Hand; danach wird es anderen gegeben wie es uns gegeben war - als Gabe auf Lebenszeit, als Lehen - als ein Lehen der Sonne. So ist der Hof ein Stück des Gemeinbesitzes: ein Odal - denn Od ist Gut; und al heißt alle n gehörend, wie es deutlicher noch aus Allod aufklingt. Der einzelne hat es also nur zu treuen Händen. So kann denn auch hier im argen Sinne des Wortes (privare heißt rauben, andern etwas wegnehmen!) nie eine Privatwirtschaft getrieben werden. Vielmehr dient alle Arbeit, die geleistet wird, letzten Endes doch wieder der Gemeinschaft, sie geht auf im großen Ganzen. Sie dient. Eben darum ist Hofarbeit adelige Arbeit, und der Hof als ein Odal ist ein Adels Hof, er ist der Adels Hof schlecht hin - nicht der einer abgeordneten Adelskaste, sondern der eines Arbeits-, eines Volksadels, eines adeligen Volkes. Zu diesem Adel gehört, wer arbeitet. Arbeit adelt.

So ist denn der Bauer, der den Boden bearbeitet, recht eigentlich der Mensch, der im Mittelpunkt steht, auf den es ankommt. Er ist das Maß der Dinge, sein Hof ist es, der dem Fürstenhof die adelige Bezeichnung gegeben hat, so daß nun hoffähig zu sein, am Hofleben teilzunehmen, sich auf einen „Hof“ bezieht, dessen Pate der Hof des Bauern ist: er ist der „Vater aller Dinge“. Wer also zu Hofe strebt, der hätte - in der bürgerlichen Zeit - daran denken sollen, daß er eigentlich auf den falschen Weg geraten war, oder besser: daß er den Weg nicht zu Ende gegangen ist und „bei Hofe hängenblieb“, statt zum Bauernhof zu gelangen. Und so sind sie denn alle bei Hofe oder da, wo man ein Hoflager hielt, hängen geblieben: der Herr Hofrat, der sich um Hofgunst bemühte und darum eine Hoftracht trug, die

ihn, auch äußerlich, hoffähig machte; und selbstverständlich auch der Herr Hoflieferant. Und wenn sie von Rang und Stand waren, dann wurden sie zum Hofball oder zur Hofjagd geladen; und es war entschieden ein Unterschied, ob einer nur so als Trommler oder als Mann an der Pauke das Kalbsfell schlug oder ob er zur Hofkapelle gehörte. Aber ins Hoftheater konnte schließlich gegen gutes Geld - wer weiß, wie verdient? - ein jeder hinein, auch Herr Hirschhof oder Herr Guthof (obwohl dieser „. . . hof“ mit unserem ehrlichen Bauernhof nichts zu tun hat, sondern hebräischer Herkunft ist, von hauf, auf, of = Vogel“); nur die Hofloge und die Hofkirche und ihre Hofkirchgemeinde waren etwas exklusiv. - Es ist also ein Stück Kulturgeschichte mit dem Wort verbunden, und man muß schon sagen: gegen den ursprünglichen Gehalt, den echten, rechten bäuerlichen Arbeitsgehalt ist es etwas herabgekommen, entartet, trotz all des höfischen Lack, Flitter und Prunkes, der nun mit ihm verbunden war.

Im Mittelalter freilich, auf der Höhe guter Ritterzeit und echten ritterlichen Brauches, da war der Dienst bei Hofe eine ehrenvolle Sache, und es war das Hofieren oder Hofieren nichts Anrüchiges. Ja, sogar Gott oder dem Sakrament konnte man die Ehre bezeigen und ihm hofieren. Und danach denen, denen die meiste Liebe gehörte, den Frauen. Auch ihnen wurde hofiert: sie wurden nach höfischer Weise geehrt. Der Bürgermann aber, der gern ritterliches Wesen nachmacht, aber es doch auf höfische Weise nicht kann, der schwingt sich wohl zu einem Ständchen, zu einer Serenade auf, und nennt das nun hofieren. Und so bleibt das Wort nun Ausdruck für werbende Verehrung gegenüber den Frauen, auch für bloßes Plänkeln und Flirten, man hofiert amandam, die zu Liebende oder zum Liebesabenteuer Ausertorene. Sucht sie aber selbst ihre Abenteuer bei Hofe - ein Hoffräulein ist sie dann gerade nicht, sie macht vielmehr eine Anleihe beim Französischen und tut noch vornehm als Courtesane.

Aber der kulturgeschichtliche Gehalt geht noch viel weiter zurück. Hof ist belegt im Alt- und Mittelhochdeutschen, im Altfrisischen und Angelsächsischen. „Zu der männlichen Form - heißt es in Trübners Deutschem Wörterbuch - stellt sich dann der Hübel, Hügel.“ Dies weist auf die ursprüngliche Grundbedeutung des Wortes: „Anhöhe“. Das ist wichtig. Denn nur auf der Höhe, auf der Erhebung im Gelände konnte man damals siedeln, als das ganze Land noch vorwiegend von Wald bedeckt, schattig, naß und sumpfig war. Da war denn die Höhe der Ort der Arbeit im Trocknen, die eingefriedete Arbeitsstätte, der Hof. Dort war der Sitz des Bauern. Bauer war auch der Fürst. Auch Fürstenhof war einst Bauernhof. Und auf der Höhe stand auch das Heiligtum, der Tempel, später die Kirche mit dem eingefriedeten Hof, dem Friedhof. Denn er ist ein Bestandteil jener Kirche, die einst zugleich Stätte der Zuflucht in Volksnot war und mit Mauern und Turm, Zinnen, Schießscharten und Pechnasen Schutz und Trutz gegen den äußeren Feind bot, wie es in Luthers Lied von der „festen Burg“ aufklingt.

Und wie die Kirche eingefriedet war - man denke nur an Siebenbürger Kirchenburgen, Festungskirchen, die auch in Deutschland noch zur Genüge vorhanden sind: in der Mark, Hessen, Thüringen, Westfalen -, so waren auch die Höfe eingefriedet durch ihre eigenen Baulichkeiten: Wohnhaus, Stall, Scheune und an der vierten Seite eine ergänzende Mauer (der sächsisch-thüringisch-fränkische Hof). Das war der ganze Bauernhof. Was aber innerhalb dieser Ummauerung lag, der freie Platz

das war nun das Innere des Hofes, der Hofplatz, wo die Arbeit und ihre Geräte, wo aber auch das Vieh, groß und klein, zu Hause war - kurz, das war dann der „Hof“. Der Hof, der auch die Goldgrube des Bauern barg, den Platz, den die Industrie den Ubraum nennen würde, der dem Bauern aber das Zentrum ist, zu dem aus den umliegenden Ställen aller Dung geschafft wird, die Dungstätte, der Durchgangsort im natürlichen Kreislauf der Dinge, der dem Boden das in veränderter nährnder Form wiedergeben soll, was ihm in anderer Weise an nährenden Früchten entnommen wurde. So ist der Düngerhaufen oder die Dunggrube - auch der Mensch ist ja an ihr beteiligt - nun der „Hof“, und zu Hofe gehn - daß nur eine Hofschranze nicht erschrickt, wenn sie nun diese ganz ursprüngliche Bedeutung des Wortes hier erkennt; er oder sie möchte sonst für alle Zeiten solches „auf den Hof gehen“, ein solch anderes „hofieren“ unterlassen als eine symbolisch nur allzu despektierliche Handlung! Aber andere sind nicht so, und das in die Stadt abgewanderte Landhaus, der Gasthof in Klein- oder vorstädtischen Verhältnissen, bringt noch immer die Aufschrift an „zum Hof“, oder etwas verschämter „zum Höfchen“. Wer den Weg aber des öfteren antreten muß, der hat „den Hofgang“, und das kann es sogar bei Hofe geben, und er soll nur aufpassen, daß ihn dann nicht der Hofhund beißt! (in den engeren Verhältnissen städtischer Miethäuser ist freilich für solchen „Hof“ kein Platz mehr; da muß die Gelegenheit in die Etagenwohnung einbezogen werden, oder man hatte einen besonderen Stuhl dafür, so daß hier aus dem Hofgang der Stuhlgang wurde. Welch letzteres Wort dann überhaupt als „Stuhl“ umschreibende Bedeutung für den natürlichen Ablauf der Dinge bekam).

Freilich, bei Hof gab's einen Hofhund nicht mehr. Der hatte ein Wächteramt. Hier, am fürstlichen Hof, hatte er eine Umwandlung erfahren in einer Art Destillationsapparat von unten nach oben: mit dem Hoflakei am Tor fing die Prüfung an und endete beim höchsten Hofwürdenträger, ehe man die Erlaubnis erhielt, in die allerdurchlauchtigsten Gemächer eintreten zu dürfen.

Die Heimat des Hofhundes ist vielmehr das Land geblieben, ist der Bauernhof. An diesem Hof ist der Hofbegriff dann hängengeblieben, wenn er ein statliches Anwesen war, so daß der Begriff Erbhof da gleich auf die richtigen Füße gestellt worden ist, weil er mit einer Mindestgröße verbunden wurde. Aber auch da, wo städtischer Besitz größere Ausdehnung annahm, wurde wohl ein Hof daraus, ein Stadtgut oder Stadthof. Und wenn die vornehmen Geschlechter in die Stadt verzogen oder dort zur Winterzeit Wohnung nahmen, dann wurde das Haus ein Edelhof, ein Ritter- oder Fürstenhof - man denke nur an die Sitze märkischer Geschlechter in Berlin, westfälischer Geschlechter in Münster, Höfe und Paläste, die später durch die städtischen Steuerlasten unhaltbar wurden und dann oft als große Gasthöfe im Namen weiterlebten: der „Fürstenhof“ oder als „Hof zum König von Preußen“, als Westfälischer, Anhalter, Wittelsbacher Hof, in lauter Spielarten allüberall in Deutschland anzutreffen.

Aber es sind nicht nur die Wohnsitze, die gelegentlich größeren Umfang annehmen, sondern auch Amtssitze. Auch sie behalten dann die Hofbezeichnung gern bei als Amtshof, als Gerichtshof und gehn sogar in die Kurialien, d. i. in die Wendungen der Kurie, des Hofes, der Hofsprache über, wenn die Herren, die zu Gericht sitzen, als „hoher Gerichtshof“ angeredet werden. Auch denkt man wohl all der Schloß-, Kloster- und Kasernenhöfe, die alle zu den Kindern der großen Hoffamilie des deut-

schen Wortschatzes gehören - es muß schon ein sehr stattlich-langer Zug sein, wenn alle die, die mit dem Hof zu tun haben, zusammenkommen, um als Familientag der Höfer, Hofmänner, Hofmeyer, Hofrichter, Frauenhofer, Beethoven, Hülschhoff, Höfling usw. zusammen aus dem - Bahnhof zu fahren, vielleicht nach Hofgeismar oder Soln-, Sont-, Dieten-, Königs-, Mönchshofen, oder nach Oberhof, Linderhof, wo dann der Haushofmeister die Honneurs macht.

Ubrigens ist von der Einfriedung her, die wie ein Ring den inneren Raum und was darinnen ist, umgibt, die Hofbezeichnung auch übergegangen auf die dunklere Haut, die als „Hof“ um die Brustwarze liegt. Und wenn Sonne und Mond sich verschleiern oder wenn ein großer mattleuchtender Ring vor Regentagen um den Mond liegt, so ist das wiederum ein „Hof“.

Es liegt Bedeutung darin, daß das wehrhafte alte Anwesen auf umfriedeter Höhe, die alte Lebens- und Arbeitsstätte, so beherrschend in den deutschen Sprachschatz eingegangen ist. Großes Ahnenerbe wird von dem Wort umfassen. Und wie der Erbhof Arbeit und Besitz wieder zum sittlichen Gehalt einer Heimat gemacht hat, so mag der Erlebnisunterricht in unserer Muttersprache den sittlichen Gehalt der alten Vorstellungen von neuem zum Erbbesitz machen - beides zusammen ergibt Überlieferung als sachlichen und geistigen Besitz, den Geschlecht um Geschlecht weiterreichet. Wie erhaben ist das! - Das kleine Hoffräulein würde sagen, wie „hübsch“. Hofherr, Hofknecht und Hofmagd aber würden es ganz in Ordnung finden, „hofgerecht“.

So aber steht es in den „Alten Nestern“, von denen Wilhelm Raabe erzählt:

„- es war wieder einmal Essenszeit auf dem Steinhofe, und alles Hofvolk krieg durch das Heu und kam, seinen Platz an dem Tische einzunehmen, den der Vetter Just Ewerstein durch die alte Stube auf feste Eichenfüße von neuem hingestellt hatte: zwei Bänke von Tannenholz die Langseiten entlang, ein Schemel für den Hofjungen und ein Holzstuhl mit einer Lehne für den Herrn. Es konnte in ganz Germanien keine vornehmere Hofstafel abgehalten werden.“

Sranz Lüdtkke

Der deutsche Kampf

Es pulst das Blut. Wann wird das Werk geschafft?
Wir wollen Sonne! Freude! Leben! Kraft!

Wie dir, wie mir des Schicksals Würfel fiel:
Die deutsche Straße hat ein deutsches Ziel.

Wie geht der Weg? Fehst noch durch dunkle Not,
Und dennoch, drüberhin, ins Morgenrot!

Durch Sturm, durch Kampf, durch Haß, durch Schmerz, durch Pflicht,
Doch endlich in die Freiheit, in das Licht!

So zwingen wir gemeinsam steilsten Pfad,
So finden wir den Weg vom Traum zur Tat.

Braus', Sturm, ins Land und weck die letzte Kraft!
Hell faucht die Fahne am Standartenschaft.

Nöwen hinterm Pflug

Zwanzig – nein, bald dreißig Jahre sind es her, daß ich zum letzten Mal hinterm Pflug berging. Es war, das weiß ich noch, auf einer hohen Koppel, von der wir fern die See schimmern sahen. Mein Freund, der gegen Mittag kam, um mich abzulösen, ließ die Pferde ausruhen, und wir sahen zu den Nöwen hinüber, die in weißen Scharen überm Schlick der Küste wogten. Damals besprachen wir, was wir werden wollten. Er blieb beim Pflug; ich hatte keinen Hof zu Erbe, vielleicht auch überwand ich die Unruhe des Wanderns nicht. – Heute schreite ich wieder hinter den Fieren her; der Acker, den ich umbreche, ist mein eigener. Und ich weiß, daß ich in all diesen Jahrzehnten auf den Tag gewartet habe, an dem ich selbst noch einmal neben den Furchen hinschreiten würde, die Tiere vor mir, den Griff des Pfluges in der Hand.

Wieder schreien die Nöwen über mir, das ist gut; man wird nicht eng, solange sie einen umfliegen, man behält die Weite in Blick und Ohr. Wohl an die hundert Vögel schwirren den Pferden um die Köpfe, sie schiessen über Zügel und Hände hinweg, sie fallen dicht hinter meinen Füßen in den umgeworfenen Boden ein und sammeln fleißig fort, was sie an Wurm und Getier finden. Wenn ich mich umblicke, ist es, als hätte ich weiße Furchen aufgebrochen oder schon eine Saat ausgesät, die gleich hinter mir wuchs und zum Flug aufstoßen will. Und die Schreie sind nah und schrill; es ist, als erinnerte ein jeder an einen hilden oder grellen Tag, da es einem ähnlich in den Ohren klang. So reich und vielfältig war mein Leben, man hätte nicht die Zeit, alles noch einmal zu überdenken.

Aber immer durchgelte der Nöwenschrei die Jahre; gut ist's, daß er mir jetzt auf den Acker folgt, das hält wach und hütet vorm Versinnen.

Licht steht in weißem Gewölk, das sich mitunter, vor der Sonne hintreibend, zu brennenden Lampen entzündet. Der Boden dampft; ich sehe, wie Kräuter und wilde Gräser sich vor der Pflugschar aufheben und überbrechen, wie die salbe Wand der Scholle im Sturz bröckelt und zur Krume zerfällt. Me i n e Erde ist es, m e i n e Nöwen sind es, die mich begleiten, m e i n Pflug, den ich halte.

Während ich die Furchen ziehe, rufen die Schreie der Vögel Bilder des Gewesenen in mir auf. Nöwen umschrien uns über einem weißen Strand, und wir zogen die Ertrunkenen eines Dampfers aus dem Strom. Das Schiff lag unweit des Ufers; sein Schornstein, seine Masten ragten auf. Die Toten – hundert Tote – waren so still, und die Vögel kreiften über uns; es war uns Kindern, als brauchten sie sich nur niederzusetzen, um die Seelen zurückzugeben, die sich in ihnen verbargen, und alles Leid wäre ungeschehen.

Und Nöwenschrei war überm Watt, als der Nebel uns überfiel und das Wasser die Wege der Verirrten überflutete. Niemals vergeße ich die Furcht vor der unendlichen

Graueit, die uns umzingelte – bis jäh das Geschrei von hundert Tieren die einfahrenden Fischerboote entdecken half und uns zum Hasen wies.

Gut, daß man damals nicht auf den Watten blieb, sondern das warme Blut noch in den Fäusten spürt, die den Pflug umspannen.

In Westflandern war ich danach, einen langen Sommer hindurch. Viele Möwen, immer wieder Möwen begleiteten die Tage. Der Menschen wurden weniger, die Freunde starben; aber die Möwen waren ohne Ende, sie schrien über den Strand, wenn draußen auf See die roten Mündungsfeuer der Monitore leuchteten, sie begleiteten unsere Boote, die gegen die englische Küste fuhren – wie viele von ihnen werden heimkommen?

Der Wind trägt den Ruch der Erde und der Ader zu mir auf, die Brust füllt sich, und die Flanken der beiden Braunen dampfen. Möwen waren es auch – irgendwo in der Neuen Welt sehe ich mich durch hohe Straßen gehen, die in die Docks enden. Arbeitslose deutsche Seelen sitzen an der Fähre und spielen Volkswaisen der Heimat; der eine zieht die Handorgel zu einer langgezogenen traurigen Weise, der andere spielt die Musik niedersächsischer Zimmerleute, das heißt, er hat den Griff einer Säge zwischen den Knien und fährt mit einem Seigenbogen über das Blatt, das er mit der Linken je nach der Weise höher oder tiefer krümmt. Es ist ein Ton, schmelzender als der einer Flöte, der Geige nahe. Wie oft standen wir als Knaben um diese Künstler aus dem Volk, wie sehr wurde da draußen zwischen den Docks das Heimweh wach, wie schrien die Möwen von Ellis Island darum hin, als spürten sie Sehnsucht wie wir und könnten nicht schweigen.

Und immer noch ist's der gleiche Schrei, und ich bin wieder auf meinem Ader und wende unterm Knick, reiße den Pflug aus dem Boden und stemme ihn frisch ins Land. Einmal auch – in Costa Rica, glaub ich – waren wir von der Pflanzung mit Freunden zum Stillen Weltmeer hinuntergefahren; eine schöne Frau breitete ein Picnic mit vielen Lederbissen auf weißem Tuch unter jungen Palmen aus. Da hörte ich unweit eine sonderbare Weise, schlich durch das Dickicht, schwang mich über einen Bach und sah auf einmal die Schwarzen der Küste um ein Feuer. Sie waren gekleidet wie wir, waren in einem Wagen gekommen wie wir; aber sie tanzten und trommelten und schrien und bliesen verwirrend, atemberaubend. Wie ein Spuk sah es sich an, wie ein Furcht weckendes Spiegelbild entfesselter Wildheit, und zwar um so abschreckender, als die Frauen in seidenen Strümpfen, die Männer mit weißem Kragen tanzten. Aber während ich noch, die Füße gebannt, hinüberschaute, schossen Möwen vom Strand herüber, hörte ich die Schreie, die vertraut waren, und atmete tief, wie von einem Bann gelöst.

Meiner Heimat Schollen durchpflüge ich und fühle mich jung, und es ist, als führe ich da fort, wo ich als Knabe vor dreißig Jahren aufhörte.

Aber es ist gut, daß Möwen um mich sind. Man wird nicht taub, man vergißt die Welt da draußen nicht; unaufhörlich umschwirren mich die Schreie, als wollten sie die Bilder der Jahre, vieler, vieler Jahre, in mir wachhalten. Und wie ich mich umblicke, sind die Furchen, die ich pflügte, von den Vögeln angefüllt, zwischen Himmel und Erde schweben ihre weißen Flügel wie gesiedertes Gemöl.

Brief eines kaiserlichen Obristen aus dem Dreißigjährigen Krieg an seine Mutter

Dieses Pergament wird sicherlich einen weiten und irren Weg gehen, ehe es Euch trifft, Mutter! Mein Reiterhaufe kommt von Stralsund, es ist jetzt tiefe Nacht, und ich höre den Wind um das Zelt ziehen, der weht naß von Moor und Meer. Die Leute ringsum schlafen, und das Schweigen steht vor mir wie eine harte Wand. Es darf niemand wissen, daß ich Euch schreibe. Um ihres Spottes willen müßte ich sie totschlagen, wie räudige Hunde. Ich bin wohl zwanzig Jahre von unserm Hof tief im Sauerländischen weg.

Die friedvolle Arbeit auf den Bergäckern scheint mir heute, als sei sie getan in einem herrlichen Land, das es niemals gab und nicht wieder vor uns auftaucht. Der Krieg hat uns zu hungrigen Wölfen gemacht, und wir dürfen nicht mehr an das Land glauben, das Frieden heißt. Nur heute, im Abendgrau, kam es mich an, daß Ihr noch leben könntet, und Ihr seid ja der Friede. Wir ritten an einem ausgebrannten Haus vorbei. Der Regen drosch die verwüsteten Felder. Da stand in der halben Dunkelheit vor den verkohnten Trümmern eines Hauses eine Frau. Es lagen wohl achtzig Jahre auf ihrem Leib. Steil und stumm ließ sie uns vorüberreiten. Sie stand reglos wie verwitterter Stein. Der Regen troff über das Gesicht, das wie rissige Rinde war. Und aus den tiefen Augenlöchern fiel ein grauenvolles Licht auf uns. Wir fluchten und spuckten und hauten die Sporen in unsere Köpfe.

So sitze ich nun überm Pergament, und der Federtiel geht einen ungewohnten Gang. Er malt keine Botschaft des Kriegshandwerks. Meine Gedanken fallen in Verwirrung, daß ich so unvermittelt an Euch denken muß, Mutter. Ist Euch das täglich Brot erhalten geblieben die brandige Kriegszeit über? Wir ziehen jetzt nach Kurkölln. Der Krieg nimmt kein End. So tut denn meiner Bitte Gewähr: Es wird noch der Pflug vom Vater auf der Deele liegen, nehmt ihn in der Frühe, daß niemand es sieht, und schleppt ihn den Brabergerg aufwärts, geht den Rüsscheid entlang, da ist über den Tannen auf der Winterseite ein Gestein, darein verbergt das Adergerät. Stockt Euch der Atem und wird die eiserne Last zu schwer von Gewicht, so rastet am nächsten Schieferbroden. Dann denkt, ich sei arg zerschlagen und Ihr müßtet mich vor Gier und Mord bergen, so werdet Ihr's gewißlich zu Ende bringen. Seht, Mutter, wir sind Tiere geworden; aber sollte Gott oder Satan oder Herr Tilly oder Wallenstein oder König Adolf oder sonst ein Herr des großen Krieges den Friedenswürfel auf das Land werfen, so will ich durch Nacht und

Tag reiten, bis ich die blauen Tannenberge des Sauerlandes vor mir sehe, und am Rüscheid auf der Winterseite unsern Pflug suchen und damit die schwere, steinige Erde aufreißen. Der Wald wird brausen im Wind, das ist die Orgel Eures Sterbens, aber auf Euerm Grab soll Brot wachsen, das ist das ewige Leben.

Ja, Mutter, ich bin hoch gestiegen in Ehren, bin kaiserlicher Obrist und hab' manchen Strauß blutig und siegreich verfochten. Mutter, es war noch keine Nacht wie diese. Von draußen kriechen die Nebel ins Zelt, der Talglanzschein wird immer trüber, der fahle Nebel kriecht mir durch Koller und Wams. Es fließt Kälte in mein Blut. Seht, ich zerdrücke mit meinen Händen den zitternden Lichtdocht, denn ich bin voll Scham. Meine Hände greifen durch die Finsternis nach Eueren. Oh, Mutter, ich fand als Bube einen jungen Vogel, der aus dem Nest stürzte, warm und bebend zitterte sein nacktes Leben in meinen hohlen Fäusten. Ich stand und verhielt den Atem. So ist mir's jetzt, da ich Eure Hände halte. Meine Kehle brennt wie von scharfem Branntwein, und ein heißes Feuer schlägt in mein Blut. Es ist Krieg, Mutter! Vor den Zelten klirrt Eisen. Die Nacht zerbricht. Grau glimmt der Morgen. Wecken! Wir werden wieder Söldner des Krieges. Wir müssen wieder reiten über den toten Ader,

so man nennt: das Heilig Deutsche Reich.



Heimkehr

Jens Jensen hatte seine Heimat verlassen, als die Normen über Deutschland ihr Antlitz verhüllten — als fremde Nasgeier an den Grenzen nach Deute ausschauten. Noch ehe die Abstimmung in Schleswig-Holstein erfolgt war, hatte er den Wanderstab genommen. Er hat es nicht mit ansehen wollen, wie man um seine Heimat schacherte, wie man mit klingender Münze und gleißenden Worten um die Seele der Menschen handelte.

Vielleicht hatte er damals unrecht getan, als er in der Stunde der größten Not seines Volkes in die Welt ging. Aber die fressende Qual über das traurige Ende jenes heldenhaften Ringens hatte ihn zermürbt und glaubenslos gemacht.

Von seiner Mutter hatte er kurz Abschied genommen. Sie hatte ja ihren Ältesten, der die kleine Bauernstelle am Norderdeich nach dem Tode des Vaters bewirtschaftete. Da war er überflüssig! Er hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen und war nach Amerika gefahren.

Darüber waren nun über 20 Jahre vergangen. Und heute war er wieder auf dem Wege zur Heimat. Als ein müder Wanderer, dem die Jahre das Haar gebleicht. Nur noch zwei Stunden Wegs durch die Seide bis hin zu dem Kleinen Dörfchen — dann war er daheim.

Gedanken kamen und gingen. — Noch einmal überblickte er den Weg, der hinter ihm lag. War es nicht ein traumhaftes Schreiten durch unverstandene Welten gewesen? Hatte ihn nicht der eigene Herzschlag wie ein Kastloser durch Städte, Länder und Erdteile getrieben?

Ob seine Mutter noch lebte?

Langsam schritt er durch den linden Sommerabend dahin, hinein in die sonnene Seide, die ihr blühendes Festgewand angezogen hatte.

Alles, was an Naturschönheiten und Wundern die Erde bot, hatte er gesehen, er war durch die Zaubergärten des Orients gewandert und durch die Dschungeln Indiens gestreift. — Und doch, was war all diese Pracht gegen die verträumte Stille seiner Seideheimat.

Wenn draußen unter fremdem Himmel die Sterne in seltsamem Glanz leuchteten und in märchenhaften Tropennächten die Frage nach dem Sinn des Lebens riesengroß vor seine Seele trat — dann stieg wie eine fata Morgana das Land seiner Kindheit vor ihm auf, jenes Stückchen Erde, wo das Meer und die ewige Seide ihr uraltes Lied sangen. Dann fühlte er das Werben und Rufen seiner Heimat, und ein tiefes heißes Weh hatte ihn nach ihr ergriffen.

Manches Jahr hatte er es zu erdrücken versucht. — Aber es wurde mit dem Kinnen der Zeiten stärker, bis er nicht mehr konnte und sich aufmachte.

Ein seliges Glücksgefühl durchzog ihn, als er so allein durch die träumende Seide ging. Die Schuld seines Lebens wich von ihm, alle Last, die ihn jahrzehntelang gedrückt, zerstäubte im Erleben seiner Heimat. Traumverloren wie ein glückseliges Kind, tastete er durchs Seidekraut mit lichten Bildern vor der Seele.

Alle die sorgenlosen Stunden der Kindheit standen vor ihm in trauter Schöne. Er hatte wieder den Kopf in Mutters Schoß und lauschte den alten Geschichten,

von der Zeide und vom Meer — von Zwergen und Riesen — und von der schwarzen Margaret, die auf ihrem Kappen durchs Land ritt.

Als der Nachtwind durch das Zeidekraut tastete, da hörte er das Raunen und Flüstern der Millionen Zeideblumen, die im rhythmischen Schwingen und Wiegen das uralte Lied der ewigen Zeide trugen.

In ihm schwingen die Saiten seines tiefsten Wesens mit — war es doch der Gleichklang der ewigen Harmonie, die die Zeide mit ihren Kindern verband.

Schwer atmend richtete er sich auf. — Sein Blick ging zu dem kleinen Lichtlein, das sich jetzt weit in der Ferne zeigte. Er wußte, es war sein Heimatdorf. — Vielleicht war es grad das Fenster der Mutter.

+

Da, wo der Zeideweg ins Dorf führte, da stand ein kleines retgedecktes Haus. Das Dorf lag in Dunkel gehüllt. In jenem kleinen Bauernhaus brannte in der Eckstube, die nach dem Wege zu lag, ein kleines Licht.

Dort saß eine Greisin am schweren Eichentisch — angetan, als wolle sie zur Kirche gehen. Ihre zerarbeiteten Hände lagen im Schoß gefaltet — die Augen starrten seit Stunden durchs kleine Fenster in die Nacht hinein, dahin, wo der Weg aus der Zeide kam.

Sie, die mit ihrer Heimaterde unlöslich verwachsen war, sie kannte die Sprache der Zeide und des Meeres — sie hatte gefühlt, daß etwas Kommen mußte, das eine Wende ihres Lebens bedeutete.

Vom ersten Tage ihres Lebens bis zu dieser Stunde hatte sie ihre Heimat nicht verlassen. Hier auf ihrer Scholle hatte sich ihr Leben abgespielt. — Die kargen Stunden der Freude und die endlosen Zeiten des Kummers waren mit dem Blühen und dem Sterben der Zeide veronnen und im Kommen und Gehen der fluten verehbt. Hier, wo das grollende Meer und die ewige Zeide Zwiesprache hielten, da hatte sie in schlaflosen Nächten der kündenden Sprache gelauscht.

Nun wußte sie, daß jemand kam, an den sie so manches Mal gedacht, entweder der Tod — oder aber, was sie kaum zu glauben wagte, ihr verschollener Sohn. Für beide Fälle hatte sie sich gerüstet — aus der alten Truhe hatte sie ihre besten Kleider hervorgeholt und wartete nun Stunde um Stunde.

Plötzlich richtete sie sich auf und horchte hinaus. Über ihre pergamentartige Haut ging ein seltsames Zucken — das Auge weitete sich, und jäh faßte ihre Hand an die Brust, als wolle sie das aufbäumende Herz halten.

Sie hatte ihn am Schritt erkannt, als er noch eine Steinwurfweite vom Hause entfernt war. Und ehe sie ihn sah — ehe ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde —, kam sein Leben und sein Kämpfen wie eine Offenbarung über sie — es wurde ihr zur Gewißheit, daß ihn die Heimat gerufen und um ihn geworben, seit dem Tage, da er auszog.

Über die Mutter kam eine heilige Freude — die erste seit jenem Tage.

Doch was der bittere Schmerz nicht in Jahrzehnten vermochte, das verbrachte eine kurze Sekunde der Freude — ihr Mutterherz zersprang unter der Größe des Augenblicks.

Als der Mann die Tür aufriß, um seine Mutter zu umfassen, da trat auch der Tod ins Zimmer.

Draußen aber leuchteten über der träumenden Zeide die ersten Abendsterne auf.

— ZUCHT UND SITTE —

Das Gesetz unserer Zeit

Seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus stehen wir im Kampf um die bevölkerungspolitische Sicherung unseres Volkes. Die neuesten, soeben vom Statistischen Reichsamt veröffentlichten endgültigen Geburtenziffern für 1939 ergeben, daß Deutschland ständig mehr, aber noch lange nicht genügend Geburten zu verzeichnen hat. Auch das Jahr 1939 hat trotz des erneuten Anwachsens der Geburtenzahl noch nicht jenen Ausgleich in der Bevölkerungsbilanz gebracht, der durch das sogenannte Geburten-soll bestimmt wird. Dieses Soll ist die Zahl von Lebendgeburten, die alljährlich notwendig ist, damit zunächst der gegebene Bevölkerungsstand für die Zukunft erhalten bleibt. Ohne die neuen Ostgebiete, aber mit Danzig und Memelland, beträgt dieses Soll für Großdeutschland 1,652 Millionen im Jahre. Tatsächlich sind im Jahre 1939 aber nur 1,633 Millionen Kinder lebend geboren worden. Wäre nicht der Krieg gekommen, dann hätte die Hoffnung bestanden, daß sich die Bevölkerungsbilanz in den nächsten Jahren allmählich ausgleichen würde.

Wie die Entwicklung auf dem Gebiete der Geburtenpolitik in den letzten Jahrzehnten war und was auf diesem Feld tatsächlich erreicht worden ist, zeigt ein Blick in die Geburtenstatistik. Die Jahre zwischen 1900 und 1914 hatten besonders starke Geburtenzahlen aufzuweisen. Rund 2 Millionen lebende Kinder kamen in diesen Jahren zur Welt. Das sind 30 bis 35 Kinder auf tausend Einwohner. Dann kam der Weltkrieg. Wie jeder Krieg ein Aberlaß für ein Volk ist, so gingen auch im Weltkrieg die Geburtenzahlen auf weniger als die Hälfte zurück. Nach Berechnungen Burgdörfers hat uns der Weltkrieg einen Verlust von 6½ Millionen Menschenleben gebracht, eingerechnet die 3½ Millionen Kinder, deren Geburt normalerweise in den

Kriegsjahren zu erwarten gewesen wäre. Die Geburtenzahlen schnellten dann kurz nach dem Kriege für 2 bis 3 Jahre noch einmal empor, ohne die alte Höhe wieder zu erlangen. Dann sanken die Geburten bis zum Jahre 1933 auf einen neuen Tiefstand, ohne daß die frühere Regierung, die nicht begreifen wollte, daß ein sozialer und politischer Aufstieg auf weite Sicht gesehen nur bei Vergrößerung oder zumindest bei zahlenmäßiger Bestandserhaltung der Nation sinn- und zweckvoll sein kann, Wege fand, einzuschreiten. Im Jahre 1933 waren weniger als eine Million Lebendgeborener zu verzeichnen. Das entsprach 14,7 lebenden Kindern auf 1000 Einwohner. Seit 1934 setzte ein erneuter Anstieg ein, der, von geringen Schwankungen abgesehen, bis heute anhält. Die Zahl der Eheschließungen ging im Altreich auf fast ¼ Millionen hinauf, die Geburtenzahlen auf mehr als 1,4 Millionen, die höchste Ziffer seit 1922. Im Großdeutschen Reich liegen die Zahlen etwas höher, besonders in der Ostmark. Während im alten Österreich noch 1937 die Geburtenziffer je 1000 Einwohner (nämlich 12,9) geringer als jemals im Altreich war, kamen in der Ostmark 1939 bereits 20,9 Lebendgeborene auf 1000 Einwohner gegenüber 20,3 im Altreich. Die Geburtenzahl, auf 1000 Einwohner berechnet, betrug im ganzen Reich 20,4.

Überalterung des Volkstörpers

Aber dennoch ist der Abstand zu den Zahlen aus der Zeit vor dem Weltkriege ganz erheblich. Auch das sogenannte Geburten-soll, das wir 1939 nahezu erreicht haben, gibt leicht zu Irrtümern und Fehlschlüssen Anlaß. Wir müssen hierbei berücksichtigen, daß das Sterblichkeitsalter jetzt weit höher liegt als in früheren Zeiten, daß also eine starke Überalterung des Volkstörpers festzustellen ist. Das zu wissen ist bei Betrachtung dieser Dinge wichtig, weil sich die Berechnung des Gebur-

tenfalls nur auf die Kopfzahl der Bevölkerung stützt, nicht auf die Volkskraft. Nun kommt es aber darauf an, nicht nur die bloße Volkszahl, sondern die volle Volkskraft zu erhalten, also die Alterssicht, die in erster Linie Träger der Wehrkraft, der wirtschaftlichen Schaffenskraft und Fortpflanzungskraft ist. Nach Burgdörfer müssen im gesamten Reichsdurchschnitt die Gebärleistungen noch um mindestens 25 vH über den Stand von 1938 hinaus gesteigert werden, um dieses Ziel der Erhaltung der vollen Volks- und Wehrkraft zu erreichen (Burgdörfer, „Volk ohne Jugend“). Diese Tatsache kennzeichnet unsere Zukunftsarbeit. Das trifft vor allem für die Landbevölkerung zu, weil - auf die Dauer gesehen - nur das deutsche Bauerntum unserem Volke seine Lebenskraft erhalten kann. Die Geschichte liefert hierzu die Beweise. Dieses völkische Hochziel kann aber nur erreicht werden, wenn sich das ganze Volk zu diesem Ziel bekennt. Vor allem wird man von der Stadtbevölkerung verlangen müssen, daß sie ihren Bestand im wesentlichen aus eigener Kraft, durch eigene Fortpflanzung zu ergänzen versucht. Denn es ist in der Geschichte der städtischen Familien eine feststehende Tatsache, daß sie in der Regel in der dritten, spätestens in der vierten Generation an Kinderarmut aussterben und daß die entstehenden Lücken aus dem Überschuß der Dörfer ausgefüllt wurden.

Die Überwindung des Geburtenchwundes erhält die Volkskraft

Der Schwerpunkt der Bestandserhaltung der Volkskraft liegt in der Überwindung des Geburtenchwundes. Daß er niemals mit äußeren, wirtschaftlichen, steuerlichen, bildungspolitischen Maßnahmen allein besiegt werden kann, ist allgemein anerkannt und oft genug zum Ausdruck gebracht worden. Hier hilft kein Gesetz, kein Richter, kein Arzt, keine behördliche Maßnahme, nicht die Förderung der kinderreichen Familie. Sondern hier kommt es vielmehr auf jeden einzelnen selbst an, auf seine Gesinnung und Gesittung, auf

sein Gewissen, auf seine Haltung und Treue, auf sein gesundes Empfinden germanisch-deutscher Denkart. Noch stirbt jeder dritte Deutsche kinderlos, und täglich sinkt bestes Erbgut ohne Hinterlassung von Nachwuchs ins Grab.

Es ist das eherner Gesetz unseres Lebens, Ahnherr und Enkel zu sein. Mit anderen Worten: unsere Existenz ist das Geschenk unserer Ahnen, aber ein Geschenk, das eine Verantwortung und eine Verpflichtung in sich birgt: unser Leben weiter zu reichen im ahnenverantworteten Kinde. Deutschland hört da auf, wo keine deutschen Kinder mehr geboren werden. Deshalb ist unsere Zukunft als Mensch und als Volk der Erbe, das Kind. Es genügt daher nicht, mit Stolz auf seine Ahnen zu blicken, größer noch soll unser Stolz auf das Kind sein, das wir den Ahnen gegenüber verantworten im Sinne von Zucht und Sitte. R. Walther Darré hat mit diesem Gedanken der nationalsozialistischen Revolution dem deutschen Volke eine neue und zukunftsweisende Zielrichtung gegeben.

Aber ist diese „Neuordnung unseres Denkens“ (R. Walther Darré in „Odal“, März 1940) gerade jetzt, im Kriege, von so besonderer Bedeutung? Es kann die Meinung auftreten, daß es vielleicht besser sei, zu warten, bis der Krieg beendet ist. Diese Haltung erscheint mehr als bedenklich. Der Wille, Leben zu schenken, muß erst recht im Kriege vor anderen Erwägungen den Vorrang haben. Das befiehlt die Zukunft, für die der Krieg geführt wird. Der Sieg ist nicht allein mit Waffen zu erkämpfen, zum Sieg dürfen die Wiegen nicht fehlen, ja, die Neugeborenen erst entscheiden ihn im tiefsten Sinne. In diesen Geburten liegt die Volkskraft von morgen, und damit die Wehrhaftigkeit und seine Leistungsfähigkeit in der Zukunft. Diese Volkskraft aber muß jeden Tag neu erstehen. Nur dann kann der Erfolg der Taten und Opfer dieses Krieges erst durch einen Sieg der Wiegen zur Wirklichkeit werden und Dauer haben. Das Gesetz unserer Zeit ist der Wille zum ahnenverantworteten Kind.

Carl August Rust.

DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

Weltpolitik

Am 4. Juni konnte das Oberkommando der Wehrmacht über den bisherigen Verlauf der Operationen im Westen, die am 10. Mai begonnen hatten, eine Übersicht von grandioser Einzigartigkeit geben. Am 10. Mai hatten die Operationen begonnen, die mit schlagartigem Einsatz der deutschen Luftwaffe zur Vernichtung der feindlichen Luftstreitkräfte und zur Erringung der Luftherrschaft führten. Durch Fallschirm- und Luftlandetruppen setzte sich das deutsche Heer innerhalb der Festung Holland ein, während zugleich die deutschen Streitkräfte von Osten und Süden in die Niederlande einrückten. Nach fünf-tägigem Kampf, am 14. Mai, gab der niederländische Oberbefehlshaber, General Winkelman, den nutzlos gewordenen Widerstand auf. Jeder weitere Kampf hätte in der Tat nur zur Vernichtung noch größerer Teile der niederländischen Armee und weiterer Städte geführt. Schon so ist der Schaden vergleichsweise schwer. In Rotterdam, von dem ein großer Teil zerstört ist, haben ihn im wesentlichen die einzigen von England den Niederländern zu Hilfe geschickten Truppen, 60 Pioneer, verursacht, die planmäßig die großen Öltanks und Ölvorräte in Brand setzten; sonst haben Arnheim und Middelburg stark gelitten - die schönsten Städte der Niederlande, vor allem Amsterdam, Leyden, Delft und Den Haag, sind gottlob verschont geblieben.

Damit ist das Mutterland der Niederlande, 34 181 qkm mit 8,6 Millionen Einwohnern, in die Hand des Deutschen Reiches gefallen. Es ist trotz seiner Kleinheit ein wirtschaftlicher Riese, wichtig durch seine gärtnerisch hochentwickelte Landwirtschaft und als Ausfallgebiet des deutschen Wirtschaftsraumes am Rhein. Die stärkste Einfuhr der Niederlande (300,9 Millionen Gulden bei einer Gesamteinfuhr von 14,8 Milliarden Gulden) stammt aus dem Deutschen Reich; bei der niederländischen

Ausfuhr stand Deutschland stets an bedeutenderer Stelle.

„Glieder des Reiches“

Jergendeine alte Feindschaft zwischen uns und Holland hat niemals bestanden. Die Niederlande haben sich auch niemals vom Reich losgerissen oder eine grundsätzliche reichsfeindliche Tradition gehabt, sondern sind dem Reich einfach entglitten. Als sie nach der Abdankung Karls V. an Philipp II. aus der spanischen Linie des Hauses Habsburg kamen, haben sie sich gegen dessen gegenreformatorische Politik gewehrt; noch 1578 hat ihr Vertreter Marnix van Sint Aldegonde die Hilfe des Reiches erbeten, aber nicht bekommen. 1590 haben sich die „Generalstaaten“ zum letzten Male „leden van het rijt“ (Glieder des Reiches) genannt. Die niederländische Sprache ist in Wirklichkeit genau so gutes Plattdeutsch, wie es in Holstein oder Mecklenburg gesprochen wird, lediglich früh zur Gelehrten- und Schriftsprache entwickelt, nicht zuletzt auf Grund der reformierten „Staaten-Bijbel“ von 1637. Noch nach den Befreiungskriegen haben auf dem Wiener Kongreß Hardenberg und der damalige niederländische Gesandte von Gagern den Anschluß Hollands an den Deutschen Bund betrieben. Der Plan scheiterte wesentlich am Widerspruch Englands. Auf dem Wiener Kongreß kam so auch ein Teil von Jülich an die Niederlande, aber noch 1848 war im holländischen Limburg bei der Bevölkerung die Verbindung mit Deutschland so groß, daß damals überall die deutsche Fahne gehißt wurde, auch war der König von Holland für Limburg noch bis 1866 Mitglied des Deutschen Bundes. Die Leistung der Niederlande liegt in ihrem glänzend entwickelten Kolonialreich und in dem tapferen Kampf, den sie gegen die englische Seeherrschaft im 17. Jahrhundert führten, ihre Schwäche lag von Anfang an in der natürlichen Kleinheit des Mutterlandes

im Vergleich zu dem großen Kolonialbesitz, vor allem aber in der liberalistischen Satttheit, am stärksten jedoch in der ungeunden, durch die Freimaurerlogen und gewisse klerikale Einflüsse verbreiteten Bindung an England und Westeuropa, deren leidenschaftlichster Vertreter der Leydener Professor Huijzinga ist, der mehr als alle anderen geistig Deutschland entgegengearbeitet hat. Dazu kam die enge Bindung durch den Zusammenschluß der holländischen Erdölpolitik unter Colijn mit der englischen Shellgruppe. Versjudet, liberalisiert und verengländert war so das äußere Gesicht Hollands - darunter waren schon lange völkische Strömungen sehr ernster und gesunder Art spürbar. Sie waren einmal unter den Westfriesen aufgebrochen, die in den Niederlanden eine sprachliche und Stammesmäßige Sonderstellung haben, 1930 ein friesisches Lektorat an der Universität Groningen durchsetzten und mit den friesischen Stammesgenossen in Deutschland nahen Kontakt hielten, ja, in vieler Hinsicht großgermanisch empfinden. Dann waren solche Strömungen im Bauerntum, vor allem in dem 1935 gebildeten Verband „Landbouw en Maatschappij“ spürbar, endlich in den zahlreichen nationalsozialistischen und faschistischen Strömungen.

Diese Kräfte waren noch nicht stark genug, um das Verbrechen der „Westler“, die Holland an die Seite Frankreichs und Englands führten, zu verhindern, aber bieten mindestens Ausichten dafür, daß das niederländische Volk einmal in einem großgermanischen Rahmen für eine gesunde Aufbauarbeit an der Seite des deutschen Volkes mitwirken wird. Der Führer hat die Tapferkeit der niederländischen Armee und die anständige Haltung des Volkes durch die Freilassung zuerst der Hälfte, dann der weiteren Hälfte der niederländischen Gefangenen anerkannt.

Die Kapitulation der belgischen Armee

Gleichzeitig mit der Eroberung von Holland gelang es, die Riesenfestung Lüttich zu nehmen, feindliche Panzerverbände zu schlagen, am 13. Mai die Maas bei Sedan zu überschreiten und durch Belgien bis an die Oise vorzustoßen. In einem ungeheuren Vorstoß brachen dann die deutschen Truppen bis zur

Seinemündung vor, schnitten damit die belgische Armee, das englische Expeditionskorps und vier französische Heere im Raum von Flandern und Artois ab. Am 28. Mai war der Ring um diese Truppen geschlossen. In einem gewaltigen Ringen wurde er enger und enger geschlossen. Da entschloß sich der belgische König zur Kapitulation. Wenn auch die geflüchtete belgische Regierung noch in England sitzt, ein belgisches Parlament eine lächerliche Gespenstervorstellung im Hotel „Zum Regenbogen“ in Limoges gibt, das „ritterliche“ Frankreich die Kinder und die Krone des belgischen Königs festhält, so hat der verantwortungsbewußte Schritt König Leopolds etwa einer halben Million belgischer Soldaten, die die Engländer zur Deckung ihres Rückzuges opfern wollten, das Leben gerettet. Im Laufe der nächsten Tage gelang es, die Engländer aus ganz Flandern, das sie allerdings gründlich geplündert und verwüstet hatten, hinauszuerwerfen. Damit ist Belgien als Gegner ebenfalls ausgefallen. Es umfaßte 30 500 qkm mit 8,3 Millionen Einwohnern. Auch ist es wirtschaftlich sehr bedeutend durch seine Hüttenindustrie, Textilindustrie, Produktion von Eisen- und Stahlwaren, aber auch durch seine bedeutende Viehzucht.

Das von Belgien in Versailles zu Utrecht an sich gebrachte Gebiet von Eupen-Malmedy und Moresnet, dessen Bevölkerung immer treu zum Deutschtum gehalten hat, ist mit dem Reich wieder vereinigt worden. Nicht vergessen werden sollte, daß aber auch bei Arel (Arlon) und Basternach (Bastogne), dem belgischen Luxemburg, auch eine deutsche Bevölkerung sitzt, die zwar mit allen Mitteln wallonisiert, aber doch in ihrer Grundlage noch deutsch geblieben ist.

Ohne Widerstand war schon vorher Luxemburg (2586 qkm mit etwa 300 000 Einwohnern) vom deutschen Heer besetzt worden. Das Land ist sprachlich rein deutsch, trotz der Allfanzerei mancher halbgebildeter Kreise, die sich „feiner“ vorkommen, wenn sie schlechtes Schulfrenzösisch sprechen, und trotz der lächerlichen Versuche in den letzten Jahren, den Dialekt zu einer besonderen Sprache zu entwickeln - es ist in Wirklichkeit ein moselfränkischer Dialekt. Wäre er eine Sprache, so wäre der Dialekt von Schilda es auch! Dieser ganze Anflug wird nun wohl ein Ende finden, ebenso wie die Frechheit



Die Kontrolle. Der Engländer: Stop! Wir pfeifen auf Protekte, es wird weiter kontrolliert! Der Italiener: Ausgezeichnet! Wir werden Euch sogleich die Wirkung unserer Kanonen, unserer Unterseeboote und unserer Flugzeuge kontrollieren lassen „SI 420“ (Florenz)

der jüdischen Kläffpresse in Luxemburg, von der das „Escher Tageblatt“ noch am 3. Mai als Schlagzeile das freche Wort brachte: „An deutschem Unwesen werden die Neutralen genesen.“

Das Ende der britischen „Freiheit“

In schwerem, langdauerndem Kampf auf den vielumkämpften Ebenen von Flandern brach der Widerstand der Engländer und Franzosen zusammen. Enger und enger schloß sich der Kreis um sie, die deutschen Flieger zerstückten alle Abtransportmöglichkeiten - und wenn auch Tausende von Engländern das nackte Leben retteten, so liegt ihr Material und ihre Ausrüstung unabsehbar auf den Straßen Flanderns und Nordfrankreichs. Damit ist auch das gesamte flämische Volkstumsgebiet, dessen größerer Teil zu Belgien, dessen kleinerer Teil um Kalen (Calais), Doornik (Tournai), Rissel (Lille) und Dünkirchen zu Frankreich gehörte, einheitlich in unserer Hand. Wenn man weiß, mit welcher Brutalität die französische Verwaltung das germanische Flamentum in französisch-Flandern niederhielt,

wie schwer das Flamentum in Belgien um seine Existenz gegen die Wallonen kämpfen mußte, dann wird man aus tiefer Seele sich freuen, daß dieser niederdeutsche Stamm jetzt gleichfalls in vollem Waffenschutz des Reiches ist. Man wird sich daran erinnern, daß der Dichter des Deutschlandliedes, Hoffmann von Fallersleben, zugleich auch der Dichter jenes Liedes auf Flandern ist, das hundertmal und mehr in den Demonstrationen der Vlamen für völkische Gleichberechtigung in Belgien erklingen ist:

„Vlaenderen!

Dach en nacht denc ic aen u
waer ic ooc ben en vaer (weille)
ghi (du) zijt mi altsjd naer
Vlaenderen!

Dach en nacht denc ic aen u.“

Schon die Eroberung der Niederlande, erst recht der Zusammenbruch der britisch-belgisch-französischen Heere, hatte in England tiefen Schrecken erregt. Bereits am 10. Mai trat Chamberlain zurück, ihn ersetzte Winston

Churchill, der nun, um jede Opposition totzumachen, auch die Vertreter der Liberalen und der Labourparty in das Kabinett nahm, unter dem Eindruck der furchtbaren englischen Niederlage sich dann jene Vollmachten verschaffte, die das Ende der vielgerühmten „britischen Freiheit“ darstellen. Das Reuterbüro selber gab den Umfang dieser Vollmachten folgendermaßen an: „Die Vollmachten werden der Regierung Befehlsgewalt über folgende Möglichkeiten geben: über die Untertanen selbst und über ihr Eigentum. Alles soll zur Verfügung des Königs stehen, um die Verteidigung des Reiches, die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und die Fortführung des Krieges einschließlich der notwendigen Zurverfügungstellung von Hilfskräften sichern. Im einzelnen bedeutet diese weitgehende Vollmacht, die vom Parlament ohne nennenswerte Debatte bewilligt wurde, daß alle Maßnahmen für die Sicherung des Staates, für die Verteidigung des Landes, für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung sowie für die effektive Durchführung des Krieges und die für die notwendige Verforgung notwendigen Schritte von der Regierung angeordnet werden können, was praktisch bedeutet, daß jede von der Regierung für notwendig erachtete Vorlage nunmehr sofort Gesetzeskraft erlangen kann, ohne daß man das Unterhaus und das Oberhaus zu fragen braucht. Auf diese Weise soll vor allem eine schnelle und umfassende Mobilisierung der gesamten englischen Arbeitskraft ermöglicht werden. So können z. B. Tarifverträge, Arbeitszeitbestimmungen, Vergütungen für Abersunden für die Kriegsdauer vollkommen außer Kraft gesetzt werden. Eines der Hauptziele ist, die Wirtschaft unter eine vollständige Kontrolle zu stellen, um dadurch die englischen Rüstungen so rasch wie möglich zu steigern.“

In Wirklichkeit ist die wirtschaftspolitische Lage Englands nur noch als verzweifelt anzusehen: Nach dem Wegfall aller Zufuhren aus Skandinavien gibt es nun auch keine holländische Butter und kein holländisches Gemüse mehr in England, die wichtigsten Häfen der Insel an der Kanalküste, insbesondere London, sind durch die Beherrschung der gegenüberliegenden Rüste fast unbenutzbar geworden, die besten Truppen in der Vernich-

tungsschlacht aufgerieben und nur als abgerissene, völlig verförzte Haufen heimgekehrt - der Löwe hat nicht nur keine Flügel, sondern auch bald kein Fell mehr.

Waffenstillstand!

Nach dem treulosen Abzug der Engländer brach über Frankreichs Armeen das Ungewitter los, das alles hinwegfegte, was sich ihm in den Weg stellte. Siege, wie sie die Weltgeschichte bisher nicht kannte, folgten den vorwärtsstürmenden Fahnen des deutschen Heeres. Die Weygand-Linie, von der die Franzosen das neue Wunder erwarteten, wurde durchstoßen und überrannt. Aus der Maginot-Linie, von der ganzen Welt für unüberwindlich gehalten, brachen unsere Stukas, Pioniere und Infanteristen die Eckpfeiler, um dann ein Werk nach dem anderen außer Gefecht zu setzen.

Verdun wurde erobert, daselbe Verdun, um das 1916 vom 21. Februar bis zum 9. September erbittert und unter gewaltigen Verlusten gerungen werden mußte. So fiel Schlag auf Schlag und erschütterte die Widerstandskraft der Franzosen bis ins Mar. Die falschen Illusionen, die der französisch-englische Kriegsheerkügel mit allen Mitteln der Verlogenheit genährt hatte, zerschlug das deutsche Schwert so gründlich, daß Marshall Pétain, der an Stelle des erbärmlichen Hezers Reynaud Ministerpräsident wurde, die einzig mögliche Schlußfolgerung zog, die schließlich zum Waffenstillstandsabkommen führte.

Der Wald von Compiègne, der 1918 die Demütigung Deutschlands sah, erlebte die Tilgung dieser Schmach in einer Form, die weit über die zeitgeschichtliche Notwendigkeit hinausgeht und die Pforte zur Herstellung eines wirklichen Friedens in Europa weit offen hält.

Mit dem Dokument des kurz darauf abgeschlossenen Waffenstillstandes zwischen Italien und Frankreich bilden die 24 Punkte des deutsch-französischen Waffenstillstandsabkommens ein strahlendes Zeugnis für die überragend-geniale Staatskunst Adolf Hitlers und Benito Mussolinis, die dieser Weltgeschichte ein vollkommen neues Gesicht gibt.

Weltwirtschaft

Im Monat Mai wurden wiederum mächtige Quader aus dem Bau der britischen Weltwirtschaft gebrochen. Die Niederlande, Belgien, Nordfrankreich sind in den deutschen Machtbereich einbezogen worden. Damit ist der Osloblock zersprengt. Das in ihm zusammengefaßte neutrale Zwischenreich kann seinen Schwerpunkt nicht mehr im liberalen Weltmarkt suchen. Es wird sich vielmehr am Neuaufbau des festländischen Wirtschaftsraums unter deutscher Führung beteiligen müssen. Dies bedingt zunächst gewaltige Umstellungen auf landwirtschaftlichem Gebiet. Der Wegfall oder die Minderung der Einfuhr an Getreide, Futtermitteln und Ölsaaten zwingt zur Minderung eines Viehbestandes, der die Leistungskraft des heimischen Raums übersteigt. Auch bei Anspannung aller Kräfte wird angesichts der Bevölkerung eine volle Selbstversorgung auf landwirtschaftlichem Gebiet nicht erzielt werden können. Wird der Einfuhrumsatz an landwirtschaftlichen Erzeugnissen je Kopf der Bevölkerung in Reichsmark, die landwirtschaftliche Nutzfläche in Hektar auf 100 Einwohner (Nahrungsraum) und der Selbstversorgungsgrad der einzelnen Länder einander gegenübergestellt, so ergibt sich folgendes Bild:

	Einfuhr- umsatz in RM	Nahrungs- raum in ha	Selbstver- sorgungs- grad in %
Deutschland (Altreich) .	23,48	44	83
Niederlande .	44,02	28	67
Belgien . .	52,24	22	51

Frankreich hat wie im Weltkrieg fruchtbare Gebiete verloren. Insbesondere sind ihm die Grundlagen seiner Zuckerwirtschaft in Nordfrankreich genommen worden. Bei längerer Kriegsdauer wird es auf die Einfuhr von Rohrzucker angewiesen sein.

Das wichtigste Kohlenvorkommen Frankreichs in unserer Hand

Auch auf dem gewerblichen Gebiet ergaben sich gewaltige Veränderungen: Die Rüstungswirtschaft Luxemburgs und Belgiens wird in Zukunft nicht mehr für die Feindmächte, sondern für Großdeutschland arbeiten. Frankreich ist seiner wichtigsten Kohlenvorkommen und seines Industriezentrums im Norden beraubt. Die Erzvorkommen Lothringens werden nicht mehr in vollem Umfang ausgenutzt werden können. Diese Umgestaltungen bewirken auch Änderungen bei den internationalen Kartellen und Konzernen der Schwerindustrie. Der neben den Vereinigten Stahlwerken und den Hermann-Öhring-Works größte Eisenkonzern Europas, die „Arbed“ (Acieries Réunies de Burbach-Eich-Dudelage) ist Hauptträgerin der hochentwickeltesten luxemburgischen Eisenwirtschaft. Die internationalen Eisenkartelle, wie die Internationale Rohstahlexport-Gemeinschaft, die Internationale Schrottkonvention, das Internationale Schienenkartell, der Internationale Röhrenverband usw., sind zwar bereits mit Kriegsausbruch infolge der Veränderungen der Ausfuhrverhältnisse unwirksam geworden. Sie werden aber auch nach dem Kriege nicht mehr in der alten Form wiedererzehen können. Die Wandlungen der festländischen Schwerindustrie werden klar, wenn folgende Ziffern einander gegenübergestellt werden.

	Erzefuhr (-) Ergänzfuhr (+) 1937	Rohesseu- gewinnung 1939 in Mill. t	Rohstahl- gewinnung 1938 in Mill. t
Deutschland .	-22	18,6 (1938)	23,3 (1938)
Belgien .	-10,3	4,9	4,8
Luxemburg .	-7,6	8,3	13,7
Großbritannien .	+17,9	7,9	8,5
Frankreich . .	+14	0,6	1,1

England raubt das Gold seiner Verbündeten

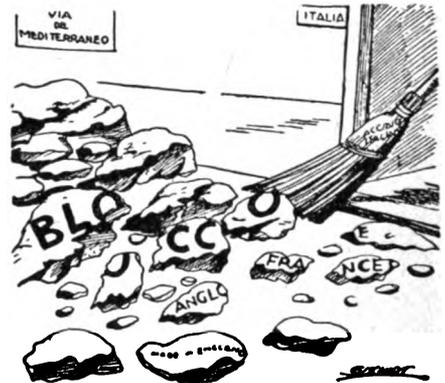
Aus dem Zusammenbruch der Niederlande und Belgiens hat England wiederum Kapital geschlagen. Es hat sich nicht nur die Goldbestände dieser Länder angeeignet, sondern hat auch die seinem Zugriff unterliegenden Schiffe geraubt und ist sogar zur Besetzung verschiedener Kolonialgebiete geschritten. Wie es kurz vorher Island im Hinblick auf seine reichen Fischgründe besetzt hat, so hat es nunmehr die reichen Kupfergebiete von Belgisch-Kongo, die an jene Nordrhodesiens angrenzen, besetzt. Es hat sich ferner die holländischen Inseln in Mittelamerika angeeignet, auf denen das Erdöl Venezuelas veredelt wird. Zu einer Besetzung Niederländisch-Indiens ist es dagegen - offenbar im Hinblick auf Japan - nicht gekommen. Hier besteht aber an sich schon eine engere wirtschaftliche Verflechtung. In den Tee- und Kautschukplantagen Niederländisch-Indiens ist zum Teil englisches Kapital tätig. Weitere Verflechtungen sind auch durch internationale Abkommen über den Tee- und Kautschukmarkt geschaffen worden. An diesem Markt sind übrigens auch die Vereinigten Staaten als Abnehmer stark beteiligt. Im Jahre 1937 kam der größte Teil der Weltausfuhr an Kautschuk aus der Südsee. Nahezu die Hälfte der Weltausfuhr wurde von den Vereinigten Staaten aufgenommen.

Der Geldmarkt englischer Prägung erschüttert

Durch den Krieg wird nicht nur der Weltmarkt, sondern auch der Geldmarkt englischer Prägung stark erschüttert. Die Begebung von Staatsanleihen und die Beteiligung an Kapitalgesellschaften waren wirksame Mittel, sich wirtschaftlichen Einfluß zu sichern. Im

Anlage in	1913 %	1930 %
Brit. Empte	47	59 ¹⁾
USA	20	5 ²⁾
Süd- u. Mittelamerika	20	21 ³⁾
Europa	6	8
andere Länder. . . .	7	7

¹⁾ Vorwiegend Staatsanleihen
²⁾ Folge des Weltkrieges
³⁾ Vorwiegend Eisenbahnanlagen



Weg mit den Trümmern der Blockade! Die Stunde ist gekommen! „Il 420“, Florenz

englischen Auslandsbesitz haben sich von 1913 bis 1930 bemerkenswerte Wandlungen ergeben.

Bis 1939 sollen die Beteiligungen in den Vereinigten Staaten wiederum nicht unerheblich gestiegen sein. Die englischen Kapitalinteressen sind also in Europa verhältnismäßig gering. England hat es auch hier wiederum Frankreich überlassen, nicht nur Degen, sondern auch Kapitalgeber am Festland zu sein.

Werden Frankreichs Auslandsanleihen in der Vorkriegszeit und heute einander gegenübergestellt und werden sie in die Währung des Jahres 1930 umgerechnet, so ergibt sich, daß die Gesamtanlagen von 315 Milliarden Francs auf 150 Milliarden Francs zurückgegangen sind. Besonders schwer wiegt der Verlust der russischen Anlagen im Werte von 75 Milliarden Francs. Aber auch in allen sonstigen Ländern sind namhafte Rückgänge der Kapitalanlagen zu verzeichnen. Es soll einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben, inwieweit die Westmächte gezwungen sind, ihre Auslandsguthaben aufzulösen. Für die Finanzierung der Kriegs- und Nachkriegszeit wird dies eine recht erhebliche Rolle spielen, insbesondere im Verhältnis zu den Vereinigten Staaten. Denn nach dem Wegfall wichtiger Bezugsquellen in Europa und im Mittelmeer werden sich zwangsläufig die Bemühungen verstärken, die Vereinigten Staaten als Lieferland zu gewinnen.

Die Landwirtschaft in der Welt

Die geniale Feldherrnkunst des Führers hat der politischen Entwicklung in den letzten Wochen ein Tempo vorgeschrieben, dem der Chronist nur noch berichtend zu folgen vermag. Die zusammenfassende Auswertung der neuen Ereignisse muß deswegen einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, die von der Warte eines größeren Abstandes aus besser zu überschauen vermag, wie weit und wie tief die Wirkungen des großen Ereignisses reichen. Was heute geschehen kann, ist ein erstes geistiges Abtasten der Möglichkeiten, die sich ergeben, von Möglichkeiten einer Neuordnung Europas, die unserem alten und doch so jungen Kontinente eine große Zukunft versprechen.

Belgien und Holland

Während wir im letzten Berichte die Folgen für die nordischen Länder zogen, muß heute kurz die Lage gekennzeichnet werden, die sich durch die blitzschnelle Entziehung Belgiens und Hollands aus den Einkreisungsversuchen der Westmächte ergeben hat. Beide Länder gehören zu den dichtestbesiedelten europäischen Gebieten, aber beider Landwirtschaft ist nicht imstande, aus eigener Kraft das Volk zu ernähren. Bei Belgien ist das einigermaßen verständlich, denn hier widmet sich der größere Teil des Volkes industriellen und gewerblichen Aufgaben. Die Landwirtschaft, als solche zwar gut entwickelt, kann den Nahrungsgüterbedarf des Volkes nur zu einem kleinen Teil decken. Die Niederlande verfügen über eine hoch-, aber einseitig entwickelte Landwirtschaft. 27 vH der Landesfläche werden landwirtschaftlich genutzt. 39 vH dieser Fläche entfallen auf Ackerland, 57 vH auf Wiesen und Weiden, 4 vH auf Gartenland. Die holländische Landwirtschaft ist aber eine ausgesprochene tierische Veredelungswirtschaft. Große Überschüsse gestatten eine nicht unbedeutende Ausfuhr, die zu einem großen Teil nach England ging. So wur-

den beispielsweise 1938 28 500 t Bacon, 15 200 t kondensierter Milch, 51 000 t Butter und 58 000 t Käse, 88 000 t Eier ausgeführt. Diese Veredelungswirtschaft stütze sich auf eine starke Futtermittelausfuhr, war also weitgehend auslandsabhängig. Die Getreideerzeugung reicht ebenfalls nicht aus, den heimischen Bedarf zu decken. Die starke Auslandsabhängigkeit beider Länder spiegelt der ernährungswirtschaftliche Außenhandelsumsatz je Kopf der Bevölkerung wider, der bei Belgien (einschl. Luxemburg) 52,2 RM auf der Einfuhrseite, 13,9 RM auf der Ausfuhrseite beträgt, während die entsprechenden Zahlen für die Niederlande 44,0 bzw. 66,7 RM lauten. Die Schwierigkeiten, die sich aus der starken Auslandsabhängigkeit ergeben, machten sich schon vor dem 10. Mai in beiden Ländern recht störend bemerkbar, denn praktisch standen die lebenswichtigen Einfuhren von Nahrungsgütern und Futtermitteln unter englischer Kontrolle. Es bleibt abzuwarten, ob die Vorratsbildung groß genug war, den lebensnotwendigen Bedarf während einer kommenden Übergangszeit zu decken. Notwendig aber wird jetzt die von Deutschland seit je anempfohlene Umstellung der belgischen und holländischen Landwirtschaft. In beiden Ländern muß in erster Linie versucht werden, den Getreideanbau wenigstens so weit zu steigern, daß aus ihm die heimischen Bedürfnisse befriedigt werden können, was zweifellos einen Rückgang der tierischen Veredelungserzeugung bedingt, letztlich aber zu einer Gesundung der schwergeprüften Landwirtschaft beider Länder führen wird.

Empfindlicher Schlag gegen England

Die vollständige Abschürfung Englands von den Zufuhren aus den nordischen Ländern und nunmehr auch aus Belgien und Holland ist für die britische Ernährungslage ein harter Schlag. Allein aus Dänemark und Holland bezog England 62 vH seines

Speckbedarfes, 49 vH seines Sahnebedarfes aus Dänemark allein, 29 vH seiner Butter, 8 vH an Käse, 45 vH seines Eierbedarfes und 86 vH seines Kondensmilchbedarfes. Diese Ausfälle müssen, soweit dazu überhaupt die Möglichkeit besteht, nunmehr auf überseeische Länder verlagert werden, was wegen des bekannten Tonnagemangels nicht einfach sein dürfte. Die englische Regierung hat sich deswegen auch bereits gezwungen gesehen, die Lebensmittelrationen teilweise beträchtlich zu kürzen.

Stellt man in Rechnung, daß nunmehr die deutsche Luft- und Seewaffe den Kanal vollständig beherrscht, daß der bedeutende Hafen London weitgehend ausgeschaltet wird, daß also wichtige Transporte nach Häfen umgeleitet werden müssen, die nur über ungenügende Entlade- und Weiterbeförderungsmöglichkeiten verfügen, und berücksichtigt man schließlich, daß auch der Kriegseintritt Italiens im Mittelmeer andere Voraussetzungen geschaffen hat, dann sind selbst bei großer Objektivität kaum andere als üble Folgen für die Inselaner zu erwarten. Die neuerdings gemeldete Einteilung ganz Englands in kleinere ernährungswirtschaftliche Bezirke mit eigenen Vorräten wird daran kaum Wesentliches ändern. Zu bedenken ist schließlich, daß die militärische Niederlage des französischen Verbündeten auch von dieser infelernen Seite her in Zukunft keinerlei Entlastung mehr erwarten läßt.

Auch Frankreichs Ernährung ernsthaft bedroht

Der stürmische Vormarsch der deutschen Truppen in Frankreich bedeutet bereits jetzt den Verlust wertvoller landwirtschaftlicher Gebiete. So ist das Hauptzuckerrübenanbaugebiet bereits restlos in unserer Hand. Ohne dieses ist selbst bei Inanspruchnahme kolonialer Zuckerezeugung der französische Zuckerbedarf nicht mehr gedeckt. Die deutsche Offensive hat zudem die wichtigsten landwirtschaftlichen Arbeiten jäh unterbrochen. Die für die Ackerbestellung reklamierten Bauern mußten ausnahmslos wieder zu den Fahnen eilen. Eine besondere Belastung stellen die Hunderttausende von Flüchtlingen

und Evakuierten dar, die sich mehr und mehr auf kleiner werdendem Raume zusammen-drängen. Daß hier mit Sicherheit ernährungswirtschaftliche Schwierigkeiten zu erwarten sind, liegt auf der Hand. Zudem bedroht Italien die Verbindung Frankreichs mit seinen kolonialen Hilfsquellen ernsthaft. Es ist anzunehmen, daß die aus Paris geflüchtete französische Regierung Wochen und Monaten schwerer Sorgen entgegensetzen muß.

Italiens Ernährungslage gesichert

Italiens Ernährungslage, die seit Beginn der Getreideschlacht im Jahre 1925 von Jahr zu Jahr verbessert worden ist, ist gesichert. Noch kurz vor dem Eintritt Italiens in den Krieg gegen Frankreich und England konnte sich Reichsminister und Reichsbauernführer R. Walther Darré mit den Herren seiner Begleitung auf einem kurzen Besuch in Italien von dem hohen Stande der italienischen Landwirtschaft überzeugen. Was Italien auf diesem Gebiete geleistet hat, ist ebenso bewundernswert wie die entsprechenden Leistungen Deutschlands. Man bedenke, daß Italien im Durchschnitt der Jahre 1922 bis 1926 jährlich nur 55 417 000 dz Getreide erzeugte, gegen 80 918 000 dz im Jahre 1938. In dieser Leistung drückt sich nicht nur eine Steigerung der Hektarerträge, sondern auch bereits spürbar der Erfolg großer Siedlungs- und Urbarmachungsmaßnahmen aus. Im ganzen gesehen, sichert heute Italien, das noch vor zwei Jahrzehnten auf eine starke Einfuhr von Nahrungsgütern angewiesen war, seinen Bedarf an pflanzlichen Nahrungstoffen gänzlich aus eigener Erzeugung. Wie bei uns besteht eine Versorgungslücke bei Fett, nur daß angesichts der günstigeren klimatischen Voraussetzungen diese Lücke keine entscheidende Bedeutung hat. Wie Deutschland hat auch Italien in den letzten Jahren seine notwendige Agrareinfuhr mehr und mehr auf jene Räume umgestellt, die auch in einem Kriege „blockadefest“ sind, die also nicht der britischen Mittelmeerkontrolle bei Gibraltar und am Suezkanal unterliegen. Im übrigen ist auch die italienische Ernährungssicherung bereits im Frieden weitgehend auf die Mög-

lichkeit des Krieges eingestellt worden. Auch hier erweist sich wieder, wie wichtig es für die politische Handlungsfreiheit eines Volkes ist, im eigenen Bereiche die Ernährung des Volkes sicherzustellen.

Eine bemerkenswerte Stimme aus Rumänien

Daß sich angesichts der neueren Entwicklung in Europa die Stimmen mehrten, die einer künftigen Neuordnung Rechnung tragen, ist ein erfreuliches Zeichen. Erst kürzlich hat der bekannte rumänische Professor Mihail Manoilescu, ehemaliger Finanz- und Handelsminister Rumäniens, anlässlich eines Vortrages in Wien das gegenseitige Verhältnis Deutschlands und Rumäniens behandelt und die enge wirtschaftliche Verflechtung beider Länder festgestellt. In einem Leitartikel des „Cucentul“ verlangt Seicaru die rechtzeitige Eingliederung Rumäniens in die Neuordnung Europas. Die Zeit der kleineren Staaten, so schreibt er, sei endgültig vorbei. Europa erstarrte in seiner jetzigen Ordnung. Infolgedessen sei es notwendig, daß Rumänien sich rechtzeitig auf die Zukunft umstelle und sich nicht so sehr politisch als vielmehr wirtschaftlich so organisiere, wie es die

neue europäische Ordnung verlange. Mit dem Protektionismus sei es vorbei. Die rumänischen Industrien müßten daher zum Teil liquidiert und die Landwirtschaft in erster Linie begünstigt werden. Lebensfähig werde höchstens die Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse sein, damit man nicht Rohprodukte, sondern verarbeitete Lebensmittel ausführen könne. Seicaru schließt mit der Feststellung: „Vergessen wir nicht, daß der jetzige Krieg, ob er lange dauern wird oder nicht, der tragische Anstoß zu einer neuen europäischen Ordnung ist. Die Wertordnung von 1914 muß verschwinden, weil sie den klaren Blick für die Lage von morgen trübt. Unsere Wirklichkeit ist die Landwirtschaft. Sie ist die erste Grundlage unserer Entwicklung im Europa von morgen.“

Wenn wir auch keineswegs annehmen, daß Rumänien auf seine industrielle Entwicklung im kommenden Europa verzichten muß, so erscheint uns doch die Einsicht, daß ein Aufbau von der Landwirtschaft ausgehen müsse, sehr fruchtbar zu sein. Eben das hat Deutschland seit Jahren empfohlen und praktisch auch im eigenen Lande beispielhaft vorexerziert.

WALTER HORN

Kulturpolitische Umschau

Zum 50. Geburtstag des Dichters Hanns Johst

Der Dichter Hanns Johst, einer der ersten und leidenschaftlichsten Vorkämpfer der nationalsozialistischen Erneuerung, wird am 8. Juli 50 Jahre alt. Johst ist nicht nur der bedeutendste deutsche Dramatiker der kampf-erfüllten Jahrzehnte nach dem Weltkrieg, dessen Schauspiele „Propheten“, „Thomas Paine“ und „Schlageter“ unserem Volk ein Janal des Widerstandes gegen das Diktat von Versailles gaben und den Weg zur Selbstbestimmung wiesen. Dieser Dichter, der Typus des deutschen Menschen neuer Prä-

gung, entstammt bäuerlichem Blut und steht dem Bauertum durch die Eigenart seines künstlerischen und kulturpolitischen Schaffens besonders nahe. Als Mitglied des Reichsbauernrates gehört er seit Jahren zu den geistigen Mitkämpfern unseres Reichsbauernführers.

Johsts Leben und Werk wächst aus der Bindung zur Erde und zum Erbe seiner bäuerlichen Ahnen. Am 8. Juli 1890 wurde der Dichter im sächsischen Seerhausen geboren. Unser Volk verdankt dem ober-sächsischen Stammesgebiet viele charakterstarke und kämpferische Menschen, denken wir an

Martin Luther, Friedrich Nietzsche und Richard Wagner, die deutsche revolutionäre Geisteskräfte in das europäische Kulturbild getragen haben. Johsts väterliche und mütterliche Ahnen entstammen dem ober-sächsischen und thüringischen Bauerntum. Auf dem bäuerlichen Besitztum seiner Großmutter in Kolkta hat Johst die ersten Jahre gelebt.

Mittler zwischen Schicksal und Volksgemeinschaft

Diese bäuerliche Abstammung gibt diesem Dichter sein leibliches und geistiges Gesicht. Johst hat einmal den Bauern als den sinnfälligsten Mittler zwischen Schicksal und Volksgemeinschaft bezeichnet. Der Bauer grenzt am Horizont seiner Äcker unmittelbar überall an das Himmelreich. Und so verpflichtet gerade der scheinbar erdgebundenste Volksgenosse sein Volk am offensichtlichsten an die ewigen Werte der Religion. Die bäuerliche Grundhaltung bindet das Werk dieses Dichters an die Welt des Glaubens. In der Begrenzung des Glaubens auf seinen völkischen Ursprung findet Johst eine Wurzel unseres Seins. In der Tiefe und Inbrunst dieses Glaubens sieht er das Schicksal des deutschen Volkes umschlossen.

Johst strebt schon in seinen ersten Schaffensjahren, als er noch um seine schöpferische Berufung ringt, nach einem klaren Ziel. Es heißt Deutschland, das deutsche Volk, der deutsche Geist in seiner heroischen Auseinandersetzung mit der Umwelt. Der Dichter Johst nennt die Deutschen einmal ein rätselhaftes Volk. „Man darf über dieses Volk nicht nachdenken“, heißt es in dem Lutherdrama „Propheten“. - „Es will geliebt sein!“ Mit dieser Liebe im Herzen durchschreitet Johst Abgründe und Höhen. Seine Dramen, seine Lyrik, seine kulturpolitischen Reden und Aufsätze nehmen Bindungen und Aberlieferungen des Volksgeistes auf, die der Liberalismus leugnen wollte. Die Kraft des Blutes und der Erde, die heimatliche Landschaft, die Muttersprache begrenzen seine dichterische Weltanschauung. Dieses „Ethos der Begrenzung“, wie es Johst nennt, bedeutet die Aberwindung des bindungslosen Individualismus im deutschen Menschen. Das

deutsche Volk ist Grenze und Grenzenlosigkeit zugleich. In den „Propheten“ sagt Grundberg, der „Vater der deutschen Landknechte“, zum Kaiser das schöne und Kühne Wort: „Deutschland? Keiner weiß, wo es anfängt, keiner, wo es aufhört. Es hat keine Grenzen, Herr, in dieser Welt. Man hat es im Herzen . . . oder man findet es nirgends und nie!“

In den grauen Novembertagen des Jahres 1918 erhebt Johst als junger Dichter seine Stimme gegen den Widersinn der Zeit. In dem schmalen Gedichtband „Rolandsruf“ wendet sich der Dichter beschwörend an sein Volk:

„In der Stunde der Scham,
Der Schande - mein Volk -,
Will ich deiner Monstranz
Dienender Diener sein . . .
Ich bekenne frohlockend:
Deiner Jahrhunderte Blut,
Deiner Wandlungen Wesen,
Hat mich zum Jünger bestimmt!“

Mit diesem „Rolandsruf“ wird Hanns Johst zum Sprecher der jungen Weltkriegsgeneration, die sich mit den Folgen des politischen und geistigen Zusammenbruchs nicht abfinden kann. Dichter von Ruf und Rang bemühen sich in dieser Stunde, ihre Unzulänglichkeit mit weltbürgerlichen Schlagworten zu verbrämen. Johst, ein Einzelner und Einsamer hämmert gegen das schlafende Gewissen der Welt. Sein Werk ist ein stürmisches Aufbegehren gegen die müde Bürgerlichkeit, die vor der Geschichte kein Wagnis und keine Verantwortung übernehmen will.

Bäuerlicher Ursprung unserer Kultur

So setzt Hanns Johst in einer Zeit, die von einem geschichtlichen Wandlungsprozeß bis in ihre Grundfesten erschüttert wird, die Tat der großen Erneuerer der deutschen Kultur, Sprache und Religiosität fort. Meister Eckehard und Luther, die Jugend vom Sturm und Drang, und Heinrich von Kleist, Georg Büchner und Christian Dietrich Grabbe sind Johsts geistige Ahnen. Aber er ist weder Mystiker noch Zerstörer. Bei allem Aufruhr der Gefühle wächst sein

Lebenswerk in einem unzerstörbaren Kreis fester Bindungen. Seine Dichtung wurzelt in der mütterlichen Erde. Er liebt die Landschaft und die Tiere, er verehrt das Wunder der Geburt, die „Stunde der Gnade und des Schmerzes, die aller mütterlichen Kreatur als Lebensgesetz gegeben wurde“. Johst hat uns schlichte und schöne Gleichnisse der sorgenden Mutterliebe geschenkt. Sein Gedichtband „Mutter“, seine zarte innige Novelle „Mutter ohne Tod“, die leuchtenden stillen oder fröhlichen Frauengestalten, die wir in allen seinen Werken finden, singen das Hohelied der Mutterchaft.

Johst strebt in seinen frühen Dichtungen in unverfälschtem Gegensatz zur geistigen Zeitströmung aus dem leidenschaftlichen Aberschäumen des Gefühls zu fester klarer Form.

Johsts dramatische Dichtungen

So ist seine Bauernkomödie „Stroh“ ein unverfälschtes Dokument der Zeit. Die Bauern in „Stroh“ sind keine blutleeren Bühnentroler, sondern erdfeste Männer und Frauen aus einer ländlichen Wirklichkeit. Johst will sein dramatisches Werk als Begegnung mit dem Geist der Demut und der Verklärung und nicht mit dem Hochmut der Aufklärung aufgefaßt wissen, nicht als eine Stätte, in der Weltanschauung demonstriert, sittliche Forderungen bewiesen werden, sondern als die „Kultstätte eines heroischen Gefühls, das sich gezwungen sieht, sich mit dem phantastischen Spiel aller Begegnungen auseinanderzusetzen“. Die ersten Dramen Johsts ringen noch mit einer fast verzweifelten Leidenschaft um einen visionären Stil des Dramas. Es sind das Grabbe-Drama „Der Einsame“, das mythische Spiel „Der König“, die politischen Komödien „Die fröhliche Stadt“ und „Wechler und Händler“.

Die Treue zum deutschen Volkstum singt und ruft in dem Reformationsdrama „Propheten“. Johst schlägt im „Thomas Paine“ die Brücke zur völkischen Gemeinschaft, indem er den Anruf „Wir, Kameraden, wir“ der kleinnütigen Vereinzelung entgegenstellt. Er deutet im „Schlageter“ das Kämpferschicksal eines deutschen Revolutionärs und Soldaten des Dritten Reiches. Diese bekannteste dra-

matistische Dichtung Johsts, die über mehr als tausend Bühnen gegangen ist, schließt den Kreislauf der inneren Entwicklung des Dichters. Auf dem Sandhausen, gegenüber dem französischen Hinrichtungskommando, ruft Schlageter einen letzten Befehl an das Gewissen der Nation, der heute wie hellstichtige Prophetie klingt:

„Deutschland!
Ein letztes Wort! Ein Wunsch! Befehl!
Deutschland!!!
Erwache! Entflammel!
Entbrennel! Brenn ungeheuer!“

Die kulturpolitischen Werke Hanns Johsts sind Wegmale des geistigen Kampfes um die deutsche Freiheit, kühne und klare Manifeste zur Vorbereitung und Sinndeutung der nationalsozialistischen Weltanschauung im kulturellen Bezirk. Die mit bewundernswerter Konzentration der Sprache verfaßte Studie über Heinrich von Kleist in dem Bekenntnisbuch „Ich glaube“ schlägt die Brücke vom einsamen Menschentum des tragischen Dichters zum Schicksal der Gemeinschaft. Das Reisetagebuch „Maste und Gesicht. Die Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland“ überprüft das politische, menschliche und künstlerische Dasein der europäischen Völker vom Standpunkt unserer Ordnung und fügt aus immer neuen Eindrücken, Erlebnissen und Begegnungen ein Abbild Europas am Vorabend des großen Entscheidungskampfes. Dieser siegreiche Kampf führt Johst in die Landschaft des wiedergewonnenen germanischen Osttraumes, zu den Brennpunkten einer weltgeschichtlichen Entscheidung, in der das Großdeutsche Reich seine Erfüllung fand. In seinem neuen Buch „Ruf des Reiches - Echo des Volkes!“ (Eher-Verlag) gibt der Dichter einen Rechenschaftsbericht über seine Ostfahrt, die er im harten Kriegswinter 1940 unternahm, um den großen Treck der wolhyniendeutschen Bauern heim ins Mutterland zu geleiten. Die Stationen dieser Fahrt bedeuten auch für den politischen Dichter und Bauernentel Hanns Johst die Erfüllung seines Kampfes. Der Rolandsruf aus dem Notjahr 1918 hat sein Echo gefunden: Das „Hier“ eines Volkes von neunzig Millionen.

Die Buchwacht

Hermann v. Bothmer: „Germanisches Bauerntum in Nordfrankreich“. (Die Goslarer Volksbücherei.) Reichsbauernstadt Goslar, Verlag Blut und Boden, 1939. 91 Seiten. Preis 2,50 RM.

Die gewaltigen geschichtlichen Ereignisse, die sich in Belgien und Nordfrankreich abspielen, verleihen der Schrift Bothmers eine erhöhte Bedeutung, die nicht nur aktueller Art ist. Ein großer Teil des Landes, in dem jetzt unsere tapferen Truppen stehen und kämpfen, ist alter deutscher Volksboden. Hat sich auch die germanische Landnahme in Frankreich, wie die Ortsnamenforschung nachweist, bis südlich der Loire erstreckt, so waren die Gauen zwischen Schelde, Kanal und dem Fluß Canche ursprünglich geschlossenes deutsches Gebiet, das durch die Teilungen des karolingischen Gesamtreiches an Frankreich kam. Während das nördliche Artois allmählich der Verwelschung anheimfiel, wurde Flandern zum westlichsten Bollwerk der deutschen Sprache, ein Verdienst, das wesentlich dem an seiner Sprache und Brauchtum zäh festhaltenden Bauerntum zuzuschreiben ist. Diese Bauern beteiligten sich auch in starkem Maße an dem Abwehrkampf, den Flandern gegen die Verwelschung Frankreichs führte, es seiner Sonderart und Sonderstellung zu berauben. Als im Jahre 1678 die „Westhoek“, die Gegend um Dünkirchen, im ersten Raubkrieg von Ludwig XIV., wie so manches andere Land Frankreich einverleibt worden war, versuchten es die Franzosen, besonders seit der Revolution 1789, rücksichtslos das flämische Wesen auszurotten. Aber diese Unterdrückungspolitik erreichte das Gegenteil, denn sie erweckte das Volksbewußtsein der Flamen zu neuem Leben. Die flämische Norddecke Frankreichs, so urteilt der Verfasser, ist der einzige Ort in diesem Lande, an dem das Germanentum noch unmittelbar greifbar ist. Es steht unter den wenigen Landesteilen, die in Frankreich noch einen Bevölkerungsüberschuß aufweisen, an erster Stelle. Die

Hoffnung aber, daß vom französischen Norden einmal eine innere Erneuerung Frankreichs ausgehen werde, dürfte sich in absehbarer Zeit nicht verwirklichen, nachdem Frankreich im Dienste Englands zum Kampf gegen das Deutsche Reich und gegen das Deutschtum überhaupt angetreten ist.

Rudolf Beurmann

Hermann Bente: „England und Deutschland im Kampfe um die Neuordnung der Weltwirtschaft“. Schriften des Instituts für Außenpolitische Forschung, Heft 53. Junfer & Dünnhaupt, Berlin 1940, 54 Seiten. Preis 1,40 RM.

Das Ringen um eine neue Ordnung der Weltwirtschaft ist ein Kampf des liberalen englischen gegen das völkische deutsche Ordnungsprinzip. Das geschichtliche Werdegeseh läßt erkennen, daß dieser Kampf mit dem Sieg des völkischen Ordnungsgrundsatzes enden wird. Die Eingliederung der europäischen Kleinstaaten in diese neue Ordnung ist wirtschaftlich vorgegeben und statistisch bereits nachweisbar, politisch führt sie erst auf Umwegen zum Ziele.

U. Werner Schüttauf

Leonhard Franz: „Jäger, Bauern, Händler“. Rudolf M. Rohrer Verlag, Brünn-Leipzig 1939, 122 Seiten, 32 Abbildungen. Preis 3,50 RM.

Die Schulwissenschaft hat uns gelehrt, daß unser heutiger Wirtschaftszustand im wesentlichen ein ins Germanenland gekommenes römisches Erbe sei, wobei man annahm, daß vorher in diesem Land sozusagen nichts als Wüstenei und Unbau vorhanden gewesen sei. Diese Anschauung und zugleich den Irrglauben, unser Vorzeitmensch sei ein echter Wilder gewesen, wirft Franz über den Haufen und behauptet, daß die Grundform unserer heutigen Wirtschaft schon in unsere eigene Vorzeit zurückführe. Auf Grund zahlreicher Bodenfunde sieht er die Entwicklung von der nicht selbst erzeugenden Sammler- oder Wildbeuterwirtschaft, haupt-

sächlich der Jäger und Fischer eiszeitlicher Völker, zur selbsterzeugenden Bauernwirtschaft unserer Blutsverfahren der Stein- und Bronzezeit und mit dem Aufkommen der Metallverarbeitung zu einer in ihren Grundzügen voll entwickelten Industrie- und Handelswirtschaft mit Kapitalbildung und allen sozialen Gliederungen und Spannungen. Er weist auf das spätere und noch heutige Nebeneinander der Stufen hin, wobei allerdings der letzten Stufe entschieden die Absicht zur Dienstbarmachung der vorhergehenden innewohnt. Franz schildert die Entstehung der Bauernwirtschaft sowohl durch Anbau von Kulturpflanzen als auch durch Züchtung von Nutzvieh und spricht in diesem Zusammenhang ausführlich von der Weidviehwirtschaft, die das indogermanische Bauerntum so sehr kennzeichnet und die sowohl den Wasen als auch den Wald dafür nützte. In diesen höchst interessanten Ausführungen beruft er sich mehrfach auf Darre. Gerade was Franz über Viehwirtschaft, Ackerbau, Düngung, Ernte, Pflug, Dreschen, Lagern, über Mühlen usw. sagt, ist für uns sehr aufschlussreich. Die vielen Bilder sind eine wertvolle Ergänzung.

Wilhelm Rinkelin

Heinz Walsdorff: „Die ländliche Wohnungsfrage in Ostpreußen als politisches und methodisches Problem“. Herausgeber: Akademie für Landesforschung und Reichsplanung. Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart, 1937. 129 Seiten und 1 Karte. Preis brosch. 6,90 RM.

Der Verfasser muß die begründete Feststellung treffen, daß uns die zur Zeit vorliegende Statistik keinerlei Möglichkeit zur Errechnung des Wohnungsbedarfs auf dem Lande, geschweige denn ein Bild von den Wohnverhältnissen an die Hand gibt. So hat daher der Hochschulkreis Ostpreußen e. V. nach einer neuen Methode, die in eingehender Erörterung mit Praktikern erarbeitet wurde, in studentischer Gemeinschaftsarbeit an Ort und Stelle Erhebungen angestellt, so daß hier erstmalig ein zutreffendes und umfassendes Zustandsbild von

den ländlichen Wohnverhältnissen in Ostpreußen erarbeitet wurde. Man wird sich oft fragen, ob die Beobachtungen über Ursachen der vorgefundenen Zustände und u. a. immer richtig ausgewertet werden, oder ob sie berechtigt verallgemeinert sind, so z. B. wenn eine Schilderung Knapps über die Mentalität der Vorfahren unserer heutigen Landarbeiter einfach auf diese übertragen wird. So muß man sich auch hüten, keine falschen Schlüsse zu ziehen, wenn man sieht, daß es Bauern gibt, die trotz besseren Vermögens ihren sozialen Pflichten im Landarbeiterwohnungsbau nicht nachkommen.

Karl Kleeberg

G. Vacher de Lapouge: „Der Arier und seine Bedeutung für die Gemeinschaft“. Übersetzt von Rätke Erdniß. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt/Main, 1939; 365 Seiten. Preis gebunden 14 RM, broschiert 12 RM.

Gaston Vacher de Lapouge ist der große Nachfolger Gobineaus, der ihn in Wirklichkeit an Exaktheit der wissenschaftlichen Kenntnisse bei weitem übertrifft. Zum erstenmal liegt nun mindestens ein Teil seiner Lebensarbeit auch in deutscher Sprache vor. Es ist das Hohelied des nordischen Menschen, des „homo europaeus“, dessen allgemeine Merkmale, Anatomie, Physiologie, Farbe, Ahnentafel und anthropologische Zusammenhänge er vorbildlich gibt. Selbständig von der deutschen Rassenwissenschaft ist dieser von den Logen und den Juden künstlich totgeschwiegene große französische Forscher zu der Erkenntnis vom Ursprung der nordischen Rasse im nord- und mitteleuropäischen Golfstromgebiet gekommen.

Er schildert die Entwicklung der geschichtlichen Arier, ihre Rassenpsychologie, die Nation als biologische Tatsache, die politische, religiöse und geschäftliche Haltung des Ariers, seine Überlegenheit - und seine Gefährdung. Mit einer ergreifenden Tapferkeit hat der einsame Forscher sich mit den der nordischen Rasse feindlichen Geisteskräften in Frankreich von links bis rechts auseinandergesetzt; mit merkwürdiger Hellichtigkeit schon vor dem Weltkrieg manche Entwicklungen geahnt.

Nicht in allen Dingen wird man jeder einzelnen Auffassung von ihm beizupflichten brauchen - manches hat die Zeit überholt, und in manchen Dingen sieht er einseitig.

Es liegt ein tiefer Pessimismus über den letzten Kapiteln dieses Werkes. Für sein französisches Volk sah der große Forscher kaum noch viel Zukunft - der Kurzschädel und der Jude würden am Ende stehen, das nordische Blut von Galliern, Römern und Franken, Westgoten und Burgundern versunken sein, „linke Kurzschädel und klerikale Kurzschädel“ sich zur Erstückung wirklicher nordischer Geistesfreiheit vereinigen. Es ist ein sehr ernstes Buch - wir sollten es uns genau so zu eigen machen wie die Werke Gobineaus, und während die „Rothschild Frères“ gegen uns Krieg führen und dabei die letzten gesunden Volkskräfte Frankreichs vergeuden, diesem feinen und großen nordischen Geist den Platz in unserer Rassenkunde geben, dessen er würdig ist. Denn er ist unser!

Johann von Leers

P. Altheim und E. Trautmann: „*Vom Ursprung der Runen*“. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M., 1939. 96 Seiten. Preis geb. 8,- RM, brosch. 6,- RM.

Es ist vielfach behauptet worden, daß das germanische Runenfuthark aus dem norditalischen Alphabet abgeleitet sei. Es ist nun dankenswert, daß die beiden Verfasser dieses Buches die norditalischen Inschriften und Felsbilder im Val Camonica untersucht, auch den viel umstrittenen Helm von Megau in die Untersuchung einbezogen haben. Die Kimbern haben die norditalischen Alphabetformen in einem Augenblick getroffen, wo diese bereits im Aussterben begriffen waren; die Verfasser halten es für denkbar, daß die auffälligen Ähnlichkeiten zwischen dem Futhark und den norditalischen Alphabeten dadurch entstanden sind, daß die Kimbern diese norditalischen Alphabete kennenlernten. Sie besaßen aber offenbar schon vor dieser Bekanntschaft eine eigene Schrift. Sie vermuten, daß auf dem Wege über Reste der Kimbern und Teutonen, wie sie etwa durch den Toutonenstein von Miltenberg wahrscheinlich gemacht worden sind,

die Formung dieser Futhark auch zu den anderen germanischen Stämmen gekommen ist.

Wer sich mit der Herkunft der Runen beschäftigt, wird an diesem außerordentlich fleißigen Buch mit seinen reichen Illustrationen nicht vorübergehen, das ebenso reichhaltig wie geistvoll geschrieben ist.

Johann von Leers

Jordan Jowkov: „*Das Gut an der Grenze*“. Roman. Aus dem Bulgarischen übersetzt von Nikola Koleff. Felix Meiner Verlag, Leipzig 1939. 273 Seiten. Preis 5,80 RM.

Man muß dem Übersetzer und dem Verlag Dank dafür sagen, daß sie das bekannteste Werk des vor einigen Jahren verstorbenen bulgarischen Dichters der deutschen Öffentlichkeit zugänglich gemacht haben.

Stil, Sprache und Motiv des Romans sind einfach und schlicht, wie es der Mensch des bulgarischen Landvolkes ist. Ort der Handlung ist die durch die Friedensdiktate geschaffene neue bulgarisch-rumänische Grenze, Gegenstand der Handlung das Leben der zu Grenzern gewordenen Menschen. Es ist kein Lehrroman über die Grenze, kein politisches Buch. Die Tragik der Grenze bleibt im Hintergrund, umschattet aber doch unmerklich das ganze Leben dieser Menschen. Nur einmal erfahren wir etwas von der Grenze selbst, es ist der Eindruck, den der junge, auf einen Außenposten versetzte Leutnant Galtšeff von der Grenze hat: „Nun lag die Grenze vor seinen Augen: sie nahm ihren Anfang von dem Posten und verlief wie ein grüner Streifen quer über die Landstraße in gerader Linie nach Süden. Auf diesem Streifen standen Heuschäber, und in der Mitte erblickte man einen gewöhnlichen Fahrweg. So war also die Grenze. Sie fiel nicht besonders auf, machte auch keinen erschreckenden Eindruck. Dennoch war es einem so, als erhöbe sich über diesem Streifen eine unsichtbare Mauer, welche nicht nur das verweilte graue Feld, sondern auch die Luft und den Himmel sogar in zwei Stücke teilte. Die Leute hielten sich abseits, sie wagten sich nicht heran, denn es war gefährlich. Oft stundenlang war dort nichts zu sehen. Unmittelbar vor dem Posten erhob sich ein mit hohem Gras bewachsener

kleiner Hügel. Aus dem Grase ragte ein weißer Stein wie ein Grabmal hervor. Das war ein Grenzzeichen. Solcher Grenzzeichen gab es viele."

Aber so sehr die Grenze die Menschen in ihren Bann zieht, so kann sie doch nicht den Hunger des Bauern nach neuem Land zum Verstummen bringen. Unter der stillen Oberfläche des ländlichen Lebens brodelt der Konflikt zwischen Bauer und Gutsherr und führt im Widerstreit mit den Schicksalsbedingtheiten des Grenzlebens zu tragischem Zwiespalt. Am Ende steht der Schmerz der Mutter über ihren toten Sohn, den in der Bauernrevolte gefallenen Grenzzoffizier, steht der Rest des Gutes an der Grenze - zwei Gräber.

In seiner Menschlichkeit ein erschütterndes und schönes Buch.

Rupert v. Schumacher

Ewald Swars: „Jonuschats Weg in die Einsamkeit“. Verlag Grote, Berlin, 1939. 269 Seiten. Preis geh. 4,50 RM. Preis in Leinen geb. 5,50 RM.

Ewald Swars Roman „Jonuschats Weg in die Einsamkeit“ darf den Anspruch erheben, eine der besten Dichtungen der ostpreussischen Literatur zu sein. Das Werk besteht gegenüber jeder ernsthaften literarischen Wertung und wird getragen von der Ehrlichkeit der Gesinnung und der Wahrhaftigkeit der Gestaltung durch den Verfasser. Es verrät einen ausgezeichneten Schilderer und einen Dichter, der mit tiefer Bewegung Dasein und Handeln, Zweifeln und Lieben der Menschen dieses Landes nachempfindet.

Heinrich Kaul

Dr. Hans Joachim Reimann: „Die Familie im Jeremias Gotthelfs Dichtungen“. Konrad Tittsch Verlag, Würzburg-Mumühle, 1939. 78 Seiten. Preis 2,70 RM.

Die Arbeit zeigt, wie ein Schweizer Dichter des vorigen Jahrhunderts, Jeremias Gotthelf, Wesen und Wert der Familie eingeschätzt und wie er diese Erkenntnisse in seinem gesamten dichterischen Schaffen immer wieder zum Ausdruck gebracht hat. Dr. Reimann will mit dieser Untersuchung beweisen, wie „die gesunde Auffassung vom Leben und von den Werten und Gesetzen des Lebens einen Menschen zu dichterischer Betätigung, zu einem der Volksgemeinschaft wertvollen und förderlichen künstlerischen Schaffen zu führen vermag“. Da vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Siege des Nationalsozialismus das Thema „Familie“ nur mehr in gleichgültiger oder zersetzender Form behandelt wurde, geriet das Werk Gotthelfs mehr und mehr in Vergessenheit. Heute ist es nun für uns im besten Sinne wieder „modern“ geworden. Es ist erstaunlich, wie zeitnahe uns viele seiner Gedanken berühren, so wenn er das Adelsbauerntum, die bäuerliche Sittlichkeit und das Verhältnis der Menschen zu Volk und Staat schildert.

Marie Adelheid Reuß-zur Lippe

Hans Angerer: „Tirol, wie es ist“. Berg und Mensch. Deutscher Alpenverlag, Gesellschaft m. b. H., Innsbruck, 1939. 64 Seiten mit 51 Blättern. Leinen 3,90 RM.

Bilder aus dem „schönen Land Tirol“ mit seinen majestätischen Bergen, um deren Gipfel die Wolken gehen, und seinen weiten Tälern, in denen der Bauer, der herbe Mensch dieser Landschaft, sich um den knappen Acker und sein Vieh müht. In diesen 50 Bildern, deren Inhalt ein liebevolles Umsfassen der Heimat bildet, sprechen die Landschaften ganz besonders an. Das Buch hat die zwingende Kraft des Rufes: „Komm und sieh selbst!“

Liselotte Lutat

Kristian Elster: „Jon Maar und die Juristen“. Paul Neff-Verlag, Berlin, 1939. 347 Seiten.

Der norwegische Literaturhistoriker und Verfasser Kristian Elster ist mit diesem Buch zum erstenmal in die deutsche Sprache übersetzt. - Der alte Einödbauer Jon Maar, der hoch in den Bergen sein Land bebaut und beackert, soll gezwungen werden, einen See, der auf seinem Gebiet liegt, an ein Industriewerk abzutreten, das die Wasser für die Stromerzeugung verwenden will. Man fürchtet den alten Bauern Jon Maar, weil er gewalttätig sein soll und mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, auf seinem Recht steht. Das Thema dieses

Buches könnte, wenn es in dieser Form durchgeführt worden wäre, einheitlich und für uns von besonderer Bedeutung sein, die Gegenseite aber, die Juristen und ihre Kom-missionen, spielen in diesem Roman eine außerordentlich große Rolle, und es ent-wickelt sich in den Bergen, in denen John Maar wohnt, ein gesellschaftliches Leben, wie man es etwa in Oslo vermutet, als ein Sohn auf dem Gebiete. Jon Maars ein Hotel errichtet. Die Fülle der Motive stört das eigentliche Thema: die Ausein-anderetzungen des mit seinem Eigentum verwachsenen Bauern mit der vordringenden Industrie und mit den Juristen. Es ist er-schütternd, zu sehen, wie zu gleicher Zeit die jüngere Generation in den Bergen der Bauernarbeit fremd wird und ihr Glück in der Errichtung eines Hotels sieht. Der Roman wirkt, im ganzen betrachtet, nicht einheitlich.

Heinrich Jessen

Hermann Stodte: „Das Nibelun-genlied“. „Lebendiges Mittelalter“, Band I. Herausgegeben von Prof. Her-mann Gumbel, 308 Seiten, Leinen 4,80 RM. Buchausstattung von Alfred Mahlau. Hohenhausen-Verlag, Stutt-gart.

Die deutsche Dichtung des Mittelalters blieb uns bisher zumeist verschlossen, da es an guten Übertragungen in die Sprache unserer Zeit fehlte. Hermann Stodte hat es nun über-nommen, das Nibelungenlied als bedeutendstes Epos unseres deutschen Mittelalters nach dem Urtext für die Gegenwart zu erneuern. Wäh-rend die bisherigen Überetzungen meist zu textgetreu blieben, ohne den Strom des star-ken inneren Lebens dieses Heldenliedes zu erfassen, folgte nun Stodte dem Original zwar im Inhalt treu, gestaltete es aber in Sprache und Stil in eine Gegenwartsdichtung um,

ohne dabei Gewalt anzuwenden. Oft ließ sich hier die Breite der alten Erzählkunst nicht ganz bewahren, andererseits durfte auch der Lebensausdruck der alten Dichtung nicht ganz verschwinden. Man kann also eher von einer Erneuerung als einer Überetzung der Dich-tung sprechen. Dem Verfasser ist dies mit dichterischer Eigenkraft gut gelungen. So wird es nun weitesten Kreisen möglich sein, das Denkmal unserer großen Vergangenheit mit seinen ewigen Problemen: Einzelpersön-lichkeit, Sippe und Gemeinschaft, Liebe, Kampf und Tod neu nachzuempfinden.

Albrecht Timm

Erna Lendvai-Dirksén: „Im Angesicht des Gebirges“. Gauverlag Bayerische Ostmark. 72 Seiten. Preis 5,80 RM.

Ein neues Buch der Lendvai-Dirksén ist da: ein Buch der Berge, gewaltige Natur - erschaut im Wandel der Jahreszeiten. Wie tief der Mensch diesen Bergwald, diese Auen, diese schwindelnd hoch sich türmenden Bergzinnen mit den noch höher stehenden Wolkensburgen empfinden und erleben kann, zeigt uns die Meisterphotographin in wunder-vollen Bildern, zu denen sie Worte deutscher Dichter gesellt. Der Reichtum der deutschen Erde an vielfältiger Schönheit der Natur wird hier wieder ein stilles, tiefes Erlebnis, in dem man den Wunsch wachsen fühlt, hineingehen zu können in die Landschaft, die einen anschaut.

Liselotte Lukat

+

Das im Maiheft „Odal“ besprochene Buch Schrötter/Wüst: „Tod und Unsterblichkeit“ erschien im Ahnenerbe-Stiftung-Verlag. Der Ahnenerbe-Stiftung-Verlag hat jetzt auch eine kleine Feldpostausgabe des Werkes her-ausgegeben.

Verantwortlich für den gesamten textlichen Inhalt: Hanns Deetjen, Berlin-Lichterfelde
Stellvertretender Schriftleiter: Hans Bodenstedt, Berlin-Wilmersdorf. Anschrift der Schriftleitung:
Berlin W 8, Friedrichstraße 167/168. Verlag: Verlag Blut und Boden G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar.
Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortlich für den Anzeigenteil: René Busse, Goslar. Anzeigenabteilung:
Goslar, Bäderstraße 22. Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsnährband Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4,
Lindenstraße 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpreislise Nr. 7. Bezugspreis: Jedes Heft 1,25 RM,
vierteljährlich 3 Hefte 3,50 RM zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten
und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar, Postvertrieb ab Berlin.

Für unerlangte eingesandte Manuskripte keine Gewähr!

Güte Rapsernten bringen höchste Fetterträge

20 Dz/ha Raps ergeben bei
einer Ölausbeute von 32 v. H. 640 kg Fett
dazu Leistungswert der Ölkuchen
als Milchviehkraftfutter. 100 " "
je ha **740 kg Fett**

Diese hohen Leistungen
erfordern

neben planvoller Humuswirtschaft und aus-
reichender sonstiger Nährstoffversorgung eine

**starke
Kalidüngung**

Wirtschaftlichkeit

4.

*durch hohe
Betriebssicherheit*

Der praktische Wert eines jeden Motorfahrzeuges steht und fällt mit der Güte seines Motors und dessen Betriebssicherheit. Besonders hohe Ansprüche werden beim Schlepper, der im rauhen, schweren Ackerbetrieb seine Arbeit verrichten muß, gestellt. Mit seinem unverwüsthchen Zweitakt-Mitteldruck-Motor ohne Ventile mit nur einem Zylinder, nur einem Kolben, nur einer Brennstoff-Pumpe gewährleistet der LANZ-Bulldog ein Höchstmaß an Betriebssicherheit.

BJ 2005 0/IV

LANZ Bulldog

S. 105

Ag

W

d

a

l



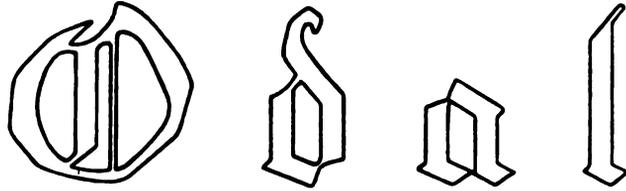
Monatsschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

Ausgabe 21

August 1940

Digitized by Google



Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber: R. Walther Darré

Hauptschriftleitung: Hermann Reischle

Für den Gesamtinhalt verantwortlich: Hanns Deetjen

Inhalt

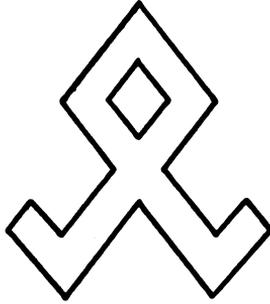
Heft 8 · 9. Jahrgang · August 1940

Blut und Boden - Erziehungsaufgabe der Hitler - Jugend. Von Landesbauernführer Rudi Deukert, Chef des Amtes „Bauerntum und Ostland“ in der Reichsjugendführung	573	mann Mayer in Zusammenarbeit mit Staatsarchivdirektor a. D. Dr. Walther Stephan	619
Bäuerliche Mädelerziehung im Kriege. Von Reichsjugendwartin Luise Essig	582	Weltanschauung und Leibeserziehung. Von Dr. Rudolf Bode	624
Deutsches Bekennen. Gedicht von Herbert Böhme	588	„Durch Anrühren des Kesselhakens...“. Ein Dokument der deutschen Rechts-symbole. Von Dr. Margarete Scherbermayr	631
Französischer Raubbau an sich selbst. Von Karl Kleeberg †	589	Der Bauer. Gedicht von Franz Lüdtko	634
Deutsche Bauernkultur und französische Zivilisation. Von Dr. Klaus Schmidt	594	Der 2000jährige Krieg um die Hofe. Von Hans Bodenstedt	635
Friesische Bauern. Von Albrecht Janssen	605	Die Macht aus Hof und Herzen. Erzählung von Reinder Sommerburg	639
Fremde Hand über mecklenburgischem Land. Von Dr. Irmgard Kothe	613	Mit der Feldpost an „Odal“	644
Das Reichserbhofgesetz und seine Bedeutung für die Sicherstellung wertvoller Blutsstämme. Von Dr. Her-		Zucht und Sitte. Von Hermann von Wendtstern	645
		Die Umschau	647
		Die Buchwacht	657

Bildnachweise: Das Titelbild ist eine Aufnahme von Ewald Gniffa/Schröder. Die Aquarelle „Friesische Jugend“, die den Aufsatz „Friesische Bauern“ begleiten, sind Arbeiten von Erna Piffel. Die Bilderfolge zu dem Aufsatz „Blut und Boden - Erziehungsaufgabe der Hitler-Jugend“ stammt von folgenden Fotografen: Bild 1, 2, 5: Limberg/Rnftd., Bild 3: Gniffa/Schröder, Bild 4: Schrammen/Schröder. Zu dem Aufsatz „Der 2000jährige Krieg um die Hofe“ bringen wir nachstehende Bilder: 1: Gärtner/Mkerturmuseum Mainz, 2: Schmachtenberger, 3 u. 4: Reichsnährstand, 5: Stuchninski/Schröder, 6: Kurth/Schröder, 7, 8 u. 9: Schirner.



Verlag Blut und Boden / G. m. b. H.
Reichsbauernstadt Goslar / Bäckerstraße 22



Auch dies ist
im Interesse der Nation,
daß sich
die schönsten Körper finden
und somit helfen,
dem Volkstum
neue Schönheit
zu schenken.
LR

Adolf Hitler

Odal · Monatschrift für Blut und Boden · Herausgeber N. Walther Darré

August 1940



Blut und Boden - Erziehungsaufgabe der Hitler-Jugend

Die Jugend unseres Volkes, die heute eine politische Jugend ist und mit Stolz den Namen des Führers trägt, gedenkt in diesem Sommer eines bedeutsamen Anlasses unserer nationalsozialistischen Bewegung in ihrem Kampf um die Macht und im Ringen um die Freiheit und Zukunft von Volk und Reich.

Vor nunmehr zehn Jahren, am 1. Juni 1930, erhielt der heutige Reichsbauernführer R. Walther Darré vom Führer den Auftrag, das deutsche Bauerntum im Rahmen der NSDAP. zu organisieren und zu führen. Dieser Tag ist der eigentliche Ausgangspunkt unserer nationalsozialistischen Agrarpolitik und führte später zur Einigung und Rettung des deutschen Bauerntums aller Stämme und Länder. Wenn die Jugend heute angesichts des gigantischen Ringens unseres Volkes in diesem Kriege, in dem der notwendige Lebensraum und damit eine bäuerliche Zukunft für Jahrhunderte gesichert wird, auf diesen historischen Zeitpunkt zurückblickt, so muß sie sich vor allem auch darüber im klaren sein, welches die Überlegungen gewesen sind, die den Führer vor zehn Jahren veranlaßten, gerade den Pg. R. Walther Darré mit dieser verantwortungsvollen Aufgabe zu betrauen und welches Gezeß am Anfang der nationalsozialistischen Bauernpolitik in Deutschland gestanden hat. Adolf Hitler hat seinerzeit den Diplomlandwirt Darré in die Reichsleitung der NSDAP. nicht deshalb berufen, weil er ihm aufgefallen ist als Leiter eines landwirtschaftlichen Betriebes oder als Betriebswirtschaftler einer Hochschule oder als ein wirtschaftlicher Programmierer, deren es damals viele gab, sondern ausschließlich deshalb, weil Darré ihm als Herausgeber zweier Werke bekannt wurde, nämlich dem „Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse“ und „Neuadel aus Blut und Boden“. In diesen Werken stellte Darré Grundsätze auf, die im Verlauf der letzten zehn Jahre allen Führern der Bewegung und insbesondere den nationalsozialistischen Bauernführern unter der These „Blut und Boden“ zu einer selbstverständlichen weltanschaulichen Grundeinstellung zum Bauerntum geworden sind. Darré wies insbesondere nach, daß ein germanisches Staatengebilde auf die Dauer nur lebensfähig sein kann, wenn es sich stützt auf ein gesundes, starkes und freies Bauerntum, das die Blutsquelle von Volk und Rasse darstellt und als solche die Anerkennung und Achtung der gesamten Volksgemeinschaft genießt. Seine Aufgabe als Blutsquelle unseres Volkes kann aber das Bauerntum nur dann erfüllen, wenn der Boden eines Landes aus dem kapitalistischen Spiel der Kräfte herausgenommen wird und wieder zu einer Angelegenheit der Erhaltung gesunder und blutmäßig wertvoller Bauerngeschlechter gesetzlich gemacht wird. Wenn von dieser höheren völkischen Schau her ein ganzes Volk und damit die staatliche Führung dem Bauerntum seine Anerkennung zollt, dann wird man ihm auch

flugerweise die wirtschaftlichen Voraussetzungen schaffen, um seine verantwortungsvolle Aufgabe an der Ewigkeit unseres Blutes dauernd erfüllen zu können. Daß dabei ein solches von Volk und Staat geachtetes und anerkanntes Bauerntum auch wirtschaftlich im Dienste der Ernährungsfreiheit die höchsten Leistungen vollbringen wird, ist dann zu erwarten. So sah vor zehn Jahren, in einer Zeit des Liberalismus und des völligen Niedergangs der deutschen Landwirtschaft, Darré die Aufgaben des Bauerntums im Zeichen der nationalsozialistischen Weltanschauung, und deshalb wurde er vom Führer berufen.

Am Anfang steht das Gesetz von Blut und Boden

Es ist das Gesetz von „Blut und Boden“, das am Anfang der nationalsozialistischen Bauernpolitik des Dritten Reiches steht und das heute im Zeichen der Erweiterung des Lebensraumes unseres Volkes und der immer engeren Berührung mit fremden Völkern und Rassen zur tragenden Idee der Erziehung der gesamten deutschen Jugend erhoben werden muß. Diese Forderung aufzustellen, ist um so mehr begründet, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese völkischen und weltanschaulichen Überlegungen in den letzten Jahren infolge der Aufrüstung, der notwendigen Erzeugungsschlacht und Ernährungssicherung, der Marktordnung, des Aufbaues des Reichsnährstandes und aller sonstigen vordringlichen organisatorischen Aufgaben etwas in den Hintergrund getreten sind. Auf der anderen Seite ist es in den letzten sieben Jahren infolge der unerhörten Konzentration der industriellen Aufrüstung nicht zu verhindern gewesen, daß die Landflucht, die seit Jahrzehnten eine schleichende Volkskrankheit darstellt, noch stärker ausgebrochen ist und Hunderttausende von Menschen vom Lande in die Städte und großen Industriezentren des Reiches abgezogen hat. Die Folge davon war, daß zur früheren Bodenzer splitterung durch Realteilung, die die Lebensgrundlage der deutschen Bauernhöfe immer mehr schmälerte, nun auch noch ein Fehlen von Menschen auf dem Lande hinzukam und damit die Arbeit am Boden zu einer ungeheuren Überbelastung unserer Bäuerinnen und unserer Bauernjugend führte. Dies ging so weit, daß die Landfrauen vielfach gar nicht mehr Mütter einer großen Schar gesunder Kinder sein konnten, ganz abgesehen davon, daß ihnen nicht mehr genügend Zeit für die Erziehung und Aufzucht ihrer vorhandenen Kinder zur Verfügung stand. Die bäuerliche Jugend selbst wurde arbeitsmäßig schon während der Schuljahre derartig überlastet, daß sie vielfach bei den Musterungen der letzten Jahre im Gegensatz zu früheren Zeiten nicht mehr die besten und gesundesten Soldaten stellte, sondern schwerste körperliche Schädigungen infolge frühzeitiger Überarbeitung aufwies. Wenn man sich dabei vergegenwärtigt, welche allgemein schädigenden Einflüsse außerdem der Liberalismus mit seinem ich-bezüglichen und wirtschaftlichen Denken auch im Bauerntum mit sich brachte, kann man verstehen, daß heute in einzelnen Gauen bereits nicht mehr davon gesprochen werden kann, daß das Bauerntum kinderteicher als andere Schichten und Stände unseres Volkes ist.

So sah sich der Reichsbauernführer gezwungen, bereits vor zwei Jahren auf dem Reichsbauerntag in Goslar festzustellen, daß seit 1933 über 800 000 Menschen vom Lande in die Stadt abgewandert sind. Inzwischen beläuft sich die Zahl auf weit über eine Million, ohne daß dabei die eingezogenen Bauern und Bauernjungen in

diesem Kriege berücksichtigt werden. Das tragischste Kapitel bei diesem unheimlichen Zeitgeist Landflucht, der bereits seit Jahrzehnten am Mark unseres Volkes frißt, ist, daß diese Entwicklung selbst bei der bäuerlichen Jugend, d. h. bei den eigenen Söhnen und Töchtern von alteingefessenen Bauerngeschlechtern, nicht haltmachte. Die nachgeborenen Bauernsöhne sahen keine Möglichkeit, selbständiger Bauer zu werden, und wollten bei den Löhnen, die in manchen Industriezweigen gezahlt wurden, nicht ihr ganzes Leben Knecht auf dem Hofe ihres Bruders bleiben und wanderten zum Teil in die Städte ab. Das gleiche gilt für eine Reihe von Bauernmädern, die sich durch manch äußerliche Annehmlichkeiten der Städte anlocken ließen.

So steht auch heute noch vor uns wie seit Jahrzehnten das Problem der Landflucht mit seinen ungeheuren Gefahren für den völkischen Bestand unseres Volkes. Als Mahnung und Aufgabe zugleich stehen insbesondere vor der Jugend unseres Volkes die beiden Sätze, die der Reichsbauernführer in den letzten Jahren geprägt hat:

„Ohne Landarbeit hungert das Volk. Ohne Bauerntum stirbt das Volk!“

Diese Jugend, die eine nationalsozialistische Jugend ist, weiß aber auch, daß es in Deutschland heute kein Problem gibt, das nicht durch einen eisernen Willen und die konzentrierte Kraft der Volksgemeinschaft gelöst werden könnte. Eine Bewegung wie die unsrige, die es fertiggebracht hat, generationen alte Parteien und Länder zu überwinden, die die totale Macht im Staate errang, die in den letzten sieben Jahren die Ketten von Versailles sprengte und die heute unter der einmaligen und genialen Führung Adolf Hitlers sich anschickt, über die Plutokratien Europas zu triumphieren, wird erst recht nach dem Kriege ein Problem Landflucht meistern, so groß und schwer es im Augenblick auch vor uns stehen mag. Eines wollen wir uns heute bereits vor Augen führen! Noch nie ist die Zeit für den inneren Umbruch zu einem bäuerlichen, naturverbundenen lebensgesetzlichen Denken so reif gewesen wie heute. In diesen Monaten wird nicht nur der alte Feind im Westen für immer besiegt, sondern es wird damit auch gleichzeitig der Lebensraum für unser Volk für kommende Zeiten im Osten garantiert. Die nachgeborenen Bauernsöhne brauchen heute nicht mehr zu fragen, wo das Land ist, auf dem sie nach erfolgter Berufsausbildung und Bewährung als Soldat mit einer gesunden deutschen Frau selbständiger Bauer werden können, und woher sie die Mittel dazu nehmen. Sie wissen heute bereits, daß der Führer dieses Land für die heranwachsende Jugend und auch die noch geboren wird, sichert. Er wird auch nach dem Kriege den Weg weisen, auf dem es jedem wertvollen und tüchtigen jungen Menschen, der den Willen hat, Bauer zu werden und selber den Pflug zu führen, ohne Rücksicht auf Vermögensverhältnisse und andere Außerlichkeiten möglich sein wird, zu einem eigenen Hof zu gelangen. Im Augenblick können diese Fragen im einzelnen noch nicht zur Debatte stehen; denn es entspricht dem Wesen des Nationalsozialismus, daß er die Gesamtkraft unseres Volkes immer auf die Probleme konzentriert, von deren Lösung zunächst das Schicksal unseres Volkes abhängt. Das Schicksal unseres Volkes für die nächsten tausend Jahre hängt nach den Worten des Führers selbst vom Entscheidungskampfe dieses Krieges ab. Die Besiedlung neuen Lebensraumes kann also erst nach dem Kriege erfolgen, und der Aufruf an die deutsche Jugend hierzu wird dann rechtzeitig erlassen. Die ersten

Anwärter auf ein Stück eigenes Land, einen eigenen Hof, werden selbstverständlich die sein, die dieses Land mit der Waffe in der Hand gesichert haben. Selbstverständlich muß auch ein berufliches Können hinzukommen, um das aus diesem Boden herauszuholen, was unser wachsendes Volk auch in der Zukunft zum Leben benötigt. Der Krieg ist - wie die Geschichte lehrt und wie es viele Feldpostbriefe der letzten Monate beweisen - immer auch der beste Lehrmeister zu einem naturverbundenen bäuerlichen Denken gewesen. So erwacht auch in diesem Krieg bei Tausenden von Soldaten, die sonst nie daran gedacht hätten, auf das Land zu gehen, die Sehnsucht nach der eigenen Scholle und der Wunsch, fern vom Getriebe der Großstadt ein freies, gesundes und bodenverbundenes Leben beginnen zu können. Außerdem macht sich auch bei einem großen Teil der städtischen Jugend der Wille bemerkbar, aufs Land zu gehen, dem Bauern zu helfen und unter Umständen selbst einmal Bauer zu werden. Dieser Krieg bringt es mit sich, daß Hunderttausende von Jugendlichen immer wieder hinaus auf das Land gehen und bei Saat und Ernte helfen müssen, um die Ernährung von Volk und Wehrmacht sichern zu helfen.

Neues Kulturleben in unseren Dörfern

So habe ich bereits im wesentlichen die Aufgaben umrissen, die der Hitler-Jugend im Kampf gegen die Landflucht und im Dienste der Erziehung der gesamten deutschen Jugend zu einem bäuerlichen und lebensgesetzlichen Denken gestellt sind. Der Reichsjugendführer, der schon in den letzten Jahren die deutsche Jugend in dieser Richtung erzogen hat, hat nunmehr in klarer Erkenntnis der großen Aufgaben, die dieser Krieg mit sich bringt, am 13. März 1940 innerhalb der Reichsjugendführung ein Amt „Bauerntum und Ostland“ gegründet. Damit ist der Gedanke von Blut und Boden, die Ausrichtung unserer Jugend zum Bauerntum und zum Osten hin, als eine vorrangliche und eindeutige Erziehungsaufgabe herausgestellt worden. Als Leiter dieses Amtes sehe ich in Verfolg des mir gesteckten Zieles folgende praktische Aufgaben:

Zunächst ist es eine verantwortliche Pflicht der Landjugend, in beispielhafter Haltung auch auf noch so schwerem Posten auszuharren und nicht fahnenflüchtig zu werden. Neben der Arbeit, die der Reichsnährstand in dieser Richtung an der gesamten jungen Dorfgemeinschaft leistet, ist es insbesondere aber auch die vorrangliche Aufgabe der HJ., ihren HJ.-Dienst auf dem Lande auf dieses Ziel hin auszurichten. Darunter fällt neben einem selbstverständlichen Hilfsdienst der bäuerlichen Jugend in den Betrieben, in denen Vater oder Sohn an der Front stehen, vor allem auch die allgemeine bäuerliche Berufsertüchtigung, die im Rahmen des HJ.-Dienstes bei den Jungen genau so durchgeführt werden kann, wie es bereits im Rahmen des BDM.-Werkes „Glaube und Schönheit“ in den Arbeitsgemeinschaften seit längerer Zeit mit gutem Erfolg getan wird. Mit Freude und Stolz kann sich dann aber auch jeder Bauernjunge und jedes Bauernmädchen als Kämpfer in der bäuerlichen Front betrachten, die heute mit ihrer Kriegsernährungswirtschaft ihre Bewährungsprobe besteht.

Voraussetzung für jede Jugendarbeit auf dem Lande ist, daß zunächst die gesamte bäuerliche Jugend in der HJ. und in dem BDM. organisatorisch erfaßt wird, der HJ.-Dienst grundsätzlich in das Dorf verlagert und in Verbindung mit den Dienst-



Arbeit auf dem Lande – gesunde Jugend
Landdienst der HJ. während der Vesperpause



Kommt wieder!

Abschied vom Bauern und von der Bäuerin

stellen des Reichsbauernführers die Arbeit an der gesamten jungen Dorfgemeinschaft, die die unverheiratete Jugend des Dorfes über das HJ.-Alter hinaus erfasst, so abgestellt wird, daß sich dabei immer mehr der Gedanke der nationalsozialistischen Gemeinschaft auszuwirken beginnt und ein neues Kulturleben in unseren Dörfern erblüht. Für Sondertümeleien vergangener Zeiten ist heute auf dem Dorfe kein Platz mehr. Die restlose Erfassung der bäuerlichen Jugend in der HJ. und im BDM. war uns schon von Anbeginn die Richtschnur für eine befriedigende Jugendarbeit auf dem Dorfe. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die Ausführungen des Reichsbauernführers auf dem 1. Reichsbauernntag in Weimar im Jahre 1934, der damals schon in unmißverständlicher Weise die klare Stellung der Landjugend wie folgt umriß: „Wer so wie ich im Bauerntum nicht eine wirtschaftliche Sondergruppe des Deutschen Volkes erblickt, wie es der jüdische Liberalismus dem deutschen Menschen aufzuschwätzen versuchte, sondern die Grundlage des deutschen Menschen schlechthin, der muß auch logischerweise in der deutschen Jugend den zukünftigen Träger dieser Erkenntnis erblicken. Es wäre für mich ein Widerspruch in sich gewesen, hätte ich auch nur von ferne den Versuch gemacht, die Jugend des Reichsnährstandes irgendwie in organisatorische Sondergruppen zusammenzufassen. Wenn der Reichskanzler dem deutschen Bauerntum durch das Reichserbhofrecht eine Sonderstellung eingeräumt hat, dann tat er es doch in erster Linie deswegen, weil er im Bauerntum die Blutsquelle der Nation erblickt. Dann aber muß diese Bauernjugend mit der anderen deutschen Jugend zusammenkommen, um erst einmal das zu werden, was sie werden soll: Eine deutsche Jugend!“

Leibesübungen der Dorffjugend

Die Pflege der Leibesübungen, die ich in diesem Aufsatz nur andeuten möchte, ist eine besondere Aufgabe der Jugendberziehung auf dem Lande. Gerade dieser körperlichen Ertüchtigung schenkt der Reichsbauernführer sein ganzes Augenmerk. Wenn der Führer in „Mein Kampf“ schreibt: „Der völkische Staat hat seine gesamte Erziehungsarbeit in erster Linie nicht auf das Einpumpen bloßen Wissens einzustellen, sondern auf das Heranzüchten kerngesunder Körper“, so weiß die bäuerliche Jugend, daß sie mit dem Mittel der Leibesübungen berufliche Körperschäden vermeidet und ausgleicht und ihre Gesundheit und rassistische Schönheit als höchstes Besitztum zum Wohl ihrer Kinder und Kindeskinde erhält.

Sind in dieser Weise alle Bestrebungen, die Jugend auf dem Lande zu erhalten und ein neues und schöneres Eigenleben unserer Dörfer herbeizuführen, zusammengefaßt, so gelten in gleichem Maße unsere Bemühungen, dem Lande neues Blut in Form gesunder städtischer Jugend zuzuführen. Wenn auch die politische und weltanschauliche Erziehung sowie die Leibesertüchtigung die Hauptaufgabe der Jugendarbeit auf dem Lande darstellen, so ist doch andererseits die Jugendarbeit nicht zu trennen von den Fragen der Berufsausbildung. Ein enges Zusammenwirken mit allen Stellen der landwirtschaftlichen Berufsausbildung ist daher erforderlich. Die Jugend, die ihren Leistungswillen in den letzten Jahren immer wieder im Rahmen des Reichsberufswettkampfes unter Beweis gestellt hat, wird auch fernerhin eine Aufgabe darin erblicken, in allen Fragen der Berufsausbildung mitzuwirken.

Die Lage auf dem Land sieht gegenwärtig so aus, daß die vorhandenen eigenen Kräfte der bäuerlichen Jugend für längere Zeit schon im Altreich nicht ausreichen,

um die Aufgaben zu meistern, die allein der Staat der Landwirtschaft vom Standpunkt der Ernährungssicherung stellen muß. So ist es in diesen Kriegsmonaten unumgänglich notwendig geworden, daß Hunderttausende von Kriegsgefangenen und sonstigen Ausländern in fast allen deutschen Dörfern und Bauernhöfen als Arbeitskräfte zum Einsatz kommen mußten. Die Gefahren, die mit dem Einsatz ausländischer Arbeitskräfte verbunden sind, der an sich schon im Gegensatz zu unserer Weltanschauung steht, brauchen hier nicht aufgezeigt zu werden. Die deutsche Jugend muß sich jedenfalls in klarer Erkenntnis der entscheidenden Rassen- und Blutsfragen gegen diese Gefahren stemmen und einen lebendigen Schutzwall unseres Volkes bilden. Es mag nach dem Kriege unter Umständen noch zu verantworten sein, daß Polen und sonstige Ausländer in geschlossenen Gruppen auf größeren Gütern, bei Straßenbauten oder bestimmten industriellen Aufgaben zum Einsatz kommen. Unmöglich ist es jedoch, daß in Familienbetrieben, auf Erbhöfen auf die Dauer mit ausländischen Arbeitskräften gearbeitet werden kann. Aus diesem Grunde ist allein schon die Rückführung eines Teiles gesunder städtischer Jugend auf das Land notwendig, ganz abgesehen davon, daß die spätere Besiedlung neuen Lebensraumes nicht ausschließlich mit dem Überschuß der bäuerlichen Jugend durchgeführt werden kann.

Die Aufgaben des Landdienstes der HJ.

Dieser Aufgabe hat sich der Landdienst der Hitler-Jugend unterzogen. Der Landdienstgedanke hat sich zum Ziel gesetzt, jungen Menschen, die aus einem inneren Willen heraus freiwillig auf das Land zurückkehren wollen, um einmal bei Bewährung selbst Bauer zu werden, diesen Weg im Rahmen seiner Organisation und seiner Heime leicht zu machen. Eine gemeinsame Schulung von Hitler-Jugend und Reichsnährstand an diesen jungen Menschen wird erreichen, daß in der Zukunft immer mehr Jungen und Mädchen über ihr Landdienstjahr hinaus ganz auf dem Lande bleiben. Wenn der Landdienst seinem Gesetze treu bleibt und auf der Freiwilligkeit und dem Auslesegedanken aufbaut, so wird er in einer organischen Entwicklung im Laufe der Zeit zum wirksamsten Instrument im Kampf gegen die Landflucht werden.

Neben dem Landdienst ist das Pflichtjahr für die weibliche Jugend in der Lage, dem Bauertum neue Kräfte zuzuführen. Pflichtjahrmädchen sollen auf das Land gehen, um die Landarbeit kennen und das Bauertum achten zu lernen, den Pflichtenkreis einer Frau und Mutter in seiner Vielseitigkeit und Verantwortung zu erfassen, durch gesunde Arbeit Körper und Geist zu kräftigen und in der Zeit ihres Landaufenthaltes der Landfrau eine wertvolle Arbeitshilfe zu sein. Das ist die Antwort auf die Frage, warum jedes deutsche Mädchen ein Pflichtjahr möglichst auf dem Lande ableisten soll. Neben der reinen Arbeitshilfe der Bäuerin, die gar nicht mehr wegzudenken ist, stehen hier auch die rein ideellen Eindrücke, die das städtische Mädchen in der bäuerlichen Betriebsgemeinschaft empfängt, im Vordergrund. Die Erlebnisse des Bauernhofes und einer dem Nationalsozialismus entsprechenden bäuerlichen Tischgemeinschaft werden in dem Mädchen das Verständnis für die bäuerliche Lebensart wecken. Eine gute Betreuung ist auch hier in der Lage, die landwillige Jugend den ländlichen Berufen zuzuführen.

Blutsquelle des Volkes - Ernährer der Nation

Wenn wir soeben aufzeigten, daß es einmal die Aufgabe der Jugenderziehung ist, die bäuerliche Jugend auf dem Land zu halten und zum anderen einen Teil städtischer Jugend auf das Land vermittels Landdienst und Pflichtjahr zurückzuführen, so gilt eine dritte praktische Aufgabe der Erziehung der gesamten deutschen Jugend im Sinne einer Förderung des Verständnisses für das Bauerntum. Wenn wir das Führerwort zitieren: „Das Dritte Reich kann nur ein Bauernreich sein . . .“, dann ist darunter selbstverständlich zu verstehen, daß sich nun in Zukunft das deutsche Volk nur aus Bauern zusammensetzen soll. Zwar ist der gegenwärtige prozentuale Anteil des Bauerntums an der gesamten Volksgemeinschaft zu gering und muß allmählich wieder höher werden; aber das Bauerntum wird rein zahlenmäßig gesehen im Vergleich zu der ganzen Volksgemeinschaft immer nur eine Minderheit darstellen. Will also das Bauerntum leben und sich in jeder Hinsicht entfalten, dann ist es immer wieder auf das Verständnis und die Anerkennung der gesamten übrigen Volksgemeinschaft angewiesen. Die städtischen Volksgenossen müssen sich stets voller Stolz ihrer Herkunft bewußt sein und dem Bauerntum als Blutsquelle des Volkes und Ernährer der Nation die Achtung zollen, die es seiner völkischen und historischen Bedeutung nach verdient. Die gesamte Volksgemeinschaft muß in dieser Richtung insbesondere durch die NSDAP. geschult und erzogen werden. Entscheidend in dieser Erziehungsarbeit wird aber die Haltung und Einstellung unserer kommenden Frauen sein. Dieser Aufgabe unterzieht sich zielbewußt der Reichsarbeitsführer mit seinem Reichsarbeitsdienst weiblicher Jugend. Er will die gesamte weibliche Jugend unseres Volkes im Rahmen der einhalbjährigen gesetzlichen Dienstpflicht zur nationalsozialistischen Gemeinschaft und zu einer neuen Arbeitsauffassung erziehen. Man wird daher dem Reichsarbeitsdienst in seiner Aufgabe, die er sich gestellt hat, nicht gerecht werden können, wenn man ihn nur nach der effektiven Zahl der Arbeitsstunden bewertet, die er leistet, und die für unsere Bäuerinnen eine wertvolle zusätzliche Hilfe bedeuten und jetzt im Kriege ganz besonderen Wert haben. Entscheidend ist vielmehr das Ergebnis seiner Erziehungsarbeit. Jede unserer kommenden Frauen, z. B. die Frau eines Generalstabsoffiziers oder eines Hochschulprofessors, wird in Zukunft einmal in ihrem Leben mit vielen anderen Mädeln der verschiedensten sozialen Schichten ein halbes Jahr im Reichsarbeitsdienst gewesen sein und auf verschiedenen Bauernhöfen gearbeitet haben. Sie wird somit in ihrem ganzen ferneren Leben einen Eindruck behalten von der Schwere, aber auch von der Schönheit der Arbeit auf dem Lande und wird insbesondere immer den Bauersfrauen die Achtung entgegenbringen, die sie verdienen. Dieser Einsatz des Reichsarbeitsdienstes für die weibliche Jugend darf im Rahmen dieses Aufsatzes nicht unerwähnt bleiben, da er neben Landdienst und Pflichtjahr zu den Einrichtungen gehört, die aus der nationalsozialistischen Idee heraus in den letzten Jahren entwickelt worden sind. Auch das Landjahr, das zwar keine reichseinheitliche Angelegenheit darstellt, darf bei einer umfassenden Betrachtung an dieser Stelle nicht übergangen werden. Zur Teilnahme am Landjahr sind in Preußen alle Jungen und Mädel verpflichtet, die die Schule nach Erfüllung der gesetzlichen Schulpflicht verlassen und zum Landjahr einberufen werden. Auch beim Landjahr liegt der Grundgedanke der Verpflichtung der Jugend in der Vertiefung

ihres Verständnisses für den völkischen Wert gesunden Bauerntums und der Förderung der seelischen Verbundenheit der Stadtjugend mit Heimat und Volkstum.

Wir fassen zusammen: Aufgabe des Amtes „Bauerntum und Ostland“ in der Reichsjugendführung soll es also sein, diesen Gedanken von der Arbeit am Boden und das Gesetz von „Blut und Boden“ als den Ursprung allen Seins auf breitester Grundlage in die deutsche Jugend hineinzutragen. Um ihrer selbst und um des Deutschen Volkes willen wird es gelingen, die Jugend dem Lande zu erhalten und Jugend auf das Land zurückzuführen. Wir müssen nur dasselbe tun, was wir in der Kampfzeit taten, nämlich uns der Mühe unterziehen und um jeden einzelnen Menschen selbst ringen. In diesem Kampf um die Seele des einzelnen jungen Menschen darf es kein Müdewerden geben, damit wir eines Tages von der schwersten Krankheit unseres Volkskörpers durch die Aberwindung der Landflucht geheilt werden.

Mit der Erhaltung und Rückführung junger Menschen auf dem Lande allein ist es allerdings nicht getan. Diese Jugend, die auf dem Lande bleibt und die zum Lande zurückfindet trotz aller Lockungen der großen Städte, wird immer zum wertvollsten Teil unserer Jugend der Zukunft gehören. Es wird nicht so sein, daß der unfähige, weisliche und unbrauchbare Junge oder Mädel aufs Land gehen, sondern die tapferste und verantwortungsbewußte Jugend, d. h. der blutsmäßig beste Kern unseres Volkes. Dieser Auslese der deutschen Jugend muß es aber selbst bewußt werden, daß es einmal ihre heiligste Pflicht ist, ihr Blut ebenso wertvoll und zahlreich weiterzugeben, wie es ihre Ahnen einst taten. Das, was unsere Vorfahren aus einem gesunden Instinkt durch Jahrhunderte hindurch taten und damit das Deutsche Volk zu der Zahl und dem inneren Wert brachten, den es heute vor der Welt unter Beweis stellt, muß nunmehr im Wissen um die wunderbaren Gesetze der Vererbung und der unserem Blut innewohnenden gottgewollten Werte zur letzten und höchsten Entfaltung auf dieser Erde gebracht werden. Damit muß unser Volk zunächst dafür sorgen, daß seine wertvollsten Blutsstämme niemals aussterben. Jeder junge Mann, der heute einem Mädel die Hand zur Ehe reicht, wird zuerst und zuletzt bedenken müssen, daß er damit die Mutter seiner künftigen Kinder wählt; der innere blutsmäßige Wert, der sich insbesondere im Charakter und in der Leistung zeigt, wird dabei entscheidend sein. Damit wird der Blutsgedanke zur Achse aller Überlegungen in der kommenden Erziehungsarbeit der deutschen Jugend.

So, wie vor zehn Jahren am Anfang der nationalsozialistischen Bauernpolitik der Gedanke von „Blut und Boden“ stand, so wird er heute im Zeichen der Erweiterung und Sicherung des deutschen Lebensraumes und des Beginns einer neuen bäuerlichen Epoche als tragende Idee über der gesamten Jugenderziehung stehen. Getreu dem Führerwort: „Indem ich für die deutsche Zukunft kämpfe, muß ich kämpfen für die deutsche Scholle und muß kämpfen für den deutschen Bauern. Er gibt uns die Menschen in die Städte, er ist die ewige Quelle seit Jahrtausenden gewesen und er muß erhalten bleiben.“



Hitlerjunge und Arbeitsmaid



Treue Helferin der Landfrau

Arbeitsmaid aus einem holsteinischen Lager betreut die Kinder, während Bauer und Bäuerin für die Sicherung unserer Ernährung auf dem Felde stehen

Die Arbeitsmaid spricht:

Es ist ein Leuchten um Deine Hände,
Bäuerin,
Wenn Du des Bauern Sense schwingst,
Wenn Du das Korn in die Scheune bringst,
Segnet der Schöpfer Dich und Dein Walten,
Uns die heilige Frucht zu erhalten,
Wenn die Männer Schicksal gestalten,
Bäuerin.

Es ist eine Wolke um Deine Stirn,
Bäuerin,
Wenn Du des Bauern Sense schwingst,
Wenn Du das Korn in die Scheune bringst,
Wird nicht des Herdes Feuer erkalten? -
Laß uns an Herd und an Wiege walten,
Dir die heilige Frucht zu erhalten,
Bäuerin.'

Bäuerliche Mädelerziehung im Kriege

Als die ersten Kriegstage und Wochen im Herbst vergangenen Jahres durch die Gewalt ihrer Ereignisse manchen fast um sein inneres Gleichgewicht brachten, wurde da und dort auch anfangs die Ansicht laut, in Kriegszeiten sei Gemeinschaftsarbeit für die Erziehung und Ertüchtigung der bäuerlichen Jugend ein unnötiger Luxus. Und als dann der Krieg unseren Dörfern immer mehr seinen harten Stempel aufzudrücken begann, da meinte selbst mancher aus dem jungen Bauerntum, über der eigenen, persönlichen Tagesarbeit keine Zeit und Kraft mehr für die Aufgaben der Gemeinschaft zu finden. Wir haben diesen und ähnlichen Auffassungen die Parole entgegengestellt: Nicht trotz des Krieges, sondern wegen des Krieges mit all seinen unerhört großen Aufgaben, die er uns heute Tag für Tag stellt, und die er uns erst recht für die Zukunft eröffnen wird, müssen wir alle vorhandenen Kräfte für die Erfassung und Erziehung der unserer Führung anvertrauten Jugend einsetzen! Was für die Jugend in ihrer Gesamtheit Gültigkeit hat, das gilt in ganz besonderem Maße für unsere Mädel auf dem Lande. Wer das Leben in unseren Höfen und Dörfern wirklich kennt, wer dort groß geworden und am Arbeitstag und an der Lebenstüchtigkeit seiner eigenen Mutter die wirkliche Stellung und die Aufgaben der Bäuerin ermessen lernen konnte, der weiß: Die Bäuerin ist der Hof. Daß diese Erkenntnis wahr ist, das beweist uns heute der Krieg. Mann, Söhne und oft auch noch der Knecht draußen unter den Waffen, allein mit aller Verantwortung für den Hof, allein mit allen Sorgen um Vieh und Felder und um die gute Weiterführung des Hofes, am Schürzenband oft noch die Kinderschar: Das ist die Bäuerin. Und der Brief, der, am späten Feierabend geschrieben, seinen Weg hinaus sucht zu Mann oder Söhnen, der spricht durch seine Zeilen: „Seid nur ganz ohne Sorge. Wir zu Hause schaffen es schon!“

Darum gab es für uns Jugend zunächst nur das eine: Mit der Begeisterung und Einsatzfähigkeit der Jugend die Stellen Erwachsener auszufüllen, für die eingezogenen Männer des Dorfes, an der Seite unserer geplagten Bäuerinnen doppelte und wenn es sein muß, dreifache Arbeit zu übernehmen! Zu einem solchen Einsatz ist aber nur fähig, wer, fest in unserer nationalsozialistischen Jugendgemeinschaft stehend, den Sinn unseres großen Freiheitskampfes erkannt hat und von ihm leidenschaftlich durchdrungen ist - und es wird das Mädel dabei am meisten leisten können, das alle geistigen und körperlichen Kräfte sowie ihr berufliches Können zur größten Entfaltung gebracht hat.

Wie oft haben wir in den hinter uns liegenden Jahren, in denen wir uns um die richtige Erziehung unserer Mädel mühten, immer wieder in Heimabenden und Feiern die Schicksalszeit des Deutschen Volkes während und nach dem Weltkriege vor Augen und Sinne unserer Mädel erstehen lassen. Wir haben oft und oft über das Versagen

So mancher deutscher Frauen und Mädel in jener Zeit, als Mahnung an uns gesprochen, - jener Frauen und Mädel, die, statt gläubig und tapfer zu arbeiten und durchzuhalten, den Vätern, Brüdern und Männern draußen durch Jammerbriefe das Herz schwer machten: Sie, die die Seele der Heimat sein sollten, haben einst versagt. Wir Mädel von heute haben nicht das Recht, über jene, die in einer anderen Zeit lebten, zu Gericht zu sitzen. Denn wir haben das einzigartige Glück, als nationalsozialistische Jugend, als Jugend des Führers groß geworden zu sein. Das ist kein Verdienst von uns, sondern ein unendliches Glück, das wir jeder anderen Generation voraushaben und das uns zu jeder Stunde, insbesondere aber heute, verpflichtet!

Solange unsere Männer unter den Waffen stehen, um Ehre und Freiheit des Reiches zu schützen, solange gilt für uns Mädel das Gebot: Kein Soldat draußen darf mit Bangen oder Sorge an die Heimat denken. Jeder Soldat aber soll sich in Gedanken an Heimat und Hof Kraft und Hof Zuversicht holen, soll wissen, daß die Heimat ebenfalls steht und ihre Pflicht tut! Durch praktischen Einsatz das Arbeitsleben der Heimat sicherzustellen und durch unsere Begeisterung stärkster Kraftquell des Dorfes selbst zu sein, das war und ist die vornehmste Kriegsaufgabe unserer Landmädel, der wir mit aller Kraft dienen.

Gemeinschaftseinsatz im Dorf!

Das war die große Parole, mit der wir bei Kriegsbeginn alle Landmädel aufriefen. Sie sollten über ihre bisherige Tagesarbeit hinaus die Stelle jener Bäuerinnen antreten, die ihre eingezogenen Männer in Hof und Betrieb ersetzen müssen und die sonst zwangsläufig die ebenso notwendige Fürsorge für Kinder, Haushalt und Garten vernachlässigen müßten. Zumindest sollten sie ihr ein tüchtiges Stück Arbeit abnehmen und ihr dadurch Freude und Kraft für ihre schwere Pflicht geben.

Unsere Erwartung, daß sich in dieser Aufgabe besonders unsere Arbeitsgemeinschaften des BDM-Werkes „Glaube und Schönheit“ auf dem Lande bewähren würden, wurde nicht enttäuscht. Aus der Initiative der dörflichen Führerin, die größtenteils zugleich die Jugendwartin ist, wurde nun in enger Fühlung mit der „Hilfsgemeinschaft des Dorfes“ ohne ins einzelne gehende Richtlinien und Anordnungen ein prachtvoller Hilfseinsatz geleistet. Schnell muß die Führerin der Mädel im Dorf erkennen, wo Hilfe besonders notwendig ist, und schnell muß sie auch alle Möglichkeiten ausschöpfen, die ihr überhaupt geboten sind.

Wir können den bereits in vielen tausend Dörfern geleisteten und inzwischen zum selbstverständlichen, fortlaufenden Brauch gewordenen Einsatz der dorfansässigen Mädel nicht mit Zahlen belegen und nicht an Arbeitsstunden ermessen - so wenig als überhaupt je ermessen werden kann, was unsere Frauen und Mädel auf dem Lande an Lebenskraft in die Grundmauern unseres Reiches eingebaut haben.

Einige wahllos herausgegriffene Beispiele aber sollen zeigen, wie segensreich für ein ganzes Dorf sich die rasche Entschlußkraft eines einzelnen Mädels und der Gemeinschaftswille aller auswirken kann. Diejenigen, die immer noch glauben, solange die letzte Garbe ihrer eigenen Felder nicht geborgen sei, brauchten sie auch noch nicht an

die Einbringung der Ernten des vom Kriege stärker betroffenen Nachbarn zu denken, die mögen sich daran ein Beispiel nehmen:

Kriegsherbst: Wir sind in einer ausgesprochenen Obstgegend im Süden unseres Reiches. Kleinbäuerlicher Besitz, die Obsternte die wesentliche und einmalige Einnahme für das ganze Jahr. In den Obstgärten hängen die Zwetschen- und Mirabellenbäume - neben Äpfeln und Birnen - übertoll. Werden sie jetzt nicht schnell gepflückt, so können ein paar Tage Verzögerung die ganze Ernte gefährden oder verderben. Viele Männer des Dorfes sind eingezogen, die Kräfte fehlen, die Sorge der Frauen um die Bergung der Ernte wächst von Tag zu Tag! Und nun überkommt die Frauen eine neue Sorge: Der Bahntransport ist ganz eingestellt, Lastwagen nicht verfügbar - wie soll das Obst in die nächsten Städte, vor allem in die Hauptstadt kommen? - Und nach drei Tagen steht es in diesen Dörfern so aus: Zum Pflücken des Obstes waren einige Scharen HJ. und BDM. aus den nächsten Stadteinheiten gekommen. Die Mädel der Dörfer, die dort bisher schon in den Arbeitsgemeinschaften zusammenarbeiteten, entkernen nun, säubern, kochen ein, und wo Zucker fehlt oder Gläser oder Büchsen, kochen sie ohne Zucker Zentner um Zentner zu festem Zwetschenmus steif, so daß es sich in Kisten aufbewahren läßt - ein Jahresvorrat an Brotaufstrich! Das Schönste aber: Außerdem sind die Mädel mit Fahrrädern und Körben darauf „angetreten“, und im Stafettendienst, wobei die Stafette ein gefüllter Zwetschenkorb ist, radeln sie die frische Obsternte bis zu Entfernungen von 20 bis 40 km in die nächsten Städte auf den Markt. In anderen Orten haben einige ganz Schlaue einen Lastwagen organisiert. Sie fahren mit ihm von Hof zu Hof, die Bäuerinnen laden Korb für Korb ein, und ehe der Wagen auf dem Marktplatz der nächsten Stadt landet, haben die lachenden Mädel ihren ganzen Segen verkauft! Die Freude der Bäuerinnen braucht wohl hier nicht geschildert zu werden.

Jede Jahreszeit bringt ihre Aufgaben

Im Winter galt der Einsatz dem Hauswesen selbst, insbesondere den liegengebliebenen Hausen von Flickwäsche. Oft war es notwendig, falsche Hemmungen der Bäuerinnen lachend und mit ein paar guten Worten der Führerin zu überwinden, wenn sie glaubte, die Arbeitswäsche sei gar zu schmutzig oder die Hemden zu zerrissen, als daß man sie andere Leute sehen lassen dürfe. Und wir mußten ihnen dann klarmachen, daß wir ja gerade deswegen gekommen sind. - So bringt jede Jahreszeit ihre besondere Aufgabe: Wie viele Hühnerställe wurden durch die Arbeitsgemeinschaften systematisch gründlich durchgesäubert und für die ausreichende Aufzucht von Küken gesorgt - wie viele Bauerngärten wurden nicht nur im Herbst eingeeerntet, sondern jetzt im Frühjahr wieder neu bestellt. Ja, in einer Anzahl von Landesbauernschaften wurde besonders in den gemüßarmen Gegenden durch die Arbeitsgemeinschaften im Dorf ein vorbildlicher Bauerngarten neu angelegt und ständig bearbeitet, der nun als Beispiel auf jedem Hof Nachahmung finden und so zu einer gesünderen Ernährung der Dorfbewohner beitragen soll. - Nicht unerwähnt darf der Einsatz der Landmädel in der Milchherzeugungsschlacht bleiben: Es ist unser Ziel, aus jeder Arbeitsgemeinschaft mindestens ein Mädel im Melklehrgang ausbilden zu lassen, die dann ihren Kameradinnen das Erlernte weitergeben soll, sofern nicht irgendeine Fachkraft oder auch ein Bauer im Dorf der Arbeitsgemeinschaft das richtige Melken und was sonst noch das Mädel von der Viehpflege wissen muß, beibringen kann. Allein in der

Landesbauernschaft Schleswig-Holstein wurden bisher 28 Melklehrgänge für Jungbäuerinnen durchgeführt, in denen 411 Mädchen erfaßt wurden.

Ein besonders beliebter und freudiger Dienst ist jedesmal, wenn von Heimabenden aus viele, viele Päckchen und Briefe zu den Kameraden an die Front hinauswandern, in der Landesbauernschaft Südmork z. B. 1500 Päckchen! In der Landesbauernschaft Donauland haben die Mädchen je einen Punkt ihrer Kleiderkarte geopfert, und aus der dafür gekauften Wolle strickten sie 550 Paar Socken und sandten diese mit in den Arbeitsgemeinschaften selbst gebäckenen Bäckereien den Soldaten an die Front als Gruß aus ihren Dörfern. - Unendlich vielseitig, wie das Leben selbst, ist der Einsatz unserer Mädchen im Dorf. Wiedergeben kann ich nicht die stille Freude solcher Bäuerinnen, die sich mit aller Sorge um den eingezogenen Mann und um die gute Fortführung des Betriebes allein glaubten, und die nun durch solche unerwartete Hilfe überrascht wurden - und wiedergeben kann ich nicht die Liebe und die Einsatzbereitschaft, mit der diese Jugend ihrer Heimat und dem Kampf um sie verbunden ist und sich für sie einsetzt. Wir aber wissen, welcher Wert in diesem Gemeinschaftsdienst unserer Mädchen liegt!

Lebensideal: Die Bäuerin

Doch wir dürfen über den Hilfeinsatz, der als Kriegsdienst zu werten und darum zusätzlich ist, nicht die eigentliche Erziehung und Ertüchtigung des Landmädels vernachlässigen. Wir haben ja auf dem Lande in der Mädelerziehung der Stadt gegenüber einen ganz großen Vorzug: Wir haben ein Lebensziel, ein Erziehungsideal, das wahrlich groß genug ist, die Besten zu begeistern und das gerade heute leuchtend und erhaben inmitten allen deutschen Frauentums ragt: Die Bäuerin. Was wäre diesem Erziehungsziel schon gleichzusetzen? Die Bürgerfrau, die Frau des Kleinen Angestellten oder Beamten in „wohlsituierten“, „gesicherten“ Verhältnissen? Nein, damit begeistern wir heute kein gesundes Mädchen mehr, und der Hang zur Bequemlichkeit und die Freude an Geld und Genuß - mögen sie auch da und dort noch einmal wie ein verglimmendes Lichtlein vor dem Erlöschen aufflackern -, sie sind durch unsere nationalsozialistische Erziehung und nicht zuletzt durch den unerbittlichen großen Lehrmeister Krieg überwunden. Denn er schreibt jedem einzelnen, der Jungbäuerin auf dem Hof genau so wie dem Soldaten draußen vor dem Feind, den großen Befehl ins Gewissen: Aushalten, treu bleiben und die Gemeinschaft, das Volk, für das wir leben und kämpfen, höher zu achten als sich selbst. Welches gesunde Mädchen unseres Volkes, das heute angesichts des heldenhaften Einsatzes des deutschen Soldaten im tiefsten Herzen diesen um seine Bewährung vor dem Volk beneidet, wäre nicht bereit, morgen als deutsche Mutter ebenso ihr Leben für die ewige Erhaltung des Volkes einzusetzen! Uns ist aber die nationalsozialistische Weltanschauung Gebot, die in einem gesunden Bauerntum den reinsten und unerschöpflichen Blutsquell unseres Volkes sieht. Darum wollen und müssen wir das auf dem Lande geborene Mädchen und darüber hinaus die Besten des ganzen Volkes zu jenem Frauentum hinführen, das im Lebensberuf der Bäuerin seine schönste Vervollkommnung findet. Mutter einer großen und gesunden Kinderschar, beste Gefährtin des Mannes und Herz des Hofes und seiner Gemeinschaft zu sein, das erscheint uns als das höchste Glück und der größte Reichtum dieses Lebens!

Wiederum iſt es der Krieg, der uns zwingt, das deutſche Mädel heute ſchon kompromißlos und ſicher im Wiſſen um den Wert und die Reinhaltung des Blutes zu erziehen. Dieſe Notwendigkeit erwächſt uns beſonders einmal aus der Tatſache der fremdvölkischen Arbeitskräfte inmitten unſerer deutſchen Dörfer und unſeres deutſchen Volkſtums und zum anderen durch den neuen Lebensabſchnitt unſeres Volkes, der nach Ende des Krieges beginnen wird und der nicht allein von wirtſchaftlicher Leiſtung, ſondern vielmehr von unſerem völkischen Lebenswillen getragen werden muß. An der Verwirklichung dieſes Zieles müſſen wir unermüdetlich arbeiten, ihr dient alle Kleinarbeit, und ſie können wir erſt recht heute im Kriege nicht vernachläſſigen! Denn heute heißt es: den Frieden vorbereiten!

Die ſchönſte Erziehungsform iſt für unſere Landmädels das BDM-Werk „Glaube und Schönheit“ mit ſeinen ſowohl inhaltlich als auch in den organiſatorischen Formen ganz auf die Lebensnotwendigkeiten des Landes abgeſtellten Arbeitsgemeinſchaften. Keine politiſche Erziehung, die Selbſtzweck wäre und die das Landmädel naturgemäß wenig berühren würde, wird hier betrieben. Eine glückliche Verbindung erlebnismäßiger politiſcher Schulung mit der Vermittlung der notwendigen praktiſchen Kenntniſſe und ihrer „Gebrauchsanwendung“ für das tägliche Leben auf all den berufspraktiſchen und kulturellen Gebieten, die den Lebenskreis der Bäuerin bedeuten - das iſt die dem Leben des Landes entſprechende Form des Dienſtes im BDM-Werk „Glaube und Schönheit“. Durch die Vielgeſtalt der Arbeitsthemen innerhalb der weſentlichſten Arbeitsgemeinſchaften „Bäuerliche Berufserſüchtigung“, „Bäuerliche Lebensgeſtaltung“ und „Volkſtumsarbeit“ kann jedes Mädel die ihm von der Natur geſchenkten beſonderen Fähigkeiten und Anlagen entfalten und kann ſich damit zur höchſtmöglichen Leiſtung in Familie und Volk entwickeln. Die Pflege der Leibesübungen, Sport und Spiel, iſt eine der wichtigſten Grundlagen der Mädelerziehung überhaupt, und wird darum nach beſten Kräften mit allen Mädeln des Dorfes während des ganzen Jahres hindurch betrieben. Man muß wirklich ſelbſt einmal erlebt haben, mit welcher Begeiſterung die Mädel - in Gebirgs- und Streusiedlungsgebieten oft mit ſtundenlangem Anmarsch! - zum Dienſtnachmittag oder -abend kommen und mit welcher Liebe und welchem Eifer ſie bei der Sache ſind, ganz gleich, ob es ſich um das Zuſammenſtellen und Kochen eines ernährungsmäßig richtigen Gerichtes, um das Planen und Entwerfen einer bäuerlichen Wohnſtube oder um die Vorbereitung eines Dorfgemeinſchaftsabends handelt. Weſentlich iſt dabei der von Anfang an befolgte Grundsatz, daß die Führung dieſer Arbeitsgemeinſchaften bzw. des BDM. im Dorfe überhaupt in der Hand landgeborener Mädel liegt, die ſelbſt in der Landarbeit ſtehen, und nicht in der Hand „abkommandierter“ Führerinnen ſtädtiſcher Einheiten oder irgendwelcher Fachkräfte. Selbſtverſtändlich ſind wir für die Unterſtützung und Mitarbeit von Fachkräften, Bäuerinnen und anderer an der Erziehung ihrer Mädel teilnehmender Kräfte immer dankbar, denn wir wollen dieſes Erziehungswerk mehr und mehr zu einem Gemeinſchaftswerk von Müttern und Mädeln des Landes ausbauen.

Der Geiſt der Arbeit

Da unſere dörflichen Führerinnen ſelbſt noch jung und Kameradinnen ihrer Mädel ſind, wird immer ein fröhlicher Geiſt bei aller Arbeit herrſchen. In beſonderen Ausbildungslehrgängen und fortlaufenden Kurzſchulungen, die in enger Gemeinſchaft

zwischen BDM. und Reichsnährstand durchgeführt werden, werden die befähigten Mädel für ihre besonderen Führungsaufgaben in großer Anzahl ausgebildet. So hat die Jugendwartin der Landesbauernschaft Donauland im hinter uns liegenden Winterhalbjahr trotz Witterungs- und anderer Schwierigkeiten 27 14tägige Ausbildungslehrgänge für die Führerinnen der Arbeitsgemeinschaften „Bäuerliche Berufsertüchtigung“ und zwei vierwöchige Ausbildungslehrgänge für „Bäuerliche Lebensgestaltung“ mit insgesamt 606 Mädeln durchgeführt, die Jugendwartin der Landesbauernschaft Hessen-Nassau 15 Ausbildungslehrgänge mit insgesamt 302 Teilnehmerinnen, die Jugendwartin der Landesbauernschaft Sachsen 19 Ausbildungslehrgänge mit 206 Teilnehmerinnen, davon waren fünf Ausbildungslehrgänge „Bäuerliche Lebensgestaltung“, und die Jugendwartin der Landesbauernschaft Südmart 13 Ausbildungslehrgänge mit 321 Teilnehmerinnen, davon waren fünf sechswöchige Ausbildungslehrgänge für „Bäuerliche Lebensgestaltung“, d. h. ein solcher Lehrgang umfaßt das Gebiet der bäuerlichen Wohngestaltung ebenso wie die Trachtenarbeit und Volkstumsarbeit. Durch eine solche systematische ständige Auslese und Ausbildung ländlicher Führerinnen schaffen wir die notwendige Voraussetzung für die restlose Erfassung und sinnvolle Erziehung aller auf dem Lande lebenden Mädel in der großen Gemeinschaft der Jugend des Führers.

Wenn wir heute feststellen können, daß sich die Zahl der Arbeitsgemeinschaften vom Winterhalbjahr 1938/39 zum Winterhalbjahr 1939/40 nicht nur nicht verringert, sondern sich trotz unheimlicher Schwierigkeiten wie Kohlenmangel und Kälte, Mangel an Diensträumen, Schneeverwehungen und schlechter Fahrtverhältnisse und dazu die Arbeitsüberlastung aller Führerinnen sich noch stark erhöht hat, so ist dies ein Beweis für die Richtigkeit des eingeschrittenen Weges. So weisen z. B. nachstehende Landesbauernschaften folgende Steigerungen auf:

Landesbauernschaft Donauland: von 400 bäuerlichen Arbeitsgemeinschaften mit 6000 Teilnehmerinnen auf 501 Arbeitsgemeinschaften mit 7384 Teilnehmerinnen;
 Landesbauernschaft Südmart: von 250 bäuerlichen Arbeitsgemeinschaften mit 3750 Teilnehmerinnen auf 574 Arbeitsgemeinschaften mit 7616 Teilnehmerinnen;
 Landesbauernschaft Hessen-Nassau: von 130 bäuerlichen Arbeitsgemeinschaften mit 1950 Teilnehmerinnen auf 247 Arbeitsgemeinschaften mit 4767 Teilnehmerinnen;
 Landesbauernschaft Ostpreußen: von 240 bäuerlichen Arbeitsgemeinschaften mit 3600 Teilnehmerinnen auf 418 Arbeitsgemeinschaften mit 5900 Teilnehmerinnen;
 Landesbauernschaft Sudetenland: von 260 bäuerlichen Arbeitsgemeinschaften mit 3900 Teilnehmerinnen auf 330 Arbeitsgemeinschaften mit 3743 Teilnehmerinnen.
 Dabei sind in einzelnen Landesbauernschaften bis zu 1000 Mädel erstmalig als Mitglied in den BDM. aufgenommen werden.

So liegt heute überaus klar der Erziehungsweg des Landmädels vor uns. Vor allem aber steht die Weckung der seelischen Kräfte und des Selbstbewußtseins unserer Landmädel. Mit dem Vertrauen auf die eigene Kraft schwindet ihre Mutlosigkeit den Aufgaben gegenüber, und an Stelle der Furcht vor der Härte des Lebenskampfes tritt die Freude an der Arbeit, die Bejahung der Pflicht. Die innere Bereitschaft aber wird durch die klare weltanschauliche und politische Ausrichtung gefestigt und vertieft.

Und damit ist das Mädel auch für seine Lebensaufgabe im Bauertum gewonnen. Alles andere, die berufliche wie auch die körperliche Erziehung und Ertüchtigung, erwächst dann von selbst aus diesem eigenen Wollen. Und ebenso sucht und drängt alsdann diese neue bäuerliche Lebenshaltung in allen Dingen, vor allem in der Gestaltung der Hof- und Dorfgemeinschaft und dem engsten Lebenskreis der bäuerlichen Familie, nach ihrem sichtbaren Ausdruck. Unsere Landmädel werden dann einmal Arbeit und Lebensformen, ihre ganze dörfliche Welt wieder mit Gemüt und Sinn erfüllen und werden aus dem unerschöpflichen Quell unseres Volkstums ihr bäuerliches Leben bereichern. Die feste junge Dorfgemeinschaft, die dann so zusammenwächst und die jedem Kraft und Rückhalt gibt, läßt dem Mädel in seinem Dorf die seelische Heimat erstehen.

Wenn all unsere Landmädel einmal so ihre Sendung erkannt und sich für ihre Lebensaufgabe gerüstet haben, und wenn sie ihre Heimat mit ganzem Herzen lieben, dann wird es sie nie mehr fort verlangen in eine andere Welt, nur weil dort vielleicht ein sorgloseres Leben winkt. Sondern dann werden sie gerade in harten und schweren Zeiten zu ihrer eigenen Welt stehen und ihre Pflicht tun, um einmal die lebens-tüchtigen und starken Bäuerinnen zu werden, die unser Volk allzeit braucht.

Herbert Böhme

Deutsches Bekennen

Die Erde ist Krume
und Wasser und Sand,
wir aber sind Atem
und Vaterland,
und Gott ist der Wind
in Blüte und Baum,
und alle sind
wir Erfüllung und Traum.

Traum ist die Sehnsucht
im Dasein der Welt,
und Gott ist der Bauer,
der Acker bestellt
in Herzen und Sinnen,
und Pflugschar und Stier
für seine fruchtbringende Erde
sind wir.

Aus Wassern und Krumen
und Winden geglaubt,
lebt Gottes Befehl
uns im Blut und im Haupt,
und wo wir pflügen,
in Wolken und Sand,
sind wir sein Volk
und ein Vaterland.

Französischer Raubbau an sich selbst^{*)}

Die Neigung, Politik und Wirtschaft als zwei getrennte Lebensgebiete zu betrachten, hat die deutsche Geschichtsschreibung vielfach dazu verführt, den engen Zusammenhang zwischen der französischen Gewaltpolitik nach außen und der französischen Wirtschaftspolitik, der seit der Regierungszeit Ludwigs XIV. für Frankreich kennzeichnend ist, zu übersehen. So ist beispielsweise das von Colbert, dem Finanzminister Ludwigs XIV., entwickelte Wirtschaftssystem mit Vorliebe unter dem Sammelbegriff des Merkantilismus behandelt worden, ohne daß genügend beachtet wurde, daß der Colbertismus lediglich der wirtschaftliche Ausdruck der Gewaltpolitik Ludwigs XIV. war und daß nur von daher seine Maßnahmen richtig gedeutet werden können. Insofern hat der Merkantilismus französischer Prägung oder - besser - Colbertismus in dieser Zeit des großen Entscheidungskampfes mehr als bloß ein wirtschaftsgeschichtliches Interesse für uns. Er gibt uns einen Einblick in die wirtschaftliche Rüstung Frankreichs, deren Grundsätze trotz aller Abwandlung bis in die Gegenwart fortgewirkt haben.

Außeres Machtstreben als oberstes Prinzip

Machtstreben war das innerste Wesen des Merkantilismus französischer Prägung. Wozu aber die Macht eingesetzt wird, wie sie sich auswirken soll, das hängt von Sinn und Aufgabe ab, die man dem Staate zuweist. In Frankreich sehen wir einen König, der seine absolutistische Gewalt sowohl zur Entfaltung eines rauschenden Prunkes gebraucht, zur Errichtung von Prachtbauten, Steigerung des höfischen Luxus bis zur Verschwendung, wie auch zur Vergrößerung seines Landes und Beherrschung Europas in zahllosen Kriegen und Raubzügen. Um dieses Zieles willen mußte das gesamte Einkommen des Landes vermehrt werden. Draftisch, aber treffend, wird diese Einsicht in einem zeitgenössischen Vers eines deutschen Kameralisten zum Ausdruck gebracht:

„Wenn eines klugen Fürsten Herden	und dem Regenten Wolle geben.
auf diesem Fuß genutzt werden,	Doch wer sogleich das Fell abzieht,
so können sie recht glücklich leben	bringt sich um künftigen Profit.“

Daneben mußte die Produktion in der Richtung auf den Krieg und Ausfuhrbedarf umgestellt werden. Dazu war es nötig, Angebot und Preisbildung im Lande entsprechend zu beeinflussen. Die Einfuhr von Rohstoffen, Halbfabrikaten und vor allem von für die Herstellung von Waffen und anderem Kriegsgerät geeigneten Rohstoffen wurde mit allen Mitteln gefördert, ebenso die Ausfuhr von Fertigfabrikaten und kriegsunwichtigen Waren, also vorwiegend Textil- und Luxuserzeugnissen. Colbert formuliert in einem Brief an den Intendanten des Kriegshafens Rochefort den Grundgedanken seiner Politik: Eine starke Wirtschaft und daraus entspringend ein intensiver

*) Diese Arbeit ist der letzte Aufsatz unseres Mitarbeiters vor seinem Heldentod in Frankreich.

Handel „sind die Quelle der Finanzen, und die Finanzen sind der Lebensnerv des Krieges“. Für die Richtung des von ihm verfolgten Wirtschafts- und -ausbaus ist eine Äußerung in einem Gutachten an den König kennzeichnend: Es wäre notwendig, „alle Erwerbsbetätigung Ihrer Untertanen soviel wie möglich auf solche Berufe einzuschränken, die diesen großen Zielen dienlich sein können. Das sind Ackerbau, die Ware, Krieg zu Wasser und zu Lande“.

Ausrichtung der Wirtschaft auf den Krieg

Zu Beginn der Colbertschen Politik sehen wir Frankreich noch zersplittert in einer Anzahl verschiedener, nur in sich selbst einheitlicher Wirtschaftsgebiete, voneinander getrennt durch zahllose Binnenzölle, verschiedene Maß- und Gewichtseinheiten, ein völlig unzulängliches Straßenwesen mit wenigen und schlechten Straßen und nicht zuletzt durch ein uneinheitliches Justizwesen mit von Ort zu Ort verschiedenen Bestimmungen und geringer Produktionsfähigkeit. In diesem Wirrwarr betätigte sich Colbert zunächst einmal als einheitsbildender Wirtschaftspolitiker, und insofern hat er sich ein großes Verdienst um Frankreich erworben.

Der Kaufmann und Unternehmer konnte bald seine Tätigkeit über ganz Frankreich hin ausüben, ohne durch Zölle oder schlechte Wege behindert zu sein. Zur organisatorischen und produktionstechnischen Vereinheitlichung der Wirtschaft schuf Colbert den Handelsrat, eine Institution, die vor allem der einheitlichen Ausrichtung der gesamten Wirtschaft auf den Krieg diente. Mit weitgehender staatlicher Förderung wurde eine mannigfaltige Industrie aufgebaut, zum Teil sogar in der Form von staatseigenen und staatlich betriebenen Unternehmungen. Es wurden nicht nur bereits bestehende Gewerbe in ihrer Produktion verstärkt, sondern vor allem auch völlig neue ins Land gezogen, mit dem doppelten Ziel, den Staat von fremden Einfuhren möglichst unabhängig zu machen und möglichst hohe Ausfuhrüberschüsse zu erzielen. Es versteht sich dabei von selbst, daß alle diese Gewerbe vor jedem Wettbewerb innerhalb und außerhalb des Landes geschützt wurden, sei es durch Staatsbeihilfen, durch Zölle oder Einfuhrverbote. Der Besserung der Rohstoffversorgung dienten die großen ins Leben gerufenen Kolonialgesellschaften. In diese Zeit fällt die Blüte der großen indischen Kompanien und sonstigen kolonialen Unternehmungen.

Bevölkerungspolitik zur Hebung der Industrie

Die allgemeine Industrialisierung erforderte eine starke Vermehrung der Arbeitskräfte und besonders der Facharbeiter. Mit Versprechungen von großen Freiheiten und Vergünstigungen wurden Gewerbekundige aus fremden Staaten angelockt, ja sogar mit Gewalt und List herbeigeschleppt. So schrieb Colbert an einen Intendanten: „Es darf nicht vorkommen, daß ein Intendant glaubt, seine Schuldigkeit getan zu haben, wenn er nicht mindestens eine Vermehrung von 200 Familien jährlich feststellt.“

Daneben wird mit allen Mitteln auch die natürliche Bevölkerungsvermehrung gefördert. In einem von Colbert geforderten Gesetz wird bestimmt, „daß junge Männer, die sich vor dem Alter von 20 Jahren verheiratet, bis zum Alter von 25 Jahren von der Taille (einer wichtigen Steuer) befreit sein sollten. Nach demselben Gesetz er-

hielten Familienväter aus den steuerpflichtigen Klassen mit 10 oder 12 Kindern, von denen keines Priester, Mönch oder Nonne sein durfte (!), eine verschieden weitgehende Steuerfreiheit. In den steuerfreien Gesellschaftsklassen wurden statt dessen unter denselben Bedingungen Jahresrenten von 1000 und 2000 Livres ausgesetzt." Ja, man griff sogar zum Mittel der Finanzierung von Eheschließungen. Ein Beamter forderte für jede geschlossene Ehe die Auszahlung von 30 Livres, einer damals beträchtlichen Summe. Er begründete diese Forderung in nicht mehr zu überbietender Weise: „Da diese Hilfe nur jungen Menschen gegeben wird, ist sie für den Staat nicht nutzlos, weil sie Untertanen und Arbeitskräfte zu einem billigen Preis liefert.“

Aus Sorge um eine Bevölkerungsvermehrung wird auch gegen die Kirche, das Mönchs- und Nonnenwesen angekämpft. Colbert bemüht sich z. B., das Mitgiftwesen so zu regeln, daß für die Eltern der Anreiz wegfiel, ihre Töchter ins Kloster zu schicken, und sie diese statt dessen verheirateten. In verschiedenen Berichten riet Colbert, die Zahl der Mönche und Nonnen zu vermindern und die vielen Festtage, die nur von der Arbeit abhielten, ebenfalls zu verringern.

Kinderausbeute und mangelnder Rasseinstinkt

Die Suche nach Arbeitskräften machte auch vor dem Kinde nicht halt. So erklärte Colbert in moralischer Verbrämung seiner Absichten: „Man hat stets die sichere Erfahrung gemacht, daß der Nüßiggang der ersten Lebensjahre die wirkliche Quelle aller der Unordnungen ist, die das Leben durchziehen.“ In einer Verordnung von 1668 wurde als Mittel gegen solche „Verwahrlosung“ befohlen, daß alle Einwohner der Stadt ihre Kinder vom Alter von 6 Jahren an in die Spitzenmanufaktur schicken sollten bei einer Strafe von 30 Sous täglich für jedes Kind. Gleichzeitig nannte der Intendant von Alençon die Spitzenindustrie in seinem Distrikte unter Anspielung auf das biblische Nahrungsmittel ein Manna, da sie den Kindern schon im Alter von 7 Jahren und noch den Greisen Beschäftigung gab.

Die Bemühungen um Steigerung der Bevölkerungszahl führen ferner dazu, daß echt völkische Belange weder gesehen wurden, noch eine Rolle spielten. So wurden die Juden in Frankreich hochwillkommen gehalten. Sie wurden in jeder Weise begünstigt und zur Einwanderung angeregt, da sie infolge ihrer größeren händlerischen Aktivität das königliche Einkommen erhöhten. Ein französischer Intendant meinte, die Juden wären geradezu ideale Bürger, weil sie ihre Kapitalien nicht in Grund und Boden festlegten. Um seiner Wertschätzung für die Juden Ausdruck zu geben, verschmähte es Ludwig XIV. nicht, bei seinem Aufenthalt in Metz auch die Synagoge zu besuchen.

Vernachlässigung der Landwirtschaft

Wie stand es aber unter diesen Umständen um die Landwirtschaft? Colbert hatte in theoretischer Erkenntnis der Bedeutung der Landwirtschaft den Ackerbau als einen derjenigen Berufe bezeichnet, auf die die Erwerbsbetätigung der Untertanen eingeschränkt werden sollte. Seine landwirtschaftsfördernden Maßnahmen beschränkten sich jedoch auf den Ausbau der landwirtschaftliche Produkte verarbeitenden Gewerbe. Im übrigen blieb alles beim alten. Die Ausbeutung der Bauern durch ihre feudalen

Grundherren verschlimmerte sich sogar. Für den Austausch von Agrarerzeugnissen blieben alle die Handelshemmnisse bestehen, die sogar den innerfranzösischen Austausch unmöglich machten. Doch nicht genug damit, der Bauer bekam außerdem die Kosten der Industrialisierung und der sich verstärkenden Staatsansprüche aufgebürdet. Die feudalen Grundherren aber lebten fern vom Lande, uninteressiert am landwirtschaftlichen Fortschritt, in höfischem, luxusverbrämtem Glanze. Um die Bauern kümmerte sich niemand. Ihre Lage ist gekennzeichnet durch eine schleichende, sich in Hungersnöten und auflackernden Aufständen äußernde Krise.

Ob Colbert nicht stark genug war, um sich mit seiner besseren Einsicht durchzusetzen, soll unerörtert bleiben. Vermutlich hat ihm die bessere Einsicht sogar gefehlt. Für die von ihm als vordringlich behandelten industriellen und militärischen Zwecke genügte es ja, wenn ausreichend Korn produziert wurde, und das war in einem landwirtschaftlich so reichen Lande wie Frankreich scheinbar immer gesichert. Im übrigen aber bestimmten nach seiner Ansicht die Preise für die Erzeugnisse des Bodens die Kosten der Lebenshaltung der Arbeiterschaft. Sie waren damit Produktionskosten für die gewerbliche Wirtschaft. Je billiger der Arbeiter leben konnte, desto billiger konnte produziert und um so leichter exportiert werden. So erschien es als selbstverständlich, daß die Getreidepreise künstlich niedergehalten wurden.

Wenn schon für die Arbeiter eine „Lehre vom Nutzen der Armut“ aufgestellt wurde und ein zeitgenössischer Unternehmer behauptete: „Am die Blüte unserer Manufaktur sicherzustellen, ist es notwendig, daß der Arbeiter niemals wohlhabend wird“, was sollte man dann schon für den viel weniger wichtigen Bauern oder Landpächter erwarten? Es zeigte sich, wenn auch den damaligen Verhältnissen angepaßt, eine regelrechte dauernde Unterbewertung der landwirtschaftlichen Arbeit mit der wohlbekanntenen Erscheinung der Landflucht. Quesnay, der große Gegner des Merkantilismus in Frankreich, hat berechnet, daß allein in 30 Jahren zu Anfang des 18. Jahrhunderts 2 Millionen Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft abwanderten, und das bei einer Gesamtbevölkerung von 16 bis 17 Millionen Menschen!

Rückgang der landwirtschaftlichen Erzeugung

Die Folge war neben der Landflucht eine ungemaine Extensivierung des Anbaus. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war über die Hälfte der Getreideanbaufläche Frankreichs ertraglos. Die Pächter und Bauern, die ihren Acker nicht einfach im Stich ließen, arbeiteten nur noch für den eigenen Lebensunterhalt und verdienten sich das für die Steuern und sonstigen Ausgaben nötige Bargeld durch Lohnarbeit in den aufkommenden Großbetrieben oder dem ländlichen Gewerbe. Ein Kritiker Colberts im 18. Jahrhundert schildert die Folgen mit bewegten Worten: „Wie unglücklich die Folgen des Colbertismus waren, läßt sich unmöglich beschreiben. Um sich davon zu überzeugen, schlage man nur die Geschichte auf: Es ist bekannt, daß das Verbot, die Produkte der Erde aus dem Reiche zu führen (hier sind wohl auch die innerfranzösischen Verkehrshemmnisse gemeint), über ganz Frankreich eine allgemeine Mutlosigkeit und Bestürzung verbreitete, daß die Nationalprodukte unnütz und wertlos liegenblieben, daß die Eigentümer und Landwirte ihre Kapitalien einem niedergedrückten und unglücklichen Geschäfte entzogen,

daß sie unermessliche Strecken Landes un bebaut liegenließen, daß die Landleute von ihren Feldern wegwanderten und in den Städten eine minder mühevoll e Heimat suchten, wo sie sich dem Dienste der Künste (gemeint sind Gewerbe und Industrie) und des Luxus widmeten, . . . daß sich die Masse der Lebensmittel schnell verminderte und die Hungersnöte sich öfter und weit drückender als bisher einstellten. Der Verfall des Ackerbaues war so groß und so sah, daß wenige Jahre nachher unter dem Ministerium Colberts selbst noch die Abnahme der Wiedererzeugnisse (d. h. Erzeugnisse des Bodens) und der Lebensmittel des Reiches von einem gleichzeitigen Schriftsteller auf 1500 Millionen (französische Pfunde) des Jahres berechnet wurde . . . Wenn damals die verzweifelten Landwirte einen Ausweg in der Kultur der Weine fanden, so geschah dieses nicht auf Anraten und aus Vorsicht der Regierung, sondern lediglich durch jene allgemeine Anstrengung und große Kraft, mit der ein Volk soviel wie möglich seinen eigenen Abeln abhilft . . ." Derselbe Schriftsteller spricht von dem Colbertismus als von einem „weitaussehenden Plan, alle Nationen arm zu machen, während er den Ackerbau den Künsten (d. h. Gewerbe und Industrie) aufopfert“.

Das Ende: Zerstörung von Staat und Wirtschaft

Kann angesichts solcher Umstände die Feststellung für uns ebenso verwunderlich sein wie für den anscheinend überraschten Historiker, daß es „seltsamerweise auch unter der Regierung Ludwigs XIV., dessen Machtstellung doch angeblich so stark war und der so großes Ansehen genoß, richtige Agrarunruhen gegeben“ hat? Die verzweifelte, nach Mißernten sogar selber hungernde Landbevölkerung durchzog das Land und wußte sich, als die von ihnen aufgestellten Forderungen, ein regelrechtes Bauernschutzgesetz, überhört wurden, keine andere Hilfe, als wohlgefüllte Vorrathshäuser in Klöstern und Herrensitzen auszuplündern. Kann es so nur ein Zufall sein, daß, wenn das ganze 18. Jahrhundert hindurch keine wirksame Abhilfe geschaffen wurde, die schleichende Agrarkrise sich in immer heftigeren Ausbrüchen äußerte und schließlich mit einer ebenso schweren gewerblichen Krise zusammenfiel und der großen Revolution entgegengrüb? Die Ursachen liegen dem, der nur einigermaßen klar sehen kann, offen zutage. Eine einseitige gewerbefreundlich ausgerichtete Wirtschaftspolitik unter stärkster Vernachlässigung der Landwirtschaft, gekrönt durch eine Kriegspolitik, die die Grenzen finanzieller Beanspruchungsmöglichkeiten weit überschritt, führte zunächst die Landwirtschaft, dann die ganze Volkswirtschaft und zuletzt das gesamte Gesellschafts- und Staatsgefüge dem Ruin entgegen.

So wurde die Gewaltpolitik Ludwigs XIV. mit einer schweren Schädigung der inneren Kraft und Gesundheit des französischen Volkes erkauft. Trotz allen äußeren Glanzes hat Frankreich seitdem seine natürliche Lebensgrundlage in einem gesunden Bauerntum nicht wiedergefunden. Das Eindringen des Judentums aber war nur der Anfang einer rassistischen Veranschung, die wie eine unheilbare innere Krankheit sich auswirkte. Trotzdem ist Frankreich nicht zur Selbstbesinnung gekommen. Es folgte weiter den Lockungen einer Gewaltpolitik nach außen, die auf Kosten seiner besten inneren Kräfte ging. Es sah nicht, daß es Raubbau an sich selbst trieb. Das Urteil der Geschichte, die noch immer eine unbestechliche Richterin war, über diesen Irrweg ist bereits gesprochen.

Deutsche Bauernkultur und französische Zivilisation

Das Deutsche Volk siedelt in der Mitte Europas, rings umgeben von anderen Völkern. Keine natürlichen Grenzen haben feste Schranken aufgerichtet, an denen sich eindeutig die Siedlungsräume der verschiedenen Völker scheiden. Im Gegenteil: vielfach verzahnen und verschlingen sich die Volkstumsgrenzen. Diese mangelnde Abgeschlossenheit hat zum Zwang dauernder Auseinandersetzung der deutschen Kultur mit fremden Kultureinflüssen geführt, die so alt ist wie die deutsche Geschichte überhaupt.

Wir sind gewohnt, das Wort „Volkstumskampf“ vor allem auf das über tausendjährige Ringen des Deutschen Volkes um seinen ihm oft streitig gemachten Lebensraum im Osten und Südosten Europas anzuwenden. Und doch kennt auch der Westen einen Volkstumskampf zwischen Romanentum und Germanentum. Die Auseinandersetzung der deutschen mit der romanischen Art ist - was häufig nicht genügend beachtet wird - sogar älter als die deutsch-slawische Auseinandersetzung, denn ehe der Rückstoß in den einst von den Germanen verlassenen Ostraum sich vollzog, hatten germanische und romanische Art sich schon in einem einige Jahrhunderte währenden Prozeß ziemlich scharf gegeneinander abgesetzt. Der im Zuge der sogenannten Völkerwanderung erfolgte germanische Vorstoß, dessen Träger die Franken und Alamannen waren, war tief in das völlig von den erstarrten Kulturformen der Spätantike erfüllte Gallien eingedrungen. Heute noch vermag die Spatenforschung die Spuren ziemlich dichter germanischer Besiedlung bis etwa zur Loire-Linie aufzuzeigen. Aber die assimilierende Kraft der spätrömischen Kulturformen, getragen von einer zahlenmäßig recht breiten, völlig romanischen Bevölkerung, war in diesen Kernlandchaften des römischen Gallien doch noch zu stark. Der Gegenstoß vermochte einen Teil des von Germanen besetzten Gebietes wieder zu romanisieren, und zwar dadurch, daß zuerst die Oberschicht der lateinischen Kultur gewonnen wurde. Romanische Sprache, romanische Rechtsanschauungen, romanische Kulturformen drangen wieder vor. Das Ringen kam dann auf einer Linie zum Stillstand, die nahezu der heutigen romanisch-germanischen Sprachgrenze entsprach. Es wäre nun allerdings falsch, aus der Tatsache der außerordentlichen Beständigkeit der Sprachgrenze zu schließen, daß hier kein Kampf mehr stattgefunden hat. Die Auseinandersetzung zwischen romanischer und germanischer Kultur ging weiter, nur hat sie ihre besonderen und typischen Formen und Methoden entwickelt, die gar nichts oder doch nur sehr wenig mit denen des östlichen Volkstumskampfes zu tun haben. Volkstumskampf im Westen ist schon von jeher etwas ganz anderes gewesen als im Osten.

Stoß und Gegenstoß, Abwehr und Angriff vollzogen sich auf ganz anderen Ebenen, mit anderen Mitteln und nach anderen Gesetzen. Diese Verschiedenheit ist darin begründet, daß die Volkstumsgrenze im Westen von Anfang an Völker von gleich hoher Kulturstufe trennt. Hier gab es nirgends die eindeutige Überlegenheit, die das Verhältnis des Deutschen zum Polen auf allen Lebensgebieten kennzeichnet. Beiderseits der Grenze bestand derselbe soziale Aufbau, die gleiche Ausprägung der Stände, eine gleichmäßig ausgebildete geistige Kultur, derselbe Glaube, ähnliche Gesellschaftsformen usw. Hier entfiel jede kulturfördernde Mission. Sagen wir lieber, sie hätte entfallen müssen. Die Voraussetzungen für eine reinliche Scheidung französischer und deutscher Volkskultur, französischer und deutscher Art waren gegeben, wenn nicht Frankreich in dem Drange, seine Herrschaft bis an den Rhein auszudehnen, immer wieder mit allen Mitteln, nicht zuletzt mit Hilfe einer geschickten Kulturpropaganda und Sprachenpolitik versucht hätte, sich in Gebieten deutschen Volkstums festzusetzen und diese Gebiete zu französisieren. Im gesamten Bereich der romanisch-germanischen Volkstumsgrenze entbrannte so der Kampf zwischen französischer Kulturexpansion, oft begleitet von politischer Expansion, und der bodenständigen deutschen Volkskultur. In Flandern, Luxemburg, Elsaß-Lothringen und der Schweiz waren Verlauf und Formen dieses Kampfes verschieden, je nach der politischen Entwicklung dieser Länder und der Stammeseigenart der Bevölkerung, allen gemeinsam aber war, daß sich das Bauertum als der widerstandsfähigste Teil des Volkes erwies, das sich sowohl lockender Werbung verschloß, wie auch hartem Zwang widersetzte. Besonders heftige Formen nahm die romanisch-germanische Auseinandersetzung in Flandern und in Elsaß-Lothringen an, weil diese Länder während langer Zeiträume ihrer Geschichte einer systematischen staatlich geleiteten Aberfremdungspolitik ausgesetzt waren.

Im Bannkreis der französischen Kultur

Diese Politik operierte mit der These von der Überlegenheit der französischen Kultur über die aller anderen Völker, insonderheit über die deutsche. Die tatsächlichen Verhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert schienen dieser These ja, rein äußerlich betrachtet, recht zu geben. An allen Fürstenhöfen Europas sprach man französisch und kleidete sich nach französischer Mode. Französische Literatur und Philosophie galten allein in den Salons der vornehmen Gesellschaft. Die äffische Nachahmung französischer Einrichtungen und Sitten war an der Tagesordnung. Was Versailles für die deutschen Fürsten, war Paris für die vornehme Welt: das unerreichte Vorbild, auf das sich gebannt - wie von einem Magneten angezogen - die Blicke aller richteten. Mußte es da nicht auch für jeden Deutschen der anderen Stände erstrebenswert sein, französische Lebensgewohnheiten, französischen Geschmack, französische Geisteskultur anzunehmen, um dadurch die Legitimation zu erwerben, für einen Mann von Kultur, von vornehmer und feiner Lebensart gelten zu können? — Man muß es der französischen Diplomatie lassen, daß sie es geschickt verstanden hat, politischen Gewinn aus dieser kulturellen Aberfremdung zu ziehen. Die Kultur

wurde in den Dienst der Politik gestellt. In den gewaltsam geraubten deutschen Westgebieten ging der Plan dahin, erst den Adel und das hohe Bürgertum, dann das mittlere Bürgertum, schließlich - so hoffte man - das Bauerntum in den Bereich der französischen Zivilisation zu ziehen, und zwar auf dem Wege über die französische Sprache. - Die Sprache allein konnte die Tür zur französischen Literatur öffnen, sie war die wichtigste Voraussetzung, um sich französisch zu bilden und so in den Bannkreis der französischen Kultur zu geraten.

Der Volkstumskampf um die deutsche Sprache

Es ist also tief begründet, wenn der Volkstumskampf im Westen sich ganz entschieden auf sprachlichem Gebiet abspielt. Hier mußte die Entscheidung fallen. Gelang es dem Staat, die Bevölkerung an den umfassenden Gebrauch der französischen Sprache zu gewöhnen, die deutsche Sprache möglichst zurückzudrängen, vielleicht ganz zu vertreiben, so konnte er hoffen, die Menschen vom Mutterboden ihrer art-eigenen Kultur zu lösen und das Land gewissermaßen von oben her zu französisieren. War erst mit den oberen Schichten der Anfang gemacht, so würde die Entwicklung ganz von selbst weitergehen und nach und nach würden die unteren Volksschichten dem Beispiel der oberen in gewohnter Art folgen. Diese optimistische Auffassung war z. B. unter den ersten französischen Beamten des Elsaß und Lothringens im 17. Jahrhundert sehr verbreitet. So meint der königliche Intendant des Elsaß, de la Grange, in seinen Erinnerungen (1697): die französische Sprache werde bald die allgemeine Sprache der Provinz sein. Nachdem man etwas mehr Erfahrung gewonnen hatte, war es mit einem so gesteigerten Optimismus zwar zu Ende, aber grundsätzlich blieben die Ziele und Hoffnungen der französischen Verwaltung dieselben, so wie es ein späterer Intendant des Elsaß, Baron d'Angervilliers, zu Anfang des 18. Jahrhunderts in seinen Erinnerungen formuliert hat: „Es ist nicht zweifelhaft, daß der Gebrauch der französischen Sprache außerordentlich wichtig ist, um die Elsässer an unsere Sitten, an unsere Gefühle, an unsere Grundsätze zu gewöhnen, um sie gänzlich Frankreich einzuverleiben. Und wenn sie davon zur Zeit noch sehr entfernt scheinen, so kann man es nur der Nachlässigkeit zuschieben, mit der man den vorherrschenden Gebrauch der deutschen Sprache gestattet hat.“ Baron d'Angervilliers war im übrigen der erste, der es klipp und klar aussprach, daß man die deutsche Sprache gänzlich ausrotten mußte.

Die Rechnung war soweit ganz gut, aber sie hatte eine schwache Stelle. Während tatsächlich die oberen Schichten allmählich der französischen Sprache und französischer Kultur verfielen, wehrte sich das Bauerntum mit wachsender Hartnäckigkeit gegen die Verwelschung. Es wurde zum Bollwerk der Muttersprache und damit der deutschen Kultur. Es hielt an den überkommenen Bräuchen und Gewohnheiten der Väter fest und tat dies auch noch, als die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit dem Reich immer mehr schwand und man sich mit dem französischen Staat abfinden mußte. Der eigentliche Entscheidungskampf entspann sich erst in dem von der Revolution von 1789 eröffneten und von ihren Gedanken bestimmten Zeitalter. Vorher war

das Bauertum weniger unmittelbar der fremden Kulturpropaganda ausgesetzt. Eine starke Schicht einheimischer feudaler Gewalten neutralisierte die von den Verwaltungsspitzen ausgehenden Entnationalisierungsbestrebungen weitgehend. Und noch bestand ja in den Städten eine breite bürgerliche Schicht, die den Kampf gegen die Französisierung in erster Linie trug. Trotzdem wäre es falsch, zu sagen, daß das Bauertum passiv und interessenlos jenseits der eigentlichen Kulturauseinandersetzung gestanden hätte. Das beweist z. B. die keineswegs vereinzelt dastehende Antwort der Gemeinde Issenheim im Jahre 1789 auf die vielfachen Aufforderungen, doch nun endlich den französischen Sprachunterricht einzuführen: es sei in einem von Bauern und Tagelöhnern bewohnten Dorf gänzlich unnützlich, außer deutsch noch französisch zu unterrichten. Die französische Sprache war eben eine städtische Angelegenheit, eine Angelegenheit der besseren Stände, und hatte im bäuerlichen Bereich nichts zu tun. Wenn also zeitgenössische Zeugnisse schon für das 18. Jahrhundert die unverfälschte Deutschheit des Landes im Gegensatz zur Stadt betonen, so ist das nicht nur Folge einer mangelnden staatlichen Einwirkung, sondern auch schon Ergebnis bewusster Ablehnung, Ergebnis eines Widerstandes, der sich seiner Eigenart deutlich bewußt ist. „Im Augenblick, wo man eine große Stadt verläßt, ist alles in diesem Lande deutsch“, berichtet der Engländer Young in der Beschreibung einer Reise, die er gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch das Elsaß machte. Und in Abwehr bestimmter Meinungen, die das Elsaß bereits als französisiert ansahen, weil sie ihr Urteil im Verkehr mit gewissen städtischen Kreisen gebildet hatten, sagte der Magister Lauthard in der Beschreibung seines Lebens: „Man darf sich nicht einbilden, als sei die französische Sprache im Elsaß und in dem deutschen Teil von Lothringen sehr gemein, auf den Dörfern versteht fast niemand ein Wort davon.“

Das Bauertum und die französische Revolution

Die Revolution entfachte die Glut zu hellen Flammen. Die bäuerliche Bevölkerung des Elsaß und Lothringens begegnete der Revolution von Anfang an mit Mißtrauen, das sich sehr bald in offene Ablehnung und Feindschaft steigerte, je mehr die Ideen der französischen Aufklärung in das Land Eingang fanden. Die französische Zivilisationsidee, so wie sie noch heute in der Welt vertreten wird, ist ein Produkt der Aufklärungsphilosophie. So wie die französische Revolution ein Werk des dritten Standes ist - die Wandlung der Gesellschafts- und Besitzstruktur setzte an die Stelle der feudalen Gesellschaft die neue Bourgeoisie -, so ist auch die Zivilisationsidee aus dem Geiste des liberalen Bürgertums erwachsen. Gleichheit, Freiheit, Einheit war die Parole dieser Bourgeoisie, aber sowie sie diese Grundsätze in deutschen Gebieten handhabte, wuchsen sie sich zu einer schlimmeren Tyrannei aus, als sie je vorher da war.

In ihrer Naivität nahmen sogar die im Elsaß beheimateten Revolutionäre zuerst an, daß die Revolution der Bevölkerung ihr Recht verschaffen würde. „Freiheit“, hieß das nicht vor allen Dingen Recht auf Berücksichtigung der eigenen Art, freier Gebrauch der Muttersprache? In diesem Sinne forderte der Straßburger Revo-

lutionär Andreas Ulrich die Abschaffung des Französischen als Verwaltungssprache, und der Rechtslehrer Koch forderte das Deutsche als gleichberechtigte Rechtssprache im Namen „des heute eingefetzten Prinzips, daß die Könige für die Völker und nicht die Völker für die Könige gemacht sind.“ Aber je mehr sich die deutschen Gebiete mit Beamten und Agitatoren aus dem Innern Frankreichs füllten, um so heftiger wurde der Kampf gegen die deutsche Sprache. Diese Leute brachten für die Rechte der deutschen Bevölkerung nicht das geringste Verständnis mit. Sie und ihre einheimischen Anhänger begannen nach ihren zentralistischen und uniformistischen Prinzipien zu regieren, ohne auf die nationalen Bedürfnisse des Volkes Rücksicht zu nehmen. Die Straßburger Zeitung vom Jahre 1791 berichtet von einer Beschwerde von 13 Gemeinden des Kantons Coxweiler gegen ihren Friedensrichter, der die Urteile in französischer Sprache erläßt, obwohl seine 4 Beisitzer kein Französisch können und in den 13 Gemeinden kaum 6 Personen aufzutreiben sind, die Französisch verstehen.

In der deutschen Sprache sahen diese zumest bürgerlichen Agitatoren und Revolutionsmänner den Hauptgrund für die unverhüllte Abneigung und den Widerwillen, den die deutsche Bevölkerung besonders des Landes den neuen Ideen entgegenbrachte. Immer wieder taucht dieses Argument auf. Die deutsche Sprache erschien diesen Leuten als das gewichtigste Hindernis gegen die Verbreitung der Aufklärung, des französischen Geistes, der französischen Zivilisation, als die Sprache der Gegenrevolution - mit einem Wort gesagt -, und in der Tat waren die gegenrevolutionären Aufrufe und Flugschriften, die sich vorzugsweise an die bäuerliche Bevölkerung wandten, sämtlich in deutscher Sprache abgefaßt. Barère verlas am 27. Januar 1794 jenen berücksichtigten Bericht im Konvent, in dem er erklärte, auch die Sprache müsse revolutioniert werden, die fremden Sprachen müßten bis zur Wurzel ausgerottet werden, weil sie die Herrschaft des Fanatismus und des Aberglaubens fortgepflanzt und die Revolution daran verhindert hätten, durchzudringen.

Besonders die „Rückständigkeit“ der ländlichen Gebiete war den Revolutionsmännern ein Dorn im Auge. In einem Bericht an den Wohlfahrtsausschuß vom Jahre 1794 heißt es vom Elsaß: „Der Gebrauch einer fremden Mundart ist vielleicht das stärkste Hindernis für die Propagierung der Aufklärung in den ländlichen Bezirken.“ Und in einem Rundschreiben der Departementsverwaltung an die Gemeinden wird es bedauert, daß wegen der Unkenntnis der französischen Sprache die Errungenschaften und Vorteile der Revolution nicht ins Volk dringen können, besonders für die ländliche Bevölkerung würde sich infolgedessen ein öffentlicher Unterricht nicht einrichten lassen. Der Gedankengang dieser Leute war folgender: Die Kenntnis der französischen Sprache eröffnet den Zugang zur französischen Zivilisation und führt damit auch zum politischen Bekenntnis zu Frankreich. Auf diesem Weg sollte das Volk entnationalisiert werden. Man glaubte allen Ernstes, mit der französischen Zivilisation dem Volk ein großes Geschenk zu machen und konnte es einfach nicht verstehen - so erklärt sich dann die hysterische Wut -, daß das Volk dieses Geschenk nicht nur nicht wollte, sondern geradezu als eine Vergewaltigung seiner eigenen Art

empfangen. Von jeher ist die französische Zivilisationsidee expansiv gewesen, im Gegensatz z. B. zur Weltanschauung des Nationalsozialismus, gerade deshalb, weil sie nicht auf dem völkischen Prinzip aufgebaut war, sondern etwas für die ganze Menschheit Verbindliches sein sollte. Hinter der kulturellen Expansion verbarg sich immer die politische. Noch während der Rheinlandbesetzung nach dem Weltkrieg gehörte es zum Prinzip der französischen Verwaltung, durch französische Kulturwerbung für den französischen Staat zu werben, getreu dem alten Grundsatz, daß die französische Zivilisation der beste Schrittmacher der politischen Annexion ist.

Der Kampf der Jakobiner galt im übrigen nicht nur der Sprache, sondern aus der Abergläubigkeit eines bloßen Vernunftglaubens heraus auch den Sitten, Bräuchen, Trachten und Rechtsanschauungen und dem Glauben der Bevölkerung. Diese Dinge waren in ihren Augen zum Teil finsterner Aberglaube, zum Teil Rückständigkeit. 1794 wurde das Gesetz erlassen, nach dem das System der Erbteilung eingeführt und das Hofrecht des Erstgeborenen abgeschafft wurde. Aber während des ganzen 19. Jahrhunderts kamen die Bestrebungen nicht zur Ruhe, hier Wandel zu schaffen und das bäuerliche Erbrecht wieder nach germanisch-deutschen Anschauungen zu gestalten. In einigen Gegenden hielt das Bauerntum an dem alten Brauch in einer an die neuen Verhältnisse angepaßten Form fest, so z. B. im Sundgau und im Kochersberg.

Die Bauern in Abwehrstellung

Die blutige Herrschaft des Jakobinerklubs der Jahre 1793/94 tat ein übriges, um das Bauerntum in eine eindeutige Abwehrstellung zu bringen. Schon in den Jahren 1789/90 hatten sich die Bauern vielfach zusammengerottet, mißliebige Amtsleute verjagt und den Wucherjuden ihre Zinsen heimgezahlt. Die Revolution hatte ihnen zwar die bürgerliche Gleichstellung gebracht, aber vermochte sie nicht vom Judenwucher zu befreien, worin sich allein ihr liberaler Charakter zeigte. Schon einmal hatte das Elsaß marschierende Bauern gesehen: im großen Bauernkrieg, als im Obertheingebiet die Bewegung des Bundschuhs einen ihrer Mittelpunkte fand. Damals waren die Bauern gegen die Einschränkung ihrer Selbstverwaltung, gegen das römische Recht, gegen soziale Bedrückung und auch schon gegen den Judenwucher marschiert. Nunmehr traten sie für die Erhaltung ihres Volkstums, ihrer Sprache, ihrer Sitten ein gegen die zentralistischen Eiferer und die Vereinheitlichung der Verwaltung, für die Berücksichtigung ihrer nationalen Sonderstellung und für die Religion, denn der „Kult der Vernunft“, so wie er sich damals in den Städten abspielte, in der Form der „Verehrung“ eines als Göttin der Vernunft eingesezten Mädchens, meist einer stadtbekanntes Kofotte, war nun wirklich etwas, was in bäuerliche Hirne nicht hineinging, sondern höchstens einigen weltfremden Ideologen und ihrem intellektuellen Publikum imponierte. Viele schlossen sich den österreichischen Truppen an, die 1793 in das Land eindringen, und verließen mit diesen das Land, um später wieder zurückzukommen, als sich zeigte, daß die Revolution siegreich blieb.

Die Mehrzahl überstand die Schreckenszeit durch passiven Widerstand und hielt indessen treu an der von den Vätern überlieferten bodenständigen Kultur fest, ohne auch nur einen Schritt zu tun, der sie der französischen Zivilisation nähergebracht hätte.

Die schließlich sich allzu deutlich aufdrängende Erkenntnis von der Abneigung des Volkes gegen die französische Sprache und die Errungenschaften der Revolution führte, verbunden mit der Idee von der Einheit der Sprache als der fundamentalen Voraussetzung für die Einheit der Nation, bei den Revolutionsmännern zum Gedanken der Ausiedlung und Verpflanzung der bäuerlichen Bevölkerung. Pläne dieser Art waren schon früher zur Zeit Richelieus aufgetaucht, nun wurden sie - kennzeichnend für den Ernst der Auseinandersetzung - in Schriften und Reden eifrig diskutiert. In der Schrift von Roussville „Über die Französisierung des früheren Elsaß“ taucht der Gedanke in folgender Form auf: Um die Reinigung des Elsaß von gegenrevolutionären Elementen zu verwirklichen, „wird man einen guten Teil der Bevölkerung an Orte verpflanzen, wo sie notwendig Franzosen werden müssen, und man wird den anderen zurücklassen, damit er sich durch die Kolonie, die man aus dem Innern Frankreichs herbeirufen wird, französisiert. . . . Um die verlassenen Äcker zu bebauen, die Verluste eurer Bevölkerung wieder gutzumachen, eure Liebe zur Revolution zu vermehren, wird man tapfere Revolutionäre herbeirufen und eure Töchter werden ihre Gattinnen werden.“ Durch Verpflanzung und systematische Vermischung sollte also die Entnationalisierung erreicht werden. Der Straßburger Revolutionär Monet, ein 25jähriger Savoyarde, forderte die Besiedlung des Elsaß durch Franzosen aus dem Innern, „denn das linke Ufer des Rheins wird dann bewohnt sein von Republikanern, die durch ihre Erziehung, ihre Sitten und Gewohnheiten und ihre Sprache einen ins Auge fallenden Gegensatz zu denen des anderen Ufers bilden werden.“ So würde die „germanische Barbarei“ im Elsaß verschwinden und die Republik wäre im Innern nicht anders als an der Grenze. Zu welch graufigen Einfällen der jakobinische Haß sich versteigen konnte, zeigt der Brief des Konventsmitgliedes Lacoste, Vertreter des Volkes bei den Rhein- und Moselarmeen, vom November 1793, in dem es allen Ernstes heißt: „Die einzige Maßnahme, die getroffen werden muß, ist, ein Viertel der Bewohner dieser Gegend zu guillotinierten und nur die zu erhalten, die aktiven Anteil an der Revolution genommen haben, den Rest fortzujagen und ihre Güter aufzuteilen!“

Zur Ausführung gelangten diese Pläne nicht. Nicht etwa deshalb, weil man zur besseren Einsicht gekommen wäre, sondern weil die Herrschaft der Jakobiner ein zu schnelles Ende nahm und weil die kriegerischen Verwicklungen der napoleonischen Zeit die ganze Kraft des Staates beanspruchten. - Die Terrorzeit hat es endgültig mit dem deutschen Bauerntum verdorben. Seither verharrete es in Mißtrauen und Zurückhaltung gegen den liberalen Staat, soweit es nicht in die politische Abhängigkeit der Notabeln geriet. Aber mochte es auch politisch keine selbständige Rolle spielen, so blieb es doch weiterhin der Hort deutscher Kultur und sollte sich als deren besonders festes Bollwerk erst noch recht bewähren.

Der Kampf um die Schule

Die Auseinandersetzung zwischen der bodenständigen deutschen Kultur und der französischen Zivilisation wurde während des 19. Jahrhunderts immer heftiger, je mehr das Bürgertum der Französisierung in Sprache und Geisteshaltung verfiel. Führend in der Französisierung waren die Notabeln. Diese zahlenmäßig kleine, wirtschaftlich und politisch aber äußerst einflußreiche Schicht setzte sich aus Fabrikanten, Handelsherren, Industriellen, größeren Grundbesitzern und vielen ländlichen Notaren zusammen, die kraft ihrer amtlichen Stellung als Vermögensverwalter und Berater der ländlichen Bevölkerung großen Einfluß genossen. Dazu kamen noch Ärzte und Advokaten. Wenn Treitschke einmal gesagt hat, daß die rationalistische geschichtsfeindliche Gedankenwelt der Französischen Revolution das Elfaß des Bewußtseins der Vergangenheit beraubt habe, so trifft das eben auf diese Notabelnschicht zu, die es als überholte Romantik und als Sentimentalität ansah, an der Pflege des eigenen Volkstums festzuhalten. Ebenso allerdings trifft es auf den Teil des mittleren Bürgertums zu, bei dem eine rein wirtschaftliche Einstellung vorherrschte. Die Kenntnis der französischen Sprache, die Hingabe an französische Gesellschaftskultur eröffneten im Innern Frankreichs den Weg zu guten Stellungen. Zum Teil versuchte diese Schicht allerdings noch deutsche Kultur und deutsche Sprache zu bewahren. Aber es vollzog sich an ihr das Schicksal derer, die der eigentlichen Entscheidung durch einen an sich gutgemeinten Kompromiß aus dem Wege zu gehen glauben. Ihre Widerstandskraft gegen die französische Sprache und die französische Zivilisation wurde immer geringer und ihre gänzliche Französisierung war nur mehr eine Frage der Zeit. Nur das Kleinbürgertum bewahrte sich - besonders soweit es in den zahlreichen Elfaßer Landstädtchen lebte - die Nähe zur bäuerlichen Lebensform und zur bodenständigen Kultur.

Die Folge dieser Entwicklung war eine Schichtung in zwei große Bevölkerungsgruppen, die sich immer fremder und beziehungsloser gegenüberstanden, eine französisch sprechende, die Mundart oder das Hochdeutsch nur noch im häuslichen Kreise ab und zu gebrauchende und eine von französischem Einfluß freie deutsche Schicht, deren Kern das Bauerntum, überhaupt die ländliche Bevölkerung war. Von der Selbstgefälligkeit der städtischen liberalen Bourgeoisie aus gesehen war es die „Unterschicht“, die noch in dumpfer Enge, in Aberglauben und in rückständigen Verhältnissen lebte. Man mußte ihr zu Hilfe kommen. Durch einen umfassenden Ausbau des Volksschulwesens, d. h. durch Französisierung der Volksschule, gedachte man die französische Sprache der ländlichen Bevölkerung aufzuzwingen, und man hoffte, sie über die Zweisprachigkeit schließlich doch noch der französischen Kultur zu gewinnen. Unter Louis Philippe und noch mehr unter dem zweiten Kaiserreich begann der staatliche Unterdrückungsfeldzug gegen die deutsche Sprache in ver-schärfter Weise.

Das Bauerntum hat sich, wie zahlreiche Zeugnisse aus dem 19. Jahrhundert be- weisen, gegen diese Welle der Entnationalisierung auf dem Wege über die Annahme der französischen Sprache entschieden gewehrt. Bei aller loyalen Gesinnung gegen- über dem Staat dachte es nicht daran, die volkseigene Kultur aufzugeben und sich auch sprachlich, geistig, moralisch zu französisieren. Es witterte in der französischen

Sprache eine Gefahr für seinen Bestand. So bezeugte es uns ein französischer Schulmann: „Es ist nötig, zu bekennen, daß die breite Masse die französische Sprache zumindest als eine Nutzlosigkeit zurückstößt, wenn nicht als eine Gefahr.“ Wie heftig der Widerstand war, den die Bauern allen Versuchen, das Französische zu propagieren, entgegensetzten, beweist der nicht vereinzelt dastehende Fall des Gemeinderates von Zittersheim, der es dem Lehrer schlankweg verbot, das Französische zu lehren. In einer anderen Gemeinde drang man sogar nächstlicher Weise in das Schulgebäude ein und zerstörte alle französischen Bilder und Bücher. Diese und ähnliche unmißverständliche Meinungsäußerungen der ländlichen Bevölkerung konnten den Behörden natürlich nicht verborgen bleiben und in ihren Berichten spiegelt sich die Lage deutlich genug wider. In einem Bericht der Schulinspektion des Departements Haut-Rhin vom Jahre 1836 wird ausgeführt: „Die französische Sprache ist heute ein materielles Bedürfnis für alle Klassen, für alle Stellungen. Aber dieses Bedürfnis wird noch nicht in den deutschen Gemeinden des Departements begriffen. Die Eltern betrachten dieses Studium als unnütz, sie halten sich noch für deutsch, und ihre Sprache, so grob wie sie ist, ist für sie ein nationaler Wert, den sie zu verlieren fürchten.“ Deutlicher konnte der Tatbestand nicht erfaßt werden. Diese Berichte wiederholen sich in ähnlicher Form von Jahr zu Jahr.

Die Lothringer Bauern

Von besonderer Heftigkeit war der Kampf in Lothringen. Hier hatte das Bauerntum sich noch unberührt erhalten als im Elsaß, das von jeher als Durchgangsland und „Straßenland“, wie es Wilhelm Heinrich Riehl in seinen Elsässischen Kulturstudien nennt, allen fremden Einflüssen stärker ausgesetzt war. Außerdem war der Einfluß einer französisierten Bourgeoisie in dem städtearmen Land stets sehr gering gewesen. Noch im Jahre 1854 berichtet der Unterpräfekt Chambeau von Châteausalins an die Präfektur: „Die deutsche Sprache isoliert die Bevölkerung des Kreises. Die französische Zivilisation kann dieses Hindernis nicht aus dem Weg räumen. Sie findet den Weg nicht zu dem deutschen Bauern, der infolgedessen dazu verurteilt bleibt, in Unwissenheit und Vorurteilen dahinzuleben und im Elend steckenzubleiben.“ Derartige Hinweise auf die Rückständigkeit des lothringischen Bauerntums finden sich sehr oft. Es ist das alte Lied der Aufklärung, das hier gesungen wird. Die in der Pariser Luft erzogenen Beamten konnten allerdings zu dem alten bäuerlichen Brauchtum, wie es in Lothringen in mehr oder weniger kirchlich gebundener Form noch sehr lebendig war, kein Verhältnis gewinnen, ihnen mußte es als Aberglaube und Unwissenheit erscheinen, was in Wirklichkeit tiefe, mit dem bloßen Verstand nicht zu erfassende Verbundenheit mit den lebendigen Kräften der Natur war. Gerade das Lothringer Bauerntum hat infolge seiner Abgeschlossenheit kulturell gegen Frankreich und politisch seit 1738 gegen Deutschland sich einen reichen Schatz an Volksüberlieferungen bewahrt, die von französischem Einfluß völlig frei sind. Erst vor wenigen Jahren ist Lothringen als „klassische Volksliedlandschaft“ entdeckt worden. Dem lothringischen Volksliedgut läßt sich, was die Zahl und das Alter der Lieder anbetrifft, nur das Volksliedgut einiger vom Volksboden gelöster Volkstumsinseln vergleichen, und das Bemerkenswerte ist, daß die Sprache dieser Lieder nicht die lothringische Mundart, sondern ein altertümlisches Hochdeutsch ist, das sich fast voll-

kommen von französischen Einsprengseln freigehalten hat. An diesem Beispiel zeigt sich übrigens die Fadenscheinigkeit der von französischer Seite aus eindeutig propagandistischen Gründen manchmal aufgestellten Behauptung, die Mundarten der elsässischen und lothringischen Bevölkerung hätten mit dem Hochdeutsch nichts zu tun. Das lothringische Volksliedgut ist ein überzeugender Beweis von der beharrlichen und bewahrenden Kraft deutscher Bauernkultur.

Der flämische Aufstand

In Flandern vollzog sich, wie schon bemerkt, die romanisch-germanische Auseinandersetzung in ähnlich heftigen Formen, wenn auch ihr Verlauf ein ganz anderer war. Sie begann sehr früh, schon im 14. Jahrhundert. Damals hat noch das selbstbewußte Bürgertum der reichen flandrischen Städte den Kampf um die Muttersprache und die Anerkennung der nationalen Rechte geführt. Das Herrscherhaus von Burgund, zu dem Flandern damals gehörte, war französisch und seine Fürsten haben immer wieder versucht, die flämische Sprache aus der Landesverwaltung und dem Gerichtswesen zu verdrängen. Auch die habsburgische Herrschaft hat das Eindringen der französischen Sprache gefördert, wengleich auch ein entnationalisierender Zwang nicht angewendet worden ist. Die allgemeinen Erlasse der österreichischen Regierung wurden im 18. Jahrhundert bald deutsch, bald französisch ausgefertigt, das Original war aber stets französisch und das Flämische wurde bewußt vernachlässigt, um es aus der Verwaltung nach und nach herauszudrängen. Die Französisierung der Oberschicht, d. h. also des Adels, der hohen Geistlichkeit und eines großen Teils des Patriziats war schon im 18. Jahrhundert so weitgehend, daß das Wort „Dlaeminc“ identisch war mit „Bauer“ oder „Tölpel“, eben weil nur noch Bauertum und Kleinbürgertum an flämischer Sprache und flämischer Volksart festhielten. Bis ins 19. Jahrhundert hinein ist dieser flämische Bauerntölpel eine stehende Schaupielfigur gewesen.

Wie in Elsaß-Lothringen, so hat auch in Flandern der Einbruch der Französischen Revolution und ihrer Agitatoren eine scharfe Französisierungspolitik zur Folge gehabt. 1792 drangen die französischen Expansionsheere zum erstenmal ins Land, 1794 zum zweitenmal, und ein Jahr später beseitigte ein Beschluß des Konvents die Landessprache und ersetzte sie durch die „Sprache der Freiheit“, d. h. also durch das Französische. Das Wüten der Jakobiner gegen den Glauben, die Sitten, die Sprache der Flamen hatte schließlich einen blutigen Aufstand der flämischen Bauern zur Folge, der im engsten Zusammenhang steht mit den zahlreichen bäuerlichen Empörungen und Erhebungen, die im Jahre 1798/99 im gesamten Bereich der westlichen Volkstumsgrenze losbrachen. Der flämische Aufstand, der kennzeichnenderweise im wallonischen Teil der belgischen Republik und in den Städten ein sehr geringes Echo fand, war nächst den Erhebungen der Schweizer Bauern weitaus der heftigste und am besten organisierte dieser Ausbrüche gegen die französische Zwangsherrschaft.

Bauertum erhielt die Art

Das Bürgertum - als die von der Französischen Revolution ideologisch begünstigte Schicht - französisierte sich sehr schnell, besonders in der napoleonischen Zeit. Als nach der Bildung des selbständigen Königreiches Belgien 1830 das wallonische

Element staatsbeherrschend wurde, war nicht nur dem Französischen Einfluß Tür und Tor geöffnet, sondern es setzte auch eine eifrige Französisierungspolitik ein, die allerdings wachsenden Widerstand in den breiten Schichten des flämischen Volkes erregte. Zahlreich sind die Zeugnisse, die für das ganze 19. Jahrhundert die Verwelschung der Bürgerschicht bezeugen, und ebenso zahlreich sind die Klagen der Vorkämpfer des flämischen Volkstums darüber. Noch um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert schreibt ein flämischer Volkschriftsteller: „Unsere höheren Stände, das reiche Volk, das gelehrte Volk, was spricht es in Flandern? . . . Es spricht französisch. Wieviel reiche Leute der besseren Bürgerschaft in Gent, Brügge, Ypern und anderen Städten werden uns flämisch begrüßen? . . . Der obere Teil des flämischen Volkes ist französisiert, kann kein oder nur gebrochenes Flämisch, oder glaubt, es reiche hin, so viel Flämisch zu verstehen, um mit den Knechten ein Wort zu sprechen, um die Pächter zu empfangen . . .“ Solche Stimmen ließen sich beliebig vermehren, sie sagen alle dasselbe, daß die reiche flämische Volkskultur ihre Pflege nur noch bei den Bauern und bei dem Kleinbürgertum fand. Diese Schichten haben allen Französisierungsbestrebungen mit Erfolg getrotzt. Es ist mit Recht gesagt worden, daß die flämische Sprachgrenze nicht vertikal, sondern horizontal verläuft, eine Beobachtung, die sich bis zu einem gewissen Grade auf die gesamte westliche Sprachgrenze übertragen läßt. Auch in Luxemburg hat schon im Mittelalter die adlige Oberschicht französisch gesprochen und die bürgerliche Oberschicht hat es im 19. Jahrhundert ebenso gehalten. Obwohl das Volkstum rein deutsch ist, erfolgen die amtlichen Anschläge auf deutsch und französisch. Wenn jedoch, wie Kranz in seinem Buch über Luxemburg berichtet, eine Holzauktion angekündigt wird, so geschieht das nur in deutscher Sprache, weil die Bauern kein Französisch verstehen. An der Entfremdung der Oberschicht hatte sowohl in Elsaß-Lothringen wie im flämischen Belgien und in Luxemburg die Französisierung des Schulwesens einen wesentlichen Anteil. Solange im Bürgertum die Ansicht herrschte - das ist zum Teil noch der Fall, wenngleich sich eine Besinnung auf die volkseigenen Kulturgrundlagen angebahnt hat -, daß die französische Sprache an sich schon eine höhere und feinere Bildung einschleße, mußte eine Schulordnung entstehen, in der das Französische die Hauptrolle spielte. Die Schulbücher selbst sind stets ein besonders wichtiger Faktor der französischen Kulturpropaganda gewesen. In ihnen wurde und wird Frankreich als das Land des Fortschritts, der Freiheit, des feinen Geschmacks, der überlegenen Kultur geschildert und der französische Geist als edelste Ausprägung des menschlichen Geistes dargestellt. Selten fehlt auch eine entsprechende Herabsetzung des germanischen Wesens und besonders deutscher Art. Heute allerdings haben schon große Teile des Bürgertums erkannt, daß sie sich selbst jeder kulturellen Schöpferkraft berauben, wenn sie, von den Grundlagen der eigenen Volkskultur sich lösend, der französischen Zivilisation nachlaufen. Eine echte Doppelsprachigkeit, ein gleich intensives Leben in zwei Kulturkreisen gibt es, wenn überhaupt, immer nur bei einzelnen begabten Menschen, für die übrige Mehrzahl gilt, daß man nur in einer Sprache wirklich denken, fühlen, dichten kann, und zwar in der Muttersprache. Diese ständig hochgehalten zu haben, ist das große Verdienst des Bauerntums und seiner arterhaltenden Kraft.

Die Bilderfolge „Friesische Jugend“ gestaltete Erna Piffel

Wer den Lebensstil der friesischen Bauern erkennen und verstehen will, muß sich mit Land und Geschichte der Friesen vertraut machen. Den schmalen Küstenstreifen von der Zuidersee bis zur Weser besiedelten sie bereits vor der Zeitrechnung. Im Gegensatz zu andern deutschen Stämmen haben sie niemals ihre Wohnsitze verlassen. Trotz der täglichen Gefahr der Überflutung wagten sie bereits die Besiedelung der Marschen. Auf künstlichen Hügeln bauten die friesischen Bauern ihre Holzhäuser. Steinerne wurden bis ins frühe Mittelalter nicht geduldet, weil man mit gesundem Instinkt witterte, daß von hier aus Bedrückung ausgehen würde. Die kleinen Hügel, die man beim Absinken des Landes immer wieder erhöhte, sind noch heute vorhanden, haben aber in den verschiedenen friesischen Landschaften verschiedene Bezeichnungen. Terpen nennt man sie in Westfriesland, Warfen in Ostfriesland, zwischen Weser und Elbe spricht man von Wurten (Land Wursten) oder Worthen, und in Nordfriesland kennt man den Namen Werft, auf den Halligen allerdings wieder Warf genannt. In zahlreichen Ortsnamen findet man diese Bezeichnungen wieder.

Spät hat sich die vorgeschichtliche Forschung den Warfen zugewandt. Der Gelehrte van Biffen in Groningen wurde hier bahnbrechend und



richtungweisend. Zahlreiche Funde beweisen, daß die alten friesischen Bauern schon mehrere Getreidearten kannten. Nach der ersten Bedeckung begann man bereits Sommer- und Wintergetreide anzubauen. Alte bildliche Darstellungen bezeugen ferner, daß sie auch Viehzüchter waren, und die Bezeichnung „Fries“ deutet auf das alte Kleidungsstück der Friesen, den Wollmantel, hin.

Man spricht mit Bewunderung von den sieben Wunderwerken des Altertums. Eins der wenig beachteten Wunderwerke der frühen deutschen Geschichte ist der Deich, den friesische Bauern aus eigener Kraft errichteten. Von Flandern bis hinauf nach Jütland reicht der Bogen des „Goldenen Reifens“. Der Deich ist nicht das Werk eines gewaltigen Landesherrn, sondern das einer Not- und Lebensgemeinschaft. Eine alles bestimmende Rolle spielt der Deich im Leben und Denken der Bauern. Ungeheuer schwer waren die Deichlasten, die nicht nur die Anlieger, sondern auch die entfernter wohnenden Bauern zu tragen hatten. Bezeichnend dafür ist ein ostfriesisches Sprichwort: „Hätten wir keinen Deich, dann könnten wir mit silbernen Pflügen pflügen.“ Hart waren die Deichgesetze. „Wer nicht will deichen, muß weichen.“ Gar mancher Bauer hat im Laufe der Jahrhunderte den Spaten in den Deich stecken müssen, das Zeichen dafür, daß er die Deichlasten nicht mehr tragen konnte. Mit dem weißen Stock in der Hand mußte er dann den Hof verlassen. Wer den Spaten herauszog, erbt beides, Hof und Deichlast.

Der friesische Bauer hat bis heute einen ewigen Kampf mit dem Meere führen müssen. Die Pflicht, sein Land gegen die Nordsee zu schützen, ging noch über die Pflicht, dem Kaiser und seinen Fürsten Heerfolge zu leisten. Sein Kampf hatte aber auch noch eine andere Front. Immer wieder versuchten landhungrige Fürsten, die fetten Marschlande zu erobern. Diese Tatsache des „Zweifrontenkrieges“ drückt der ganzen friesischen Geschichte ihren Stempel auf. Jahrhundertlang wehrten sie sich gegen Fürsten und Bischöfe. Das Beispiel der Stedinger ist noch heute bekannt. Zuletzt mußten sie aber doch den sturen Nacken beugen. Im Kampf mit dem Meer sind sie aber Sieger geblieben. Hier gingen sie sogar von der Verteidigung zum Angriff über. „Gott schuf das Meer, der Frieze die Küste“ heißt ein altes stolzes Wort. Das dem Meer entrungene Neuland hat in den einzelnen Landesteilen verschiedene Bezeichnungen. Polder nennen es die Ostfriesen, Groden die oldenburgischen Friesen und Koog die Nordfriesen. Das Dritte Reich ist diesem Ringen um Neuland machtvoll zu Hilfe gekommen.



Der friesischen Geschichte ist aber leider auch ein tragischer Grundzug eigen: Bruderfehde hat immer wieder das Land zerfleischt. Bauern schwangen sich zu Häuptlingen auf und bekriegten den Nachbarn. Selten waren die Friesen politisch einig. Edzard der Große hat allerdings einmal den Traum eines Großfriesland geträumt, von der Zuidersee bis zur Weser; aber auch er mußte zuletzt schmerzlich verzichten. Der Friede von 1648 trennte die Westfriesen vom Reich, der Friede von 1918 einen Teil der Nordfriesen. Das Stammesgefühl ist aber bei allen noch recht lebendig. Die großen Friesentagungen in allen drei Landesteilen haben das schlagend bewiesen.

Mit dem Begriff Friesen verbindet man noch heute allgemein das Beiwort „frei“. Das ist nicht nur in der Geschichte begründet, sondern auch in der Siedlungsweise. Der friesische Bauer wohnt am liebsten mitten in der grünen Einsamkeit der Marsch auf seinem Hof, der eine Welt für sich ist. Ein breiter Graben, eingesäumt von hohen Bäumen, deren Kronen der Nordwest herrisch beugte, umschließen schützend, aber auch absondernd, den bäuerlichen Sitz. „Plaatsen“ nennt man sie in Ostfriesland, „Hauberge“ in Nordfriesland. Im Gegensatz zum Niedersachsenhaus ist beim friesischen Haus alles unter einem Dach. Die Wohnweise sondert den friesischen Bauern schon ab. Gegen den Fremden, den „Butenlanner“, ist er nicht nur verschlossen, sondern sogar abweisend. J. Swart schrieb 1910 in seinem bedeutenden Werk „Zur friesischen Agrargeschichte“: „Der Marschbauer steht auf der sozialen Stufenleiter obenan. An Ansehen überragt er nicht nur den Dorfhandwerker, sondern auch den Bürger der Stadt, wenn man von den nicht sehr zahlreichen größeren Kaufleuten, Industriellen und von den höheren Beamten absieht. Dem Geistlichen fühlt er sich ebenbürtig, auf den Schulmeister sieht er noch jetzt herab. Jeder sitzt wie ein kleiner König auf seinem Besitz: bedächtig, geraden Sinnes, von einem starken Unabhängigkeitsgefühl, dessen Rehrseite leicht Starrsinn und Mißtrauen sind, Eigenschaften, zu deren Ausprägung allerdings auch die politische Geschichte ihr gut Teil beigetragen haben mag.“ Die Behörden haben es manchmal mit dem friesischen Bauern nicht leicht gehabt. Wie er den Verwaltungsbeamten einschätzt, zeigt eine kleine Geschichte von der Insel Föhr. Der Landrat kommt einmal, um eine Sache an Ort und Stelle mit einem Bauern zu behandeln. Der Bauer erkundigt sich erst umständlich danach, was sein Besucher für ein Mensch ist. Als er hört, Landrat, sagt er ganz trocken, natürlich auf Plattdeutsch: „Hab' mir gleich gedacht, also eine Art Knecht.“ Zu den Eigenschaften, die Swart anführt, kommen auch heilloser Egoismus, Knickerigkeit und sehr oft Geiz. Hermann



Allmers, der es sicherlich gut mit seinen Landsleuten meinte, hat diese Eigenschaften scharf kritisiert. Besonders mancher Jungbauer und manche Jungbäuerin haben darunter bitter gelitten. Das alte patriarchalische Verhältnis, das auf dem Niedersachsenhofe noch allgemein üblich geblieben ist, ist von etwa 1850 an auf dem



Marschhofe immer mehr gewichen. Der soziale Unterschied wurde immer stärker betont, fing an mit dem gesonderten Mittagstisch für Herrschaft und Gesinde und endigte - wie im Krummhörn, einer Landschaft zwischen Dollart und Leybucht - mit dem gesonderten Platz im öffentlichen Wirtshaus. Die Ideen des Dritten Reiches haben aber auch hier schnell Wandel geschaffen, wo es noch not tat.

Wie man allgemein mit dem Begriff friesischer Bauer den der Freiheit verbindet, so auch den der Wohlhabenheit. Wir haben aus dem Mittelalter

zahlreiche Bilder deutscher Bauern, auf denen sie in demütiger Haltung in schäbiger Kleidung erscheinen. Ganz anders dagegen beim friesischen Bauern. Unico Manninga hat uns aus dem 16. Jahrhundert ein friesisches Trachtenbuch überliefert. Verschwen-derlich ging man mit kostbarem Tuch und feinen Spitzen um; aber außerdem war die Kleidung der friesischen Bäuerin noch reich mit Goldblechen und anderm Schmuck versehen. In den friesischen Sagen wird uns ferner ausdrücklich versichert, daß Gott Sturmfluten sandte, um den Bauern wegen seiner üppigen und gottlosen Lebensweise zu bestrafen.

Deutlich zeigt die Jugend der friesischen Bauern den Typ nordischer Rasse. Schon im Sprichwort wird der Freier als Mann mit blauen Augen und blondem Haar bezeichnet. Die Friesen haben große Schädel, eine bedeutende Schädelhöhe, lange schmale Gesichter, die Körpergröße ist durchweg 1,70 m. Aus dem Jahre 1887 sind uns über die Vorherrschaft des blonden Typs genaue Unterlagen bekannt: Ostfriesland hatte 72,39 vH, das oldenburgische Friesland 72,90 vH und Nordfriesland sogar rund 85 vH.

Es nimmt nicht wunder, daß der friesische Bauer, der wie kein anderer mit dem Boden und seiner Geschichte verbunden ist, Altväterstite nicht nur treu überliefert hat, sondern sie auch weiterhin pflegt. Es ist natürlich, daß mit der Änderung der Wirtschaft mancherlei vergessen werden mußte, z. B. die alten Bräuche bei der Rapsernte; den alten Fruchtbarkeitszauber nach der Ernte, das „Waaln“, kennt man aber noch heute. In der „Theelacht“ sind uns ferner Reste uralten Bauerntums bis heute überliefert. Im Rathaus zu Norden ist die alte Theelkammer, in der vor Weihnachten und vor Ostern den Theelbauern in feierlicher Form die ihnen aus dem „Theelland“ zustehenden Gelder verteilt werden. Der Sage nach geht dieses Brauchtum auf die Normannenzeit zurück. 884 sollen friesische Bauern die Normannen bei Norden vernichtet haben. Die Forscher bringen diese Sitte aber mit dem Land in Verbindung, das Bauernschaften dem Meer abgerungen haben. 1586 ist das Theelrecht bereits aufgezeichnet worden.

Obwohl die friesischen Lande im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zerspalten worden sind, eine Sitte hat sich bei allen erhalten: das Klootschleßen. Dies ist ein friesischer Nationalsport und kann, was die Leidenschaft, mit der man es treibt, betrifft, mit den Stierkämpfen in Spanien, den Gladiatorenspielen im alten Rom, mit dem Steinwerfen und Ringen in der Schweiz verglichen werden. Wenn der kahle



Frost über die Felder geht, holt man die schwere Klootkugel hervor, hängt sie öffentlich in einem Wirtshaus auf, und wer sie abnimmt, nimmt den Kampf an. Es ist immer ein Kampf der Gemeinschaft, Dorf gegen Dorf oder Landschaft gegen Landschaft. 10 000 Zuschauer sind keine Seltenheit. Es gibt Kämpfer, die einen Wurf von 184 m erzielen, wie beim großen Klootschießen 1922 zu Diekmannshausen.

Nur von der alten Tracht haben sich die meisten Bauern abgewandt. Um 1900 trug man allerdings in den Poldern des Rheiderlandes noch bunte Kleidung, aber nur noch bei dem Gesinde. Dagegen sind die Bauern auf der Insel Föhr wegen der hübschen Mädchentrachten in ganz Deutschland bekannt. Die weit verbreitete Ansicht, daß auf den Inseln nur Fischer und Schiffer wohnen, ist grundfalsch. Der Halligbauer beherrscht alles. Auf seinem kleinen Eilande hat sich die altgermanische Allmende in reinsten Form erhalten. Föhr kennt eine Mischung aus Bauerntum und Seefahrern. Die Landverluste haben hier - wie auch auf Nordstrand - aus manchem Bauern einen Fahrsmann gemacht. Als Föhr einst die Pflanzschule der Walfänger war, da ist hier auch mancher Jungbauer dem Pflug untreu geworden, und er ist zur Zeit des Biffenbrenns mit hinausgefahren, die „Goldminen des Nordens“ auszubeuten. Nirgends ist Bauerntum und Seefahrt so stark miteinander verbunden wie auf Föhr, auf keiner Insel ist aber auch soviel unberührtes Friesentum erhalten geblieben wie auf dieser fruchtbaren Insel, die in Nieblum ein Dorf hat, das einmal ein berühmter Mann das schönste Dorf Deutschlands nannte. Diese Verbundenheit zweier Berufe zeigt sich auch in der alten Sitte des Marsches rund um Föhr, Rundföhr, wie man kurz sagt. Bauernjunge und Seefahrerjunge treten in feierlicher Weise den Marsch an, der für sie so etwas wie eine Schwertleite ist.

So sehr der friesische Bauer auch treu am alten hängt, seine Sprache hat sich der Sprache des großdeutschen Bauern untergeordnet. In den Harden Nordfrieslands, auf Amrum, Föhr spricht man zwar auch heute noch friesisch. Alle reichsdeutschen friesischen Bauern eint aber schon lange das Band der hochdeutschen Schriftsprache, und darin liegt gewissermaßen ein politisches Bekenntnis, das Hermann Allmers im „Friesenlied“ in die schönen Worte kleidete:

Doch am heiligsten halten das Herzensband,
Das uns fesselt ans größere Vaterland.

Fremde Hand über mecklenburgischem Land

Die liberalistische Auffassung vom Boden als bewegliche Ware und Erwerbkapital hat auf das Bauerntum einen verhängnisvollen Einfluß ausgeübt und widersprach den Lebensgesetzen der Nation. Erst heute, wo diese Epoche abgeschlossen ist, können wir dies voll und ganz beurteilen. So stellte z. B. S. Seeberg¹⁾ fest, daß in der Prignitz die Bauernstellen nach der Bauernbefreiung sehr oft und immer wieder in fremde Hände gekommen sind, wodurch das innere Gefüge der Dorfgemeinschaft stark gelockert wurde. In Mecklenburg hat sich die Entwicklung in besonderen Bahnen vollzogen, und es dürfte sich lohnen, diese nur wenig bekannten Dinge einmal näher zu beleuchten²⁾.

Als das Jahr 1820 die mecklenburgischen Bauern von der Leibeigenschaft befreite und ihnen die persönliche Freiheit gab, wurden sie damit noch nicht zu freien Bauern auf eigenem Grund und Boden, wie es in anderen Ländern geschah. Der Bauer hatte nach wie vor an der Hufe, die er bewirtschaftete, keinerlei Eigentumsrecht, er war lediglich Pächter. Auch die Gebäude, das Vieh, die Saaten, alle Geräte gehörten als sogenannte „Hofwehr“ dem Grundherrn. Ebenso wenig konnte der Bauer einen erblichen Anspruch auf die Hufe geltend machen; jedoch war es üblich, daß der älteste Sohn den Hof erhielt, wenn er die nötigen Fähigkeiten besaß. Verließ der Bauer also, nachdem er seit 1820 nicht mehr Schollengebunden war, seinen Hof, so verlor er damit zugleich seine Existenz.

Allerdings plante man nach der Aufhebung der Leibeigenschaft schon, feste Besitzrechte für die Bauern zu schaffen. Ein fürstliches Reskript von 1822 stellte es den Bauern frei, ihren Hof in Erbpacht zu nehmen, und schlug vor, alle diejenigen Höfe, die zur Disposition der Grundherrschaft zurückfielen (bei kinderlosem Tod des Bauern), möglichst in Erbpacht auszugeben. An eine allgemeine Vererbpachtung war also nicht gedacht und konnte, solange die Hufenseparation nicht durchgeführt war, auch nicht erfolgen. Erst 1867 wurde die Vererbpachtung aller Domänialbauern beschlossen und bis 1875 im großen ganzen durchgeführt. Lediglich 26 vH der Bauern saßen bereits

¹⁾ Dorfgemeinschaft in 300 Jahren = Berichte über Landwirtschaft 142, Sonderheft 1938.

²⁾ Ich muß mich auf die Domänialbauern beschränken, da für die Bauern im Gebiet der Ritterschaft und der Landesklöster kaum Material vorhanden ist. — An Lit. vgl. Walter Struh, Die Entwicklung und jetzige Gestaltung der bäuerlichen Nutzungsrechte in Mecklenburg = Recht des Reichsnährstandes 1938; C. v. Diehe und C. A. Heuschert, Die Erbpacht in Mecklenburg = Berichte über Landwirtschaft, N. F. 7, 1928; H. Paasche, Die rechtliche und wirtschaftliche Entwicklung des Bauernstandes in Mecklenburg — Schwerin, 1883; R. H. Westphal, Die Entwicklung der bäuerlichen Belastungen im Meckl. Domänium vom 16. Jahrhundert bis zur Bauernbefreiung, 1935; C. Bald, Die Vererbpachtung der Domänialbauern in Mecklenburg — Schwerin, 1894; C. Bald, Zur Geschichte der Vererbpachtung der Domänialbauern in Mecklenburg — Schwerin, 1869; M. Wiggers, Die Reform der bäuerlichen Verhältnisse im Domänium des Großherzogtums Mecklenburg — Schwerin, 1869.

auf Erbpacht, alle übrigen Bauern hatten jetzt nur die Wahl, ihren Hof unter den neuen Bedingungen zu behalten oder ihn an die Grundherrschaft zurückzugeben.

Auch bei der Vererbpachtung erhielten die Bauern ihre Höfe nicht zu freiem Eigentum, sondern erwarben nur ein Nuzigentum daran, während sie die sogenannte Hofwehr käuflich erwerben mußten. Die Hufe durfte weder geteilt noch mit anderen Grundstücken vereinigt werden, aber der Bauer konnte sie verkaufen und frei über sie verfügen; so hatte er jetzt das Recht, Altenteile und Abfindungen der weichen Erben nach eigenem Ermessen festzusetzen, während dies zuvor von der Grundherrschaft bestimmt wurde. Bei Verkäufen hatte die Kammer ein Vorkaufsrecht, die auch jeden neuen Besitzer anerkennen mußte und dafür 2 vH des Wertes der Hufe einzog; nur bei Verkäufen an Blutsverwandte bis zum 4. Grad, bei Erbschaften und bei Zwangsverkäufen fiel diese Gebühr fort.

Die Durchführung der Vererbpachtung geschah nach folgenden Grundsätzen²⁾: Hatten die Ländereien einen Bestand bis zu 120 bonitierten Scheffeln, so erhielt der Bauer seine Hufe ohne Entschädigung; für die Ländereien über 120 Scheffel mußte er entweder ein Erbstandsgeld zahlen oder diese Flächen an die Grundherrschaft zurückgeben. Für den Erwerb der Saaten und des Inventars wurde eine billige Taxe von 1806 zugrunde gelegt. Für Gebäude brauchten nur diejenigen Bauern etwas zu bezahlen, die über 70 bonitierte Scheffel an Ländereien hatten, und zwar für jeden Scheffel zwischen 70 und 120 Scheffel 2 vH des halben Brandkassenwertes und bei über 120 Scheffel die volle Brandkassentaxe. Die Erbstands- und Kaufgelder wurden als Hypothek ins Grundbuch eingetragen, wofür die Bauern jährlich 4 vH Zinsen und 1 vH zur allmählichen Amortisation des Kapitals, zum sog. sinkenden Fonds, zu zahlen hatten. Der Bauer konnte diese Gelder auch ganz oder teilweise abzahlen.

Für die Überlassung des erblichen Nutzungsrechtes an der Hufe zahlte der Bauer an Stelle der bisherigen Pacht den sog. Kanon, der nach den Veranschlagungsgrundsätzen von 1865 ermittelt und zum 25fachen Betrage kapitalisiert wurde. Dieses Kanonkapital wurde als Hypothek in das Grundbuch eingetragen, und zwar an erster Stelle, und mit 4 vH verzinst. Zunächst war der Kanon seitens der Erbpächter unkündbar, erst 1875 gestattete man ihnen dieses, jedoch mußte das gesamte Kapital auf einmal ausgezahlt werden. Im übrigen sollte der Kanon auf ewige Zeiten währen.

Waren die mecklenburgischen Dominiabauern auch jetzt noch nicht zu völlig freien Bauern auf eigenem Grund und Boden geworden - erst 1933 wurde das Obereigentum des Staates beseitigt und der Kanon abgelöst -, so bedeutete die Vererbpachtung doch einen Fortschritt. Alle Beschränkungen, die den Bauern hinsichtlich ihrer Wirtschaftsführung bisher auferlegt waren, fielen nun fort, und die Bauern konnten jetzt daran gehen, durch Meliorationen, Dränagen, Anschaffung von neuzeitlichen Geräten und besserem Vieh einen höheren Reingewinn zu erzielen, der sich fortan nicht mehr in einer Erhöhung der Pacht auswirkte, sondern den Bauern zugute kam. Segensreich war die Bestimmung, daß die Höfe nicht geteilt werden durften, nachteilig wirkte sich dagegen aus, daß die Altenteile und Abfindungen von den Bauern selber festgesetzt wurden und daß die Höfe frei verkäuflich waren.

²⁾ Vor 1867 galten teils andere Bestimmungen, auf die ich im Rahmen dieser Arbeit nicht näher eingehen kann, sondern auf die Literatur verweisen muß.

Die Vererbpachtung brachte zunächst auch eine finanzielle Mehrbelastung der Bauern, und gerade bei diesem Punkt setzte schärfste Kritik ein. Das Reskript von 1867 rief zahlreiche Streitschriften herauf, von denen besonders die Fehden zwischen dem Rostocker Professor Wiggers und dem Finanzrat Balck zu nennen sind. Während die einen zu zeigen versuchten, daß die Bauern unter den neuen Bedingungen und Belastungen nicht würden bestehen können und der Staat ein gutes Geschäft mache, behaupteten die anderen, daß die Vererbpachtung sich segensreich für die Bauern auswirke.

Erst heute, wo durch das Reichserbhofgesetz das Zeitalter des Erbpächters abgeschlossen ist und wir diese Epoche überblicken können, ist es möglich, darüber ein Urteil zu gewinnen, ob die Vererbpachtung die Folgen gehabt hat, die der Staat damit bezweckte, nämlich die Schaffung eines gesunden, leistungsfähigen und schollenrerwurzelten Bauernstandes. Haben die Befürchtungen mancher Kenner sich erfüllt, daß die Höfe nun rasch und oft in fremde Hände übergehen würden?

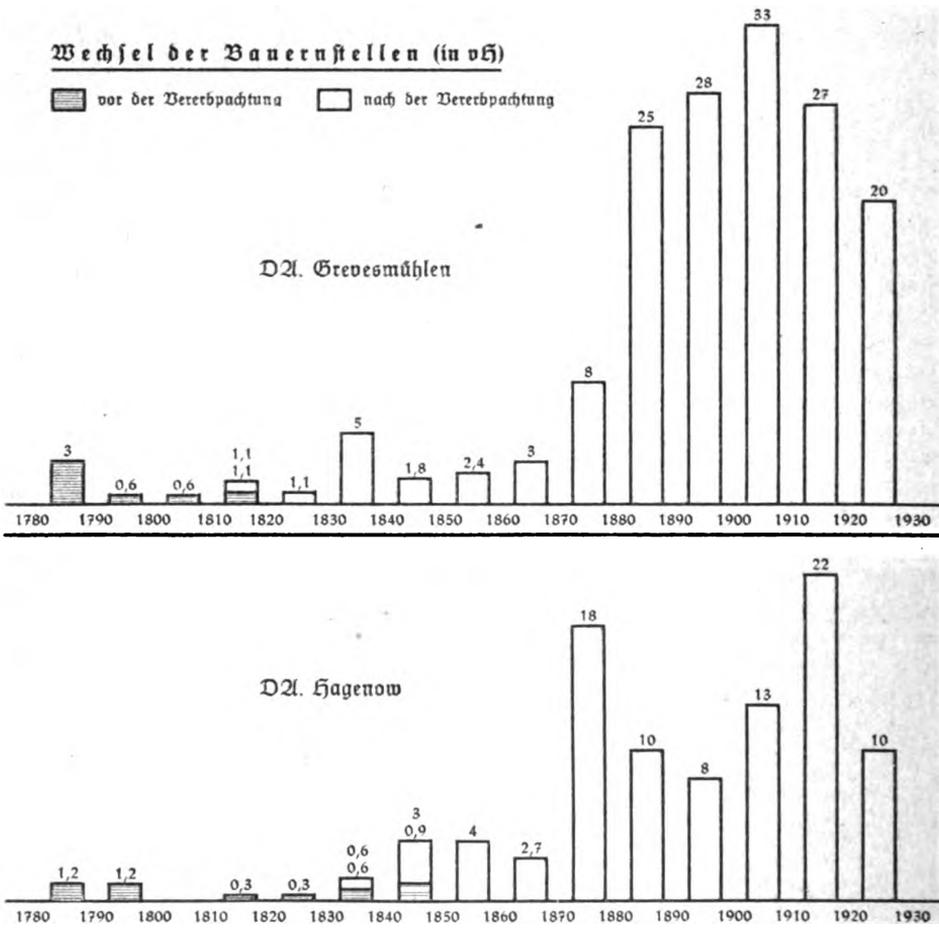
Um diese Fragen zu klären, untersuchte ich in zwei mecklenburgischen Domanialämtern sämtliche Bauernstellen auf ihre Besitzverhältnisse hin, und zwar nicht nur seit der Vererbpachtung, sondern bereits aus der Zeit davor, um den Einfluß der Vererbpachtung deutlicher zu erkennen. Ich wählte ein Amt mit gutem Boden, D.A. Hagenow (Domanialamt) Grevesmühlen, und eins mit schlechtem Boden, D.A. Hagenow. Zur Verfügung standen mir im Mecklenburgischen Geheimen- und Hauptarchiv die Stellen- und Kammerakten⁴⁾, die für jeden Hof genaue Angaben über die einzelnen Besitzer und ihre Familien enthalten. Sie beginnen etwa Mitte des 18. Jahrhunderts und reichen bis 1933. Das Jahr 1780 bildet den Ausgangspunkt meiner Untersuchung, da erst seit diesem Jahr für alle Höfe die nötigen Unterlagen vorhanden waren. Insgesamt wurden 500 Bauernstellen berücksichtigt; einige mußten wegen fehlender Akten ausscheiden. Bei jedem Besitzwechsel wurde genau festgestellt, ob es sich nur um einen Interimswirt, Übergang an den Schwiegerohn oder einen Blutsverwandten handelte oder ob der Hof durch Abmeierung, Kauf oder Zwangsversteigerung in fremde Hände gelangte.

Verfolgt man zunächst ganz allgemein, wie weit die Höfe zwischen 1780 und 1933 im Besitz derselben Sippe geblieben sind und wie oft sie einen fremden Besitzer erhalten haben, so ergibt sich, daß im D.A. Hagenow 43 vH der Höfe gewechselt haben, im D.A. Grevesmühlen 57 vH, wie folgende Tabelle zeigt:

	Hof in der Familie geblieben	Hof gewechselt	a) vor der Vererbpachtung	b) bei der Vererbpachtung	c) nach der Vererbpachtung
D.A. Hagenow	57 vH	43 vH	5 vH	4 vH	34 vH
D.A. Grevesmühlen	43 vH	57 vH	5 vH	15 vH	37 vH

⁴⁾ Rep. 92 b und m Domanialämter Grevesmühlen und Hagenow, Rep. 92 a Kammerkreise Schönberg und Hagenow.

Vor der Vererbpachtung ist der Wechsel außerordentlich gering, in beiden Ämtern beträgt er nur je 5 vH. Folgende Möglichkeiten kommen ganz allgemein für diese Zeit bei einem Besitzwechsel in Frage, da Verkäufe ja nicht möglich sind: 1. Verlassen der Stelle seitens des Bauern, 2. Abmeierung des Bauern seitens der Grundherr-



schaft, 3. Heimfall an die Grundherrschaft bei kinderlosem Tod des Bauern. In beiden Ämtern hat kein Bauer seine Stelle verlassen, weder heimlich durch Flucht, solange die Leibeigenschaft noch bestand (was im 17. Jahrhundert gelegentlich vorkam), noch nach 1820, wo niemand ihn hätte hindern können. Auf Abmeierung und Heimfall entfallen sowohl im Dl. Hagenow als auch im Dl. Grevesmühlen je 50 vH. Berücksichtigt man den geringen Besitzwechsel in dieser Zeit, so sieht es im Domanium mit der Absetzung der Bauern doch nicht so schlimm aus, wie es oft

hingestellt wird. Auch bei Untauglichkeit eines Bauern war man bemüht, den Hof für die Familie zu „konservieren“ (Einsetzung eines Interimswirtes oder Verpachtung).

Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat keinerlei Einfluß auf die Seßhaftigkeit ausgeübt, einen um so tieferen dagegen die Vererbpachtung. Schon bei ihrer Durchführung mußten eine Reihe von Stellen den Besitzer wechseln, besonders im Dtl. Grevesmühlen (15 vH, im Dtl. Hagenow 4 vH). Größtenteils handelte es sich um Stellen, die schon vor der allgemeinen Vererbpachtung als heimgefallene Hufen in Erbpacht wieder verliehen wurden, teilweise auch um Stellen, deren Besitzer nicht auf die neuen Bedingungen eingehen wollten. Nach der Vererbpachtung müssen wir dann einen sehr starken Besitzwechsel feststellen. Im Dtl. Hagenow gingen bis 1933 34 vH der Bauernhöfe in fremde Hände über, im Dtl. Grevesmühlen 37 vH.

Die Vererbpachtung hat den mecklenburgischen Bauern wohl theoretisch ein festes Besitzrecht gebracht, aber nicht die erwünschte Festigung des bäuerlichen Besitzes zur Folge gehabt, wie man bisher wohl vielfach annahm. Während vor der Vererbpachtung nur selten ein Hof in fremde Hände gelangte, obgleich die Bauern jederzeit abgesetzt werden konnten, wurde er jetzt vielfach zum Spekulationsobjekt. Im Durchschnitt kommen in beiden Ämtern auf jeden Hof, der wechselte, 2,7 Besitzer, doch weisen einige Höfe 10 bis 13 Besitzer auf. 11 vH der Verkäufe waren Zwangsversteigerungen. Geht man einmal nicht von der einzelnen Sippe, sondern von dem Hof aus und stellt fest, wie viele Verkäufe von Bauernstellen in den einzelnen Jahrzehnten vorkommen, so erhält man ein deutliches Bild von den Folgen der Vererbpachtung (vgl. die nebenstehende Abbildung).

Im Dtl. Hagenow steigt die Anzahl der Verkäufe unmittelbar nach der Vererbpachtung stark an, fällt dann wieder, um zwischen 1910 und 1920 den höchsten Stand mit 22 vH zu erreichen. Im Dtl. Grevesmühlen nehmen die Verkäufe erst seit 1880 größeren Umfang an, bleiben aber bis 1920 durchweg auf der gleichen Höhe, um dann, wie in Hagenow, etwas zu fallen. Der größte Wechsel erfolgte in beiden Ämtern nicht sofort nach der Vererbpachtung, sondern erst nach 1900.

Es stimmt nachdenklich, daß gerade im Dtl. Grevesmühlen mit seinem guten Boden seit 1880 jährlich über 20 vH, ja bis zu 33 vH der Höfe in fremde Hände übergegangen sind, denn das Bestreben, einen besseren und größeren Hof durch Verkauf des alten zu erlangen, dürfte hier nur selten vorliegen.

Noch bedenklicher wird das Bild, wenn man die Persönlichkeiten der Käufer betrachtet in Hinblick auf ihre Eignung, einen Bauernhof zu bewirtschaften. Im Dtl. Grevesmühlen waren 19 vH der Käufer keine Landwirte, im Dtl. Hagenow sogar 30 vH, unter ihnen Rentner, Industrielle, Kaufleute, Viehhändler und jüdische Gütermakler übelster Sorte, die die geschäftsunkundigen Bauern betrunken machten oder „verwerfliche Mittel“ gebrauchten, um sich in den Besitz des Hofes zu bringen, den sie nach acht Tagen weiterverkauften und dabei mehrere tausend Mark in ihre Tasche steckten. Da bisher in Mecklenburg kaum Land käuflich erworben werden konnte, war die Nachfrage jetzt sehr groß, und die Preise stiegen von Jahr zu Jahr.

Manch ein Bauer wurde hierdurch veranlaßt, seinen Hof zu verkaufen und in der Stadt ein bequemes Rentnerdasein zu führen. Andere wieder wurden durch wirt-

schaftliche Not dazu gezwungen. Denn neben der zunächst finanziellen Mehrbelastung durch die Vererbpachtung machte es sich bald nachteilig bemerkbar, daß die Altenteile und Abfindungen jetzt erheblich höher waren als zuvor und die Leistungsfähigkeit des Hofes überstiegen. Zu klären wäre noch die Frage, ob die Vererbpachtung sofort einen häufigen Wechsel herbeiführte oder erst später. Es wurde daher jeder erste Übergang eines Hofes von einer eingefessenen Sippe in fremde Hand festgestellt, und zwar gesondert für die Höfe, die bereits vor 1867 und für diejenigen, die darnach vererbpachtet wurden.

Wir sehen, daß im DL. Hagenow sowohl die älteren als auch die neueren Erbpachtstellen bereits zwischen 1870 und 1880 stark wechseln, während im DL. Grevesmühlen die Verkäufe erst nach 1880 und besonders nach 1890 bedeutender werden. Am meisten tritt jedoch der erste Wechsel in beiden Ämtern erst nach 1900 ein. Die finanzielle Belastung, die in den ersten Jahren nach der Vererbpachtung auf den Bauern lag, hat sich also nicht in dem Umfange, wie mitunter angenommen, dahin ausgewirkt, daß sie ihre Höfe verkaufen mußten. Auch die Auffassung von Dietze und Heuschert⁵⁾, daß die Vererbpachtung die beabsichtigte Festigung des bäuerlichen Besitzes erreicht habe, ist zu berichtigen, denn die Aufstellung von Ehrenberg, auf der sie fußt, berücksichtigt nur den Wechsel in den ersten 30 Jahren nach der Vererbpachtung, nicht aber die spätere Zeit. Erst als die erste Generation der Erbpächter die Belastungen durch die hohen Abfindungen zu spüren bekam und gleichzeitig der Verkauf der Höfe durch die ständig steigenden Preise lohnend wurde und das Leben in der Stadt lockte, setzte der größte Wechsel ein.

Auch auf das innere Leben eines jeden Dorfes hat die Vererbpachtung ihre ungünstigen Wirkungen ausgeübt. Bildete bisher jedes Dorf im großen und ganzen eine Gemeinschaft von Blutsverwandten, so änderte sich dies, als fremde Menschen, die zu den Bauern keinerlei Beziehungen hatten, ins Dorf kamen und, kaum heimisch geworden, wieder weiterzogen. Die feste Dorfgemeinschaft, die vordem bestanden hatte, lockerte sich mehr und mehr, und die alten Sitten und Gebräuche gingen verloren⁶⁾.

Für Mecklenburg ergibt sich somit nach der Vererbpachtung das gleiche Bild wie in der Prignitz nach der Bauernbefreiung. Als glücklicher Umstand darf für Mecklenburg jedoch gelten, daß die Vererbpachtung sich nur bei zwei Generationen auswirken konnte und das Reichserbhofgesetz 1933 die liberalistischste Auffassung von Besitz und Boden beseitigte und den Bauern die Rechte, aber auch die Pflichten gab, die ihnen als Blutsquell und Nährquell der Nation zukommen.

⁵⁾ a. a. O. S. 9.

⁶⁾ Vgl. hierzu meine Arbeit „Das mecklenburg. Landvolk in seiner bevölkerungspolitischen Entwicklung“ = Schriftenreihe des Arbeitskreises „Bäuerliche Lebensgemeinschaft“ 1940.

Das Reichserbhofgesetz und seine Bedeutung für die Sicherstellung wertvoller Blutsstämme

Die Gefahr eines Niedergangs des Deutschen Volkes durch Überhandnahme minderwertigen Blutes in den Geschlechterfolgen ist heute überall erkannt. Sie muß auf jede nur denkbare Weise bekämpft werden, nicht nur durch Ausmerzen des Erbunzüchtigen, sondern auch durch Pflege und Sicherstellung wertvoller Blutsstämme. Daß das Reichserbhofgesetz in stärkstem Maße in diesem Sinne wirkt und auf lange Sicht die Erhaltung guter Blutsstämme fördert, leuchtet am besten ein, wenn man die Geschichte von Bauernhöfen verfolgt, die nach ähnlichen Erbgesetzen seit Jahrhunderten in gerader Linie vererbt wurden. Das alt-sächsische Recht, das vom Reichserbhofgesetz in vielen Punkten wieder aufgenommen wird, hat sich wohl am längsten im Gebiete des ehemaligen Herzogtums Sachsen-Lauenburg erhalten. Dieses kleine Land an der Niederelbe hat lange unter askanischen Herzögen ein selbständiges Herzogtum gebildet. Nach deren Aussterben im Jahre 1689 kam es an Hannover. Seit 1816 ist es größtenteils unter dem Namen „Kreis Herzogtum Lauenburg“ an Schleswig-Holstein angegliedert.

Es wäre leicht, tausend und mehr Beispiele für die Erhaltung guten Bauernblutes durch das sächsische Höferecht in diesem Lande beizubringen, und so mancher Bauer im Lauenburgischen weiß und empfindet, woher seine gute Bauernart kommt. Bezeichnet sich doch mancher noch heute als Saxe, ein Ehrenname, den er dem Lüneburger Nachbarn durchaus streitig macht, wohl wissend, daß das Fürstentum Lüneburg seit Heinrichs des Löwen Sturz nicht mehr zum Herzogtum Sachsen gehörte.

Der Bauer Franz von Rautenkranz

Ein Beispiel besonderer Art ist aber wert, aus der Menge hervorgehoben zu werden, nämlich die Hofgeschichte des Bauern Franz von Rautenkranz in Darchau an der Elbe. Hier handelt es sich nämlich um wirkliche blutsmäßige Nachkommen des ausgestorbenen askanischen Herzogshauses¹⁾. Während sonst die Herkunft von Bauernfamilien sich meist im Dunkel verliert und nur wenige Adelsstippen ihren Stamm weit zurückverfolgen können, ist der Stammbaum von Fürstengeschlechtern schon immer sehr genau aufgezeichnet worden. Die Frage, ob es sich bei dem Lauenburgischen Zweige des Askaniischen Hauses um einen wertvollen Blutsstamm handelt, muß natürlich erhoben werden. Manches nicht eben Lobenswerte wird allerdings über die Lauenburger

¹⁾ H. Mayer, Zur Familiengeschichte derer von Rautenkranz als Nachkommen Herzog Franz-Karls, Lauenburgische Heimat 10 (1934), Seite 37/43, der wappentundliche Teil von Staatsarchivdirektor Dr. Stephan, Kiel.

Herzöge berichtet. Es ist aber zu bedenken, daß sich vieles erklärt aus dem Zwiespalt zwischen den Anforderungen des hohen Standes und den geringen Einkünften des kleinen Territoriums. Führten doch die Lauenburger den Titel „Herzog von Sachsen, Engern und Westfalen“ und erhoben mit Nachdruck Anspruch auf die Kurwürde und die Erbfolge in Obersachsen, die vom Kaiser jedoch nach dem Aussterben des ober-sächsischen Zweiges ihres Hauses 1423 an das Wettinische Fürstengeschlecht übertragen worden war. Seitens der nächstberechtigten Lauenburger Herzöge ist dies viele Jahre hindurch auf das nachdrücklichste angefochten worden. Als Herzöge von Sachsen und Inhaber der Kurwürde hätten sie zu den ersten aller weltlichen Reichsfürsten gehört. Ihr kleines Land gab aber weder die Machtmittel zur Durchsetzung der Ansprüche noch die Geldmittel zur Führung einer glänzenden Hofhaltung her. Dieser Widerstreit zwischen der Enge der äußeren Lebensverhältnisse und den hohen politischen Ansprüchen hat auch auf die Sprossen des Lauenburger Herzogsgeschlechtes in ihren letzten Generationen wie bei anderen deutschen Fürstenhäusern vielfach eine ungünstige verkümmernde Wirkung gehabt. Aber der Kern blieb gesund, dies zeigt sich besonders an dem immer wieder durchbrechenden kriegerischen Sinn des alten Reckengeschlechtes, dem auch die nordisch-kühne äußere Erscheinung der Lauenburger entsprach. Man ist daher durchaus berechtigt, von einem wertvollen Blutsstamm zu sprechen, lebte doch in den Lauenburger Herzögen außer dem Blut Albrechts des Bären das Heinrichs des Löwen, Widukinds und vieler anderer Helden, die in ihren Ahnentafeln auftreten.

Ein schönes Bild von Franz II. von Sachsen-Lauenburg mit 8 Söhnen befindet sich in der Kirche zu Büchen. Er hatte im ganzen 11 Söhne und 8 Töchter. Vier seiner Söhne spielten im Dreißigjährigen Kriege eine hervorragende Rolle, besonders Franz Albrecht und Franz Carl, der als erster deutscher Fürst für Gustav Adolf die Waffen erhob, aber bald von Pappenheim gefangengenommen wurde. Er ist der Stammvater der in Nordwestdeutschland verbreiteten Sippe „von Rautenkranz“. Dreimal war er standesgemäß verheiratet, die Ehen blieben jedoch kinderlos, obwohl er, wie aus einem erhaltenen Briefe hervorgeht, gern Kinder gehabt hätte. Wohl aber hatte er von einer englischen Dame eine Tochter Elisabeth Charlotte und von einer Geliebten aus dem Volke, deren Name nicht bekannt ist, vier Söhne. Die Tochter heiratete den Hofmarschall von Wedell, die Söhne erhielten den mit Elbzoll und Fährgerechtigkeit ausgestatteten Bauernhof in Darchau, der heute in zehnter Generation im Besitze der Nachkommen des ältesten der Söhne ist und dessen Freibrief noch heute mit der Unterschrift des Herzogs vorliegt.

Von dem beim Sturze Heinrichs des Löwen zerschlagenen alten Stammesherzogtum Sachsen war nur ein Restgebiet unter dem alten Titel als Herzogtum Sachsen an die Nachkommen Albrechts des Bären aus dem Anhaltinischen Hause Ballenstedt gelangt. Das alte Geschlechtswappen der Ballenstedter - ein Schild mit 5 schwarzen gelben Querbalken, in der Diagonale von links unten nach rechts oben belegt mit einem heraldisch filifortierten grünen Zweig, den man als Rautenkranz zu bezeichnen pflegt - wurde auch in das Wappen des Herzogtumes übernommen. In dieser Gestalt findet es sich an dem 1455 erbauten alten Rathaus von Hannover zwischen den Wappen der Herzog-

tümer Braunschweig und Lüneburg gleich nach dem Reichswappen. Ebenso ist es noch heute am Rathaus von Otterndorf und der Kirche in Lüdingworth bei Cuxhaven sowie in Lauenburg selbst zu sehen und gibt damit Kunde von der Erhaltung eines Herzogtums Sachsen im eigentlichen alten Niedersachsenlande.

Die Raute und der Rautenkranz als heraldische Figur bildeten ein stark umstrittenes heraldisches Problem²⁾. Soviel dürfte feststehen, daß der Rautenkranz im sächsischen Wappen ursprünglich als ein wirklicher Laubkranz und als Wappenfigur von individuellem Werte angesehen wurde. Es geht dies aus den Reiteriegeln der Sachsen-Lauenburgischen Herzöge aus dem 13. und 14. Jahrhundert deutlich hervor und entspricht auch der alten Wappensage, derzufolge der Rautenkranz im Wappen der sächsischen Herzöge auf eine Wappenverbesserung durch Kaiser Friedrich Barbarossa zurückgeht. Dieser soll als Zeichen seiner besonderen Huld bei einer Begegnung im Walde den Balkenschild seines verdienten Vasallen, des Markgrafen Albrecht des Bären, mit einem grünen Zweig, den er vom Baume brach, geschmückt haben. Zunächst ganz unabhängig von unserem sächsischen Rautenkranz bildete mit der weiteren Entwicklung des Wappenwesens und seiner heraldischen Formensprache sich der Brauch heraus, das Stammwappen eines Geschlechtes mit gewissen Beizeichen zu versehen, um abgezweigte jüngere Linien zu kennzeichnen. Sehr beliebt war es, zu diesem Zwecke die Schildfigur mit einem Balken, am gewöhnlichsten mit einem Schrägbalken, zu belegen. Auch der sogenannte Bastardbalken zur Kennzeichnung nicht ehelicher Abkunft gehört zu diesen. Indem nun die Oberkante dieser Balken bald vielfach in gezinnter und verschnörkelter Gestalt dargestellt wurde, gewannen sie das gleiche Aussehen wie der wirkliche Rautenkranz, auf den sie dann anscheinend auch etwas von ihrer mindernden Bedeutung abgaben. Raute und Rautenkranz scheinen so einen gewissen Nebensinn, der ihnen ursprünglich fremd war, gewonnen zu haben. So mag es sich erklären, daß die Angehörigen des Sachsen-Lauenburgischen Herzogshauses diesen etwas zweideutigen Sinn auf das alte, seinem Wesen nach ihnen nicht mehr recht deutliche Wahrzeichen angewendet haben. Bereits der Großvater des vorgenannten Herzogs Franz Carl, Herzog Franz I., gab seiner unehelichen Nachkommenschaft den Namen Rautenstein. Franz Carl folgte daher anscheinend schon einer gewissen Familientradition, wenn er seiner gesamten nicht ehelichen Nachkommenschaft, sowohl derjenigen, die er mit einer Engländerin wie derjenigen, die er mit jener Geliebten aus dem Volke hatte, den Namen Rautenkranz beilegte. Derselbe Vorgang wiederholt sich dann bei seinem Vetter Gustav, von dem die schwedischen Rutenkranz abstammten.

Die auf dem Stammhose in Darchau ansässigen Rautenkranz, die Nachkommen jenes Mädchens aus dem Volke, führten wirklich auch seit alter Zeit ein Rautenkranzwappen. Es befindet sich auf einem auf dem Hofe seit 10 Generationen vererbten goldenen Siegelring mit den Buchstaben F C V R, Franz Carl von Rautenkranz, eben dem Sohne des Herzogs Franz Carl. Das Wappen zeigt einen gevierteilten Schild, im ersten und vierten Felde den schräg rechts gezogenen Rautenkranz, im zweiten und

²⁾ Vgl. Seyler, Geschichte der Heraldik, S. 759.

dritten Felde je ein gestürztes Seeblatt, durchspießt von einem mit der Spitze nach oben gerichteten Schwert, in der Helmzier befindet sich zwischen 2 Büffelhörnern ein ein Schwert schwingender bewaffneter Arm. Ein Vergleich des Wappens mit demjenigen, das an zahlreichen Beurkundungen des Herzogs Franz Carl in dessen Siegel geführt wird, zeigt, daß die Bestandteile des Rautenkranzschen Wappens dem väterlichen Wappen entnommen sind. Das letztere zeigt gevierteilten Schild, der mit dem diagonal über das erste und vierte Feld verlaufenden Rautenkranz belegt ist, darunter erscheinen im ersten und vierten Feld die Balken des Hauses Ballenstedt. Feld 2 zeigt den rechts gewendeten einköpfigen Adler (hier für Westfalen), Feld 3 drei 2 : 1 angeordnete Seeblätter für Engern. Es fehlen demnach dem Rautenkranzschen Wappen der Adler und die Balken des Ballenstedter Wappens, außerdem ist statt 3 Seeblättern nur eins im 2. und 3. Felde vorhanden, ferner hat der Rautenkranz nur 2 statt 3 Seeblattornamente. Hinzugefügt ist dem Rautenkranzschen Wappen das Schwert im 2. und 3. Felde, man darf hierin vielleicht eine Anspielung auf die kriegerische Tätigkeit des herzoglichen Vaters erblicken. Wir haben es also in dem Wappen des Rautenkranzschen Ringes offenbar mit einem geminderten Wappen zu tun, das auf die nicht ebenbürtige Herkunft seines Inhabers hinweist.

Es ist bezeichnend, daß dieser Ring im Erbganze immer beim Hofe blieb und nicht, wie es sonst bei Schmuckgegenständen in Niedersachsen oft üblich ist, in die weibliche Linie ging und damit zweifellos in den drei Jahrhunderten verloren worden wäre. Man sieht, wie wertvoll die Bestimmung des Reichserbhofgesetzes ist, daß solche Dinge im Erbganze beim Hofe bleiben, und die fahrende Habe nicht ohne weiteres in alle Welt verstreut wird. In Gegenständen wie diesem Ring ist ein großer familiengeschichtlicher Wert enthalten, der geeignet ist, die Verbundenheit der Familie mit einer stolzen Vergangenheit aufrechtzuerhalten und damit auch starke ethische Werte wie die Forderung nach Reinerhaltung des Blutes zu vermitteln in einer Art, wie es keine Form der Belehrung auf intellektuellem Wege vermag. In dieser Bauernfamilie in Darchau klammerte sich die Familienüberlieferung förmlich an den Besitz dieses Ringes, da keine anderen Erinnerungsstücke infolge einer völligen Zerstörung des Hofes durch einen Deichbruch im Jahre 1888 und durch die Bedrohung seines wirtschaftlichen Bestandes in Notzeiten vorhanden waren. Auch war die Heimat- und Hofgeschichte in den vergangenen Zeiten völlig in Vergessenheit geraten. Es ist bezeichnend für Niedersachsen, daß dieser Ring fast nie getragen und selten gezeigt wurde, der Familie aber ein Beweis für ihre besondere Abkunft blieb; von der Fremden gegenüber niemals gesprochen wurde. Sehr oft mögen solche Erinnerungsstücke in ihrem Wert verkannt und überschätzt werden, hier liegt jedoch ein Fall vor, wo die Öffentlichkeit ein Interesse daran hat, zur Pflege der allgemeinen Heimatgeschichte den wahren Wert zu erkennen und die Verbundenheit mit großen Ahnen zu empfinden.

Die schon erwähnte am 30. Juli 1654 ausgestellte Bestallungsurkunde belehnt den Franz Carl von Rautenkrantz mit einer Hufe Landes für die Dienste eines Zöllners, einer zweiten, wüsten Hufe für die Oberdeichschauerei und mit dem Gerstenkampe für das Schulzengericht. Außerdem erhält er die Deichstrafen und hat, wie aus

einer anderen Urkunde hervorgeht, das Recht auf Ausschank fremden Bieres. Offenbar war auch die Fährgerechtfame mit dem Zoll verbunden. Der Zoll war der Grenzzoll gegen das gegenüberliegende Lüneburger Elbufer an der belebten Straße Alzen-Wismar und der Ausfuhrzoll für das Holz des Amtes Neuhaus. Es war die bedeutendste Zolleinnahme des Amtes, welches dem niemals zur Regierung gekommenen Herzog Franz Carl von Sachsen-Lauenburg als Abfindung zuerteilt war. Nach und nach sind die Gerechtfame abgelöst worden, und nur noch der Hof in Größe von heute 43 ha mit Gastwirtschaft ist geblieben. Wer die Elbe von Hitzacker nach Lauenburg befährt, wird gegenüber der Fähre und Anlegestelle von Neudarchau den Hof wahrnehmen, dessen Gebäude aber nicht mehr so hoch aufgeführt sind wie vor 1888.

Bei Betrachtung der Stammtafel des Zöllners Franz Carl von Rautenkrantz bemerkt man, wie die jüngeren Söhne in Staatsdienste gehen - so sind schon die drei Brüder des Zöllners in Kriegsdiensten gefallen und verschollen - und weiter die Seitenlinien teils neue Höfe in Niedersachsen gründen, teils in der Stadt Hamburg Zuflucht finden und dort durch Not und Trübsal gehen, bis irgendwann einmal wieder ein Aufstieg erfolgt. Der Name „von Rautenkrantz“ wird in der vierten Generation nur noch für den ersten Sohn eingetragen, die andern heißen einfach Rautenkrantz.

Der Hoferbe „von Rautenkrantz“ starb aber im Alter von 16 Jahren, so daß der zweite Sohn den Hof erbt und die folgenden vier Generationen in Darchau nun einfach Rautenkrantz hießen. Nebenlinien aber, so Otto August von Rautenkrantz, der als Fahnenjunker in preußischen Diensten den Nachweis einer adligen Abkunft brauchte, nahmen den alten Namen „von Rautenkrantz“ mit Erlaubnis der hannoverschen Regierung wieder auf. So kommt es, daß in jeder Generation wenigstens einmal der volle Name „von Rautenkrantz“ auftritt, der heute sowohl von der Bauernfamilie des Stammhofes, wie auch von vielen Seitenlinien wieder aufgenommen worden ist zum Zeichen der Abstammung von den Herzögen von Sachsen, deren Andenken in ihnen fortlebt.

Auch der Vorname Franz Carl tritt im Andenken an den Zöllner Franz Carl von Rautenkrantz und den Herzog Franz Carl in der Stammtafel wieder und wieder auf. Er ist bei heute lebenden Gliedern der Sippe fünfmal vertreten.

Wir haben hier also ein, man möchte sagen, klassisches Beispiel für den Fall, daß ein wertvoller Blutsstamm jahrhundertlang durch die Wirkung von Gesetzen ähnlich dem Reichserbhofgesetz sich dergestalt vererbt hat, daß heute noch sehr zahlreiche Familien Niedersachsens ihr Blut direkt und mit erstaunlicher Sicherheit auf die größten Helden der deutschen Geschichte zurückführen können. Ist das Blut anderer Bauernfamilien gewiß auch oft nicht minder wertvoll, als das dieser Sippe, so haben wir doch hier einen Anhalt, der jeden mit berechtigter Freude erfüllen wird, der solche Ahnen hat. Mag deren Blut weiter in uns wirken als Ansporn zu guten und großen Taten unsererseits!

Weltanschauung und Leibeserziehung

Jede Weltanschauung, soweit sie überhaupt einer philosophisch-begrifflichen Darlegung zugänglich ist und zu ihrer eigentlichen Ausprägung nicht einer dichterischen Verkündung bedarf, ist Wiedergabe von Erlebnissen ihres Trägers, mögen diese in einmaliger Fülle ihn gleichsam überströmt haben, unverlierbar seiner Erinnerung als Tiefenerlebnisse, oder im Nacheinander sich langsam zu einer Grundanschauung kristallisiert haben. Jede Weltanschauung kann sich daher nur einem bestimmten, größeren oder kleineren Kreis von Menschen als mittelbar und verständlich erweisen. Sie muß zum mindesten eine gleichgelagerte Erlebnisfähigkeit beim andern voraussetzen, um eine werbende Wirkung auszuüben.

Wenn wir die Leibeserziehung einzubetten versuchen in einen weltanschaulichen Zusammenhang, so scheiden daher von vornherein alle diejenigen bei einer solchen Bemühung aus, denen Leibeserziehung im wesentlichen eine streng sachliche Angelegenheit ist, die ihren Wert durch die damit zu erzielenden Leistungen bewiesen hat und täglich beweist und daher keiner Wertung oder gar Verknüpfung mit weltanschaulichen Fragen bedarf. „Wozu brauche ich eine Weltanschauung, wenn ich am Neck einen Klimmzug mache, auf der Aschenbahn eine Runde laufe oder einen Gegner im Ringkampf besiege? Ich brauche sie ebensowenig wie der Arzt, welcher dem Kranken ein erprobtes Pulver verschreibt, oder der Geschäftsmann, welcher eine mit Sicherheit erfolversprechende Unternehmung einleitet. Ich bin sogar überzeugt, daß jede Weltanschauung die Gefahr mit sich bringt, das streng Sachliche der Vorgänge einer mehr oder minder unkontrollierbaren Handhabung zu opfern.“ Diesenigen, welche so sprechen, haben recht, solange man diese Vorgänge streng isoliert von allem übrigen Geschehen betrachtet, sie haben unrecht, sobald ich daran gehe, die Frage zu beantworten nach dem Sinn der Vorgänge im Ganzen des erzieherischen, ärztlichen oder wirtschaftlichen Geschehens. Die Tatsache, daß die genannten Gebiete erfüllt sind von Spannungen der verschiedenen Auffassungen bzw. die Wertungen gerade in den letzten Jahren durch den Einbruch nationalsozialistischer Ideen in Wandlung geraten sind, muß aufs neue die Frage hervorrufen, welche Bedeutung denn eigentlich die Leibeserziehung im Gesamtleben des Volkes einzunehmen hat und welche Ziele ihr zugesprochen werden müssen. Und diese Frage ist wieder aufs engste verknüpft mit der Frage nach dem wesentlichen Gehalt der Veranlagung, der Eigenart, wodurch sich der Deutsche von anderen Völkern abhebt. Wenn man den messbaren Erfolg zum alleinigen Maßstab erzieherischer Maßnahmen macht, so ist allerdings nicht einzusehen, wozu derartige Fragen überhaupt aufgeworfen werden. Zum mindesten sagt eine solche auf Messung beruhende Wertung über die größere oder geringere Qualität des Erfolgsträgers nichts aus. Es gibt plutokratisch eingestellte Gesellschaftsschichten, z. B. in den

angelsächsischen Ländern, in welche nur derjenige als vollwertig aufgenommen wird, dem bei seinen geschäftlichen Unternehmungen ein Erfolg bis zu einer bestimmten Minimalsumme, sagen wir eine Million, beschieden war. Und es ist ebenso möglich, daß sich ein Schwerathletikklub bildet, zu dessen Mitgliedschaft das Stammen eines bestimmten Minimalgewichtes erforderlich ist. Die Isolation derartiger Gruppen zeigt schon, daß hier ein Prinzip wirksam ist, das niemals alleingültig in Anwendung gebracht werden darf, wenn die Frage nach der Wertung der Leibeserziehung schlechthin, d. h. im Zusammenhang des ganzen Volkslebens erhoben wird. Etwas paradox ausgedrückt: die Meßbarkeit allein gibt keinen Maßstab ab, dieser muß aus einer anderen Schicht des Erziehungsvorganges abgeleitet werden. Die Meßbarkeit allein ist eine internationale Angelegenheit, keine nationale, und sie ist keine deutsche Angelegenheit, am allerwenigsten in der Gegenwart, wo der Gedanke des Volksganzen und der Bezogenheit des einzelnen auf das Volksganze einen neuen Sinn erhalten hat. Die Wertung der Messung vom völkischen Standpunkt aus erfordert daher das Hineinwirken eines anderen Prinzips, das nicht aus dem messenden Geiste allein, sondern aus der zusammenhangschaffenden Vitalität stammt. Und damit stoßen wir auf das Kernproblem. Wenn wir unvoreingenommen eine Leistung in Hinsicht auf die dabei in Erscheinung tretenden Kräfte analysieren, so stoßen wir auf zwei Grundkräfte, deren weitere Zurückführbarkeit logisch nicht mehr möglich ist, auf eine strömende und eine steuernde Kraft. Die Leistung beim Segeln z. B. ist abhängig von der Windstärke einerseits, von der Kunst des Seglers andererseits. Die Leistung beim Reiten ist abhängig von der Schnelligkeit des Pferdes und der Reitkunst des Reiters, die Leistung beim Schießen ist abhängig von dem Grade der Ausschaltung der vital vorhandenen Zitterbewegung des Körpers durch den im Zielvorgang sich kundgebenden Willen. Letzten Endes sind es zwei Grundkräfte, welche wir im Menschen ansehen müssen, um überhaupt einen sinnvollen Erziehungsvorgang einleiten zu können: die Triebkräfte und ein mit größerer oder geringerer Willensenergie behaftetes Ichzentrum.

Alle philosophischen Versuche, die beiden Grundseiten unseres Wesens, Trieb und Wille, aufeinander zurückzuführen, sind bisher als gescheitert anzusehen und sind auch weiterhin zum Scheitern verurteilt im gleichen Sinn, als es unmöglich ist, die Kraft des Windes zurückzuführen auf die Kraft des Steuerns und umgekehrt. Das ist ja gerade der Sinn des Erziehungsvorganges, diese beiden Grundkräfte in irgendeine Beziehung zueinander zu bringen, aus welcher leztlich eine Art von Verschmelzung entsteht, die als Erlebnis durchaus einheitlichen Charakter gewinnen kann, eine Einheit, die aber in Wahrheit ein Spannungszustand von zwei Kräften ist. Oder gleich ganz konkret gesagt: Höchstleistungen in der Leibeserziehung sind gegründet nicht allein in der Willensintensität, sondern im gleichen Sinne in der Vitalität des Betreffenden, und wertvoll ist eine Höchstleistung nur dann, wenn sie ein sehr starkes Spannungsverhältnis beider Kräfte in sich schließt, keineswegs aber einem von vornherein einseitigen Überwiegen der Willensseite der Erfolg zu verdanken ist. Unter Ansetzung einer gleich stark gelagerten Willens-

energie müssen vier verschiedene Möglichkeiten einer wesentlichen Beziehung ins Auge gefaßt werden:

1. Die Vitalität ist sowohl qualitativ wie quantitativ sehr schwach, die Willensseite aber sehr stark entwickelt - denken wir z. B. an asthenische Typen, die einerseits ungewöhnliche Körperschwäche, andererseits aber ungewöhnliche Willenskräfte in der Durchsetzung bestimmter Ziele aufweisen können. Leistungen auf körperlichem Gebiet sind ausgeschlossen, analog der Leistung eines an sich tüchtigen Seglers bei Windflaute. Dagegen sind Leistungen rein zielstrebigter Art, z. B. beim Schießen, möglich.

2. Die Vitalität ist quantitativ sehr groß, qualitativ sehr schwach, die Willensseite aber stark. Es kann zu großen Leistungen kommen, vor allem solchen rein zielstrebender Art, z. B. Leistungen im Lauf, Radfahren usw.

3. Die Vitalität ist quantitativ sehr schwach, qualitativ sehr groß, die Energieseite groß. Leistungen auf körperlichem Gebiet sind möglich, wenn es gelingt, die Vitalität quantitativ dauernd oder vorübergehend zu steigern, z. B. bei Dauerleistungen im Felde, wo oft nicht die Quantität vorhandener Muskelkräfte, sondern die Kraft des Seelischen den Ausschlag gibt.

4. Die Vitalität ist quantitativ und qualitativ sehr groß, auch die Willensseite ist stark entwickelt. Wir haben den Fall vor uns, welcher die höchste Wertung einer Gesamtpersönlichkeit in sich schließt. Unter den Leistungen werden diejenigen mit starker Naturverbundenheit vorgezogen werden, z. B. Skilauf, Bergsteigen, Schwimmen, Segelflug u. a.

Der letzte Hinweis enthält bereits die Deutung dessen, was wir eigentlich unter einer qualitativen Vitalität verstehen. Es ist die Einbettung des seelischen Geschehens in den Zusammenhang des lebendigen Geschehens, sei dieses die große Natur oder das Gesamtgefüge eines Volkes. Qualitative Vitalität ist stark ausgeprägte persönliche Eigenart, die bedingt ist durch einen Formungsprozeß, welcher nicht so sehr das Ergebnis der Erziehung als der Einwirkung eines größeren Ganzen ist. Bei aller Ausprägung der Gesamtpersönlichkeit ist die Bindung nicht abgerissen, welche unmittelbar den Betreffenden mit dem Mutterboden des Lebens verbindet. Infolgedessen ist bei allen großen Leistungen das vorübergehende Einströmen von Kräften möglich, welche ihrerseits bedingt sind durch eine hohe Erregungs- und Empfängnisfähigkeit der Seele. Es ist das Kennzeichen germanischer Eigenart, daß diese Bindung an die Urkräfte besonders stark ist. Es war nicht allein die riesige Körperkraft, welche die Römer bei ihrem Zusammenprall mit den Germanen erschreckte, sondern vor allem die eingeborene Wildheit, das Maßlose und die fast dämonische Angriffsgewalt. Es ist das Geheimnis germanischer Tapferkeit, daß gleichsam die Person nicht allein kämpft, sondern getragen wird von Kräften, welche erst im Kampf dem Betreffenden zum Erlebnis werden. Es ist kurz gesagt das Erlebnis, welches bei unseren Vorfahren die Göttergestalt des Wodan schuf, welche ursprünglich nichts anderes bedeutet als das Erlebnis urgewaltig einströmender Seelenkräfte, welche den Träger hineinrissen in einen sein Ichbewußtsein aufhebenden Lebenszusammenhang, welche sich beim Angriff und im Kampf wechselseitig steigerten und der Inbegriff

dessen sind, was wir den furor teutonicus nennen und auch heute noch in Erscheinung treten kann trotz einer fast tausendjährigen Willenserziehung. Ich sage t r o z ! Denn jegliche Willenserziehung ist irgendwie gerichtet gegen den furor teutonicus, da die zur Ausprägung der Willensseite nötige Energie gespeist wird von der Vitalenergie. Und daher ist es zu erklären, daß der asketische Willensmensch, sobald die Askese ein gewisses Maß überschreitet, vital schwach werden muß und zum einseitigen Willensfanatiker erstarrt.

Der Germane ist von Natur kein Willensmensch im Sinne einer einseitigen Gerichtetheit auf die Erreichung von Zielen. Er ist ein Brecher von Widerständen, gewiß, aber die Kampflust erschöpft sich in diesem Brechen von Widerständen, seine Lust ist nicht primär die Erreichung eines bestimmten Zieles. Hierin liegt die Größe, aber auch die Gefahr des Germanentums. Die ungeheueren Zersplitterung der deutschen Geschichte beweist diese Gefahr. Sie zu beseitigen ist nur möglich, wenn ein Teil der Vitalenergie, d. h. der Vitalqualität der Ausprägung der Willensseite geopfert wird. Dies ist der historische Prozeß der deutschen Geschichte bis in unsere Tage hinein. Was entsteht, ist eine Synthese ursprünglicher Kraft und bewußter Willensenergie. Und diese Synthese ist auch das Ziel aller Leibeserziehung. **U b e r e s g i b t k e i n e E r z i e h u n g o h n e O p f e r u n g !** Und man muß eingedenk bleiben, w a s man opfert. Einen Teil von der Verbundenheit der Seele mit dem Urstrom des Lebens. Es besteht die Gefahr, daß bei der heutigen Auffassung von Leibeserziehung, wie sie in manchem Schrifttum vertreten wird - ich sehe von deren unmittelbarer, gegenwärtiger Zeitbedingtheit ab -, mehr geopfert wird von diesem Zusammenhang, als mit der inneren Festigung dieser Synthese vereinbar ist. Dies einseitige Proklamieren des nur quantitativ starken Mannes, wie es auch in manchen Plastiken gegenwärtiger Künstler zu spüren ist, verrät einen Mangel an Einsicht in die innerste Natur der Willenserziehung und vor allem in das Wesen ihrer treibenden Kräfte. Alle Willenserziehung beruht auf dem Kampf zweier Gewalten, der Triebgewalt und der Willensenergie. Das Ziel sollte die Synthese sein, d. h. ein Gleichgewichtszustand zwischen beiden Kräften, der strömenden und der steuernden Kraft. Die gesamte Auffassung aber, welche heute noch die Wertung in der Leibeserziehung durchzieht, hat letzten Endes ihren Ursprung in der christlichen Auffassung vom höheren Wert der Askese gegenüber den vitalen Lebenskräften. Selbstverständlich weiß ich, daß die Praxis der Leibeserziehung sich sehr oft den Teufel um solche Theorien und Wertungen kümmert, aber der Sinn dieses Aufsatzes soll ja sein, die Begriffe klären zu helfen, welche die Theorie der Leibeserziehung immer noch arg entstellen und einer germanischen Auffassung von Leibeserziehung im Wege stehen.

Das wesentliche Verhängnis besteht in der negativen Bewertung der dem Willensakt widerstrebenden Seite unseres Wesens und in der ganz einseitigen Betonung der Willensseite. Was hat es nun mit dieser widerstrebenden Seite auf sich? Wenn wir sie als Triebkraft bezeichnen, so wollen wir dieses Wort im weitesten Sinne verstanden haben als Inbegriff aller ursprünglichen Kräfte des Leibes und der Seele. Wir wiesen oben schon hin, daß der Germane in der Schaffung der Göttergestalt des Wodan dem

Aberschwang im Ausbruch dieser Seelenkräfte Ausdruck gegeben hat. Wodan ist gleichzeitig Sturm- und Kampfgott, er ist der Bewirker aller Kräfte, welche nur im Aberschwang der Seele ihre Erfüllung finden können. Wodan ist daher auch der Gott der Minne und der Gott der Skalden, d. h. der Dichter und Sänger. Und er ist der Gott jener Weisheit, welche nur einer tiefen Verbundenheit mit dem Urstrom des Lebens ihren Ursprung verdankt. Die scheinbare Zwiespältigkeit, daß der gleiche Gott den Kampf, den Sturm und die Dichtung beherrscht, findet seine Erklärung in dem Erlebnis, daß nur aus der Tiefe seelischer Erregung beide sich scheinbar widersprechenden Gewalten geboren werden. Und wir stoßen hier auf die Urursache, daß tiefe Lust am Kampfe ebenso im Lebensrhythmus begründet ist wie die tiefe Lust, welche den dichterischen Schaffensvorgang durchzittert. Das naturhaft Heldische und das kulturell Wesenhafte treffen sich in der Gestalt des Wodan, und eine germanische Seite der Leibeserziehung ist in dem Augenblick auf dem richtigen Wege, wo sie die rhythmischen Urkräfte als das ursprünglich Gegebene ansieht und ihnen die gleiche Achtung entgegenbringt wie den zielstrebigen Kräften der Willensbetätigung. Jedes Eingebettetsein in den großen Naturvorgang ist gleichzeitig Eingebettetsein in einen rhythmischen Vorgang, und will ich die rhythmische Seite, welche immer ein Schwingungsvorgang ist, und die Willenseite, welche immer ein zielstrebigere Vorgang ist, zu einer Einheit verschmelzen, so ist die Grenze für die pädagogische Einwirkung dort gegeben, wo das Rhythmische nicht mehr beiträgt zur Kraftentfaltung, sondern der Zerstörung anheimfällt. Erst von diesem Augenblicke an wird der Wille Widerfacher des Rhythmus, oder mit Worten des größten lebenden Philosophen gesprochen: der Geist Widerfacher der Seele. Bis zu dieser Grenze findet ein Kampf statt zur Erringung einer Synthese, wie sie auch jedes große Kunstwerk zeigt. In den furchtbaren Entartungen der Kunst, wie wir sie im Systemzeitalter hatten, können wir sehen, wohin einseitige Willensbetätigung ohne hinreichend rhythmisch vibrierende Triebkräfte führt, zu einer intellektuellen Scheinlebensigkeit. Ebenso verfiel das griechische Ideal der Leibeserziehung der Entartung, als man einseitig den Sport und die Schaustellung auf den Thron erhob und die tiefe Verbindung löste, welche in der noch gesunden Frühantike die Erziehung an das Leben band. Alle echte Synthese von Kraft und Wille bedeutet eine Kraftsteigerung, vorausgesetzt, daß die rhythmischen Grundkräfte der Seele nicht vergewaltigt werden, mag immerhin gelegentlich eine restlose Einspannung aller vorhandenen Kräfte in die Zielstrebigkeit gefordert werden. Jede Dauerforderung aber führt zu einer Dauerspannung mit allen verheerenden Auswirkungen, nicht nur als Aufhebung rhythmischer Schwingungsfähigkeit für den Betreffenden, sondern auch als Aufhebung der vibrierenden Kräfte in der Volksgemeinschaft. Jeder grundsätzlich Verhemmte neigt zur Isolierung. Jeder grundsätzlich Enthemmte, d. h. Naturverbundene, ist Träger seelischer Gesundheit.

Es ist im Schrifttum der Leibeserziehung soviel die Rede von Natürlichkeit, von Naturverbundenheit, von Tummelhaftigkeit usw., ohne daß diese Worte mehr bedeuten als den Ausdruck einer unklaren Sehnsucht, statt der Anerkennung des großen göttlichen Gesetzes, unter dem die gesamte Natur lebt und wirkt. Und es ist soviel die Rede von Wille, Härte, Zielbewußtsein usw., ohne daß diese Worte mehr sind als der Ausdruck einer blinden Satzung, statt daß sie die Anerkennung







jener Welt in sich schließen, deren Niederzwingung als Aufgabe hingestellt wird. Es ist noch viel zuviel vom Gott Jehova in diesem Schrifttum, mehr als die meisten ahnen, denn eine tausendjährige Denkgewohnheit ist schwerer zu beseitigen als ein politisch-geschichtlicher Zustand, und es ist nötig, daß der Sturmgott Wotan einmal durch diese Gedankenwelt fährt, die, wesentlich ein Produkt der Ideen des 19. Jahrhunderts, immer noch nicht begriffen hat, was Rhythmus im tiefsten Sinne des Wortes bedeutet, und daß es Aufgabe der Leibeserziehung ist, nicht nur den Willen zu bilden, sondern auch alle diejenigen Kräfte zu steigern, welche letztlich eine Volksgemeinschaft schaffen. Und diese Kräfte ruhen gestaltet in der Wurzel deutschen Wesens und schwingen in den Erzeugnissen seiner rhythmischen Offenbarungen. Man nenne mir irgendein Erzeugnis der deutschen Kultur, das nicht von rhythmischer Gestaltung durchpulst wäre. Und man nenne mir irgendein Erzeugnis, das nicht zu seiner Entstehung oder zu seiner Wiedergabe und sogar zu seinem Aufnehmen seitens des Schauenden oder Hörenden des menschlichen Körpers, insbesondere seiner Bewegungen bedürfe. Ohne Aktivierung der rhythmischen, jedem gesunden Menschen innewohnenden Seelenkräfte ist ein lebendiges Kulturleben undenkbar. Und eine Leibeserziehung, welche hierauf verzichtet und ihr Ideal fast ausschließlich in der Erzeugung von Willenstypen sieht, verflucht sich an der deutschen Kultur, der sie den Mutterboden abgräbt. Das, was dem kämpferischen Mann erst den Sinn verleiht, ist doch das unnennbar Große und Heilige, wofür er zu kämpfen hat. Das sind nicht nur die unmittelbar naturverbundenen Güter, Haus und Hof, Weib und Kind, sondern jene unwägbare Welt, durch welche der Deutsche eben Deutscher ist. Es wird allmählich Zeit, daß wir das internationale Fahrwasser der Leibeserziehung verlassen und in einen deutschen Strom einmünden. Der Internationale kämpft für die Güter dieser Welt, soweit sie internationalen Charakter haben - daher seine nicht nur oberflächliche Bindung an das Judentum -, der Deutsche kämpft für die Güter dieser Welt, soweit sie deutschen Charakter haben. Dafür ist aber eine Leibeserziehung nötig, welche nicht von internationalen Ideen geleitet wird, sondern von dem völkischen Willen durchpulst ist, die große Aufgabe einer Synthese der Lösung entgegenzuführen, der Synthese von Leibeserziehung und Kultur! Dies verlangt aber die Einführung einer echten, vom Rhythmus getragenen Gymnastik als eines vollwertigen Bestandteils nicht nur der Leibeserziehung, sondern der Gesamterziehung.

Dieser Prozeß kann nur langsam vor sich gehen und wird vielleicht ein ganzes Jahrhundert erfordern, denn die große Schwierigkeit liegt nicht nur in der Erfassung einer neuen Idee, der eine tausendjährige Tradition sich entgegenstellt, sondern auch in folgendem. Einmal ist die Verbildung des körperlichen Bewegungslebens in Deutschland in einem Grade vorhanden, daß nur die wenigsten noch imstande sind, das im Grunde Selbstverständliche unserer Forderungen an sich und anderen zu erleben. Tritt es ihnen entgegen, so reden sie von ungewöhnlicher oder individueller Begabung, die nicht verallgemeinert werden dürfe, sprechen von besonderen Fähigkeiten und wissen nicht mehr, daß diese Fähigkeiten oder die Anlagen dazu alle einmal in ihrem Besitz waren und nur infolge einer falsch geleiteten Erziehung nicht zu ihrem Recht kommen konnten. Um es ganz kurz zu sagen: Alle Menschen sind rhythmisch begabt, mit

Ausnahme der Entarteten und seelisch Schwachen. Wo keine Strömung mehr vorhanden ist, da kann auch kein Rhythmus mehr entstehen. Wo aber wirkliches Leben ist, da ist echter Rhythmus in ursprünglicher Anlage, wenn auch oft verborgen, mächtig, und es bedarf oft nur eines Anstoßes, um ihn zu wecken und damit dem Betreffenden wieder eine Welt des Lebens zu erschließen, die sich ihm sehr bald als Verwandlung seines ganzen Menschen kundgibt. Denn das Rhythmische bedeutet die Bindung an das Leben.

Nun aber zur größten Schwierigkeit. Woher die Lehrer nehmen, um diese als richtig erkannte Idee in die Wirklichkeit umzusetzen? Geben wir uns keiner Täuschung hin. Diese Schwierigkeit ist sehr groß, und sie kann nur gelöst werden, wenn der Staat denjenigen, welche auf diesem Gebiet arbeiten, in ganz anderem Maße als bisher seine Unterstützung gibt. Dies setzt allerdings voraus, daß man begreift, um was es eigentlich in dieser Frage geht, und einseht, daß das keine Angelegenheit ist, die man so nebenbei im Erziehungsprogramm miterledigen kann. Hier handelt es sich nicht nur um ein grundsätzliches Umdenken, sondern um ein Umlernen, und es bedarf einer sorgfältigen Auswahl, um die für die pädagogische Vertretung Geeigneten herauszufinden. Jeder Mißgriff muß sich hier verhängnisvoll auswirken, denn je mehr wir in unseren erzieherischen Maßnahmen uns der Natur nähern, um so größer wird die Gefahr der Entgleisung. Man glaube doch nicht, mit der Einübung von metrischen Kunststücken, sei es mit oder ohne Keule, mit oder ohne Reifen, mit oder ohne Musikbegleitung, die Schüler in die Welt rhythmischen Erlebens einführen zu können. Die Aktivierung der seelischen Zone ist das Primäre. Erst muß der Rhythmus da sein, dann kann ich anfangen, ihn zur Grundlage der Gestaltung, sei diese wie auch immer geartet, zu machen. Und dieser Rhythmus kann niemals von außen hineingebracht werden, sondern muß aus seinem Tieffschlaf geweckt werden. Das erfordert aber Persönlichkeiten, die selbst Rhythmus in ihrer Seele und daher auch in ihren Gliedern haben. Alles andere ist blutiger Dilettantismus, der sich am stärksten dadurch manifestiert, daß er abrückt vom Künstler! Das ist ja gerade das Unglück, diese Kluft, welche in Deutschland seit dem Ausgang des Mittelalters aufgerissen wurde zwischen Volk und Künstlertum. Diese Kluft gab es früher nicht. Sie konnte erst erfolgen, als das Bewegungserleben der Nation der Bewegungshemmung verfiel und dadurch der Bewegungsantriebe verlustig ging, welche jeden Schaffensprozeß entscheidend einleiten und begleiten. Kultur ist Einheit aller Lebensäußerungen eines Volkes, auf welchem Gebiet auch immer, und das Künstlerische aus der Pädagogik verbannen wollen, verrät nur, daß derjenige, welcher so etwas gerne möchte, nicht begriffen hat, um was es eigentlich geht. Und er kann es nicht begreifen, weil das Rhythmische eine äußerliche Angelegenheit für ihn geblieben ist, ein sich Produzieren mit im Grunde metrischen, d. h. messbar gebliebenen Kunststücken. Entweder wir lernen auch auf dem Gebiet der rhythmischen Erziehung den Weizen von der Spreu unterscheiden, oder die Entwicklung wird sich, wenn überhaupt, nur unendlich langsam unter immer wiederkehrenden Rückschlägen durchsetzen können. Möge man bald einsehen, daß alle kulturellen Bestrebungen so lange zum Scheitern verurteilt werden müssen, als man nicht begriffen hat, daß das A und O aller Kultur die körperliche Offenbarung seelischer Gestaltungskräfte ist.

„Durch Anrühren des Kesselhafens . . .“

Ein Dokument der deutschen Rechtsymbolik

Den Anstoß zu dieser Untersuchung gab ein Protokoll aus der alten Grafschaft Hoya (Niedersachsen) aus dem Jahre 1773, das wir am Schluß wörtlich wiedergeben.

Bei unseren Vorfahren war jede Rechtshandlung ein feierlicher Vorgang, teilweise bedingt durch das Fehlen von Urkunden, das eine bildhafte Deutlichmachung des abstrakten Geschehens um der Zeugen willen notwendig machte. Das gesprochene Wort bleibt nicht so haften in der Erinnerung wie eine sinnbildliche Handlung. Zum andern aber war diese Feierlichkeit in der germanischen Rechtsauffassung, die ihre Wurzeln im Religiösen hatte, begründet. Daher ist das germanische Recht so innig mit Symbolik verbunden, daß eines ohne das andere gar nicht denkbar ist.

Die große Bedeutung, die das Feuer bei allen Hofübergabeformen spielt, ist eng mit dem germanischen Sippengedanken verknüpft. Das Feuer, das ewige Herdfeuer war Sinnbild der Ewigkeit der Sippe, in ihm dachte man sich die Ahnenseelen gegenwärtig; es zu pflegen und zu erhalten war höchste Pflicht des Hausvaters. Als Vertreter des göttlichen Urahnens und als Haupt der Sippe war auch sein Leben selbst wieder eng sinnbildlich an das ewige Herdfeuer geknüpft. Bei seinem Tod wurde es gelöscht und erst bei der Übernahme des Besitzes durch den Erben wieder entzündet. Wir dürfen in diesem Vorgang die älteste Form einer Besitzübernahme sehen, die übergegangen ist auf eine Zeit, in der unter dem Einfluß eines artfremden Rechts der Grundbesitz der Sippe zur käuflichen Habe geworden ist. Bei der Gutsübergabe - sei es in direktem Erbgang oder beim Kauf - ist es auch heute noch in einigen Gegenden (Innoviertel, Lüneburger Heide, im Oldenburgischen) üblich, Feuer zu löschen und neu anzuzünden.

Unter dem Einfluß des fränkischen Rechtes mehrten sich dann die Symbole, die als Zeichen der Auflassung eines Grundstücks gelten und begegnen uns in allen Urkunden bis herauf in die jüngste Zeit wieder. Denn früh schon hatte sich neben der sinnbildhaften Grundstücksübertragung durch den artfremden Einfluß römischen Rechtsdenkens ein „formal-juristisches“ Verfahren herausgebildet; die Ausstellung von Urkunden können wir ins 5. Jahrhundert zurückverfolgen. Daß aber mit der Ausstellung einer Urkunde dem lebendigen Rechtsempfinden unserer Ahnen nicht Genüge getan war, beweisen die Urkunden selbst, die sämtlich einen sinnlich-anschaulichen Rechtsvorgang schildern und nur als schriftliche Bestätigung dieser Rechtshandlung, die an sich schon das Recht setzt, gewertet wurden.

Mit der Fortentwicklung des Herdes geht die Rechtsymbolik auf einen Teil des Herdes, den Kesselhafen, über. So versinnbildlicht das bloße Anfassen des

Kesselhakens allein oder das Auf- und Niederlassen seines verschiebbaren Teiles schon die Abgabe bzw. Annahme eines Besitzes. In der Lüneburger Heide ruft noch heute der Bauer, der seinen Besitz dem Sohn übergeben will, das Gesinde und das junge Paar am Herd zusammen. Dann legt der Sohn seinen rechten, der Vater den linken Daumen in den Kesselhaken und der Vater übergibt mit den Worten: „sau övernimm vondag dinen Hof“; dann verpflichtet er die Knechte auf den neuen Herrn. Ähnlich wiederholt sich der Vorgang bei den Frauen. Die alte Vorstellung vom Herdfeuer als Sinnbild der Sippe ist abgeschwächt, die Mutter nimmt einen brennenden Span aus der Feuerstelle und übergibt ihn der jungen Frau, die ihn unter den Kessel legt, zum sichtbaren Zeichen, daß sie nun die Herrschaft am Herd angetreten hat. Dann werden beim brennenden Herdfeuer die Mägde der neuen Herrin angelobt. Dieser symbolischen Bindung der Dienstboten an das Haus durch Berühren seiner heiligsten Stätte begegnet man in Niedersachsen auch heute noch.

Wenn der Besitzer, d. h. derjenige, der den Besitz ergreifen will, nicht persönlich die Besitzergreifung vornehmen kann, so schickt er einen bevollmächtigten Vertreter; so reiste z. B., als im gräflich lippischen Hause 1597 ein Regierungswechsel eintrat, der Kanzler des Hauses im Lande umher und schlug von allen herrschaftlichen Besitzungen einen Span aus dem Türpfosten, faßte an den Kesselhaken und hob einen Erdkloß vom Boden zum Zeichen des Überganges dieser Höfe auf die neue Herrscherlinie.

Das Abschlagen eines Spanes aus dem Türpfosten als Symbol der Besitzübernahme erscheint nur in Stadthäusern ohne Grundbesitz, für sich allein, bei bäuerlichem Besitz immer in Verbindung mit anderen Rechtsymbolen. Das Abschlagen eines Spans aus dem Türpfosten gründet auf alten Vorstellungen von der Heiligkeit der Türschwelle. Eines der ältesten Zeichen für die Übergabe eines Besitzes aber war die Erdscholle. Sie erscheint immer wieder im salischen Volkrecht und ist von da wohl ins langobardische und sächsische Recht eingedrungen. Schon Plinius (hist. nat. 22,4) sagt, es hätte als höchstes Zeichen des Sieges gegolten, wenn die Besiegten Gras oder Erde brachten zum Zeichen, daß sie bereit seien, dem Sieger Land und Eigen abzutreten. Statt einer Erdscholle genügte nach dem salischen Volkrecht zum Zeichen der Auflassung eines Gutes auch ein Grashalm. Der Erblasser wirft einen Halm in den Schoß des erwählten Erben, die Annahme des Halmes bedeutet Annahme des Gutes. All dies geschieht natürlich immer vor Zeugen. Der Halm hatte allerdings auch noch andere rechtliche Bedeutung, so verwarf das Volk Karl den Einfältigen feierlich durch den Halmwurf. Der Halm wurde später nicht mehr geworfen, es genügte, ihn bloß zu überreichen, er mußte auch nicht von dem Grundstück genommen werden, das aufgelassen wurde, sondern konnte beliebig wo aufgenommen werden. Bei alten fränkischen Urkunden liegt oft noch ein Halm oder ein Span von einem Türrahmen. Der Halm als Rechtsymbol begegnet uns in sächsischen und friesischen Urkunden fast gar nicht. Dort findet sich die Formel „Mit torf und twige“ bei Gutsauflassungen. Torf ist gleichbedeutend mit Erdscholle. Der zweig (twige) wurde dann in die Rasenscholle gesteckt und dem Käufer übergeben, wenn ein Baumgarten, Wald oder ein Weinberg mit aufgelassen wurde. Beim Verkauf eines

Ackers genügte die Erdscholle. Mit dem Reis konnte der Richter selbst ein zur Versteigerung gelangendes Grundstück ausrufen. Widerspruch niemand, so reichte er dem Käufer das Reis zum Zeichen der Besitzübernahme.

Der Stuhl als Rechtssymbol scheint in der nachstehenden Urkunde ja nicht auf, dennoch kann mit dem Stuhl der Besitz eines Grundstücks angetreten werden; fränkische Urkunden aus dem 14. Jahrhundert erwähnen den Stuhl als Rechtssymbol. Besitz kommt ja von „sitzen“, der Käufer stellte sich einen dreibeinigen Stuhl (als dreibeinig erscheint er stets als Rechtssymbol) auf sein Grundstück und rutschte darauf in drei Absätzen hinein, um den Besitz zu bekunden. In späterer Zeit wird vor den Stuhl auch ein Tisch gestellt, und der künftige Besitzer lädt seine Gäste (Zeugen) ein und bewirtet sie. Die Bedeutung des Stuhls als Rechtssymbol klingt noch an in der Redensart „jemandem den Stuhl vor die Tür setzen“. In alter Zeit scheint man durch diese sinnbildliche Handlung tatsächlich jemand aus dem Haus gewiesen zu haben. In einer niedersächsischen Urkunde aus dem Jahre 1559 wird die Schwiegermutter des Besitzers vor Zeugen durch den Richter auf diese Art aus dem Besitz gewiesen.

Zur Auflassung eines Besitzes genügte nach sächsischen Rechtsquellen auch die Abbreichung eines Hutes, nach langobardisch-schwäbischen das Hinwerfen des Handschubs; das alles sind schon spätere Erscheinungen. Nach den Urkunden kann man feststellen, daß die kultisch-rechtlichen Vorstellungen, die am Herd bzw. am Kesselhaken haften, sich im niedersächsisch-fränkischen Gebiet häufen; auch Island und Schottland kennen eine ähnliche Verehrung des Feuers. Es haben sich also in diesen Gebieten germanische Vorstellungen am zähesten erhalten. Das germanische Rechtsempfinden aber lebt, wie wir aus den vielen jüngerer Formen der Hofübergabe ersehen konnten, als Brauch und Herkommen in der Seele des bäuerlichen Volkes fort.

Als Wiederbelebung germanischen Rechtsempfindens ist es zu werten, wenn heute in den Neusiedlungen (Adolf-Hitler-Koog usw.) bei der Einweihung auf den Deichen Feuer abgebrannt werden und feierlich von den deutschen Neubauern beim Einzug in ihr Haus das Herdfeuer entzündet wird.

Nachstehend die Urkunde in neuhochdeutscher Übersetzung:

„Im Namen der unteilbaren Dreieinigkeit. Amen.

In Urkund dieses offenen Zeugnisses sei hiermit jedermann, besonders aber denen, die es zu wissen nötig haben, kundgemacht, daß im Jahre Christi Eintausendsiebenhundert und dreiundsiebzig unter der Regierung Josefs, des Glorreichen und Unbesiegtten, des Zweiten dieses Namens, Erlauchtesten Römischen Kaisers usw., am Mittwoch, den 17. März, ich endesunterfertigter Notar in das Haus des Bürgers und Brauers David Behren zur Hoya gebeten worden bin, wo u. a. anwesend war Herr Johann Elert Meyer, der für sich und im Namen seiner Frau und Erben anzeigte, daß er, nachdem es dem großen Gott gefallen hat, seinen Vater Johann Dietrich Meyer, gewesenen Baumann zum Sande, Kreis Hoya, aus dieser Zeitlichkeit zu sich in sein ewiges Reich abzurufen, es nun für nötig erachte, von dem Hof zum Sande mit allem Zubehör für sich und seine Erben Besitz zu ergreifen. Zu diesem Zweck hat er mich aufgefordert und gebeten, ihm darüber ein amtlich beglaubigtes Zeugnis für die Gebühr anzufertigen. Wie ich mich dieser Aufforderung aus Amtspflicht nicht entziehen konnte, habe ich mich nun sogleich mit oben benanntem Elert Meyer

und den zu dieser Rechts-handlung zugezogenen Zeugen, namentlich Georg Ludwig Meyer und Gerd Diercks nach dem Meierhof zum Sande begeben, wo der Antragsteller die leibliche Besitzergreifung durch Anrührung des Kesselhakens, Auslöschten und Wiederanlegen des Feuers, durch Abschneiden eines Spans von Türen und Eckständern des Hauses und Nebengebäudes, sodann durch Ausstechen einer Erdscholle, Anfassung und Abschneiden einiger Zweige von den Bäumen im Garten und im Eichhof wie auch von der Wiese beim Hause (von mir gesperrt, d. Verf.), worunter alle die dazu gehörigen Ländereien mit eingeschlossen sind, im Beisein der Zeugen vollzogen hat, mit dem Bedeuten, daß dadurch der Besitz aus dem gesamten Nachlaß des seligen Johann Dietrich Meyer ergriffen sein solle und auch wirklich angetreten worden ist; daß also alles so geschehen, wie es Gesetz und Sitte vorschreiben, wird durch dieses Zeugnis mit meiner und der oben angeführten Zeugen eigenhändiger Unterschrift meinem beigedruckten Notariats- und Hausstempel hiermit beglaubigt und bescheinigt.

So geschehen zur Hoya und Zum Sande.

Zur Urkund des Obigen Heinrich Meyer, Notar."

Margarete Schobermayr

Franz Lüdtké

Der Bauer

Ich seh' den Bauern schreiten durch das Land.

Ja, schreiten. Denn sein Gang ist Herrenschritt.

Und alles adlig: Auge, Stirn und Hand.

Unsichtbar schreiten seine Ahnen mit.

Er weiß darum. So bleibt er nie allein.

Er packt den Pflug. Sein Tagwerk ist sein Ruhm:

Arbeit vom Morgen bis zum Abendschein.

Die braunen Acker sind sein Königtum.

Uralter Segen raunt um Hof und Haus.

Der Bauer spürt: die Scholle ist geweiht.

Er schreitet Tage, schreitet Jahre aus.

Um seinen Schritt rinnt Gottes Ewigkeit.

Der 2000jährige Krieg um die Hose

Am Tage seiner Menschwerdung ist das einzige Geschöpf, das sich rühmt, folgerichtig denken zu können, nackt. Unbekleidet beginnt es seinen Lebensweg, und gerade in seiner rührenden Nacktheit ist es seiner Umwelt die Quelle reinsten Vergnügens. In Verbindung mit dem Kinderkörper ist der Begriff „nackt“ unbelastet von jeder Nebendeutung, und keinem Menschen würde es einfallen, schamhaft die Augen wegzuwenden, wenn eines der kleinen Wesen, so wie es erschaffen wurde, vor ihm liegt.

Die erste Verhüllung des jungen Menschen beginnt mit der Besorgnis seiner Pfleger, daß er durch die Unbill der Witterung, durch Hitze oder Kälte in seiner Gesundheit geschädigt werden könnte.

Die Kleidung ist also ursprünglich nicht - wie es das Alte Testament glauben machen möchte - eine Folge des Sündenfalls, der die ersten Menschen erkennen ließ, daß sie nackt waren, sondern sie ist eine Zweckmaßnahme, eine sinnvolle Abwehr drohender Gefahr.

Naturgemäß waren es in erster Linie die Nordischen Völker, die vor der Härte des Klimas sich mit der schützenden Kleidung wappneten. Daß sie es nicht aus „Schamgefühl“ taten, beweist die Bemerkung des Tacitus, daß die Sommerkleidung der Frauen vor Enthüllung des Körpers nicht zurückschreckte, und die sowohl von Herodian, Tacitus und auch von Cäsar bezeugte Badelust der Germanen. Noch heute wirft der Grönländer seine dichten Pelze ab, sobald er seine geheizte Hütte betritt, und lebt nackt unter nackten Weibern und Kindern, sobald er sich vor Kälte geschützt weiß.

Die Entdeckung der Nacktheit als erotische Erscheinung blieb orientalischen Völkern vorbehalten, die an sich die wärmende Kleidung kaum brauchten. Sie begnügten sich ja auch - nach dem Alten Testament - mit einem „Feigenblatt“, das keinerlei praktischen Zweck haben konnte.

Mit diesem Feigenblatt beginnt die Geschichte des vieltausendjährigen Krieges zwischen der Natur und der Unnatürlichkeit, zwischen Sinn und Unsinn, ein Kampf, der ernstere Folgen hatte, als man im ersten Augenblick anzunehmen gewillt ist. Er untergrub nicht nur die Sauberkeit der Gesinnung, sondern auch die Sauberkeit des Leibes und damit die Gesundheit, und gefährdete so das Leben ganzer Völker. Er zwang die Mütter zukünftiger Geschlechter durch eine unzumutbare Anwendung der Bekleidung zur Mißhandlung ihres Körpers, und schädigte dadurch ihre Gebärkraft.

Er schuf die Diktatur der Mode, deren kultur- und wirtschaftsbildende Kräfte oft so umgefällcht wurden, daß sie zur Urheberin größter Widersinnigkeiten werden mußte. Ihre Überschätzung führte zur freiwilligen Sklaverei der ihr hörigen Frauen und Männer. Sie allein und nicht die naturgegebene Forderung des Leibes durchbrach manchmal die Gesetze der verlogenen Prüderie. Allerdings waren ihre Erfolge nie von Dauer und darum wertlos für die Entwicklung zur natürlichen, die Art fördernden Lebensweise.

Eines der Kleidungsstücke, das seit Jahrtausenden Stiefkind der menschlichen Einsicht gewesen ist, ist die Hose. Sie steht auch in unserer Zeit wieder einmal im Widerstreit der Meinungen. Kräfte, die nicht zu fassen sind, wirken am Werk, um eine vernünftige Klärung der Frage, ob und unter welchen Voraussetzungen die Hose auch von Frauen getragen werden kann und getragen werden sollte, zu verhindern.

Der Kampf ist uralte und stets mit Erbitterung geführt worden. Zuerst galt er sogar der von den Germanen erfundenen Männerhose, der „Bruch“, die als „Braca“ von den Kelten übernommen wurde. Plinius hat uns überliefert, daß die ursprüngliche römische Provinz Gallia Narbonensis früher „Braccata“ (behoftes Gallien) genannt wurde.

Das Kalksteinrelief im Mainzer Legionslager

Später richtete sich der Zorn der Hosenseinde gegen ihre Anwendung als schützende Hülle für die Glieder Nordischer Frauen. Noch bis in unsere Zeit hinein haben die Hosensie der Germaninnen heftige Fehden zwischen so ausgezeichneten Gelehrten wie Gustav Kosinna, Karl Schumacher und Bienkowski entfesselt. In seiner kampffrohen, temperamentvollen Art griff Kosinna die beiden Archäologen an, weil sie aus dem berühmten Kalksteinrelief, das im Mainzer Legionslager entdeckt wurde, Schlüsse auf die Tracht der Chattenfrauen zogen. Das Relief zeigt eine Germanin in trikothähnlichem Gewand und einer Hose aus dem gleichen rautenfranzgewebten oder aus Bändern genähten Stoff. Kosinna deutet die Figur als „Germania“ und entrüstet sich über die Zumutung, daß die schamhaften germanischen Frauen in Trikothosen herumgelaufen wären, das sei so „ungeheuerlich und geradezu beleidigend für germanisches Fühlen, daß man ohne innere Entrüstung diesen Punkt nur schwer besprechen kann“.

Wir wollen uns nicht in diesen Streit der Gelehrten mischen, es fällt uns aber schwer, Kosinnas Gedankengang insofern zu folgen, als er dieselben Germaninnen, die in natürlicher Unbekümmertheit gemeinsam mit den Männern badeten und die zum Zeichen der Trauer ihre Brust entblößten, als schamlos betrachtet wissen will, wenn es sich herausstellen würde, daß sie wirklich Hosensie getragen haben. Selbst die Darstellung der gefangenen Germaninnen auf der Markusäule, die durchweg





Sennerin in Achrafain



Arbeit auf dem Hof



Beim Weben





Auf dem Segelboot



Die Bauertochter Christel Vogt und Lisa Reich



Beim Rollschuhlaufen



lange Gewänder tragen, ist aber kein Beweis dagegen, daß die Kälte des nord-deutschen Winters, die zur Erfindung der Strumpfhose für den germanischen Mann führte, nicht auch die Frauen zwang, sich im Winter wärmer zu kleiden, weil es, da Winterfeldzüge selten geführt wurden und daher in dieser Zeit keine Triumphe stattfanden, von dieser winterlichen Kleidung kaum Abbildungen gibt. Aber sogar den römischen Legionären wurde ja durch einen kaiserlichen Armeebefehl gestattet, zum Hemd unter dem Panzer Hosen anzulegen, „weil jene Tapferen, des Klimas ungewohnt, ständig unter Erkältungen zu leiden hatten“. Das geschah zur gleichen Zeit (397), in der Kaiser Honorius verbot „innerhalb der verehrungswürdigen Stadt ‚Barbarenracht‘, d. h. lange Haare, ärmellose Jacken und Hosen zu tragen“. Die Sondererlaubnis für die Legionäre mußte dringend notwendig gewesen sein. Warum also nicht auch für die Frauen?

Aber auch die Trecks, die der Landnahme der Germanen dienten und oft über dornige Steppen und durch unwegsame Urwälder führten, legen den Gedanken nahe, daß weitausfallende, langfallende Frauengewänder reichlich unpraktische Kleidungsstücke für solche Züge gewesen wären, daß dagegen ein der Männerhose ähnliches Kleidungsstück eine weitaus größere Berechtigung für die germanische Bäuerin gehabt hätte.

Die Frauenhose auf Island

Auf Island, das dem germanischen Brauchtum zur Schatzinsel wurde, ist die Hofe als Frauengewand bis über das Jahr 1000 hinaus bezeugt. Die „Befehrer“, die vieles unterdrückte, was den natürlichen Forderungen der Umwelt, der Erleichterung des Arbeitsvorganges und der Hygiene entsprach, nahm auch gegen die Frauenhose den Kampf auf. Sie tat es mit unmoralischen Mitteln, indem sie die Trägerinnen rechtlos machte: In der Saga, die von Gudrun Osvisdottir erzählt, treibt die schöne, in einen verheirateten Mann verliebte Isländerin den Begehrten zur Scheidung von einer „ungeliebten“ Frau, zu der er ja „Grund und Recht habe“, weil sie Hosen trage und darum von aller Welt „Hosenaud“ genannt werde. Das Recht der Scheidung gaben die Befehrer auch der Frau, deren Mann ein so weites Hemd trug, daß man die Brustwarzen sehen konnte.

Diese Verwirrung des echten Schamgefühls erzeugte in allen Völkern eine ungesunde, feindliche Stimmung gegen jedes Kleidungsstück, das die weiblichen Beine auch nur ahnen ließ. Sie konnte aber nicht verhindern, daß sich überall dort, wo der Arbeitsvorgang und die Eigentümllichkeit der Umwelt es erforderte, die Hofe doch ihr Recht erzwang. In Bayern zum Beispiel, wo sich durch Jahrhunderte und über alle Dunkelmännerei hinweg der altgermanische Brauch erhalten hat, daß die Sennerin auf der Alm und die Bäuerinnen im Stall ihre Arbeit in Hosen durchführen. Das änderte aber nichts an der Tatsache, daß noch im Jahre 1925 der Magistrat von München das Verbot gegen Skiläuferinnen aufrechterhielt, die Stadt

in Ski-Hosen zu betreten. Wer nicht Gefahr laufen wollte, von einem Schuhmann angezeigt zu werden, mußte sich ein rockähnliches Tuch um den Leib wickeln. Zu gleicher Zeit liefen aber die Münchnerinnen in mehr als kniefreien Röcken herum und grassierten die Nachttänze nicht nur in den Nachtlokalen, sondern auf allen „ernsten“ Bühnen.

Die sich immer mehr ausweitende Bedeutung des Sports und der Leibesübungen der Frau hat in diese chinesische Mauer menschlichen Unverstandes eine breite Bresche geschlagen. Und siehe da - der Sittlichkeit wurde durch die Einführung der Hose als weibliche Sportkleidung weniger Abbruch getan als durch das kokett wippende Röckchen oder den bei den Übungen mehr ent- als verhüllenden Faltenrock. Man sollte nun meinen, daß die Einführung der Hose als Arbeitsgewand der Frau keinerlei Erschwerungen mehr haben könne. Leider ist aber das Gegenteil der Fall. Selbst in den Fabriksälen, wo der Frauenrock eine ständige Quelle der Gefahr bildet und manches Opfer gefordert hat, hat sich die Hose immer noch nicht als einzig mögliches Kleidungsstück durchgesetzt. Die Schuld daran trägt in erster Linie die Frau selbst. Sie fürchtet die Abschwächung des Eindrucks ihrer Weiblichkeit und damit eine Verminderung ihrer Wirkung auf den Mann.

Die Hose als Arbeitskleidung

Dieser rein städtische Gedankengang sollte eigentlich dem bäuerlichen Denken vollkommen fern liegen. Leider ist das aber nicht der Fall. Nirgends außer in Bayern und bei den Bergbauern der Ostmark hat sich die Hose als Arbeitskleidung eingeführt. Nach wie vor stehen in allen deutschen Gauen Frauen und Mädchen in langen Röcken in der bäuerlichen Arbeit. Sie denken nicht darüber nach, was für Staubfänger sie tragen und wie sie ihre Bewegungen erschweren. Die Gefahren, die ihnen am Getriebe der landwirtschaftlichen Maschinen drohen, beachten sie nicht. Noch weniger aber denken sie an die Notwendigkeit, eine Kleidung zu tragen, die ihrer Gesundheit zuträglich ist, und dazu gehört für die auf dem Lande arbeitende Frau die Hose. Hier tut Aufklärung not!

Die Hose ist kein unweibliches Kleidungsstück, sobald sie unmodisch bleibt, d. h. solange sie nicht von grellgeschminkten, die Modesensation suchenden Frauen über den Kurfürstendamms, durch Kaffees oder Theater und Konzerte geschleppt wird. Aberall aber, wo sie vernunftgemäß am Platze ist, bei den Leibesübungen, bei der Wanderung, im Seebad und allem voran bei der Arbeit sollte man ihr nicht entgegenarbeiten, sondern ihre Einführung fördern. Wenn das gelingt, dann hat der Krieg um die Hose doch seinen tieferen Sinn, den nämlich, daß sich nach Dischers klugem Wort das Moralische immer von selbst versteht.

Die Nacht aus Hof und Herzen

Schon der Morgen dieses Herbstsonntages begann mit jener wunderbaren Wärme und Bläue, die vorzüglich dann so tief zu Gemüte geht, wenn der Sommer noch einmal aus der Ferne seinen Atem in das schon winterlich wartende Land trägt.

Das empfand auch Dirl Hingstmann, der Bauer aus dem einsamen Hof am Hingstberg. Er lehnte für kurze Rast an den prallen Kartoffelsäcken, die vor dem alten Backsteingewölbe standen, besah seine schwielige Faust und schaute den Tauben zu, die hinter der Scheune zu Feld flogen.

Doch dann rief die Großmutter und stieß ihn mit ihrer harten Stimme aus dem Träumen, das sonst nicht seine Art war. Unter ihrer Obhut waren auf dem Hof schon etliche Geschlechter herangewachsen, aber sie war wohl oder übel rüstig genug, das Leit in Haus und Stall fest in die Hand zu nehmen, da niemand da war, der ihr das Amt abnahm.

Mit dem Hingsthof und dem Hügel, an dem er lag, hatte es noch aus alter Zeit eine besondere Bedeutung, die keiner mehr recht wußte und die nur als dunkle Sage erhalten war. Breit, trozig und uralte lag der Hof da; es waren keine geringen Leute, die ihn erbaut hatten. Wie überhaupt jedem bekannt war, daß sie dort seit jeher ihre eigene Meinung hatten und dabei absonderlich steifnackig und stolz in die Welt sahen.

Daher stammte auch alles Böse, das ihnen von Neidern und Hassern nachgesagt wurde. Trotzdem ging keiner gern gegen sie an, da die Männer aus hartem Holz geschnitzt waren und zuweilen eine unhöfliche Sprache zu reden verstanden. Zwar lag das meiste davon schon geraume Zeit zurück, denn Dirl war der letzte, der in solcherlei Tugend und Untugend über die Erde schritt.

Für ihn, der in seiner Manneskraft allen anderen den Wind aus den Segeln nahm, wäre es längst an der Zeit gewesen, eine junge Bäuerin auf den Hof zu bringen. So viele auch dazu Lust gehabt hätten, Dirl Hingstmann wurde schweigsamer und einsamer als zuvor und machte einen Bogen um jede, die ihm in den Weg lief. Denn es lag viel Schwere in seinem Blut und hatte ihn so in der Gewalt, daß er manches bedachte, was anderen niemals einfiel.

Da war einmal eine, die er schon als Bäuerin auf dem Hingsthof ansah. Als er aber zuletzt merkte, wie ihre Augen nach der Stadt verlangten und sie von dort ihren Stolz nahm, war ihm, als stände das Land und die Vordäter gegen ihn auf und wären gegen das neue Geschlecht, das dann aufwuchs.

Ein andermal war ihm ein Mädchen gut wie nie zuvor, und er sah ihrem Herzen bis auf den Grund, der rein und klar war wie ein tiefer Brunnen. Aber ihr Blut und ihre Art waren wie eine Kluft, und er wollte nicht, daß sein Geschlecht einen Riß bekam.

So blieb er der Hagestolz wie zuvor, und die Großmutter schalt weiterhin, warum er nicht irgendwo die Richtige fand und damit auf den Hof kam. Seitdem waren wieder zwei, drei Jahre verstrichen, und das Leben nahm hier seinen grämlichen Gang, da jeder das helle Kinderlachen vermißte, das auf den anderen Höfen in Not und Tod und im Übermaß der Arbeit der beste Trost war.

Daher ärgerte sich die Großmutter auch über die sonntäglich zufriedene Art, wie Dirk an den Kartoffelsäcken lehnte und es zu verschmerzen schien, daß der Hof in seiner Grabesstille nach frischem, jungem Leben verlangte.

Doch Dirk war, da er so stand, nochmals mit sich zu Kate gegangen und hatte alles bedacht um des Hofes und der Ehre seines Geschlechts willen. Obwohl hier nichts zu bedenken war; denn es handelte sich um Maite Ehlers, eine Bauerntochter von dem gleichen Schlag wie er, die fast im heiratsüblichen Alter stand. Aber er mußte auch da, wo das Herz das große Wort hatte, alles geordnet und in seinem guten Gang wissen.

Ein Baum war Dirk wie die Eichen, die vor seinem Hofe standen, dem Heimatboden zäh verwurzelt, groß und stark, stolz und schweigsam. In seinem Wesen war vieles, davor ein Städter erschrocken wäre, jedoch auch manches, darum er ihn beneidet hätte. Das meiste kam von der unbändigen Kraft, die gleichermaßen seinem Geist wie seinen Gliedern vererbt war. An dieser Kraft zerschellten die Worte, die viele gelehrte Männer geredet hatten, und verblaßte das meiste von dem, was in tausend oder zweitausend Jahren über das Gesüge der Welt geschrieben war. Wo er schritt, trug das Feld eine gute Frucht, erhielten Hof und Erde ihr klares Gesicht und bekam mancher den Blick für das, wozu er geboren war. Erst jetzt, wo es um Maite Ehlers ging, wurde ihm gemiß, mit wie vielen er es aufnahm.

Maite Ehlers war nur die eine noch, die für ihn in Betracht kam. Sie war sehr schön und stolzer, als den meisten Jungkerlen lieb war. Ihr Vater hatte einen sehr großen Hof und war als ein sparsamer Mann bekannt. Zudem hielt er mehr auf seine Tochter als auf seinen Sohn, da sie zwei Dickköpfe waren und zusammen nicht gut auslamen. Deshalb fehlte es an stattlichen Männern nicht, die gern zu dem alten Ehlers auf den Hof gingen und sich hier umsahen. Anders war keine Gelegenheit dazu, der Tochter in den Weg zu kommen. Die hatte an jedem etwas auszufehen, wurde kalt und hochmütig, als sie merkte, wie es überhandnahm.

Es hieß zwar, sie habe jetzt einen aus der Stadt, einen sehr angesehenen und tüchtigen Mann, dem sie im stillen verlobt sei. In Wahrheit war es wohl so, daß sie ihn ernst nahm, aber sie war zu sehr dem Land und dem Leben hier verwachsen, als daß sie ihm leichtfertig ihr Wort gab.

Gerade, da sie so im Zwiespalt stand, spürte sie, wie Dirk sie ansah. Sofort merkte sie, wie er die größere Macht gewann, weil er mit seinem Hof und seinem ganzen Geschlecht kam und mit allem, dessen sie wert war.

Gewiß, so waren auch andere gekommen, aber hier war nun doch Dirk Hingstmann, in manchem noch einen Kopf größer als die anderen. Trotzdem wehrte sie sich, so gut es ging, da es wie ein neues Leben war, das in sie einbrach und das niemand zu wissen

brauchte, auch er selbst nicht. Und Dirk wußte auch nicht, wie es in ihr aussah, aber er vertraute auf sich und auf die Nacht, die in den alten Geschlechtern lag, und glaubte, daß es da nur einen heiligen Willen gab.

Es war wohl heute der rechte Tag für das offene Wort, das noch zu sprechen war.

Das war nun ein Gang, den er im stillen und verborgenen hätte tun können, aber dem schönen Tag zu Ehren und weil der Hingsthof schon in alten Zeiten die besten Pferde hielt, wie es in der Sage hieß, spannte er die beiden vier- und fünffährigen Kappen ein, denen jedermann wohlgefällig nachsah.

Aufrecht und breitschultrig saß Dirk im Wagen und hatte Augen und Ohren für alles Nahe und Ferne offen, für den übermütig tänzelnden Schritt der schnaubenden Pferde und für den See mit seiner glitzernden Fläche und verwucherten, schilfbewachsenen Ufern, für den Schrei des Bussards, der in kunstvollen Schleifen über dem herbftlichen Wald kreiste, und für die Schwärme der Zugvögel, die über das Land flogen oder in den Wahrbäumen der Feldmark saßen.

Als ob es nicht darauf ankam, daß man alles sah, den Wald, das Feld und alles Getier, den Flug der Wolken und den Lauf der Gestirne! Wie viele gingen achtlos daran vorbei! Wie viele mühten sich von Tagewerk zu Tagewerk und sahen den Tag nicht, der blau und sonnig oder auch düstern und schwer war.

So waren die Schwachen.

Aber die Starken kamen vom Tagewerk, stolz und ungebeugt, und trugen in ihren Gesichtern den Glanz von Wind und Sonne. Sie hörten von weit den Wald rauschen und sahen den Flug der Wolken, ihre Augen gingen wie eine kräftige, streichelnde Hand über die Felder und fanden den Weg zu Baum, Strauch und Tier, das alles, wie sie, vom Kampf um Heimatstatt und Art beseelt war.

In solchen Gedanken fuhr Dirk mit seinem Gespann dahin; die Kappen griffen weit aus und waren kaum zu halten, so daß das Nachbardorf bald in Sicht war. Dunkel und schwer ruhte der Ehlershof zwischen den Hofbäumen, wie ein Geheimnis, das er zu hüten hatte.

Einige Leute, die vorübergingen, blickten ihm erstaunt nach, denn sie merkten es an seinem Gefährt, an den spiegelblank gepuzten Kappen und dem bligsauber gescheuerten leichten Wagen, daß etwas Besonderes im Gang war. Aber an Maite Ehlers dachte kein Mensch. Denn selbst die alten Klatschweiber im Dorf spürten nichts von den Zusammenhängen, da die beiden bisher nicht sonderlich viel zusammen geredet hatten.

Doch sprach die steife, gleichgültige Art, wie sie sich sahen und die nicht echt war. Vor allem sprach, daß jedes einem alten Bauerngeschlecht entstammte und so war, wie es seit Tausenden von Jahren in der angeborenen Stammesart lag.

So hätte niemand stolzer sein können, auch eine Königstochter aus der Sage nicht, als jetzt Maite Ehlers, die in ihrem einfachen Arbeitskleid mit zwei großen Milchkannen in der Hand über den Hof kam.

Dirk hatte des Ansehens halber im schlanken Trab vorbeifahren wollen, aber als er Maite Ehlers sah und das Edle und Schöne in ihrem Wesen und ihrer Gestalt spürte,

wollte er so schnell an ihrem Anblick nicht vorbei. Den jungen Pferden paßte das jedoch nicht, und die Folge war, daß er ein wenig hart in die Zügel griff, die empfindlichen Tiere aufbäumten und sich nur langsam beruhigten. Dadurch konnte er sich nicht mehr viel um Maile kümmern, nur einen kurzen Blick noch erhaschen; und es war ein kaum erkennbares Leuchten, ein verborgenes leises Zutrauen darin.

Das ging ihm nicht aus dem Sinn, als er durch das Dorf fuhr, erst beim Schmied, dann beim Stellmacher etwas zu erledigen hatte und zuletzt vor dem Krug hielt, wo er die Pferde festband.

Dort war er so selten gesehen, daß Krischan Kruse, der bereits etwas angetrunken an der Theke stand, einen faulen Witz auf ihn machen wollte. Er war ein Thral, ein breiter, knobiger Mann mit groben Gelenken und knotigen Fäusten. Wo er zuschlug, da krachte und splitterte es, aber es konnte ihm doch einer aus dem Geschlecht der Hochgewachsenen durch seine schnelle, gelenke Art überlegen sein. Weil er das letzte bedachte, verbiß er seinen dummen Witz, räkelte sich breit und überheblich in den Schultern und griff zum Bier, das er in einem Zuge hinuntergoß.

Die übrigen Bauern verschanzten sich wortkarg hinter ihre Bierkrüge; es gefiel ihnen nicht, wenn einer so groß tat. Dirl setzte sich zu ihnen, bewahrte eine Zeitlang das gleiche Schweigen, sprach dann vom Wetter, vom Vieh und von den Ereignissen und ging wieder, weil er immerfort an Maile Ehlers dachte und daher nicht recht bei der Sache war.

Als er zurückfuhr und die Kappen gewaltig weit ausgriffen, kam am Ehlershof viel Leben in seinen Blick. Seine scharfen Falkenaugen erfaßten erst das Gehößt, flogen dann die sauberen Gartenwege entlang, an Stauden, Büschen und Bäumen vorbei, drangen durch das Gewirr der Sträucher und Hecken und huschten nochmals zurück zu den kleinen bligblanken Fenstern des Wohnhauses, heimlich und verschwiegen, obschon niemand zusah, der seine Gedanken erraten hätte.

Als nirgends Mailles Blondkopf zu entdecken war, erfaßten seine Augen weit auf der Landstraße eine Gestalt. Er wußte sofort, daß sie es war. Da brach die Unrast in ihm aus, die nie ganz still gewesen war und die er die Jahre hindurch gebändigt hatte, in den Nächten, als das Raunen des Frühlings über die erwachende Erde ging, späterhin, als der Wind den Duft des blühenden Getreides und der Heckenrosen in die hellen Abende trieb, und jüngst, da der Sturm rüttelnd und fragend in die Leere seines Hofes griff.

Wie auf Leben und Tod raste Dirl mit seinen Kappen auf der Landstraße dahin, der dunklen Gestalt zu, die groß und größer wurde und Maile Ehlers war.

Maile war schön, wie es keine aus der Stadt war, eben schön in einem ganz anderen Sinne. Wenn sie mit ihren festen Schritten über das Land kam, gewachsen wie ein Baum, der jährlich eine gute Ernte gab; oder wenn ihre hellen Augen über Wiesen und Felder und über das grasende Weidevieh gingen, gleichsam bereit, alles unter ihre mütterliche Obhut zu nehmen und Wachstum und Gedeih zu bringen.

Sie war in allem ein Kind der Erde, die viele Ehlersgeschlechter gepflügt und bebaut hatten, und es schien, als hole sie ihren Herzschlag und ihren Atem aus dieser Erde, die wie eine ewige Kraft war. Das alles stand in ihrem Gesicht und ihrer Gestalt geschrieben, und noch viel mehr, die lange Reihe blutsgleicher Vorfahren, aus der sie kam.

Als ihn dieses Gesicht jetzt ansah, fühlte Dirk die Macht, die daraus kam, und verlor viel von der Sicherheit, die in ihm war. Aber wie schnell und geschickt er die ungestümen Pferde zum Stehen brachte, das täuschte über seine Erregung hinweg. Jedoch wußte er dann kaum, wie es geschehen war, daß Maite auf seine Bitte zu ihm in den Wagen stieg und nun neben ihm saß, daß er in einen Feldweg einbog und ziellos an dem See entlang und durch den Wald fuhr. Rot wie ein Schuljunge war er vor Verlegenheit geworden, als er ihr in den Wagen half, und hatte sich hinterher über die paar Redensarten geärgert, die er hierbei zu sagen wußte.

Und jetzt ließ sie es also geschehen, daß er mit ihr die einsamsten Wege fuhr? Wer hätte dann den Bauernstolz in Maite Ehlers Nacken nicht so genau gekannt, um zu wissen, wie es mit ihr bestellt war?

Trotzdem saß Dirk Hingstmann stumm, steif und hölzern neben Maite, und die Augen, die vor Freude am liebsten gelehrt hätten, bemühten sich mit kühler Sorgfalt um einen Baum, der groß hinter dem See emporragte, um ein Stück Land, das schon die neue Ausfaat trug, oder um Altweiberfäden, die über den Köpfen der Kappen dahinschwebten. Doch huschten sie, wenn er einen Blick zur Seite tat, verstohlen über ihr Gesicht.

Während sie so dahinfuhren, brachte er schließlich unvermittelt heraus, wovon ihm das Herz voll war, und als ihm da Maite Ehlers ihr klares Gesicht zuwandte, war es wie eine Wärme, die ihn im Tiefsten traf.

So war es für den Menschenschlag hier gut, wenn einer den anderen auf stille Weise verstand und die Treue im Blick soviel galt wie anderswo Handschlag und Wort. Es war auch kein leichtes Glück, das jetzt über sie kam, sondern es war groß und schwer. Denn hinter ihnen stand die Vergangenheit ihrer Geschlechter und vor ihnen die Zukunft des Hingsthofes, die in ihre Hand gelegt war.

Daher wurde alles ein Fest, das die Landschaft ihnen gab. Das Herbstlaub der Bäume und Büsche loderte in brennenden Farben, und der blaue Himmel war erfüllt von Sonne und Weite; bisweilen segelte ein Wolkenschiff vorbei und brachte Grüße des Nordens. Gepflügte Acker lagen da, dunkel, ruhig und schwer, und der leise Wind trug herben Erdgeruch, vermischt mit dem Duft von Wald und Wasser. Auf den Weiden grasten blanke Pferde und schwarzbunte Kinder.

Es schien, das Land wäre aus seiner Verschlossenheit erwacht und rede eine offene Sprache, von dem Reichtum und der Armut der Jahrhunderte, von Frieden und Unfrieden, von Stolz und Ohnmacht und von der neuen Welle des Blutes, die durch die Dörfer ging.

Denn anders konnte das Land zu seinen ältesten Geschlechtern nicht sprechen.

Mit der Feldpost an »Odal«

Ich bin 20 Jahre alt, Kriegsfreiwilliger der Waffen-44, und habe knapp vorher mein Abitur und meine Hochschul-Ingenieurprüfung abgelegt. Ich bin Ostmärkter und war neun Jahre illegaler P.J.-Führer. Wovon ich lange schon träumte, ist jetzt durch die Ostiedlung ermöglicht worden, denn früher konnte ich finanziell nie daran denken, Bauer zu werden. Ich bin Städter und ich weiß, was die Umstellung gilt. Ich weiß auch, was die Bauernarbeit und das Bauernleben bedeuten. Aber für den, der darin mehr sieht als eine Art des Geldverdienens, als ein Handwerk oder ein beliebiges Gewerbe, der Freude daran hat, von jedem Handgriff zu sehen, was daraus wird, der Begeisterung und Hingabe dazu findet, für den ist es wohl der schönste aller Berufe. Der wird darin aber auch mehr sehen als ein Tagewerk. Die Gedanken von bäuerlicher Lebenshaltung, Kultur und Geisteswelt als einer hochstehenden, sind unsere Grundlagen nicht erst seit heute. Und sie werden auch nicht nur philosophische Theorie bleiben, es gibt genug, die davon ernstlich erfüllt sind, auch Neubauern und Städter, die es werden wollen. Das ist die große Aufgabe der Bauernjugend und auch der städtischen, soweit sich diese dazu verschreibt. Sie muß das Bauerntum wieder geistig heben, dort wo es gesunken ist, und ein neues deutsches Bauerntum aufbauen im Osten; ein freies stolzes Bauerntum als Träger unserer neuen deutschen Weltanschauung. - Ich will Wehrbauer werden. Das ist wohl die schönste Verbindung von Pflug und Schwert. Mein Besuch um An siedlung ist schon eingereicht und ich bin vorgemerkt. Gleich nach meiner Dienstzeit gehe ich auf einen Musterhof, um den Stedler- und Neubauernschein zu erwerben und die nötigen Bauernschulen zu besuchen. Daß ich mich gedanklich mit diesen Problemen stark befaße, ist wohl klar, gerade jetzt, wo ich hier bei der 44 bin. Da fand ich vor drei Monaten »Odal«, nachdem ich lange schon nach etwas ähnlichem suchte. Daß ich Ihnen diese Verse schicke und zur Verfügung stelle, soll ein Dank sein für vieles, was ich im »Odal« finde.

Wir Neubauern

Herr, laß mich gehen hinterm Pflug
über deutsche Erden.

Gib mir Arbeit, Kraft und Mut!
Ich will Bauer werden.

Gib deinen Segen mir, und Not,
ich will sie bestehen.

Ich will werken Tag um Tag,
will, was morgens vor mir lag,
nach harter Arbeit, Müß und Plog
blühn und wachsen sehen.

Gib deinen Frieden und Gefahr,
will mich tapfer schlagen.

Ich will dein schönes deutsches Land
mit heißem Herz und harter Hand
aus Not und Tod, aus Schmach und Schand
in seine Zukunft tragen.

Gib deine Liebe mir, und Haß,
stolz nur will ich leben!

Für Weib und Kind, für Volk und Staat,
für unsre Zukunft meine Tat!
Herrgott, du mußt zu dieser Saat
mir deinen Segen geben.

Otto Holzappel

— ZUCHT UND SITTE —

Über die Neuordnung unseres Denkens

Brief eines Vaters an seinen Sohn · Mitgeteilt von Hermann von Wendtstein

Mein lieber Sohn!

In letzter Zeit habe ich mich viel mit einer Abhandlung des Reichsministers R. Waltherr Darré „Neuordnung unseres Denkens“ beschäftigt, und ich muß gestehen, daß lange keine Schrift einen so nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht hat wie diese. Sie ist in der diesjährigen Märznummer der Monatschrift „Odal“ erschienen. Ich schicke Dir dieses Heft mit gleicher Post. Ich schenkte es auch an die Geschwister. Lies die Abhandlung einmal mit kritischer ABERLEGUNG, und Du wirst ihr weitgehend zustimmen müssen.

Nachdem wir durch die Entdeckung der Erbgeseze Kenntnis davon erhalten haben, daß das Erbgut der Vorfahren sich mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit weitervererbt, kann es nicht länger verantwortet werden, daß wir diese Gesetze zwar bei der Züchtung von Tieren und Pflanzen, nicht aber bei den Menschen beachten. Ich werde oft an ein Erlebnis erinnern, das ich in Oldenburg einmal auf dem Lande hatte, wo bekanntlich die Tierzucht auf großer Höhe stand. Ich besuchte einmal einen Bauern und fand ihn am Sonntag damit beschäftigt, einen passenden Hengst für seine Stute herauszufinden, die demnächst gedeckt werden sollte. Zu diesem Zweck hatte er die Stammbäume der bekanntesten Oldenburger Hengste mit ihren Bildern vor sich ausgebreitet und hielt den Stammbaum seiner Stute daneben, um zu sehen, wie er sagte, ob er einen Hengst mit einem passenden Blutanschluß finden könne. Wenn er einen solchen gefunden habe, der tunlichst in der dritten oder vierten Generation das Blut gleicher Hengste oder gleicher Stuten wie seine Stute haben müßte, würde er ihn an Ort und Stelle besichtigen und vor allem auch seine Nachzucht daraufhin ansehen, ob diese dem Zuchtziel entspräche, das er mit seiner Stute verfolge. Ferner werde er sich durch Einsicht in die Pferdezüchtbücher noch weiteres Material

über die Erbanlagen der in Betracht kommenden Stuten und Hengste beschaffen usw.

Die Zuchtbücher der Herdbuchgesellschaften enthalten viel ausführlichere und systematischer geordnete Unterlagen als unsere Ahnenpässe und Sippentafeln. So werden z. B. bei den Rühen ihre Milchleistungen, die Zahl und Güte ihrer Nachkommen, bei Hengsten auch die Siege vermerkt, die sie auf Rennen erzielt haben. Bei Kaltblütern werden die Kraftleistungen angegeben, die sie bei amtlichen Zugprüfungen erzielten. Neuerdings wird sogar versucht, durch Respirationsapparate den Sauerstoffverbrauch von Hengsten bei der Arbeit zu messen. Ein Hengst, der für die gleiche Leistung wenig Sauerstoff verbraucht, verbrennt auch für die Arbeitseinheit verhältnismäßig wenig Nährstoffe, ist also wertvoller als andere Hengste, die mehr Sauerstoff verbrauchen. Der Staat bestimmt durch amtliche Rörungen, welche Vattertiere überhaupt zur Zucht zugelassen werden. Hierbei wird eine sehr strenge Auswahl getroffen. In Oldenburg wurden zu meiner Zeit von der gesamten Nachzucht eines Jahrganges nur etwa 12 Hengste angekört und davon 3 prämiert. Welche Auslese bei den Tieren! Wie primitiv ist diese dagegen bei den Menschen!

Was kann nun zur Besserung dieser Verhältnisse geschehen? Diese Frage wirst Darré in seinem Artikel auf, ohne sie zunächst zu beantworten. — Hierzu ist folgendes zu sagen: Nach der Machtübernahme ist schon manches geschehen, um die Eheschließung der Menschen in vernünftigeren Bahnen zu lenken. Die Nürnberger Gesetze verbieten die Mischung artfremden Blutes und die Fortpflanzung erbkranker und mit ansteckenden Krankheiten behafteter Menschen. Die Möglichkeit, daß die Verlobten und deren Angehörigen die Ausstellung eines Gesundheitszeugnisses verlangen können, kann ferner schon viel Unheil verhindern. Die H hat schon einen zu erstrebenden

den Menschentyp herausgestellt, indem sie von ihren Angehörigen und deren Frauen bestimmte nordische Rassemerkmale verlangt.

Von gleichen Gesichtspunkten aus wird die Auswahl der zur Ansiedlung gelangenden Familien getroffen, die einen Neubauernschatz und damit den Nachweis bestimmter Erbanlagen beibringen müssen.

Dieser Weg sollte weiter beschritten werden. Es müßte möglich sein, durch planvolle Lenkung der Eheschließungen die von Natur gegebenen Erbregeln für die Höherentwicklung der Menschen nutzbar zu machen. Die Jugend müßte durch Aufklärung über die Bedeutung der Erbregeln und die in ihrem Blut vorhandenen Erbanlagen zu einer überlegten Eheschließung veranlaßt werden, damit die in der Erbmasse vorhandenen, bei dem Einzelmenschen aber oft nicht sichtbaren guten Begabungen in den Nachkommen erhalten und nach Möglichkeit durch Auswahl eines richtigen Ehepartners noch verstärkt werden.

Voraussetzung hierfür ist es, daß jeder Ehebefähigte sich über den Typ der Kinder, die er sich wünscht, ein Bild macht und sich darüber im Klaren ist, über welche Erbanlagen er selbst verfügt und über welche sein Ehepartner verfügen muß, um von ihm Kinder in dem gewünschten Typ zu erhalten. Es ist daher nötig, von jedem Menschen die für die Beurteilung seines erbbiologischen Wertes erforderlichen Unterlagen planmäßig zu sammeln und sie systematisch für die Zwecke der Eheberatung auszuwerten. Mit der Sammlung dieser Unterlagen wären entweder die Rassenpolitischen Ämter zu beauftragen oder die Sippen müßten sich zu Verbänden zusammenschließen, die Sippenstambücher für die Sammlung der erbbiologisch wichtigen Tatsachen laufend zu führen hätten. Ich habe den Vordruck für das Karteiblatt eines solchen Sippenstambuches entworfen. Es enthält zahlreiche Fragen über die wichtigsten körperlichen, geistigen und seelischen Anlagen der Sippenangehörigen. Diese Fragen wären in dem Karteiblatt selbst nur kurz zu beantworten, damit die für die Beurteilung der erbbiologisch wichtigsten Tatsachen bei ihrer späteren Auswertung für eine Eheberatung leicht erkennbar sind. Das Karteiblatt wäre durch einen ausführlich gehaltenen Lebenslauf zu

ergänzen, indem alle Einzelheiten zu erwähnen wären, die für die Familiengeschichte und zur Erläuterung der Erbanlagen von Bedeutung sein können. Auf Grund solcher Unterlagen wird es dann möglich sein, die in einer Sippe vorhandenen wertvollsten Begabungen zu ermitteln sowie ihre Träger und deren Blut Aufbau in den aufzustellenden Sippentafeln durch besondere Zeichen kenntlich zu machen.

Ich bin jetzt dabei, das Karteiblatt für mich auszufüllen und werde auch solche Blätter für Euch Kinder anlegen in der Hoffnung, daß Ihr sie für Euch und Eure Nachkommen weiterführen werdet. Wünschenswert wäre es auch, solche Blätter noch nachträglich für unsere Vorfahren auf Grund der vorhandenen Unterlagen und der sonst noch überkommenen Aberlieferungen auszustellen.

Sobald die in der Sippe vorhandenen Erbanlagen karteimäßig erfasst worden sind, müßten sie durch die Sippenverbände oder durch die auszubauenden Rassenpolitischen Ämter nach erbbiologischen Gesichtspunkten bearbeitet werden. Das Ergebnis wäre in übersichtlicher Form den Sippenangehörigen und anderen Interessenten (Verlobten usw.) zugänglich zu machen. Jeder Sippenangehörige wüßte dann, welche Erbanlagen in seinen Vorfahren überhaupt wirksam gewesen sind, welche Anlagen sich positiv und welche Anlagen sich negativ in den Nachkommen ausgewirkt haben. Wenn ihm bei einer beabsichtigten Gattenwahl die gleichen Unterlagen von seinem künftigen Ehepartner zur Verfügung stehen, so könnte er sich ein ungefähres Bild über die Art der zu erwartenden Nachkommen machen, und er würde mit einer so gegründeten Ehe die Grundlage zu einem „Ahnenerantworteten Kinde“ legen, wie Darre es nennt.

Aufgabe der Sippenverbände wäre es auch, von ihren Angehörigen das für die erbbiologische Beratung nötige Bildmaterial zu sammeln. Es sollten von jeder Person Bilder beschafft werden, die eine Beurteilung des Körperwuchses (Schädelform usw.) zulassen. Die beste Gelegenheit zur Aufnahme solcher Bilder würde der Arbeitsdienst bieten. Die Bilder müßten einer Zentralfstelle überwiesen werden, die Abzüge an die Sippenverbände oder sonstige berechnigte Interessenten gegen Entgelt abzugeben hätte.

Notwendig ist ferner, daß die Augen unserer Jugend für die Kennzeichen gesunder und schöner Menschenkörper geschult werden, die die Voraussetzung für vollwertige Nachkommen bildet. Sportliche Vorführungen von Jungens und Mädels gelegentlich von Wettspielen und Rundgebungen bieten hierzu gute Gelegenheit, desgleichen der Besuch von Luftbädern und Museen unter Anleitung rassopolitisch geschulter Personen.

Du siehst, daß diese Fragen mich stark bewegen. Ich sehe in der planvollen Anwendung der von Natur gegebenen Vererbungsregeln einen wichtigen Hebel für den Aufstieg un-

seres Volkes. Wenn dies aber so ist, möchte alles geschehen, um diese Möglichkeit voll und bald auszunutzen. In unserer Familie sind die Voraussetzungen für die Auswertung einer Sippenkartei insofern günstig, als einige unserer Vorfahren durch wertvolle Erbanlagen ausgezeichnet waren und durch die Familie von Thünen ein reichhaltiges Material auf uns überkommen ist. Darin liegt auch eine Verpflichtung für uns.

Doch nun will ich schließen. Sobald Du Urlaub erhältst, können wir über alles eingehend sprechen.

Dein stets getreuer Vater.

DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

Weltpolitik

Am 5. Juni begann nach Beendigung der großen Slandernschlacht der zweite Teil der deutschen Westoffensive. Der französische höchstkommandierende General Weygand hatte gehofft, es würde eine Atempause von einigen Wochen eintreten, die es ihm ermöglichen sollte, die gegenüber dem deutschen Heer an der Somme und Aisne neu aufgeworfene Weygand-Linie derartig auszubauen, daß sie einer deutschen Offensive Widerstand leisten konnte. Seine Hoffnungen wurden enttäuscht - er bekam diese Zeit nicht, gleich am ersten Tage wurde der Abergang über die Somme erzwungen, am 6. Juni begann der Zusammenbruch der Weygand-Linie, am 8. Juni war das französische Heer an Somme und Aisne auseinandergedrängt, verlor am nächsten Tage Rouen und, als nunmehr auch der linke deutsche Flügel zum Angriff vorging, brach die französische Mitte nieder, mußten die Franzosen über die Seine zurückgehen und verloren auch die Abergänge über die Marne, außerdem Reims und Chalons. Paris war unter diesen Umständen nicht mehr zu halten, wurde zur offenen Stadt erklärt und am 14. Juni von deutschen Truppen besetzt. -

Ein neuer deutscher Angriff, dessen Sinn die Verfolgung des zurückgehenden Feindes bis zur militärischen Auflösung war, brachte dem deutschen Heer auf seinem linken Flügel die Eroberung von Verdun und Fort Vaux. Am 14. Juni begann auch der Angriff an der bis dahin ziemlich ruhigen Saarfront mit der Wegnahme der großen französischen Befestigungsanlagen von Saarlautern-West; am 15. Juni war die Maginot-Linie südlich Saarbrücken durchbrochen, der Oberrhein in breiter Front überschritten. Unter diesen Umständen war der Kampf für Frankreich aussichtslos geworden.

Der französisch-deutsche Waffenstillstand

Am 17. Juni erklärte der nach dem Zusammenbruch der verbrecherischen Politik Reynauds und seiner Juden an die Spitze des französischen Staates getretene 85jährige Marschall Pétain in einer Rundfunkansprache an das französische Volk, daß er bereits Schritte getan habe, um die Bedingungen zu erfahren, unter denen das Deutsche Reich bereit sei, Frankreich einen Waffenstillstand zu gewähren.

Inzwischen war der deutsche siegreiche Angriff weitergegangen. Am 15. Juni war die Linie St. Avold-Saaralben erreicht, der Rhein östlich Colmar überschritten, am 17. Juni Colmar genommen, der Rhein-Rhone-Kanal erreicht, das zäh kämpfende Diedenhofen genommen, am 17. Juni die Festung Metz, am 18. Juni Nancy, am 19. Juni Lunéville, Toul, Epinal und Straßburg genommen und die Festung Belfort, die schon am 17. Juni gestürmt war, nach Süden durchschritten, so daß die in Elsaß und Lothringen eingeschlossenen französischen Truppen, noch etwa eine halbe Million Mann, nach zähem Kampf sich ergaben. Im Westen Frankreichs war am 17. Juni die Loire erreicht, das Rüstungszentrum Le Creusot besetzt, am 18. Juni Le Mans, Rennes und Cherbourg, am 19. Juni der Kriegshafen Brest erreicht, am 20. Juni auch Lyon erobert.

Unter diesen Umständen konnte Frankreich nur dankbar sein, daß der Sieger von 1940 von anderen Grundätzen ausging, obwohl er Frankreich praktisch in der Hand hatte, als Frankreich und England 1918. Nach einer Besprechung zwischen dem Führer und dem Duce am 18. Juni wurde am 22. Juni im Walde zu Compiègne der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet, der mit einer Sühneaktion für das 1918 dem Deutschen Reich und der deutschen Waffenehre angetane Unrecht eingeleitet wurde. In Gegenwart des Führers verlas der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Keitel, eine Präambel zum Waffenstillstandsvertrag, um durch einen Akt „wiedergutmachender Gerechtigkeit - einmal für immer - eine Erinnerung zu löschen, die für Frankreich kein Ruhmesblatt seiner Geschichte war, vom Deutschen Volke aber als tiefste Schande aller Zeiten empfunden wurde. Frankreich ist nach einem heroischen Widerstand in einer einzigen Folge blutiger Schlachten besiegt worden und zusammengebrochen. Deutschland beabsichtigt darum nicht, den Waffenstillstandsbedingungen oder den Waffenstillstandsverhandlungen die Charakterzüge von Schmähungen gegenüber seinem so tapferen Gegner zu geben.

Der Zweck der deutschen Forderungen ist es:

1. eine Wiederaufnahme des Kampfes zu verhindern,

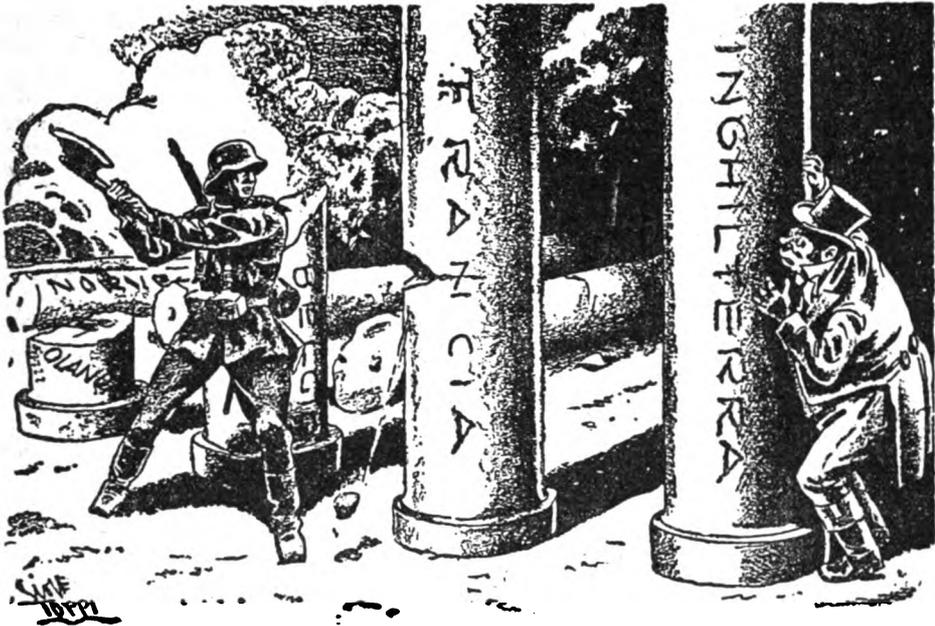
2. Deutschland alle Sicherheiten zu bieten für die ihm auferzwungene Weiterführung des Krieges gegen England, sowie

3. die Voraussetzungen zu schaffen für die Gestaltung eines neuen Friedens, dessen wesentlichster Inhalt die Wiedergutmachung des dem Deutschen Reich selbst mit Gewalt angetanen Unrechts sein wird."

Am Abend des 22. Juni wurde der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet. Eine Einstellung der Feindseligkeiten konnte damit noch nicht verbunden werden, sie wurde vielmehr für den Zeitpunkt 6 Stunden nach der Mitteilung des Waffenstillstands auch zwischen Italien und Frankreich vorgeesehen.

Die italienische Kriegserklärung und der italienisch-französische Waffenstillstand

In vollem Einverständnis mit dem Führer hatte der Duce im September 1939 für Italien den Zustand der „Nichtkriegführung“ erklärt. Auf diese Weise durchkreuzte er den Plan Englands und Frankreichs, durch einen konzentrischen Angriff auf Italien den Krieg in das Mittelmeergebiet zu spielen, und fesselte zugleich erhebliche Teile der englischen und französischen Streitkräfte. Vergeblich blieben die Bemühungen der feindlichen Diplomatie, Italien aus seiner Stellung herauszulocken oder gar die Achse anzubohren. Am 10. Juni schlug nun mit einer fetterlichen Erklärung vor dem Palazzo Venezia Mussolini los und ließ am gleichen Tage Frankreich und England die Kriegserklärung zustellen: „Wir greifen zu den Waffen, um, nachdem das Problem unserer Kontinentalgrenzen gelöst ist, auch das Problem unserer Meeresgrenzen zu lösen.“ Die Folge des italienischen Kriegseintrittes war, daß Spanien seinerseits sich als im Zustand der „Nichtkriegführung“ erklärte, die spanische Presse, voran das amtliche Blatt „Arriba“, heftig die Forderung nach der Abtretung Sibraltars erhob und damit die Mission des neuen britischen Botschafters für Spanien, Sir Samuel Hoare, der Spanien auf die feindliche Seite ziehen wollte, scheiterte, ferner, daß die englische Verbindung durch das Mittelmeer nach Ägypten, aber auch zum Balkan abriß, rumänische Öllieferungen für England nicht mehr möglich waren und die Türkei



John Bull: „Bei au weiß! Noch so ein Schlag, und das Dach fällt über mir zusammen.“ „31 420“ (Florenz)

mit ihrer unklugen Festlegung auf der englisch-französischen Seite sich völlig isolierte.

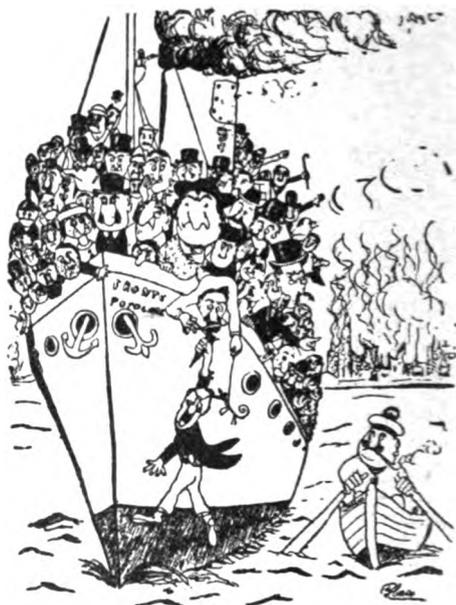
Italien bekam zwar die Kriegserklärung von Australien, Neuseeland und Südafrika, letzteres ließ auch Truppen in Britisch-Ostafrika aufmarschieren, aber mit dem Niederbruch Frankreichs erntete Italien, das in den letzten Tagen noch heftige Angriffe gegen die französische Alpenfront gerichtet hatte, einen guten Erfolg im italienisch-französischen Waffenstillstandsabkommen. Dieses brachte Italien die Besetzung französischer Gebiete durch italienische Streitkräfte für die Zeit des Waffenstillstandes bis zu den erreichten Linien, die Entmilitarisierung eines Gebietes von 50 km Breite vor den italienischen Linien, ferner von erheblichen Gebietsstreifen in Tunis und Algier, der Kriegshäfen Toulon, Bizerta, Oran und Asaccio, die Entmilitarisierung von französisch-Somaliland mit Dschibuti. Im wesentlichen deckte sich das italienisch-französische Waffenstillstandsabkommen mit dem deutsch-französischen Abkommen.

Die innere Entwicklung in Frankreich

Mit der Beendigung der Feindseligkeiten stand die Regierung des Marschalls Pétain noch den Schwierigkeiten gegenüber, die ihr von England gemacht wurden. Churchill bedauerte aufrichtig, daß noch Franzosen am Leben waren, die sich nicht für England geopfert hatten. Nachdem sein Angebot, das er vor dem französischen Ersuchen um Waffenstillstand der Regierung Reynaud gemacht hatte, Frankreich möge sich staatsrechtlich mit England vereinigen - wodurch England ein Recht auf die französischen Kolonien und die Flotte erworben hätte - abgelehnt war, versuchte Churchill mit Hilfe des Generals de Gaulle und der nach London geflüchteten Politiker, vor allem Léon Blums und des berühmten Hebräer Paul Lévy, der in seiner Zeitung „Rampart“ seit Jahren den Krieg gefordert hatte, eine Gegenregierung aufzuziehen, die, gestützt auf die französische Flotte und die französischen Kolonien, den Kampf fortsetzen sollte. Es gedieh aber nur zu einer „französischen Aktion“,

deren innere Brüchigkeit sich bald herausstellte. Nach anfänglichen Schwierigkeiten folgten die französischen Kolonien dem Beispiel des Generalpräsidenten in Marokko, General Noguds, und des Befehlshabers in Syrien, Mittelhauser, die sich dem Marschall Pétain unterstellten. Die Regierung des Marschalls wurde erst nach Clermont-Ferrand und dann nach Vichy verlegt, wo die großen Hotels des verlassenen Kurortes Raum genug für die Unterbringung der Regierung boten. Hier nun entwickelten sich Auseinandersetzungen und Debatten über die Neugestaltung Frankreichs, die zur Einberufung einer Nationalversammlung führten. - Man scheint gewillt zu sein, der französischen Verfassung stärker autoritäre Züge zu geben, sie äußerlich Deutschland und Italien anzugleichen. Das allein wird dem französischen Volk wenig helfen - nicht die äußere Form, sondern der Geist hat die Überlegenheit des Deutschen Reiches begründet. Autoritäre Formen unter Aufrechterhaltung des alten Logen- und Judentums wären sogar beinahe noch schlimmer als die bisherige französische Demokratie -; wenn Frankreich ein geeigneter Nachbar, mit dem man zusammenleben kann, werden soll, so muß es vor allem das Judentum auf seinem Boden mit Stumpf und Stiel politisch vertilgen. Nicht die autoritären Formen, sondern die Entjudung ist die Hauptsache.

Während das von England, wie die aufgefundenen Geheimakten des Generals Camelin zeigten, kalthergig im Stich gelassene Frankreich nach furchtbarster Niederlage sich selbst zu finden versucht, beging Churchill seinen letzten und infamsten Schurkenstreich an den verratenen Bundesgenossen: Die britische Mittelmeerflotte überfiel im Hafen von Oran das nicht einmal unter Dampf liegende französische Mittelmeergeschwader, forderte es zur Waffenstreckung auf und schloß die französischen Schiffe zusammen, als diese das schamlose Ansinnen ablehnten. Frankreich brach auf diese „hassenswerte Tat“ die diplomatischen Beziehungen zu England ab, französische Flieger griffen Gibraltar an; es ist so eine sehr merkwürdige politische Lage entstanden - Frankreich hat mit seinen bisherigen Feinden erst einen Waffenstillstand, noch keinen Frieden, und ist schon gezwungen, sich gegen militärische



Die Flucht der Demokratie.

„Il Trevaso delle Idee“ (Rom)

Aktionen seiner bisherigen Bundesgenossen der Engländer zu verteidigen.

Man wird abzuwarten haben, wieweit Frankreich wirklich in die Front eines einheitlichen Europa, das sich gegen die unerhörte britische jahrhundertalte Störungspolitik richtet, einschwenkt.

In der dritten historischen Sitzung des Deutschen Reichstages während des dem nationalsozialistischen Deutschland durch die Juden und Judenteufel an der Spitze Englands aufgezwungenen Krieges hat der Führer am 19. Juli 1940 in einer gewaltigen Rede zuerst seinen Dank für die Leistungen der deutschen Soldaten ausgedrückt und 12 verdiente Generalobersten und Generale des Heeres zu General-Feldmarschällen, Hermann Göring zum Reichsmarschall, zahlreiche Generale zu General-Obersten, Admiral Carls zum General-Admiral ernannt und dem General Dietl, dem Verteidiger von Narvik, als erstem deutschen Soldaten das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen

Kreuzes verliehen. Der Führer gab dann einen Rückblick auf die verbrecherischen Kriegstreiber der jüdisch-kapitalistischen Hezger, er erinnerte daran, daß er noch am 6. Oktober 1939 die Friedenshand geboten hatte und daß diese höhnlisch zurückgewiesen worden war. In Hinsicht auf die Außenpolitik zerstreute der Führer die von England und englischen Agenten verbreiteten Gerüchte und Spannungen mit Rußland: „Das deutsch-russische Verhältnis ist endgültig festgelegt.“

Mit Wärme betonte der Führer die herzliche Freundschaft zu Italien. Dann, auf der Höhe des Sieges, wandte er sich in ergreifenden Worten an das englische Volk, um über den Kopf der Kriegsverbrecher hinweg ihm eine allerletzte Gelegenheit zum Frieden zu geben. „Es tut mir fast weh, wenn mich das Schicksal dazu auserwählt hat, das zu stoßen, was durch diese Menschen zum Fallen gebracht wird. Denn meine Absicht war es nicht, Kriege zu führen, sondern einen

neuen Sozialstaat von höchster Kultur aufzubauen. Jedes Jahr dieses Krieges raubt mich dieser Arbeit.“

Er warnte England vor den Folgen einer Fortsetzung des Kampfes: „Es wird dadurch ein großes Weltreich zerstört werden, ein Weltreich, das zu vernichten oder auch nur zu schädigen, niemals meine Absicht war. Allein, ich bin mir darüber im Klaren, daß die Fortführung dieses Kampfes nur mit der vollständigen Zerstörung des einen der beiden Kämpfenden enden wird. Mr. Churchill mag glauben, daß dies Deutschland sein wird. Ich weiß, es wird England sein.“

Auf das großzügige Angebot des Führers antwortete die Londoner Judenpresse, wie zu erwarten, mit einem Schrei von Haß und Wut. Dem Judentum kann es nur recht sein, wenn möglichst viel Nichtjuden sich gegenseitig umbringen, und es ist zu sehr besessen von seinem satanischen Haß, um zu begreifen, daß das Judentum selber für seine Verbrechen büßen muß.

HANS MERKEL

Weltwirtschaft

Im Monat Juni wurde Frankreich bezwungen und aus seiner unheilvollen Verkettung mit Großbritannien gelöst. Weltwirtschaftlich bedeutet diese Tatsache den Untergang des wirtschaftlichen Liberalismus in Europa. Denn kolonialer Imperialismus und Rentnertum sind unter der Flagge liberaler Ideen möglich, nicht aber geordneter Aufbau und Umbau der Sozial- und Wirtschaftsordnung. Gerade diese Aufgabe muß aber in Frankreich gelöst werden, wenn es sich sinnvoll eingliedern will in die neu ersiehende europäische Gesamtordnung.

Der Eintritt Italiens in den Krieg hat auch in weltwirtschaftlicher Beziehung weittragende Folgen. Hier muß etwas weiter ausgeholt werden. Bis zur Entdeckung Amerikas lag das wirtschaftliche Schwergewicht Europas in Deutschland und Italien. Das Mittelmeer,

die Nord- und Ostsee waren Mittelpunkte des Handelsverkehrs, dem die Hansestädte in Norddeutschland, die freien Reichsstädte in Süddeutschland, die Stadtkraaten Italiens Reichtum und Blüte verdankten. Mit der Entdeckung der überseeischen Länder verlagerte sich das Schwergewicht nach Westeuropa - Kolonialreiche entstanden und vergingen. Spanien und Portugal, Holland, Frankreich und England waren die Träger dieser Entwicklung. Heute ist der Traum der alten Kolonialreiche ausgeträumt. Das Gold, welches beim Aufbau dieser Reiche eine große Rolle gespielt hat und einst aus Amerika nach Europa geströmt war, wandert wiederum zurück nach Amerika, um dort „sterilisiert“ zu werden. Gleichzeitig erhebt aber in Mitteleuropa ein neues Wirtschaftsprinzip, der Gedanke von Arbeit und Ordnung, fußend auf dem Lebens-

grundsatz von Blut und Boden. Damit finden die Völker Europas wieder ihr inneres Schwergewicht. Die europäische Wirtschaft findet wieder den Weg zu ihrem natürlichen Mittelpunkt zurück.

Jahrhundertlang war der Mittelmeerraum für die Weltwirtschaft tot. Während Westeuropa sich nach Abersee ausrichtete, breitete sich die türkische Herrschaftsgewalt in diesem Raume aus. Heute wird das Mittelmeer wieder in die Seeflandsordnung Europas eingegliedert. Die Erschließung der Leistungskräfte dieses Raumes wird eine der wichtigsten Aufgaben in den nächsten Jahrzehnten darstellen. Weinstock, Ölbaum und Südfrüchte sind für das wirtschaftliche Leben der Mittelmeervölker von größter Bedeutung. Aus diesem Raum stammen:

- 78,1 vH der Welterzeugung an Wein,
- 98,7 vH der Welterzeugung an Olivenöl,
- 91,0 vH der Weltausfuhr an Zitronen (besonders Italien),
- 80,3 vH der Weltausfuhr an Apfelsinen und Mandarinen (besonders Spanien, Palästina, Italien),
- 23,0 vH der Weltausfuhr an Tabak (besonders Griechenland und Türkei),
- 13,0 vH der Weltausfuhr an Baumwolle (besonders Ägypten).

Mit dem Zusammenbruch Frankreichs löst sich auch die Schweiz aus dem wirtschaftlichen Einflußbereich des Westens. An ihr waren die liberalen Ideen nicht spurlos vorübergegangen. Nicht umsonst hatten hier zahlreiche internationale Einrichtungen ihren Sitz genommen, wie der Völkerbund, das Internationale Arbeitsamt, die Bank für internationalen Zahlungsausgleich. Konzerne von internationaler Bedeutung, wie die I. G.-Chemie, der angelsächsische Nestlé-Konzern, der Linoleum- und der Bauxit-Truist, die Continentale Elektrizitäts-Union befanden sich hier. Der Fremdenverkehr hatte das Hotelgewerbe zur höchsten Entwicklung gebracht. Seit der Krise hat es aber sehr schwer gelitten. Die Maschinen- und feinmechanische Industrie mußten ihren Absatz zum Teil im Ausland suchen. Besonders galt dies für die Uhrenherzeugung, die 70 vH der Welterzeugung umfaßte, zu 95 vH für die Ausfuhr arbeitete

und deren Hauptabgabebiet England und die Vereinigten Staaten waren. Bekannt ist, daß die Schweizer Landwirtschaft den heimatischen Bedarf nicht in vollem Umfang decken kann. Besonders gilt dies für die Versorgung mit Brotgetreide, wo auch Erzeugungsumstellungen nicht zur vollen Unabhängigkeit führen können.

Auch die wirtschaftlichen Beziehungen der Länder Südosteuropas zum Westen sind gelockert worden. Diese Beziehungen bestehen weniger in einem wirtschaftlichen Austauschverkehr als vielmehr in der starken Einflußnahme westlichen Kapitals auf wichtige Gewerbebezüge des Südoftens. Im Jahre 1938 wurde die Auslandsverschuldung Ungarns, Jugoslawiens, Bulgariens, Rumäniens, Griechenlands und der Türkei auf 82,6 Milliarden franz. Francs angegeben. Davon waren rund 30 vH am französischen Markt untergebracht. Erst in den letzten Jahren verstärkte auch England seinen Kapitaleinfluß, um dem wirtschaftlichen Vordringen Deutschlands zu begegnen. Dies läßt sich besonders deutlich bei dem in Jugoslawien angelegten ausländischen Industriekapital und dem in Rumänien in der Erdölwirtschaft angelegten Auslandskapital feststellen. 1936 war der Anteil am gesamten in Jugoslawien angelegten ausländischen Industriekapital:

für Frankreich	17 vH,
England	14,1 vH,
Tschechoslowakei	11,9 vH,
Schweiz	11,4 vH,
Italien	8,0 vH.

An der rumänischen Erdölindustrie waren 1931 beteiligt:

Rumänien	26,3 vH,
England	19,9 vH,
England-Niederlande	16,1 vH,
Frankreich	16,3 vH,
Vereinigte Staaten	10,5 vH.

In der Zwischenzeit haben sich einige Veränderungen ergeben, auf die hier aber nicht näher eingegangen ist.

England hat nunmehr auch Frankreich in das Sperrgebiet einbezogen. Die Frage, ob die damit eingeleitete Abperrung des gesamten festländischen Europas auf die Dauer durchgeführt werden kann, soll hier ununter-

sucht bleiben. Bemerkenswert ist aber, daß in den meisten Lieferländern Europas schon recht große Schwierigkeiten auftreten. Bezeichnend ist die Lage am Kakaomarkt. Nahezu 70 vH der Welternte werden in Westafrika gewonnen. Unter den Abladerfirmen liegt das Schwergewicht bei einer Tochtergesellschaft des Anileverkonzerns, der United Africa Co., die zeitweise eine monopolartige Einkaufsmacht hatte. England hat nun in seinen Kolonien rund 400 000 t Kakaos aufgekauft, ist aber gezwungen, die über seinen Eigenbedarf hinausgehenden Mengen zu vernichten. Um

welche Mengen es sich hier handelt, mag daraus hervorgehen, daß der Verbrauch Deutschlands, Hollands und Scandinaviens zuletzt rund 180 000 t ausmachte. Auch Argentinien steht vor großen Absatzschwierigkeiten. Hier denkt man schon daran, die unverkäuflichen Maisüberschüsse zu verfeuern. Ein ähnliches Los mag den Kaffeeüberschüssen Mittel- und Südamerikas drohen. Diese Scheltherausen sind das beste Bild für die Selbstvernichtung des kapitalistischen Systems, das in England geboren wurde und heute zu Grabe getragen wird.

WALTHER H. HEBERT

Die Landwirtschaft in der Welt

Europablockade?

Mit dem Siege über Frankreich ist praktisch das gesamte Europa ernährungspolitisch eine Einheit geworden. In dieser Tatsache allein offenbart sich deutlich das Ausmaß der Niederlage, welche England als oberster Kriegstreiber bisher erlitten hat. Es entspricht durchaus der britischen Überheblichkeit und dem Unvermögen, die politische Lage, so wie sie ist, zu würdigen, wenn England sich heute einbildet, es könne Europa mit einer Hungerblockade bedrohen. Der Mißerfolg der britischen Blockade gegen Deutschland läßt erkennen, wie sehr das England dieses Krieges seine politischen Wunschträume mit der Wirklichkeit verwechselt. Man muß bedenken, daß Deutschland den Kampf gegen diese Blockade unter wesentlich ungünstigeren Voraussetzungen begann, als Europa ihn führen könnte, wenn jemals die britischen Drohungen verwirklicht würden. Während Deutschland von der Annahme ausgehen mußte, im Ernstfalle ganz und gar auf sich selbst gestellt zu sein, kann Europa weitgehend einen gegenseitigen Austausch pflegen und damit jahreszeitliche, klimatische und bodenmäßige Erzeugungsunterschiede ausgleichen. Schon das allein ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil, denn er erleichtert die Lösung sowohl der mannigfachen Auf-

gaben der Vorratsbildung wie auch den Ausgleich zum Ende eines Versorgungsabschnittes.

Im einzelnen würden sich naturgemäß bei einer totalen Blockade Europas Schwierigkeiten ergeben. Aber keine von ihnen könnte normalerweise und bei einer einigermaßen vorsichtigen Gesamtplanung nennenswerte Gefahren heraufbeschwören. Die europäische Brotgetreideversorgung (immer im statistischen Querschnitt gesehen!) wäre unter Zugrundelegung der bekannten Zahlen in jedem Falle gesichert. Rein rechnerisch wäre eine Einschränkung des Verbrauches um 5 bis 6 vH jährlich ausreichend, eine überseeische Brotgetreidezufuhr überflüssig zu machen. Dabei ist aber noch nicht berücksichtigt, daß in vielen Ländern noch Brotgetreide an Vieh verfüttert wird, daß man nicht überall mit dem täglichen Brot besonders pfeiflich umgeht, und daß in vielen Ländern die Brotgetreideanbaufläche schnell ausgedehnt werden kann. Ebenso wenig ist die Kartoffelversorgung Europas ein Problem. Auch die Zuckerverversorgung kann schnell „autarkisiert“ werden. Bleiben Fleisch und Fett. Was auf dem Gebiete der Fettversorgung möglich ist, hat Deutschland in diesem Kriege bewiesen. Allein die Umstellung des Verbrauches auf entrahmte Frischmilch hat

die Buttererzeugung um die bisherigen Einfuhrmengen gesteigert. Hingzu kommt, daß der gesamte europäische Butterexport nach England fortfällt. Ferner läßt der Anbau von ölhaltigen Pflanzen noch eine große Ausdehnung in Europa zu, sobald die Frage des Absatzes sichergestellt ist.

Ein besonderes Problem ist die Versorgung mit Futtermitteln, die in einem erheblichen Umfange aus überseeischen Ländern eingeführt wurden. Hier wird ziemlich allgemein ein wesentlicher Umstand übersehen: Der größte Teil der Futtermittelfuhr diente der Viehzucht und der auf ihr aufbauenden Erzeugung von tierischen Veredelungsprodukten, deren größter Teil wiederum nach England ausgeführt wurde. Heute aber fällt diese europäische Englandausfuhr fort. Im Umfange dieser Englandausfuhr kann ohne Wirkung auf die europäische Ernährungslage die Veredelungserzeugung eingeschränkt werden. Der gewaltige Verbrauch Englands bildet heute also einen Puffer, der manchen Stoß abfangen kann, den eine Umstellung zwangsläufig mit sich bringt. Zudem kann - wie das Beispiel Deutschlands zeigt - der Anbau wirtschaftseigenen Futters noch wesentlich gesteigert werden, so daß, auf weite Sicht gesehen, auch die europäische Fleisch- und Fettversorgung durchaus auf eigene Beine gestellt werden kann.

Die Briten glauben offenbar allen Ernstes daran, die Blockade Europas auch von Kanada aus betreiben zu können. Unterstellt man die Möglichkeit - was an sich unsinnig ist -, so ergibt sich als erste unweigerliche Folge ein Zusammenbruch der gesamten Landwirtschaft des britischen Empire. Die englischen Farmer in Australien, Kanada, Neuseeland, in Indien und Südafrika usw. wären jeglicher Absatzmöglichkeit beraubt, ohne jemals eine Aussicht zu haben, neue Absatzmärkte finden zu können. Der größte angehäufte Reichtum wäre nicht imstande, hier einen Ausgleich zu schaffen. Hier zeigt sich, was die britische Blockade heute in Wirklichkeit ist: eine Selbstblockade.

Folgen der britischen Selbstblockade

Dem Vernehmen nach soll in England selbst von verschiedenen Politikern eine Aufhebung

der Blockade verlangt werden. Das ist verständlich. Denn die Einsicht, daß man sich mit ihr in das eigene Fleisch geschnitten hat, nimmt mit jeder Tonne, die versenkt wird, zu. So mußte England jetzt statt des gewohnten Weißbrotes ein Kriegsbrot einführen. Die Lebensmittelrationierung mußte wesentlich verschärft werden, wobei wir Deutschen uns hüten müssen, die Zustände auf den britischen Inseln mit unseren Maßstäben zu messen. Man kennt dort nicht das System der stabilen Preise, das wir für selbstverständlich halten. Die Folge ist, daß die minderbemittelten, zahlenmäßig überlegenen englischen Volksschichten ihre Rationen nur auf dem Papier bekommen, in Wirklichkeit aber beschleunigt einer in jeder Weise unzureichenden Versorgung zugetrieben werden. Die Zwecklägen des britischen Propagandaministers, daß in Deutschland der Hunger einkehre, werden auf die Dauer das englische Volk nicht satt machen. Nicht einmal England kann mehr mit Illusionen Realpolitik betreiben. Es wird am eigenen Leibe verspüren, was es bedeutet, die eigene, einst so blühende Landwirtschaft vernichtet zu haben.

Umstellung der europäischen Landwirtschaft auf der ganzen Linie

Während England vergeblich versucht, die Geister des Hungers, die es überheblich tief, im eigenen Lande zu bannen, haben die europäischen Völker begonnen, die realpolitischen Folgerungen zu ziehen. Überall in Europa wird mit Eifer daran gearbeitet, die Ernährung zu sichern, d. h. das Vorhandene sinnvoll einzuteilen und die künftige Erzeugung zu steigern. Gewiß, es mag vorübergehend hier und dort Schwierigkeiten geben, denn Deutschland und Italien können, als im Kriege befindlich, noch nicht darauf verzichten, ihre eigene Sicherheit zu vernachlässigen. Aber so viele Schwierigkeiten sich zeigen, so viele Auswege eröffnen sich auch.

Mit oder ohne Blockade Englands - Europa hat einen neuen Abschnitt der Ernährungssicherung begonnen!

Kulturpolitische Umschau

Das deutsche Kulturleben spiegelt in diesem Jahr der weltgeschichtlichen Entscheidung die starke und selbstbewußte Kraft unseres Volkes. Die Hoffnungen der Emigranten-Klüngel, das Deutsche Volk würde in diesem Kriege neben einem wirtschaftlichen Zusammenbruch auch eine geistige Niederlage mit allen verhängnisvollen Folgen erleben, sind schmählich zerbrochen. Die mit viel Stimmaufwand angekündigte „Kulturblockade“, die Deutschland vom geistigen Leben der Welt absperren sollte, hat sich wie der Aushungerungskrieg gegen seine Urheber gefehrt. Während in England heute auch die letzten Aberreste jeder kulturellen Betätigung unter der lähmenden Angst vor der nahen Abrechnung erstickt sind, führt das Deutsche Volk unbefreit sein kulturelles Eigenleben fort und teilt dem europäischen Kontinent sein ruhiges Selbstbewußtsein mit. Aberfüllte Theater und Konzertsäle, eine sorgsame geistige Betreuung der Millionen Soldaten, Gastspielreisen deutscher Künstler in alle Teile des neutralen oder mit uns befreundeten Europas, deutsche Buchausstellungen und Konzerte in den Hauptstädten des Südoftens, - so sieht die „geistige Erdrosselung Deutschlands“ aus, die von der südlichen Emigration mit nicht geringerer Lautstärke verkündet wurde, wie die verlogene These von der Aushungerung des Deutschen Volkes.

Aus London wird gemeldet, daß die Mitglieder des englischen Philharmonischen Orchesters seit Monaten ohne Beschäftigung und ohne jede Gehaltszahlung oder finanzielle Unterstützung sind, so daß ihr Dirigent, Sir Thomas Beecham, gegenwärtig in Australien Geld zusammenbetteln muß, um seine Leute vor dem Hungertode zu bewahren. In dem gleichen Kriegssommer veranstaltet Bayreuth seine Bühnenfestspiele, um nach dem Wunsch des Führers Frontsoldaten und Rüstungsarbeitern das Erlebnis der unsterblichen Schöpfungen Richard Wagners zu vermitteln.

Meisterwerke der deutschen Plastik

In München wurden alle Vorbereitungen für die Große Deutsche Kunstausstellung ge-

trossen, die wie in den vergangenen Friedensjahren eine Zusammenschau des vorbildlichen Schaffens der deutschen Künstler in Stadt und Land bringt. In Berlin gibt eine Ausstellung „Meisterwerke der deutschen Plastik“ - von der Hauptstelle Bildende Kunst im Amt Rosenberg veranstaltet - einen Begriff von dem Grad der Vollkommenheit, zu dem sich unsere führenden Bildhauer emporgearbeitet haben. Diese Künstler schaffen nicht mehr, um private Kulturbedürfnisse zu befriedigen. Ihre Auftraggeber sind Führung und Volk. Die revolutionäre Gedankenwelt, die das politische Gesicht Europas von Grund auf umgestaltet, beflügelt das meisterliche Schaffen von Männern wie Thorak, Klimsch, Kolbe, Breker, Scheibe und Albiker. In der auserlesenen Schönheit ihrer Plastiken erkennen wir Sinnbilder unserer Zeit, die durch das große politische Geschehen zu einer neuen Ehrfurcht vor dem Erhabenen erzogen wird.

Die übersteigerte und leere Denkmalkunst des vorigen Jahrhunderts mit ihrem sinnlosen Prunk und ihrer kraftlosen Symbolik ist ebenso überwunden wie die unschöpferische Manier der Nachahmung fremder Vorbilder. Unsere deutschen Bildhauer geben dem Volk ein Vorbild seines Wesens und seiner gesunden Kraft in einer neuen beseelten Form des Kunstwerks. Der menschliche Körper ist, wie in den Zeiten der hellenischen Kulturblüte, wieder das eine große Thema des plastischen Schaffens geworden, in einer geläuterten und beherrschten Form, die den Ausdruck der Seele im reinen Ebenmaß des Körpers findet und das Leben im Abbild seiner vollkommensten Schöpfung verehrt. Diese Kunst ist Dienst am Ewigen, weil sie dem Volk dient und in einer gütigen und verständlichen Sprache zum Volk von Kraft und Schönheit unserer Rasse spricht.

Vorbildliches Freilichtschauspiel

Ein wesentlicher Zweig des deutschen Kulturschaffens, der die Landbevölkerung in starkem Maße erfaßt und zur Mitgestaltung beruft, befindet sich im Krieg in hoffnungsvoller Fortentwicklung. Es ist das Freilicht-

Schauspiel, das unmittelbar aus Volkstum und Landschaft wächst und die Bindung des Menschen an seinen Heimatboden durch das gemeinsame künstlerisch-seelische Erleben vertiefen will. Das Freilichtschauspiel ist durch die nationalsozialistische Kulturpolitik aus dem willkürlichen Bereich unzähliger Einzelbestrebungen herausgeführt worden zu planvollem Einsatz und sinnvoller Gestaltung. Es soll einen Zusammenklang zwischen Kunst, Landschaft und Geschichte bringen und das Geschichtsbewußtsein des bodenverwurzelten Menschen durch ein einfaches, aber hochstehendes künstlerisches Erlebnis befruchten. Deshalb wächst ein echtes Freilichtschauspiel nur dort, wo die Landschaft in sich geschichtliche Gestaltungskräfte trägt, wie in Stedtingen, wo die Erinnerung an den Freiheitskampf der bäuerlichen Ahnen im Landvolk immer lebendig geblieben ist. August Hinrichs Festspiel für die Feierstätte Stedtingsehre ist keine Schaudarstellung historischer Szenen, kein geschichtlicher Bilderbogen, der in die niederdeutsche Landschaft gestellt wird, sondern ein erlebter Mythos des deutschen Bauerntums, der alljährlich Zehntausenden hilft, die seelischen Bedingungen der großen weltanschaulichen Auseinandersetzungen unserer Zeit zu begreifen. Auf der gleichen bodenständigen Grundlage erwachsen die Florian-Beyer-Spiele in Siebelsstadt und die Freilichtspiele in Nettelstedt.

Das Passauer Nibelungenpiel

Eine dichterisch und weltanschaulich reife Form des bodenverbundenen Freilicht-Schauspiels hat Hans Baumann, der junge HJ.-Dichter, der gegenwärtig als Leutnant an der Front steht, in seinem Passauer Nibelungenpiel gefunden. Mit besonderer Freude hören wir, daß dieses Passauer Festspiel auch im Kriegsjahr 1940 in einer historischen Weihestunde aufgeführt wird, nachdem seine Uraufführung im Vorjahr viele Tausende aus dem Landvolk der Donaugegend zur Festspielstätte in Passau führte.

Wenige Landschaften sind von dem deutschen Schicksalskampf der Jahrtausende so gezeichnet worden, wie das Land an der Donau. An den Ufern dieses stolzen Stromes vermählen sich uralte Mythie und kraftvolle Gegenwart. Auf der Donaulinie begegneten

sich Germanen und Römer in einer Auseinandersetzung, die nicht nur kriegerisch war, sondern auch bedeutungsvolle kulturelle Zeugnisse hinterlassen hat. Der Schutzdamm, den die zerfallende Spätantike gegen das junge Germanentum aufrichtet, wird im Sturm der Völkerwanderung gesprengt. Die Mythie löst die geschichtliche Abarlieferung ab: Von Worms her, so heißt es im Nibelungenlied, zogen König Gunther und seine Mannen zur Donau, um den grünen Strom hinab ins Hunnenland zu fahren. Auf der Grenzseide - und dieses Motiv stellt der junge Dichter Hans Baumann in den Mittelpunkt seines Spiels - empfängt Markgraf Rüdiger von Bechlarn die Nibelungen, der Freund und Sippengenosse, der als Germanenfürst dem fremden Heerkönig Gefolgschaft leistet. Die uralte Sage verkündet, zu neuem Leben erweckt, den Mythos dieser Landschaft, dessen Erfüllung und Erlösung erst wir erleben durften. Ein Strom, der zwischen zwei Ufern lebendige Mitte sein will, wird zur Grenzseide gemacht, und Menschen, die dem Gesetz ihres Blutes gehorchen müssen, sollen fremden Gesetzen tributpflichtig werden. So hat die deutsche Volksmythie in Rüdigers Gestalt ahnungsvoll deutsches Volksschicksal vorausgesehen. Baumanns Dichtung hebt diesen verschütteten Kern der Sage wieder ans Tageslicht. Das Spiel von der Donaufahrt der Nibelungen wird zu dem sinnbildlichen Schluß gesteigert: Aber Not und Tod siegt allein die Treue. Rüdiger, der am Ende des Spiels allein auf der Bühne zurückbleibt, während die Nibelungen singend zum letzten Kampf marschieren, stößt sein Schwert in die Erde und ruft die Zuschauer auf: „Bewacht die Erde, wenn das Leid verlodert, das Schwert bleibt stehn und adelt diese Welt!“

Diese Dichtung Hans Baumanns, die dem nationalen Bewußtsein unseres Volkes mit eindringlicher und edler Sprache dient, erfüllt eine kulturpolitische Grundforderung unserer Zeit an das Freilichtschauspiel: sie gibt einer Landschaft und den Menschen dieser Landschaft aus bodengebundener Abarlieferung und künstlerischem Erleben einen geistigen Mittelpunkt. Damit wird das Freilichtschauspiel auch zur Überwindung der lebensfeindlichen Stadtsucht helfen.

DIE BUCHWACHT

W. H e l l p a c h : „Mensch und Volk der Großstadt“. 1939. Ferd. Enke-Verlag, Stuttgart. 139 Seiten. Geh. 5,80 RM, geb. 7,40 RM.

Hellpach umreißt die Möglichkeiten einer „Großstadtforschung“, die heute nötig ist, da auch bei stärkster Zurückdrängung der Stadt in Zukunft immer noch ein wesentlicher Volksteil unter städtischen Bedingungen leben wird. Die einzelnen Faktoren der städtischen Umwelt (Wärme- und Lichtklima, Ernährungswirkung, städtische Kleidung und Wohnung, Luftvergiftung durch Motorfahrzeuge, Absperrung vom Naturboden u. ä.) werden ausführlich dargestellt. Klarer fassbar ist die psychische Wirkung der Stadt, die sich etwa in der „Reizbarkeit“ des Großstädtlers (schnelleres, aber oberflächlicheres Ansprechen auf Reize), oder dem Einfluß auf den Zeugungswillen (seelische Ursachen des städtischen Geburtenrückgangs) zeigt.

Der Verfasser - von Haus aus Psychologe - kommt stärker von der Umweltbeeinflussung als von Erziehung und Auslese her zu seinen Fragestellungen. Die Schrift will an sich nichts weiter als Fragestellungen für die Wissenschaft aufzeigen. Wir vermischen eine stärkere Herausstellung der Tatsache, daß die Großstadt nur ein „notwendiges Übel“ ist, daß eine Fürsorge (auch „Großstadtforschung“) daher erst hinter der gleichen Sorge für das Land kommen darf. Im ganzen ist das Buch zu begrüßen, es darf aber nicht zu einer schiefen Wertung führen in dem Sinne, daß man meint, wenn die verschiedenen aufgezeigten Schäden der Großstadt (Umwelt . . .) beseitigt sind, wäre die Stadt ebensogut für das Deutsche Volk biologisch wichtig wie das Land. H e i n z W ü l k e r

Familienbiologische Untersuchungen in der Nordmark. Zwei Untersuchungen auf familienstatistischer Grundlage unter besonderer Berücksichtigung der Erhebungsmethoden und Aufbereitungsmethoden, zugleich ein Beitrag zum Problem der Konfessionstheorie. Von Dr. Otto H u b e l e, VIII, 157 S. mit 35 Abb., Gr. 8°.

Kart. 10 RM. Band 2 der Schriften zur Politischen Geschichte und Rassenkunde Schleswig-Holsteins. Hertzog, Leipzig 1939.

Diese wissenschaftliche Untersuchung zieht ihre Schlüsse aus umfangreichem Zahlenmaterial, das durch Fragebogen gesammelt wurde. Sie bezieht sich auf Herkunft, Altersaufbau, Verteilung der Geschlechter, berufliche und soziale Gliederung, Heiratsalter, eheliche Fruchtbarkeit, Sterblichkeit, Einfluß der Konfessionszugehörigkeit auf die biologischen und sozialen Vorgänge. Daß Rasse- oder Konfessionszugehörigkeit die eheliche Fruchtbarkeit beeinflussen, wird nach den Forschungsergebnissen abgelehnt. Mit Recht weist der Verfasser am Schluß darauf hin, daß religiöse Überzeugung und tiefer Glaube an den Sinn des werdenden Lebens nichts spezifisch „Christliches“ bedeuten, sondern daß ein völkisches Denken, das auf die Ewigkeit des Volkes gerichtet ist, an sich geburtenfreudig sein wird. • Damit weist der Verfasser die Ergebnisse des katholischen Forschers H. M u c k e r m a n n zurück. Schade, daß er auf Seite 13 eine Schrift zitiert, die starke Fruchtbarkeit als eine wirtschaftlich ungünstige Eigenschaft bezeichnet und sagt, daß schwache Fruchtbarkeit zum sozialen Aufstieg führe. Diese Gedanken werden leider (!) von ihm als anregend und fruchtbar bezeichnet, anstatt ihnen die Maßnahmen des nationalsozialistischen Staates entgegenzuhalten, die einen reichen Kindersegen erbütiger Eltern unterstützen. A l f r e d T h o ß

Paul Bang : „Die farbige Gefahr“. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen. 222 Seiten mit 10 Bildtafeln. Preis: Leinen, geb. 4,80 RM.

Den Anstoß zu dem Buche gaben zwei Reisen, die den Verfasser 1934 nach USA und 1938 nach Süd- und Mittelamerika und Westindien führten. An eine recht lebendige Beschreibung der zweiten Reise mit vielen kennzeichnenden Beobachtungen und symptomatischen Einzelheiten schließt sich eine ausweitende Betrachtung der gesamten farbigen

Bewegung, welche zwangsläufig zu einer heftigen Anklage gegen Englands Kolonialimperialismus und Frankreichs farbige Militärpolitik wird. Bangs Buch ist durch den Krieg nicht etwa überholt, sondern in vieler Beziehung doppelt lesenswert; denn Bangs Beobachtungen über die Folgen der englischen und französischen Kolonialpolitik beleuchten schlaglichtartig die schwere Ersütterung der Grundlagen der englisch-französischen Macht. England und Frankreich haben 1914-1918 alle farbigen Völker gegen Deutschland mobil gemacht. Sie haben nicht erkannt, daß sie damit diese, auf die Dauer gesehen, gegen sich selbst mobilisierten, zumal sie ihre zahlreichen Versprechungen strupellos brachen. Heute ernten sie die bittere Frucht ihrer Verblendung. Sie werden nicht ein zweites Mal die ganze Welt gegen Deutschland in Bewegung setzen. Im Gegenteil: Wo die unterdrückten farbigen Völker nicht bereits in offener Auflehnung gegen England und Frankreich kämpfen, da warten sie nur auf die Gelegenheit, ihre Rechnung mit ihren Ausbeutern zu begleichen.

Günter Pacyna

Prof. Dr. Gustav Neckel: „Kultur der alten Germanen“. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam 1939. 142 Seiten. Preis 1,80 RM.

Der Verfasser, führender Germanist, und vor allem auch durch seine Sprachgeschichtlichen Untersuchungen bekannt, schildert in der Einleitung knapp die Entwicklung des Germanenbildes in der Literatur, betont durchaus den bäuerlichen Charakter der germanischen Kultur und baut das Bild des germanischen Volkslebens auf einer Zusammenschau der schriftlichen Quellen und der Ausgrabungswissenschaft auf. Besonders wertvoll erscheint, wie sehr er die skandinavischen, vor allem die schwedischen Quellen heranzieht und wie stark er die Weiterentwicklung germanischer Züge im Mittelalter sieht. Wertvoll ist seine Schilderung des germanischen Staatslebens mit seinen sippenrechtlichen Zügen und dem weit entwickelten Widerstandsrecht, besonders interessant die Darstellung des Heereswesens und der Dichtung.

Ein gutes Register und eine sehr reichhaltige Bibliographie geben dem Buch seinen Wert. In einzelnen Dingen kann man anderer Meinung sein; die Frage des „germanischen Christentums“ ist ja vielfach umstritten worden. Daß Prof. Neckel auch sprachlich in der Lage ist, die keltischen Parallelen heranzuziehen, erhöht den Wert des Buches unzweifelhaft.

Johann von Leers

Dr. phil. habil. Theodor Steche: „Das Rabenschlachtgedicht, das Buch von Bern und die Entwicklung der Dietrichsage“. Universitätsverlag L. Bamberg, Greifswald 1939, 4,80 RM.

Wieviel geschichtlicher Kern steckt hinter unseren alten Heldenjagen? Ist es möglich, hier Dichtung und Wahrheit zu scheiden? Theodor Steche ist in vieler Hinsicht einer der Berufensten, diese Aufgabe in die Hand zu nehmen, denn er ist seit Jahren als einer der verständnisvollsten Interpreten und Kenner der Quellen über die Geschichte der Völkerwanderung bekannt, hat bis dahin nicht gelesene byzantinische Quellen übersetzt, die Fredegar-Chronik in all ihren Zusammenhängen aufgearbeitet, so bringt er wirklich jene Quellenkenntnis mit, die notwendig ist, um die geschichtlichen Hintergründe der Dietrichsage, die sich in den beiden Werken „Dietrichs Flucht“ und „Rabenschlacht“ findet, zu erhellen. Er untersucht erst einmal das Rabenschlachtgedicht, dann das Buch von Dietrichs Flucht, das Verhältnis der beiden Werke zu einander und ihre Quellen. Es ergeben sich dabei die interessantesten Feststellungen. Die alten Sagen haben viel mehr bewahrt, als man eigentlich angenommen hat. Neben dem großen König Theoderich, dem eigentlichen Dietrich von Bern, lebt auch noch der „alte Dieterich“, nämlich ein sonst nur aus byzantinischen Quellen näher belegter Ostgotenfürst Theoderich Strabo in der Sage fort. Es ist mancherlei durcheinandergesungen, als sich aus z. T. verlorenen Quellen, die Steche erschließt, schließlich die heutige Form der Dietrichsage bildete. Aber es ist überraschend, wieviel echter historischer Kern sich

ergibt. Th. Steche geht auch auf die Zusammenhänge zwischen Dietrichsage und Nibelungenlied ein, er untersucht, wie weit noch heimische und wie weit schon christliche Ethik sich in den Liedern findet, und kommt schließlich zum Schluß, daß sich 8 Lieder aus der Völkerwanderungszeit noch heraus-schälen lassen, die z. T. nur dem Fachmann bekannte Ereignisse jener Zeit verherrlicht haben, von denen nur das Hildebrandlied im Urtext erhalten ist, das vor 533 gedichtet ist. Dazu sind im 12. Jahrhundert weitere Epen getreten, als das Rittertum die Tradition der Heldenlieder wieder belebte. Die Arbeit von Th. Steche ist eine der interessantesten Darstellungen zur germanischen Geistesgeschichte jener Zeit überhaupt.

Johann von Leers

Dr. Friedrich Murawski: „Der Kaiser aus dem Jenseits“. Bilder vom Wesen und Wirken Jawehs und seiner Kirche. Theodor Fritsch Verlag, Berlin 1939. 448 Seiten. Preis geb. 6,40 RM.

Der „Kaiser aus dem Jenseits“ ist für den Verfasser die Formel für die semitisch-vorderasiatische Vorstellung von Gott, wie sie durch das Judentum geprägt und das Christentum übernommen worden ist. Der Verfasser hat sich diese Aufgabe nicht leicht gemacht. Die von ihm benutzte fachwissenschaftliche Literatur ist außerordentlich umfangreich und stellt einen Querschnitt der neuzeitlichen Forschungsergebnisse dar. Das gilt allerdings nur von der Behandlung der römischen Zeit. Die Darstellung der deutschen Geschichte ist im Gegensatz dazu sehr summarisch und wirkt wie ein unorganisches Anhängsel. Die Form, die der Verfasser seiner Darstellung gegeben hat, soll offensichtlich dem Teil seiner Leser das Lesen des Buches erleichtern, der vor wissenschaftlichen Büchern dieses Umfangs zurückzuschrecken pflegt. Der Verfasser hat zu diesem Zweck eine Art Rahmenhandlung konstruiert, die ihm die Auflösung des Stoffes in eine Kette von Zwiegesprächen ermöglicht. Leider wird die dadurch erstrebte Belebung nicht erreicht. Die auftretenden Personen reden ausnahmslos in Leitartikeln. Der Verfasser empfindet das gelegentlich

selbst. („Ja“, erwidert Athenagoras etwas zögernd, „da muß ich leider wieder in den Ton einer Vorlesung verfallen, um Dir das zu erklären.“) Der Verfasser wird von der Stofffülle, die er doch meistern sollte, um zu wirken, überwältigt, damit aber auch der Leser. Hinzukommt, daß die auftretenden Personen durchweg nicht nur in der Ausdrucksweise, sondern auch unter Verwendung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse des 19. und 20. Jahrhunderts reden. („Könnte er noch die Wissenschaft späterer Jahrhunderte verwenden, dann würde der Römer in dem stillen Zimmer auf der Burg Antonia aus seinen Pergamentblättern etwa folgenden Aberblick entnehmen.“) Durch diese Methode wird nicht nur das erzählende Beiwerk völlig ungeschichtlich, d. h. unecht, sondern auch der Inhalt der Reden verzerrt und schief. Der Verfasser bringt sich dadurch um einen guten Teil seiner erstrebten Wirkung.

Günther Pacyna

Klaus Erich Boerner: „Das unwandelbare Herz“. Roman aus einer deutschen Familie. Holte & Co., Verlag, Berlin, 1939. 691 Seiten.

Ein märkischer Familienroman im Fontaneschen Stil. Im Verlauf eines halben Jahrhunderts erleben wir ein buntes Auf und Ab zahlloser Menschenschicksale. Im Hintergrund steht das Gut Gottesstiege, der Vermische Familienbesitz. Aber es geht von ihm nicht jene metaphysische, im hellen, lebensgestaltenden Sinne dämonische Wirkungskraft aus, wie etwa eben von dem alten Erbhof der Wiefensohns in „Eltedesteth“ oder von dem Herrnsitz Wiefenburg in den „Barrings“. Gottesstiege bleibt immer nur Kulisse, es greift nicht entscheidend in die Handlung ein, die sich im wesentlichen auf die sehr eingehend geschilderten, romantischen und gefühlvollen Liebeserlebnisse der Hauptgestalten beschränkt, durchaus von einem sehr individualistischen Ichgefühl getragen ist und sich meistens in städtischen Lebenstreifen abspielt.

Die zahlreichen schöngeistigen Gespräche sind mehr aus städtischem Intellekt geboren und verraten nichts von der Ursprünglichkeit und Frische, die wahrhaft erdverbundenen Menschen zu eigen zu sein pflegt.

Die tiefe, geheimnisvolle Kraft, die Mensch und Heimat, Blut und Boden verbindet, wird dem Leser nicht zum Bewußtsein gebracht, auch nicht durch das Sinnbild der „Bligeiche“, des Wappen- und Lebensbaums der Vermiens, der gleichfalls nur Dekoration bleibt.

Die Erzählerbegabung des Verfassers, seine Fähigkeit, die märkische Landschaft in oft sehr schönen Stimmungsbildern darzustellen, darf indessen nicht bestritten werden.

Das Buch stellt eine beachtliche, schriftstellerische Leistung dar, ein Kulturbild, das die Zeitspanne von den Gründerfahnen bis zum Jahre 1926 umfaßt und das - man hat zuweilen den Eindruck, ohne daß es dem Verfasser selbst bewußt wird - die seelische Wurzellosigkeit und Verstaubtheit ihrer Geschlechter in oft erschütternder Weise darlegt.

Anne Marie Koeppe

Max Wegner: „Borius Wichart“. Roman aus der Gegenreformation. Georg Truhenmüller Verlag, Stuttgart-Berlin, 1939. 296 Seiten. Preis 4,80 RM.

Dieser Roman, aufgebaut auf sehr gründlichen Quellenstudien, schildert, wie in der Gegenreformation Paderborn rekatholisiert wurde und stellt in den Mittelpunkt die Persönlichkeit des Bürgermeisters Borius Wichart, eine wuchtige, in ihrem seelischen Wesen ganz fälsche Bauerngestalt, der sich diesem Schicksal der Stadt bis zu seinem düsteren Untergang entgegenstemmt. Es ist ein sehr ernstes und tapferes Buch, das mit großer Quellentreue und Sachlichkeit jene Tage vor dem geistigen Auge wiedererstehen läßt, als der Kampf der Konfessionen Deutschland zerriß. Der Verfasser, bekannt vor allem durch seine schöne Erzählung „Die gebrochenen Hände“, in der er das Schicksal

Tilman Riemenschneiders gestaltete, ist eine der großen Hoffnungen eines volkhaften, geistig an Blut und Boden ausgerichteten Schrifttums. Johann von Leers

Hermann Stahl: „Die Orgel der Wälder“. Eugen Diederichs Verlag in Jena - 376 Seiten. Preis geb. 5,80 RM.

Stahl ist ein großer Romantiker, seine Schilderung ist naturnah und erdgebunden, er reißt Gleichnis an Gleichnis und mischt dahinein sehr viel Philosophie, die sich mystisch, wie ein roter Faden, durch das ganze Buch hindurchzieht. Eine schöne Sprache, trotzdem aber vielfach schwer verständlich geschrieben. Man muß viele Stellen doppelt lesen, und ahnt auch dann nur undeutlich den Sinn! Das Buch wird von vielen nicht verstanden werden; es wird nur wenige geben, die es mit Leidenschaft lesen werden. Trotz allem hat es aber wundervolle und ergreifende Stellen, die es wertvoll machen.

Ernst zur Lippe

Friedrich Griesse: „Die Wagenburg“. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, 1935. Eine Erzählung. 190 S. Preis geb. 4,50 RM.

Eine lebendige Geschichte voller Spannung. Sie spielt im napoleonischen Kriege und berichtet von einem getreuen achtzehnjährigen mecklenburgischen Pferdeknecht, der seinem Bauern versprochen hat, Pferde und Wagen, die dieser den französischen Truppen nach der Plünderung des Dorfes für zwei Tage zur Verfügung stellen mußte, wieder richtig und heil zurückzubringen. Aus diesen zwei Tagen werden fünf Jahre, aber der Bursche hält sein Versprechen. Es ist ein einfaches, phrasenloses Heldentum hier geschildert. Ein wirklich volknahes und urgesundes Buch.

Marie Adelheid Reuß - zur Lippe

Verantwortlich für den gesamten textlichen Inhalt: Hanns Deetjen, Berlin-Lichterfelde
Stellvertretender Schriftleiter: Hans Bodenstedt, Berlin-Wilmersdorf. Anschrift der Schriftleitung:
Berlin W 8, Friedrichstraße 167/168. Verlag: Verlag Blut und Boden G. m. b. H., Reichsbauernrat Goslar.
Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortlich für den Anzeigenteil: René Busse, Goslar. Anzeigenabteilung:
Goslar, Bäderstraße 22. Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsnährstand Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4,
Lirienstraße 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpretsliste Nr. 7. Bezugspreis: Jedes Heft 1,25 RM,
vierteljährlich 3 Hefte 3,50 RM zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postämter
und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar, Postvertrieb ab Berlin.

Für unverlangt eingefandte Manuskripte keine Gewähr!

Zwischen den
Hauptfrüchten
erfolgreich
Fütter bauen...

und dabei den Boden in hoher
Leistungskraft erhalten setzt
verstärkte Nährstoffzufuhr
voraus

*

Eine gute Zwischenfrüchtereute
entzieht dem Boden fast
doppelt so viel KALI wie
eine gute Getreideernte.

Wirtschaftlichkeit

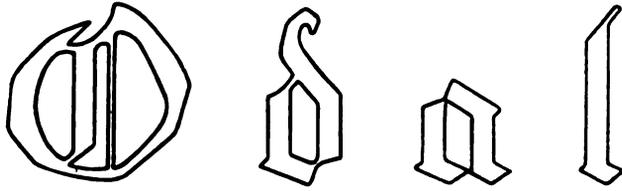
5. durch niedrige Instandhaltungskosten

Die Gesamtwirtschaftlichkeit einer Maschine kann nicht durch theoretische Berechnungen ermittelt werden, sondern wird durch die praktischen Ergebnisse bestimmt; ganz besonders beim Schlepper mit seinen wechselnden und schwierigen Betriebsverhältnissen. Hier zeigt sich deutlich, in welchem Maße ausgefeilte Konstruktion und verschleißfeste Ausführung durch niedrige Instandhaltungskosten die Wirtschaftlichkeit positiv beeinflussen.

BJ 2005 C/V

LANZ

Bulldog



Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber: R. Walther Darré

Hauptschriftleitung: Hermann Reischle

Für den Gesamtkinhalt verantwortlich: Hanns Dectjen

Inhalt

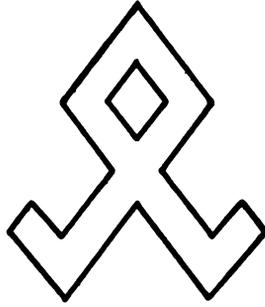
Heft 9 · 9. Jahrgang · September 1940

Odal - Eine sprachwissenschaftliche und begriffsgeschichtliche Untersuchung. Von Oberlandwirtschaftsrat Heinrich Mörtel	661	Die Marktordnung im klassischen China und im 18. europäischen Jahrhundert. Von Univ.-Prof. Dr. Johann von Leers	702
Meine Erde. Gedicht von Hans Friedrich Blunck	676	Die NS.-Schwester als Hüterin bäuerlichen Blutes. Von Ingeborg Altgelt	709
Der elsässische und der deutsch-lothringische Bauer. Von Alfred Spindler	677	Der deutsche Bauer und das Sprichwort. Von Albrecht Timm	715
Die Leistung der deutschen Landwirtschaft im Kriege. Von Hans v. d. Decken	683	Deutsche Kunst im Kriege. Zur „Großen deutschen Kunstausstellung 1940“ in München. Von Walter Horn	719
Zum Ausgleich zwischen Stadt und Land. Wieviel Landoolk soll Deutschland haben? Von Prof. Dr. Wilhelm Seedorf	687	Das Landarbeiterhaus. Erzählung von Carl Hans Watzinger	723
Ernte. Gedicht von Reinder Sommerburg	694	Zucht und Sitte. Von Hannes Schmalzfuß	725
Der Erbhof Marienhöhe. Ein Beispiel lebensgeschichtlicher Landbauweise. Von Dr. Erhard Bartsch	695	Die Mutter. Gedicht von Hanns Gottschalk	726
		Die Umschau	727
		Die Buchwacht	737

Bild n a m e i s t e : Die Bilderfolge zu dem Aufsatz „Der elsässische und der deutsch-lothringische Bauer“ ist nach Fotos folgender Fotografen zusammengestellt: Bild 1: Calice, Bild 4: Künzig, beide Bildarchiv, Bild 2, 5 und 6: Hans Reklaff, Bild 3: Scherl-Bilderdienst. Die Behinderung des Aufzuges „Der Erbhof Marienhöhe“ wurde nach Aufnahmen von Arndt/Reichsnährstand und Runge/Marienhöhe (Bild 1 u. 7) ausgewählt. Von den Bildern über die NS.-Schwester haben wir Bild 1, 2 und 4 dem NSB.-Reichsbildarchiv entnommen, Bild 3 ist aufgenommen von Otten/Schröder. Zu der Bildbeilage „Deutsche Kunst im Kriege“ verwendeten wir Fotos von Schmauß/Bavaria (Bild 1 und 2) und von Presse-Hoffmann (Bild 3 und 5). Die Aufnahme der Plastik von Thorat stammt von Koch/Münchener Bildbericht.



Verlag Blut und Boden / G. m. b. H.
Reichsbauernstadt Goslar / Bäckerstraße 22



Die lebendige Wirklichkeit
eines Volkes
muß in der Beihilfe
der Wissenschaft
stets eine sichere Kritik,
die Wissenschaft
in der Wirklichkeit
ihres Volkes
stets eine strenge Richterin finden.
LR

R. Walther Darré

Odal · Monatschrift für Blut und Boden · Herausgeber R. Walther Darré
September 1940



Bauernblut – Soldatenblut

Major Erich Walther, in Gorden (Prov. Sachsen) am 5. August 1903 als Sohn eines Bauern geboren. Walther ist Kommandeur eines Fallschirmjäger-Bataillons. „In dieser Eigenschaft“, so schreibt der V.B., „besetzte er im Kampf gegen stark überlegene Gegner einen wichtigen Verkehrsnotenpunkt und hielt diesen unter vollem Einsatz seiner Person gegen heftige Angriffe“.

Nach einer Koblezeichnung von Wolf Willrich

O d a l

Eine sprachwissenschaftliche und begriffsgeschichtliche Untersuchung

Seitdem durch die Einführung des Reichserbhofgesetzes die Grundgedanken der germanischen Odalverfassung im deutschen Volke durch R. Walther Darré wieder lebendige Wirklichkeit geworden sind, hat es nicht gefehlt an Versuchen, die historische Begründung dieses gesetzgeberischen Schrittes dem deutschen Volke und besonders dem deutschen Bauern durch Reden, Aufsätze, Broschüren und Bücher nahezubringen. Zweck dieser Bemühungen war und ist, dem deutschen Bauern und dem deutschen Volke begreiflich zu machen, daß die revolutionäre Tat dieser Gesetzgebung zugleich eine im echten Wortsinne reformatorische war, indem sie arteigenem germanischem Bodenrecht nach jahrhundert-, ja fast jahrtausendelanger Bekämpfung und Unterdrückung wieder zu öffentlicher Geltung im Leben des deutschen Volkes verhalf.

Es war dabei notwendig, das germanische Bodenrecht nicht nur beschreibend darzustellen und zu erläutern, und des weiteren nicht nur die hinter der äußeren Rechtsform stehende gedankliche Begründung dieses Rechtes aufzuzeigen, sondern auch die sprachliche Form für den Kernbegriff des germanischen Bodenrechtes, das Wort Odal, von neuem zu beleben. Diese Wiederbelebung ist geglückt: Es sind doch immerhin schon sehr viele Volksgenossen, die heute mit dem Worte Odal einen ganz bestimmten Vorstellungskreis verbinden. Diese Tatsache rechtfertigt auch die Wiedereinführung des Wortes; denn wäre mit ihm nicht ein ganzer Vorstellungskreis, sondern nur die Vorstellung eines, sozusagen punktförmigen Einzeldinges verknüpft, so wäre seine Wiedereinführung nichts als eine mehr oder minder bedeutungslose altertümelnde Liebhaberei ohne politischen und damit zukunftsträchtigen Wert.

Die deutsche Sprachwissenschaft der Gegenwart hat ebenfalls bereits von der geglückten Wiedereinführung des Wortes Kenntnis genommen: das neueste Wörterbuch der deutschen Sprache verzeichnet das Wort bereits als festen Bestandteil des heutigen deutschen Sprachschatzes (Trübners Wörterbuch u. d. W. Odal).

Nicht geglückt sind dagegen bis jetzt die Versuche, den ursprünglichen Sinn dieses Wortes aus seiner sprachgeschichtlichen Herkunft zu erschließen. Diese Erschließung ist aber deshalb wichtig, weil Worte immer nur der hörbare und - geschrieben - sichtbare Ausdruck von Gedanken sind und eine solche Erschließung damit auf weltanschauliche Hintergründe führt.

Die bis heute unternommenen Deutungsversuche sollen im folgenden einer ins einzelne gehenden Kritik, sowohl in sprachgeschichtlicher wie bauernpsychologischer Hin-

sicht, unterzogen werden. Es darf hier bereits im voraus bemerkt werden, daß weitaus die meisten dieser Versuche mit ungenügenden sprachwissenschaftlichen Kenntnissen, andere ohne genügende Kenntnis bäuerlicher Geistes- und Seelenhaltung unternommen worden sind und damit notwendigerweise zu falschen bzw. schiefen Ergebnissen geführt haben. Einige wenige sind wissenschaftlich an sich richtig, aber nicht weit genug geführt; ihre Ergebnisse werden im folgenden mitbenützt. Ziel der folgenden Untersuchung ist demnach, die Fehler der früheren Deutungsversuche nachzuweisen und darüber hinaus eine richtige Deutung zu finden.

Grundsätze Sprachgeschichtlicher Forschungsarbeit

Bevor wir aber an die angekündigte Einzelkritik gehen, ist es notwendig, daß wir uns zuvor über einiges Grundsätzliche, das für alle Sprachgeschichtliche Forschungsarbeit gilt, klar sind.

Erstens: Sprache ist etwas ausgesprochen Lebendiges, für das mechanische Gesetze nicht gelten. Während mathematische oder physikalische Tatbestände, wie z. B. der Pythagoreische Lehrsatz oder die Hebelgesetze, als schlecht hin zeitlos anzusehen sind, verhält es sich mit den Sprachen wesentlich anders. Sie sind in einem ständigen, von Geschlecht zu Geschlecht fortschreitenden Wandel begriffen, sowohl was die lautliche Form wie auch den Bedeutungsinhalt der einzelnen Wörter angeht. Die Ursachen dieses Wandels vermag die Sprachwissenschaft heute in unzähligen Fällen bereits anzugeben, in ebenso unzähligen aber vermag sie ihn bislang nur zu verzeichnen, ähnlich der Biologie, die die Mendelschen Gesetze heute zwar so weit kennt, daß sie darauf sogar politische Folgerungen und Forderungen aufzubauen vermag, während sie auf die letzten Ursachen dieser Gesetze noch keine feste Antwort zu geben vermag.

Hier gilt es nun bereits einen Grundfehler festzunageln, in den der sprachwissenschaftliche Laie sehr oft verfällt: er glaubt nur zu gerne, daß der sprachgeschichtliche Wandel überhaupt keinen Gesetzen unterworfen sei, und phantasiert sich willkürlich angeblich alte Wort- und Satzformen zusammen, die es in Wirklichkeit nie gegeben hat. Er begehrt damit, wenn auch in gutem Glauben, die gleiche Fälschung wie der „Genealoge“ vergangener Zeiten, der sich zu seinem „Stammbaum“ einen mehr oder minder ansehnlichen Ahnherrn erfand, dessen Existenz er nimmermehr beweisen konnte.

Wie jeder Mensch, so hat auch jedes Wort, sei es nun noch lebendig oder schon tot, seinen „Ahnherren“ und seine „Sippe“, und die Sprachgeschichte ist mit der Ahnenforschung insofern vergleichbar, als sie wie diese, von der Gegenwart ausgehend, sich über alle Zwischenglieder hinweg zu den frühest belegbaren Ausgangsformen hinaufarbeitet. Sie hat vor der Ahnenforschung insofern etwas voraus, als sie in vielen Fällen auch solche alte Wortformen, die schriftlich nicht belegbar sind, erschließen kann, indem sie zu diesem Zwecke andere Wörter vergleichend heranziehen darf, für deren sprachgeschichtlichen Wandel dieselben Gesetze gelten wie für das gesuchte. Diese Gesetze des Sprachwandels sind in mehr als hundertjähriger deutscher Gelehrtenarbeit so weit erforscht worden, daß sie, von Einzelfragen abgesehen, heute genau so feststehen wie etwa die Mendelschen Gesetze. Und der sprachwissenschaftliche Laie befindet sich in einem argen Irrtum, der da meint, weil sie vor

1933 gefunden seien, könne er sie ebenso als überholt betrachten wie etwa die staatspolitischen oder volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen jener Zeit. Auf unser Vorhaben, die Herkunft des Wortes Odal zu ergründen, angewendet heißt das: Es sind von vornherein alle die Deutungsversuche als falsch zu bezeichnen, die die von der Sprachgeschichte festgestellten Lautgesetze außer acht lassen.

Zweitens: Was für die geschriebene Sprache gilt, gilt ebenso auch für die nichtgeschriebenen Mundarten. Auch sie haben sich im Laufe der Jahrhunderte lautlich und bedeutungsinhaltlich gewandelt. Wohl läßt sich in Tausenden von Fällen feststellen, daß diese und jene Mundart in diesem und jenem Worte sehr Altes unverändert, im Gegensatz zur Schriftsprache und anderen Mundarten, bewahrt hat; es ist aber falsch, irgendeine mundartliche Form, nur weil sie gerade in den Kram zu passen scheint, unbesehen als uraltes Sprachgut zu erklären, ohne daß man sich vorher vergewissert, ob nicht vielleicht diese Altertümlichkeit nur eine scheinbare ist, vielleicht sogar eine recht junge Form, die nur zufällig alt aussieht.

Drittens: Die einzelnen Wörter der Sprachen haben ein sehr unterschiedliches Alter. Gewisse Wörter verschwinden im Laufe der Zeit aus dem Sprachgebrauch, sterben sozusagen ab, während andere neu entstehen, sozusagen geboren werden und sich allmählich einen Platz im allgemeinen Sprachgebrauch erobern. Die Bibelübersetzung Luthers von 1534 z. B. enthält eine große Menge Wörter, die in den heutigen Ausgaben dieser Übersetzung durch andere ersetzt sind, weil sie heute niemand mehr verstehen würde, während andere, die wir heute täglich gebrauchen, in jener Übersetzung noch nicht zu finden sind, weil sie erst später geschaffen wurden. Das betrifft nicht nur Bezeichnungen für gegenständliche (konkrete), sondern auch solche für gedankliche (abstrakte) Begriffe. Und es ist durchaus nicht immer so, daß etwa das erstmalige Auftauchen eines Wortes nun auch immer das erstmalige Auftauchen des zugehörigen Begriffes bedeutete; in sehr vielen Fällen bedeutet es nur einen Wandel in der Fassung eines an sich sehr alten Begriffes. Wir können deshalb nicht sagen: Dieses oder jenes Wort muß uralt sein, viel älter als der erste schriftliche Beleg von ihm, weil auch der zugehörige Begriff uralt ist. Zumal die deutsche Sprache ist derart reich an Ausdrucksmöglichkeiten für ein und dieselbe Sache, daß wir nicht nachträglich unseren Vorfahren vorschreiben dürfen, wie sie hätten sprechen sollen, sondern nur feststellen können, wie sie tatsächlich gesprochen haben. An diese Feststellung werden wir uns an einem sehr wichtigen Punkt unserer Untersuchung zu erinnern haben.

Viertens: Bis in unsere Gegenwart hinein geistern immer wieder die Schatten einer mechanischen und unorganischen Denkweise, die folgendes lehrte: Am Anfang aller Sprache steht der Laut, die Zusammenfügung einzelner Laute gab Silben, die Zusammenfügung einzelner Silben gab Wörter, und die Zusammenfügung einzelner Wörter gab Sätze. Das ist derselbe Unsinn, wie wenn man sagen wollte: aus der Zusammenfügung von Wurzel + Stamm + Zweigen + Blättern + Blüten entsteht ein Baum. Die Sache ist in Wahrheit so:

Am Anfang der Sprache steht die geistig-seelische Vorstellung. Sie ist unsichtbar und unhörbar. Sie wird hörbar im Satz. Satz ist nicht, wie unsere alte Schulgrammatik lehrte, ein Ding, das aus „Subjekt und Prädikat bestehen muß“, sondern Satz ist alles, was einen in sich abgeschlossenen geistigen Vorgang in einer Form

hörbar werden läßt, daß der Hörer ihn als ebensolchen nacherleben kann. Je nach der Einfachheit oder Kompliziertheit des geistigen Vorgangs kann dann der Satz entweder nur ein oder auch mehrere Wörter enthalten. Es ist genau so ein ganzer Satz, wenn jemand seine Verwunderung mit dem einzigen „Laut“: „O“ ausdrückt, wie wenn er das „Wort“: „Wunderbar“ oder den „Satz“: „Das ist ja merkwürdig“ gebraucht. Was wir als Laute und Silben und Wörter und Sätze (letzteres im Sinne der Schulgrammatik) bezeichnen, sind nur Sachausdrücke einer zergliedernden (analytischen) Wissenschaft, die uns gar manchen Sprachphysiologischen und Sprachpsychologischen Einzeltvorgang und auch Gruppen von solchen Einzeltvorgängen verstehen lehrt, die aber nicht dazu dienen können, uns das Wesen der Sprachentstehung zu erklären. Sprache ist etwas Organisches, und ebensowenig wie z. B. der organische Naturkörper aus Zellen mechanisch zusammengesetzt ist, ebensowenig sind Silben aus Lauten „zusammengesetzt“ und Wörter aus Silben.

Sprachlaute gleichen den Zellen der organischen Natur

Unsere Sprachlaute gleichen den Zellen der organischen Natur. So wie es einzellige Lebewesen gibt, die mit ihrer einzigen Zelle selbständig leben können, so gibt es einlautige Wörter, die mit ihrem einzigen Laut für sich bestehen. So wenig aber eine Zusammenfügung von mehreren solchen einzelligen Lebewesen ein neues, mehrzelliges Lebewesen ergeben würde, ebensowenig die Zusammenfügung von mehreren einlautigen Wörtern ein neues mehrlautiges. Wir können umgekehrt die einzelnen Zellen eines mehrzelligen Lebewesens voneinander sondern und sie einzeln betrachten, und eine solche Betrachtung sagt uns vieles über die Lebensvorgänge des nunmehr zerschnittenen Organismus; aber diese künstlich vereinzelt Zellen werden nicht zu selbständigen Lebewesen. So können wir auch die Laute eines mehrlautigen Wortes einzeln betrachten und daraus allerhand über das Leben und die Geschichte eines Wortes erfahren, aber diese Einzellaute sind darum doch nicht selbständige Organismen.

Es ist deshalb von vornherein falsch, etwa zu sagen: Unser Wort Odal besteht aus den Lauten O+D+A+L, deren jedem ein bestimmter Begriff zugeordnet ist, und die Summe dieser Begriffe ergibt eben den Begriffsinhalt des Wortes Odal.

Ähnlich wie mit der Mehrlautigkeit steht es mit der Mehrsilbigkeit. Wir haben einsilbige Wörter, die für sich mit ihrer einen Silbe lebensfähig sind, und wir haben mehrsilbige, deren Einzelsilben wir zwar zergliedernd jede für sich betrachten können, z. B. Vo-gel, lau-sen, mor-gen usw. usw., die aber, jede für sich allein, nicht lebensfähig sind.

Neben dieser Mehrsilbigkeit steht nun aber eine zweite, eine Mehrsilbigkeit, die tatsächlich das Ergebnis einer sekundären Zusammensetzung ist, z. B. Hof-tor, Bauernhof usw. usw. Diese Zusammensetzung ergibt aber nicht eine Summe von Begriffen (z. B. Hof + Tor), sondern wieder nur einen einzigen, und zwar einen eingeschränkten Begriff (der allgemeinere Begriff Tor wird eingeschränkt auf den engeren [„spezielleren“] Begriff Hof-tor).

Auf unser Vorhaben angewendet heißt das: Die Zweisilbigkeit des Wortes Odal besagt noch nicht, daß es aus zwei selbständigen einsilbigen Wörtern sekundär zusammengesetzt sein muß, ob eine solche Zusammensetzung vorliegt, muß erst noch festgestellt werden.

Woher kommt aber diese ganze oben angeführte mechanistische Gedankenrichtung? Sie kommt aus der Verwechslung von Sprache und Schrift. Und sie vergißt außerdem, daß die Entstehung jeder Sprache an eine bestimmte Rasse gebunden ist. Im einzelnen ist dazu noch folgendes zu sagen:

a) Man muß sich immer vergegenwärtigen, daß die Sprache immer vor der Schrift vorhanden gewesen ist. Die Schrift ist ein sekundäres Mittel, die Gedankenübermittlung von Mensch zu Mensch von der körperlichen Gegenwart der beiden Gesprächspartner unabhängig zu machen, des ferneren ermöglicht sie die Festhaltung des ursprünglich Gesprochenen auf theoretisch unbegrenzte Zeit. Die Mittel, deren sich nun die einzelnen Völker bedient haben, um das zu schaffen, was wir Schrift nennen, sind außerordentlich mannigfaltig, und diese Mannigfaltigkeit liegt sicherlich in rassistischen Unterschieden primär begründet. Sie im einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; wir beschränken unsere Betrachtung auf die Völker, die eine Buchstabenschrift entwickelt oder doch angewendet haben.

Schreiben ist zu allen Zeiten eine im Vergleich zum Sprechen mühselige und zeitraubende Arbeit gewesen. Man versucht diese Arbeit zu verringern, indem man häufig wiederkehrende Wörter abkürzt. Die buchstabenschreibende Antike verfiel zuerst auf das Mittel, solche Wörter mit ihren Anfangsbuchstaben abzukürzen. Damit wurde tatsächlich - aber nur in der Schrift, nicht in der Sprache - der Buchstabe, nicht der von ihm vertretene Laut zum Träger eines ganzen Begriffes. Gelesen, d. h. gesprochen wurde das ganze Wort. Erst die neueste Zeit hat aus diesem Verfahren der Abkürzung ein neues, rein mechanistisches Verfahren einer neuen Wortbildung entwickelt, wodurch dann „Wörter“ entstanden, wie z. B. Spagag, Kavag, Gesolei usw. usw. Für germanische Zeit etwas derartiges anzunehmen, ist aber reinste Willkür, es fehlt hier der Schatten jedes Beweises. Der germanische Bauer, der in erster Linie sprach, nicht schrieb, hatte auch keine Veranlassung zu einem solchen Verfahren des modernen Kaufmanns oder Beamten, der in erster Linie schreibt, nicht spricht. Der Schöpfer der germanischen Sprache war aber doch gerade dieser germanische Bauer! Bauern gehen organisch vor, nicht mechanisch.

Mit diesen Feststellungen erledigen sich auch die Versuche, Wörter wie ODAL, FEOD usw. als mechanische Summierungen von sinnbildhaltigen Runen zu erweisen.

b) Die Anhänger der Laut-Silbe-Wort-Theorie weisen, um ihre Aufstellungen zu rechtfertigen, gerne darauf hin, daß es ja tatsächlich „noch“ lebende Sprachen gibt, die aus lauter einsilbigen Wörtern bestehen, wie z. B. das Chinesische, das Annamitische usw. Sie vergessen dabei, daß man von den Chinesen nicht auf alle Völker schließen darf, vor allem nicht auf solche, die den Chinesen rassenfremd sind. Sprache ist immer der Ausdruck von Rassenseele, daran ist nicht zu rütteln. Zugleich wird von ihnen aber noch etwas vergessen: Die Sprachen unterscheiden sich nicht nur dadurch voneinander, daß die einzelnen Vokabeln verschieden lauten, sondern auch durch den ganzen Sprachaufbau, durch die Ordnungsprinzipien vor allem, nach denen die einzelnen Vokabeln zum mehrwortigen Satz zusammengereimt werden. Es geht darum nicht an, angeblich „urnordische“ Sätze nach dem Vorbild chinesischer Sätze zu konstruieren oder Tatbestände der hebräischen Grammatik auf deutsche Sätze zu übertragen.

Fünftens: Wenn der Satz richtig ist, daß sich in jeder Sprache die Seele des Volkes widerspiegelt, dessen Muttersprache sie ist, so ist es nicht denkbar, daß sich in Wörtern, die dem ältesten Sprachschatz eines Volkes angehören und keine Spuren fremder Herkunft zeigen, ein diesem Volke artfremdes Denken widerspiegeln. Unsere germanischen Vorfahren waren Bauern, Odal ist ohne Zweifel ein germanisches Wort. Also werden wir die bisherigen Deutungsversuche auch daraufhin zu prüfen haben, ob sie einen nordisch-bäuerlichen Denkinhalt in dem Worte fanden oder einen nicht-nordisch-undbäuerlichen hineinlegten.

Nach diesen grundsätzlichen Vorbemerkungen wollen wir an die Einzelkritik gehen.

1. Die am häufigsten vorgebrachte Erklärung von Odal ist die: Odal ist ein aus den beiden einsilbigen Wörtern Od = Besitz und All = All, Weltall zusammengesetztes Wort und bedeutet Besitz des Alls oder (vom Bauern her gesehen) Lehen des Alls. Nehmen wir zunächst einmal an, eine Zusammensetzung läge tatsächlich vor, und auch mit der Bedeutung der beiden Einzelteile habe alles seine Richtigkeit. Dann ist aber gleichwohl die daraus gezogene Folgerung falsch. Und zwar deshalb, weil bei germanischen Wortzusammensetzungen das Grundwort oder bestimmte Wort den zweiten, das Beziehungswort oder bestimmende Wort den ersten Bestandteil bildet. Eine Haus-tür ist nicht ein Haus der Türe, ein Kopf-tuch nicht ein Kopf des Tuches, ein Baum-garten nicht ein Baum des Gartens. Und ebensowenig Odal = das Od des Alls. Nur in den semitischen Sprachen gibt es etwas entfernt dieser falschen Deutung Ähnliches: Bën David = Sohn des David, arez Israel = das Land des Israel, arez malkim = das Land der Könige. Hier steht das bestimmte Wort ohne erkennbare Formänderung allerdings voran. Aber: Das sind ja auch keine Wortzusammensetzungen, sondern getrennte Wörter! Ich kann auch im Deutschen das bestimmte Wort voranstellen, aber dann habe ich abermals keine Zusammensetzung, sondern getrennte Wörter, die ich außerdem noch deklinieren (beugen) muß: Das Land des Königs, Land Gottes. Wählt man im Deutschen die Zusammensetzung, dann gilt eifern das obengenannte Gesetz der Reihenfolge. Die Deutung Odal = Od des Alls ist also schon deshalb falsch, weil sie den Gesetzen der deutschen Wortzusammensetzung widerspricht.

2. Nun ist daneben allen Ernstes behauptet worden, Odal sei ja nichts anderes als die Umkehrung von Allod, und hier stimme die Sache ja: Haus-tür = Tür des Hauses, also All-od = Od des Alls. Und weil Od-al dieselben Bestandteile enthalte wie All-od, so müsse Odal genau daselbe wie Allod bedeuten, eben Od des Alls. Das ist schlechtweg der Gipfel aller Mechanisterei! $2 + 4$ ist allerdings daselbe wie $4 + 2$, aber ein Kettenhund ist noch lange nicht daselbe wie eine Hundekette, ein Turmwart noch lange nicht daselbe wie ein Wartturm, eine Abendsonne etwas anderes als ein Sonnabend!

3. Aber auch die Deutung Allod = Od des Alls ist nicht richtig. Und zwar deshalb nicht, weil das Wort Allod viel älter ist als das Dingwort (Substantiv) „das All“. All ist von Hause aus ein Eigenschaftswort (Adjektiv) und als solches uralt. Als Dingwort gebraucht im Sinne von lateinisch *Universum*, griechisch *Kosmos* erscheint es aber erst in den Schriften der Aufklärungsphilosophie, nach dem Sprachhistoriker Gottschald „kurz vor 1700“. (Trübners Wörterbuch I 62; vgl. dazu das oben S. 663 unter „Drittens“ Gesagte).

4. Was bedeutet dann Allod? Es ist tatsächlich zusammengesetzt. Der zweite Bestandteil ist tatsächlich als Od = Besitz (altsächsisch öd, althochdeutsch ôt) aufzufassen, aber der erste ist Adjektiv, nicht Substantiv. Die Grundbedeutung von al ist „ganz“. Demnach ist Allod der „Ganzbesitz“, d. h. der Besitz, der beim Erbgang „ganz“ zu bleiben hat, der nicht geteilt werden darf wie der sonstige Nachlaß.

5. Für Odal ist die Deutung „Besitz des Alle“ nicht nur nach Punkt 1 unserer Kritik ausgeschlossen, sondern auch nach Punkt 3. Damit erhebt sich die Frage, ob überhaupt das Wort Od = Besitz in Odal steckt. Antwort auf diese Frage gibt ein Vergleich der lautgesetzlichen Entwicklung von Od mit der von Odal.

a) Für Od finden wir folgende Wortstippe:

Westgermanisch: angelsächsisch: ead
altsächsisch: öd
althochdeutsch: ôt.

Nordgermanisch: altnordisch: audr.

Dazu kommen die Eigenschafts- und Mittelwörter (Adjektiva und Partizipien):

Westgermanisch: angelsächsisch: eadig „reich“ und eaden „verliehen, geschenkt“
altsächsisch: ödan „verliehen, geschenkt“
althochdeutsch: ötac „reich“,

Nordgermanisch: altnordisch: audinn „verliehen, geschenkt“ und audugr „reich“,

Ostgermanisch: gotisch: audahafts „beglückt“.

Diese Formen weisen eindeutig auf eine urgermanische Form: AUD.

b) Für Odal finden wir folgende Wortstippe:

Westgermanisch: angelsächsisch: ödel und oedel
altfriesisch: ethel
altsächsisch: ödil
althochdeutsch: uodal und uodil
neuhochdeutsch: udel und üdel (Schweiz),

Nordgermanisch: altnordisch: odal

norwegisch: odel

schwedisch: odal (mundartlich oel, ol, ole),

Ostgermanisch: gotisch: öPal (P = englisch th gesprochen).

Dazu kommen folgende Zusammensetzungen:

gotisch: haim-öPli „Grundbesitz“
althochdeutsch: heim-ödill „Grundbesitz“
angelsächsisch: faeder-oedel „Erbgut“
altsächsisch: fader-ödil „Erbgut“
althochdeutsch: fater-uodil „Erbgut“.

Alle diese Formen weisen auf eine urgermanische Form: ÖPALA.

Folgerung: Od steckt nicht in Odal, da weder sein Vokal noch sein Konsonant mit den entsprechenden Lauten von Odal in den urgermanischen Formen beider

Wörter übereinstimmen. Somit ist die Deutung Besitz des Ulls auch aus einem dritten Grunde abzulehnen.

Wer Adal hat, hat Anrecht auf Odal

6. Sowohl an Od wie an Odal wurden auch eine Reihe von religionsphilosophischen Spekulationen angeknüpft. Sie sind hier zunächst auf die sprachwissenschaftliche Seite hin zu prüfen.

a) Odal wurde in Zusammenhang gebracht mit Od = Geheimnisvolle Strahlungskraft = Weltseele. Das Wort Od wurde in diesem Sinne erstmalig gebraucht von Karl von Reichenbach (1788-1869). Reichenbach nahm eine von Menschen und auch von Gegenständen ausgehende Strahlungsenergie an, die er mit einer von ihm erfundenen Bezeichnung Od nannte (Odisch-magnetische Briefe 1852, Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode, 2 Bände 1854/55). Ubrigens leitete Reichenbach sein neuerfundenes Wort Od von dem Götternamen Odin ab. Wer also mit Od = Weltseele bei der Deutung von Odal operiert, vergißt dabei, daß dieses Wort nicht altgermanisch, sondern noch nicht einmal hundert Jahre alt ist.

b) Odal wurde in Verbindung gebracht mit Odem, und es wurden, von dessen Bedeutung „Hauch“ aus, Beziehungen gesucht zu den Begriffen „Geist“, „Leben“ und „Weltseele“. Diese Versuche sind ebenfalls abzulehnen. Gründe: Odem ist nur junge mitteldeutsche Nebenform zu dem gemeindeutschen Atem. Dessen Wortstamme (althochdeutsch *ätum*, mittelhochdeutsch *âtem* und *âten*, altsächsisch *âdum*, angelsächsisch *aeþm*) führt nicht auf einen urgermanischen Stammvokal *ō*, sondern *ae*. Der Lateiner wirft allerdings mit den Vokalen meist unbekümmert um sich, da er sie für nebensächlich hält. Im Hebräischen und anderen semitischen Sprachen sind sie das in gewissem Umfange allerdings, in den indogermanischen aber nicht!

Aber selbst wer glaubt, die Lautgesetze souverän verachten zu können, sollte sich hüten, eine Wort- und Begriffsreihe Atem = Geist = Weltseele als urgermanisch oder gar urindisch anzunehmen und sich dabei auf das altindische *âtman* zu berufen. Denn im Vedischen, also ältesten Indisch, bedeutet dieses *âtman* auch nur „Hauch“ und bekommt seine Bedeutung „Weltseele“ erst in der nachvedischen Philosophie durch die Gleichsetzung mit Brâhman „Weltseele“ (indischer Monotheismus). Und dem althochdeutschen *ätum* wurde die Bedeutung Geist oder Seele erst von der christlichen Theologie nach dem Muster des vieldeutigen bibelgriechischen *pneuma* beigelegt.

c) Ganz unbrauchbar ist der Versuch, das altsächsische *ôdîl* auf Grund der Schreibvariante *odhîl* aufzuspalten in ein *od* + *hîl*, wobei das letztere frischweg als „Heil“ erklärt wird, wonach das Ganze „Besitzheil“ oder „heilbringender Besitz“ bedeuten soll. Darin steckt erstens der oben in Punkt 2 bei *Ullod* angezeigte Fehler (mechanische Umkehrung) und zweitens wieder mangelnde sprachgeschichtliche Kenntnisse. Heil hat schon urgermanisch den Stammvokal *ai*, die Form *hîl* ist Phantasie. Die Schreibung *odhîl* verdankt ihren Ursprung dem Schreiberbemühen, die Aussprache des *ô* in *ôdîl*, die dem stimmhaften englischen *th* entspricht, durch ein Hilfszeichen sichtbar zu machen. Nur so kommt das *h* in das - geschriebene! - Wort hinein.

d) Es wurde versucht, Od und Odal mit Gott zusammenzubringen, indem man die im niederdeutschen und auch im bayrischen Sprachgebiet mundartlich vorkommende Form *God* für uralt erklärte und in diesem Wort ein sog. Sammelwort (Kollektivum)

sehen wollte. Nach Beispielen wie Gebirge = Menge der Berge, Gefieder = Gesamtheit der Federn usw. sollte God zerrissen werden in G(e) + od und sollte bedeuten: „Gesamtheit des Lebens“.

Wir haben schon oben (Punkt 6a) nachgewiesen, daß es ein germanisches Od im Sinne von Weltseele oder Leben nicht gibt. Diese Deutung von God ist aber auch deshalb falsch, weil es sich hierbei nicht um eine alte, sondern junge Wortform handelt. Gott (God) ist erstens kein zusammengesetztes Wort, und zweitens lautet die urgermanische Form GUDA (mit kurzem u, welches durch gotisch gud, Genitiv gudis, und altisländisch gud gesichert ist).

e) Zu erwähnen sind dann auch noch die Deutversuche, die mit Hilfe von Od und Odal an dem Götternamen Odin, Wodan, Godan vorgenommen wurden. Auch sie mit ungenügenden Sprachkenntnissen. Für diesen Götternamen kennen wir folgende Formen:

Westgermanisch: angelsächsisch: Wōden
 altfächsisch: Wōdan
 althochdeutsch: Wuotan,

Nordgermanisch: altisländisch: Óðinn.

Die westgermanischen Formen beweisen, daß das anlautende W ursprünglich ist. Es muß also bei der Deutung des Namens berücksichtigt werden. Es besteht deshalb auch die alte Deutung zu Recht, die Wodan als den „Brausenden, Stürmenden“ erklärt (zu althochdeutsch wuot, angelsächsisch wōð, altisländisch óðr). Man darf also nicht sprachliche Zusammenhänge zwischen Od, Odal und Odin suchen. Ebenso wenig darf aber auch die bei dem Langobarden Paulus Diaconus (8. Jhdt. n. Z.) in seiner allbekanntesten Ursprungesage der Langobarden genannte Form Godan als eine von God (= Gott) abgeleitete Form betrachtet werden. Sie steht in einem lateinischen Text, das darf nicht übersehen werden. So wie man in lateinischen Texten nicht Wilhelm, sondern Guillelmus schreibt, so steht es auch mit Wodan und Godan. Godan ist nichts anderes als die romanisierte Form von Wodan. Dieser Wandel von anlautendem germanischem W zu romanischem G ist eine beim Abergang germanischer Wörter ins Romanische sehr häufige Erscheinung; vgl. urgermanisch WANTUZ „Handschuh“ und italienisch guanto, französisch gant, althochdeutsch warta und französisch garde, deutsch Walther (althochdeutsch Walthart) und französisch Gautier, deutsch Wilhelm und französisch Guillaume, deutsch Werner und italienisch Guarnero usw. usw.

7. Nachdem wir so die aus sprachwissenschaftlichen Gründen abzulehnenden Deutungen betrachtet haben, müssen wir versuchen, eine sprachgeschichtlich einwandfreie Deutung von Odal zu finden.

Auf den richtigen Weg hilft uns die Betrachtung der Lautgeschichte unseres Wortes Adel. Wir finden hier folgende Wortstippe:

Westgermanisch:	angelsächsisch: aeDelu	} edles Geschlecht,
	altfächsisch: adali	
	althochdeutsch: adal und edili	
Nordgermanisch:	altisländisch: adal	} ererbte Anlage,
	altschwedisch: aPal	
	altdänisch: athal	

Oldgermanisch: gotisch: *Wala* (nur in Namen belegt).

Diese Formen weisen auf ein **urgermanisches ADALA**.

Für *Odal* fanden wir ein **urgermanisches ODALA**.

Vergleicht man diese beiden Formen miteinander, so sieht man auf den ersten Blick, daß sie, abgesehen vom anlautenden Vokal, völlig gleich gebaut sind. Es erhebt sich damit weiterhin die Frage, ob diese beiden Formen nicht etwa trotz des Anlautunterschiedes von der gleichen Wurzel herzuleiten sind (so wie z. B. *Adel* und *edel* von der gleichen Wurzel kommen müssen). Diese Frage ist zu bejahen. Die beiden Anlautvokale *a* und *o* stehen im sog. Ablautverhältnis zueinander, und zwar handelt es sich um den sog. quantitativen Ablaut, den man auch als Abstufung bezeichnet. Dem *a* (kurzem *a*) in **ADALA** entspricht ein indogermanisches *a* (kurzes *a*), dem *o* (langem *o*) in **ODALA** ein indogermanisches *ā* (langes *a*). Und die gemeinsame Wurzel, von der die beiden Formen herkommen, lautet indogermanisch *ATO*, abgelautet *ATO*. Die Bedeutung dieses Wortes ist „*Vorfahr*“. Von dieser indogermanischen Wurzel sind unsere beiden urgermanischen Formen in der Weise gebildet worden, daß mit Hilfe des sehr häufig auftretenden indogermanischen Formans (Wortbildungsgliedes) - *lo* - zwei Eigenschaftswörter gebildet sind, die (wie so viele andere ursprüngliche Eigenschaftswörter) durch dingwörtlichen Gebrauch im Germanischen zu „wirklichen“ Dingwörtern geworden sind. Damit finden wir, daß **rein formal** *Adel* und *Odal* zunächst dasselbe bedeuten, nämlich: „*Das von den Vorfahren Stammende*.“

Nun beachte man zum Vergleich folgendes:

Trank und *Trunk* kommen beide von der gleichen Wurzel, lassen diese Gemeinsamkeit der Abstammung noch erkennen und sind gleichwohl in ihrem Bedeutungsinhalt unterschieden.

Bei *Band* und *Bund* finden wir denselben Tatbestand usw. usw.

Bei *Adel* und *Udel* (so müßte nämlich die neuhochdeutsche Form von *Odal* lauten, und so hat sie tatsächlich in der Schweiz gelautet, vgl. oben S. 667 Punkt 5b) ist es nicht anders:

Adel ist „*das von den Vorfahren stammende Blut*“,

Odal (*Udel*) ist „*der von den Vorfahren stammende Boden*“.

Oder vereinfacht ausgedrückt:

Adel bedeutet *Bluterbe* oder *Erb-art*,

Odal (*Udel*) bedeutet *Bodenerbe* oder *Erb-hof*.

Aus diesem sprachgeschichtlichen Tatbestand ergibt sich eine sehr wichtige Folgerung: *Odal* und *Adel* verhalten sich zueinander nicht wie Vater und Sohn, sondern wie Bruder und Bruder. Das heißt:

Wer *Adel* (im Ur Sinn) hat, hat gleichzeitig ein Anrecht auf *Odal*, und wer *Odal* hat, besitzt es nur dann zu Recht, wenn er gleichzeitig „*Adel*“ hat.

Damit ergibt unsere sprachgeschichtliche Betrachtung eine derartig enge Zusammengehörigkeit des germanischen Blutsgedankens mit dem germanischen Bodenrecht, eine derartige Gleichläufigkeit der Begriffe *Blut* und *Boden*,

wie sie schlagender und in großartigerer Einfachheit überhaupt nicht mehr denkbar ist.

Die Geschichte bestätigt diese enge Zusammengehörigkeit:

a) Wer dem germanischen Blutsgedanken zu Leibe rücken wollte, konnte nur dann auf Erfolg rechnen, wenn er gleichzeitig das germanische Bodenrecht zerstörte - und umgekehrt. Die Kirche hat bekanntlich die Folgerungen aus dieser Tatsache gezogen.

b) Es ist ein logisch durchaus richtiger, germanischer Gedanke, daß der blutlich besonders Hochwertige auch auf größeren Bodenbesitz Anspruch hat.

c) Als sich im Frankenreich ein neuer Adel bildete, der sich nicht mehr auf Blutswerte gründete, wurde dieser germanische Gedanke gleichwohl dazu mißbraucht, den Freibauern sozial, politisch und wirtschaftlich zu entrechten. Der neue Adel ungermanischer Prägung hielt am Blut- und Bodengedanken überall dort fest, wo er seine Interessen diente: siehe Kastenbildung, Erblichmachung der Reichs- und Fürstenlehen, Fideikommiße. Der Bauer dagegen wurde zum minderwertigen Menschen gestempelt, sein Erbrecht wurde zerstört.

d) Für den germanischen Bauern gehört zur blutlichen Vollwertigkeit und zum Besitz eines Erbhofes auch die politische Vollberechtigung als untrennbares Merkmal des Freibauern. Einen Nachklang davon finden wir noch im 18. Jahrhundert in der Schweiz, wo das Wort Adel (umgelautete Nebenform Adal) den Grundbesitz bezeichnete, der die Voraussetzung für den Besitz des Vollbürgerrechtes darstellte.

*

Wem die Vorstellung von einem Lehen des Alls lieb geworden war, der mag nun vielleicht bedauern, daß unsere sprachgeschichtliche Untersuchung den Beweis erbracht hat, daß zumindest in dem Wort Odal dieser Inhalt nicht liegt. Wie steht es aber sonst damit? Es ist ja doch in unzähligen Fällen so, daß bei einem Wort Gemütswerte mitschwingen, die in seiner sprachgeschichtlichen Form gar nicht gegeben sind. Man denke z. B. nur an unser Wort „Führer“. Was schwingt für uns Deutsche heute alles beim Klang dieses Wortes mit, obwohl es doch rein sprachgeschichtlich nichts anderes bedeutet als einen „Mann, der vorausgeht“. Ist es nun nicht vielleicht auch bei Odal so, daß neben der Grundbedeutung, der sozusagen nüchternen Bezeichnung „Hof, der von den Vorfahren stammt“, ein, in unserem Falle religiöser, Unterton mitschwingt?

Dieser Frage soll im folgenden nachgegangen werden. Es handelt sich dabei, das sei im voraus ausdrücklich betont, nicht mehr um eine sprachgeschichtliche, sondern um eine begriffs- und ideengeschichtliche Untersuchung.

Die Vorstellung von einem „Lehen des Alls“ schließt folgendes in sich: Der Boden, auf dem der Bauer mit seiner Familie lebt, arbeitet und stirbt, und auf dem vor ihm seine Vorfahren gelebt und gearbeitet haben und gestorben sind, gehört nicht ihm, gehörte auch nicht diesen Vorfahren, sondern gehört in Wirklichkeit einem Dritten, eben dem „All“ (mag es nun in germanischer Zeit geheißsen haben wie es will, der Name ist hier nebensächlich). Dieses „All“ ist also der wirkliche Eigentümer des Bodens, und es hat diesen Boden den Menschen nur „gellehen“.

Ist diese Vorstellung germanisch und ist sie bäuerlich? Betrachten wir, um diese Frage beantworten zu können, den Eigentumsbegriff des germanischen Bauerntums!

Eigentumsbegriff der Nordischen Rasse

Dieser Eigentumsbegriff ist der der Nordischen Rasse. Für diese ist der Begriff des Eigentums unlöslich gebunden an den Begriff der Leistung. Eigentum, das ohne Leistung, z. B. durch Betrug, erworben wird, ist gar kein echtes Eigentum, gilt zum mindesten als unsittlich. Eigentum ist in erster Linie das, was der Mensch selbst erschaffen hat. Er kann allerdings auch Eigentum, das andere erschaffen haben, zu Recht erwerben:

a) durch Kauf, richtiger durch Tausch, indem er Leistungsergebnis gegen Leistungsergebnis tauscht;

b) durch Geschenk. Aber Geschenk verpflichtet zu Gegengeschenk;

c) durch Kampf. Hier aber scheiden sich die Geister besonders deutlich. Dem nomadischen Beduinen erscheint die Beute als „von Allah geschickt“; das rechtfertigt jeden Raub, rechtfertigt auch jeden Betrug. Dem bäuerlichen Indogermanen ist die Beute die Bestätigung dafür, daß er der biologisch bessere Mensch ist. Die fahrende Habe des besiegten Feindes ist ihm dabei Nebensache (Sie wird nicht selten reflexlos vernichtet oder ausgeliefert), Hauptsache ist der gewonnene Boden. Darin steckt abermals der Wille zur Leistung durch Arbeit. Weil er das besser kann als der Besiegte, deshalb ist es recht und billig, daß dieser weichen muß, zumal wenn der Besiegte Nomade ist, der am Boden nichts leistet.

An diesem Punkte müssen wir uns nun vor einem gefährlichen Denkfehler hüten, der dem Nichtbauern nur zu leicht unterlaufen kann und der von dem in seiner Wesensart unbäuerlichen Christentum zum Vorteil der Kirche auch gemacht worden ist. Nämlich vor der Folgerung: Den Boden hat Gott geschaffen, also ist er nicht echtes Eigentum des Bauern, sondern Gottes. (Im Rahmen des kirchlichen Dogmas folgerichtig weitergedacht, ergibt diese Folgerung: Als Stellvertreterin Gottes auf Erden hat die Kirche ein sittlich begründetes Recht auf den Boden.) Gehen wir zunächst einmal auf diesen Gedankengang ein und geben zu: Gott hat den Boden geschaffen (was in germanischem Sinne wirklich unter Gott zu verstehen ist, darauf werden wir noch zurückkommen), so ist der Denkfehler immer noch da. Denn: Gott hat nicht den Acker geschaffen, sondern nur die Wildnis. Den Acker, das Kulturland, die Voraussetzung dafür, daß der Bauer leben kann, hat nicht Gott geschaffen, sondern der Bauer selbst. Nicht der Bauer, der jetzt gerade auf dem Acker sitzt, sondern die lange Reihe seiner Vorfahren vor ihm, die diesen Boden aus Wildnis zum Acker gemacht haben, die durch immer wiederkehrende Arbeit an diesem Boden dafür sorgten, daß er Acker blieb und nicht wieder Wildnis wurde, eine Arbeit, die auch der lebende Bauer und nach ihm seine Nachkommen fortsetzen müssen, wenn der Acker Acker bleiben und nicht wieder Wildnis werden soll. Die Leistung, die den Acker schafft und erhält, ist nicht Gottes, sondern des Bauern. Und darum gehört nach bäuerlichen und Nordischen Rechtsbegriffen der Acker auch nicht Gott, sondern dem Bauern.

Der einzelne Bauer aber kann den Kulturboden weder allein schaffen noch kann er ihn allein erhalten. Das kann nur die Sippe, die umfangreicher ist an Zahl als ein einzelner Mensch und die länger lebt als ein einzelner Mensch. Die Bauern der Sippe haben in germanischer Zeit zusammengegriffen, das Kulturland zu schaffen (das sagt z. B. ausdrücklich Tacitus, und wir dürfen in seinem Zeugnis eher den Normalfall sehen als etwa in Romanen wie Knut Hamsuns „Segen der Erde“, wo ein einzelner beginnt). Und diese Sippe besteht ja nicht nur aus den gerade Lebenden, sondern es gehören immer noch auch die Toten zu ihr, und nicht nur die Lebenden und die Toten, sondern auch die, die später einmal leben werden.

Und darum ist der Hof, der Acker, das Kulturland nicht persönliches „freies“ Eigentum des einzelnen, sondern der Sippe.

Persönliches Eigentum des einzelnen ist aber, was seine persönliche Leistung erschaffen und nach Gutdünken vermehren kann: Sein Hausrat, seine Waffen, seine Herde (der „Viehbesitz“, das Feod).

Nirgendwo in der germanischen Welt finden wir einen Beleg dafür, daß der germanische Bauer seinen Gott oder gar „die Götter“ als eigentliche Besitzer seines Hofes angesehen habe; dagegen finden wir im ganzen Indogermanentum unzählige Belege dafür, daß an gottgeheiltem Land die bäuerliche Kulturarbeit geradezu verboten war. Denn sie hätte bäuerliches Eigentum geschaffen, hätte den Gott um seinen Besitz gebracht. Daher die Lage gewisser Heiligtümer fernab der Siedlungen; daher die gesetzliche Strafe bei den Griechen für den, der Gottesland eigenmächtig unter den Pflug nahm.

Der Nomade steht anders zum Boden. Er arbeitet nicht daran, er beutet ihn nur aus. Arbeit am Boden ist in seinen Augen eine Torheit, die Folge eines Fluches über sündige Menschen, Verbäuerlichung von Rassegenossen eine Verfallserscheinung („er verbauert“, sagen die Juden und ihre Nachbeter heute noch verächtlich), die Möglichkeit aber, Früchte solcher Arbeit zu rauben, ist ihm eine „Beute, die Allah schickt“, ebenso wie der Fund eines fetten Weideplatzes eine Beute ist, „die Allah schickt“.

Und so ist der Gedanke, der den Erbhof zum Gotteslehen stempelt, nicht germanisch und bäuerlich, sondern nomadisch, vor allem kirchlich. Er gab der Kirche den Vorwand zum Besitzanspruch auf Bauernland. Und es handelt sich dabei, wie wir z. T. schon gesehen haben, z. T. noch sehen werden, nicht einmal um eine Verzerrung germanischen Gedankengutes („Gleichschaltung“), sondern um einen Gedanken, der in seinem ur-eigensten Wesen fremd, unbäuerlich, unnordisch ist.

Wir fragen weiter: Wie steht es in germanischer Zeit überhaupt und ganz allgemein mit dem Begriff des Lehens? Wir finden die Urform des Lehens in der indogermanischen Einrichtung, Sklaven und Minderfreien Teile des Erbhofes zur Bearbeitung, aber nicht zu Eigentum zu übertragen. Ein solches Lehen ist in gewissem Sinne auch der Acker des Hagustalt, des Hagestolzen, der nach seinem Tod an den Erbhof zurückfällt.

Es sind minderwertige Leute, die ein „Lehen“ haben, keine vollwertigen Freibauern. Minderwertig die Sklaven und

Hörigen, weil ihr Ursprung in Minderrassigkeit liegt, minderwertig auch der Hagestolz, weil er nicht für den Fortbestand der Sippe sorgt. Der Vollwertige hat nicht Lehen, sondern Eigentum. Daß dieses Bodeneigentum sippengebunden ist, mindert seinen Wert in den Augen des bäuerlichen Indogermanen nicht im mindesten, da er überhaupt nicht im Sinne der modernen Zeit einzelpersonlich, sondern sippentümlich denkt. Der Erbhof kann deshalb auch nicht als „Sippenlehen“ erklärt werden, da die Sippe keine Persönlichkeit ist, die wertmäßig über dem Bauern steht.

Ein weiteres ist mit dem Begriff des Lehens untrennbar verbunden: Die Unstetigkeit des Scheinbesitzes. Es liegt im vollen Belieben des Eigentümers, die Dauer des Lehensverhältnisses zu bestimmen. Daß im Verlauf unserer deutschen Geschichte viele Lehen erblicher Besitz geworden sind, ist ein Rückschlag des Erbhofgedankens gegen die im Frühmittelalter einsetzende Enterblichung, ein Aufbäumen germanischen Bodenrechts gegen die Gewalt, mit der eine artfremde Welt den Freibauern auf die Stufe der Minderwertigen herabgedrückt hatte. Denn für den Freibauern, den Vollwertigen, ist Unstetigkeit im Besitz des Bodens, an dem er arbeitet, ein Ünding. Der echte Erbhof ist kein Lehen, weil sein Besitz stetig ist, so stetig, daß man weder Anfang noch Ende der Besitzdauer kennt.

Zum Lehen gehört dann drittens, daß dem Lehensmann nicht bloß kein Eigentum an dem Boden zusteht, den er bearbeitet, sondern auch, daß ihm nicht einmal der Ertrag dieser seiner Arbeit ungeschmälert gehört. Abgaben vom Ertrag seiner Arbeit bedeuten aber für den indogermanischen Bauern nur dann keine Minderung seiner vollfreien Stellung, wenn diese Abgaben für das allgemeine Beste geleistet werden. Jede Abgabenleistung an Einzelpersonen ist Merkmal geschmälertes Vollwertigkeit.

Es erscheint aus all diesen Gründen als außerordentlich fragwürdig, dem germanischen Bauerntum die Vorstellung vom Erbhof als eines, von welcher Seite auch immer herführenden Lehens zuzuschreiben.

Nun mag aber eingewendet werden: Gut! Zugegeben, daß der germanische Bauer seinen Erbhof nicht als ein von einem Gott gegebenes Lehen betrachtete. Aber der germanische Gott ist ja gar nicht das, was wir heute als „All“ bezeichnen. Diese Gleichsetzung von Gott = All wird ja schon dadurch verhindert, daß man nicht einen einzigen, sondern viele Götter annahm, und zweitens dadurch, daß wir im Germanentum die sehr ausgeprägte Vorstellung davon finden, daß es noch etwas gibt, was über den Göttern steht, etwas, was auch die Götter in vorgeschriebene Bahnen zwingt, mag man auch die verschiedensten Versuche gemacht haben, dieses Etwas mit Namen zu erfassen. Und die Weltentstehungsagen des Indogermanentums deuten doch darauf hin, daß man sich im indogermanischen Bauerntum sehr wohl dessen bewußt war, daß der Boden, aus dem der Bauer das Kulturland schuf, letzten Endes eben doch von einer Macht geschaffen wurde, die über dem Bauern stand. Also muß nach dem Begriff des Nordischen Menschen vom Verhältnis von Eigentum und Leistung eben doch ein ursprüngliches Eigentum des „Alls“ am Boden angenommen werden.

Dazu ist zu sagen:

Die Welterschöpfungsgagen des Indogermanentums sind ausnahmslos nicht alt, sondern verhältnismäßig jung, sie setzen zum mindesten die Anfänge einer systematisierenden Theologie voraus. Alter als alle Theologie ist bei den Indogermanen aber die Vorstellung, die alle Dinge der sichtbaren und unsichtbaren Welt unproblematisch als vorhandene Tatsachen nimmt, über deren Ursprung man sich nicht den Kopf zerbricht. Die Vorstellung von einer Welterschöpfung ist jünger, ist erst nach dem Vorbild der Ackererschöpfung durch den Bauern entstanden, genau so wie die Vorstellung von Götterpersönlichkeiten erst nach dem Vorbild der Menschenpersönlichkeiten entstanden ist.

Sehr alt ist aber die Vorstellung, die eine Verwandtschaft des Menschen mit allen Dingen der ihn umgebenden Natur annimmt. Der Mensch steht nicht durch eine tiefe Kluft von den übrigen „Geschöpfen“ getrennt, sondern steht mitten in der Natur drin, ist ein Teil oder besser gesagt ein Glied dieser Natur. Und es ist ein religionsgeschichtlicher ebenso wie logischer Fehler, anzunehmen, ein Glied könne sich von dem Ganzen beschenkt oder belehnt fühlen. Glieder haben zu funktionieren, damit das Ganze funktioniert, weiter nichts. Das Ganze steht den Gliedern ebensowenig selbständig gegenüber wie das Glied dem Ganzen.

Und damit kommen wir auf den tatsächlich vorhandenen religiösen Kern der germanischen Vorstellung von Adal und Odal. Nicht weil das All den Bauern geschaffen und mit Boden belehnt hat und nun als Eigentümer des Bauern sowohl wie seines Bodens von ihm Gegenleistungen fordert, ist der Bauer zur Erhaltung von Blut und Boden verpflichtet, sondern weil das All selbst mit all seinen andern Gliedern in Gefahr kommt, wenn das eine Glied, der Bauer, diese Pflicht versäumt.

Wir dürfen auf den germanischen Begriff des Gottesdienstes nicht die Denkformen des Christentums anwenden. Hier die Vorstellung zweier getrennter Welten, dort die Vorstellung einer untrennbaren Gliedschaft. Germanischer „Gottesdienst“ ist nicht die Erfüllung von Vorschriften oder juristisch formulierbaren Verpflichtungen, sondern die Aufrechterhaltung der von Urbeginn vorhandenen biologischen Funktionen, damit die ewige Ordnung des Alls nicht gestört wird. Diese Einheit von Weltall und ewiger Ordnung kommt aufs Schlagendste zum Ausdruck in einem Wort eines anderen Indogermanenvolkes, der Griechen: Kosmos bedeutet dort sowohl „Ordnung“ wie „Weltall“.

Und in diesem Sinne - nur in diesem - klingt auch in den Worten Adal und Odal, Blut und Boden, Volk und Vaterland, Rasse und Raum über die rein formale Bedeutung dieser Worte hinaus ein zutiefst religiöser Ton.

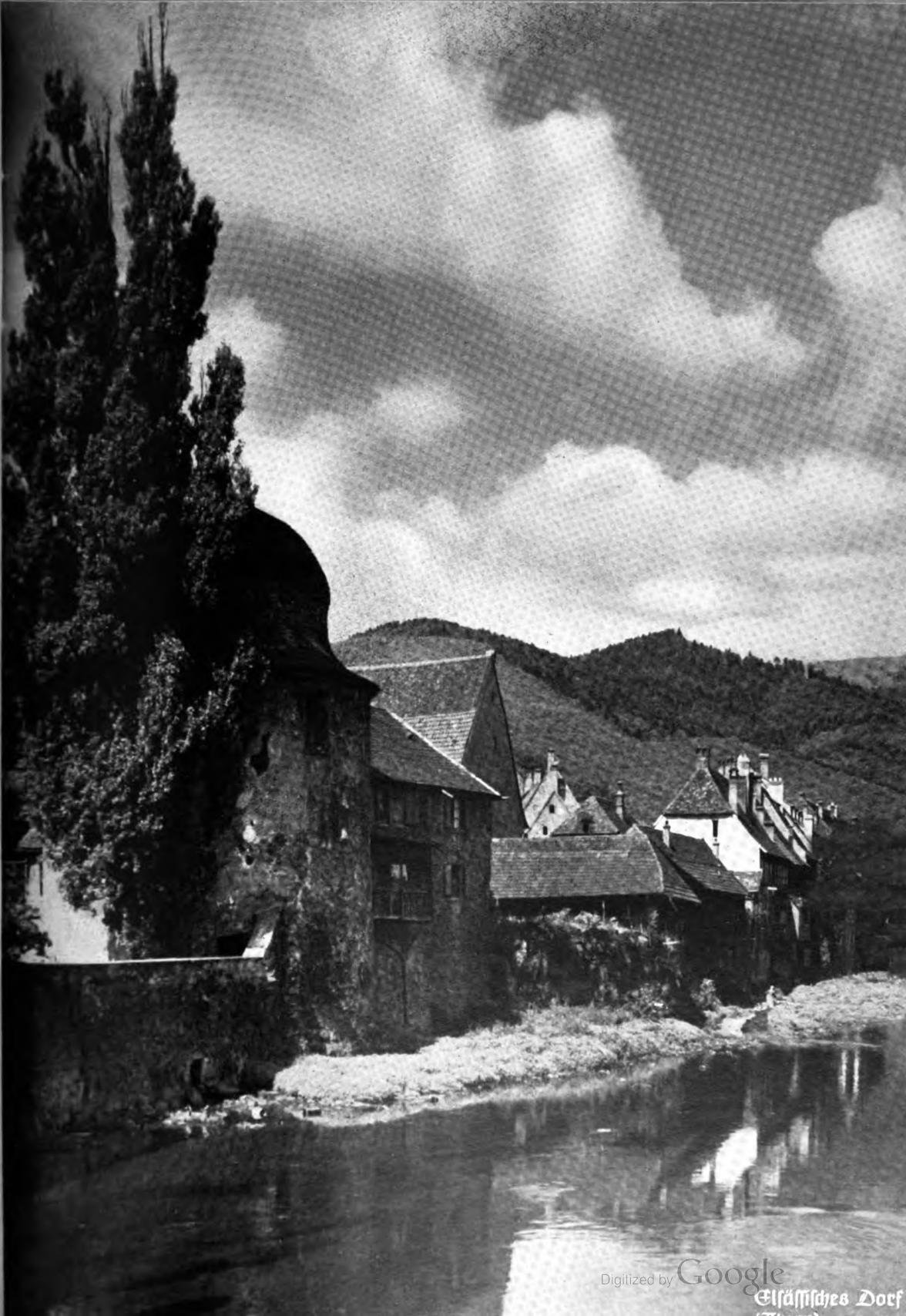
Ich kann diese Ausführungen nicht besser schließen als mit einem Wort, das ich einmal von einem alten Bauern in Franken hörte: „Ich hab mir's in meinem Leben ehrlich sauer werden lassen, hab ein Häuflein Kinder aufgezogen und zu ordentlichen Menschen gemacht, und dann hab ich auch meinen Hof in ordentlichem Zustand übergeben. Jetzt kann ich ruhig sterben, jetzt muß auch unser Herrgott mit mir zufrieden sein.“

Das ist Bauernreligion, in ihrem Grundgedanken eine Religion aus Blut und Boden, heute wie vor Tausenden von Jahren. Wenn diese Religion von unserem Volke wieder mit dem Herzen erfaßt wird, dann werden auch Adal und Odal wieder den religiösen Sinn erhalten, der ihnen durch eine artfremde Welt genommen war.

Hans Friedrich Blund

Meine Erde

Erde, wenn ich auf gepflügtem Acker
Deine Rinde mit den Händen fasse,
Sonnens frühe, wenn ich deine Winde
Atmend in die Brust einströmen lasse,
Mutterland, wenn ich den Duft der Reife
Und das Rauschen deiner Nacht empfangе,
Weib, wenn ich von deiner Seele nehme
Und nach ewiger Reih' aus dir verlange -
Oh, was gäb es seliger in der Ferne
Als die Welt, die, groß in ihrer Enge,
Meine Sinne mütterlich umfängt
Und mich küßt, wenn ich mich an sie dränge.





—orfstraße



Oberrheinisches Bauernhof

Der elsässische und der deutsch-lothringische Bauer

Der elsässische und der lothringische Boden beherbergt in seinem Inneren reiche Schätze; Erze, Erdöl und Kalisalze, die erheblich gehaltvoller sind als die aus Staßfurt. Noch wertvoller aber sind die Schätze, die an seiner Oberfläche im Wald und auf dem Acker, auf den Wiesen und auf den Weiden heranwachsen. Das Wertvollste aber, was das Elsaß und was Lothringen besitzen, sind die Menschen, deren unermüdlichem Fleiß es zu verdanken ist, daß kein Stückchen Erde ungenutzt bleibt, auch da, wo es sich nicht um die Bestellung fruchtbaren Lößbodens in der Ebene handelt, sondern wo der Bauer seine paar Feldstückchen in mühsamem Terrassenbau dem Hang abtroken muß.

Es gibt wenig Länder in deutschen Gauen, deren Bevölkerung soviel hat durchmachen müssen wie die des Elsaß und die Lothringens. Als nach Beendigung des hundertjährigen Krieges die Könige von Frankreich ihren Söldnerscharen den ausbedungenen Lohn zu zahlen außerstande waren, ließen sie diese durch den Herzog von Armagnac in die elsässische Rheinebene und den Sundgau führen, wo sie sich in einer Weise schadlos hielten und wüteten, die bis auf den heutigen Tag, nach bald einem halben Jahrtausend, aus dem Gedächtnis der elsässischen Bevölkerung noch nicht verschwunden ist. Es kamen dann fortgesetzte Einbruchversuche von welscher Seite, aber diese Flut brach sich stets wieder an dem unüberwindlichen Bollwerk, das die Burgenreihe an den Vogesenhängen, der erste Westwall, ihnen entgegenstellte. Der Dreißigjährige Krieg traf das Land zwischen Vogesen und Rhein mit besonderer Härte, denn dort wurden bis zu allerlezt die Gegensätze zwischen Frankreich und Habsburg ausgetragen. Und als die Bevollmächtigten der kriegführenden Länder dann ihre Unterschriften in Münster und Osnabrück ausgetauscht hatten, da kam fürs Elsaß nicht etwa der Friede, sondern der Franzose, der auf diesem Boden seinen Kampf zunächst mit anderen Mitteln als die der ehrlichen Waffen fortsetzte, bis ein neuer Waffengang ihm nach der Schlacht von Türkheim das Land für lange Zeit in die Hände spielte.

Untergegangen sind während dieser Ereignisse oder in deren Gefolge die damals rein deutschen Volksteile in den vor 1914 als französisch-sprachlich geltenden lothringischen Landesteilen. Auf welche Weise sie zugrunde gerichtet worden sind, zeigen uns die bekannten Stiche Callots, die vielfach zur Bebilderung von Aufsätzen über Bauernschindereien benutzt werden.

Aber überall sonst haben diese Prüfungen den Elsässer und den deutschen Lothringer nur noch stärker, härter und stolzer gemacht, und diese Kämpfe haben bei ihnen das deutsche Wesen, für das sie stets auf vorgeschobenstem Posten, nicht immer voll bewußt, aber doch stets in innerlicher Ablehnung gegen alles Fremde und „Welsche“ ihren Mann stehen mußten, immer tiefer verankert.

Dieses Festhalten am deutschen Wesen ist ihnen aber nicht immer leicht gemacht worden. Wer weiß jenseits des Rheins und der Lauter von dem Feldenkampf, den die Münstertäler, ganz allein, bis zum Jahre 1778 zur Erhaltung ihrer alten Freiheiten gegen die Bourbonen geführt haben, bis es keinen Mann im Tal und den

Bergen mehr gab, der die Art zu führen vermochte? Als dann später die Truppen Schwarzenbergs, von Basel kommend, durch das Elsaß zogen, da fühlten sie sich ganz in Feindesland und nahmen keine dieser zarten Rücksichten, die ihnen beim Erreichen der Umgegend von Paris von ihren Heerführern auferlegt wurden, und die Elsäßer und Lothringer, die nach dem Ende der Befreiungskriege die Rückkehr ihrer Länder ins Reich erwartet hatten, mußten bald einsehen, daß ihre Wünsche gegenüber der Absicht, Ludwig XVIII. in Gestalt eines leichten Friedens ein angenehmes Antrittsgeschenk zu machen, nicht einmal die Gefälligkeit einer höflichen Ablehnung erfuhren. Sehr wenig beneidenswert war auch das Los der elsässischen Familien, die sich in der Zeit nach 1871 für Deutschland eingesetzt hatten und die dann im August 1914 in die Hände der Franzosen fielen, als man aus strategischen Gründen die französischen Truppen durch die burgundische Pforte und über den Vogesenkamm, die beide mit wenigen zusätzlichen Mitteln hätten gehalten werden können, hineinfließ. Was diejenigen durchgemacht haben, die in den Jahren, in denen man in Deutschland noch an eine Verständigungsmöglichkeit mit Frankreich glaubte, sich auf einsamsten Posten, von den Franzosen verdächtigt und verfolgt und von den Deutschen unverstanden und vielfach gemieden, mit dem Einsatz all dessen, was sie hatten, alles taten, was sie konnten, um ihre Leute vor dem Verwelschen zu bewahren, können nur die beurteilen, die solches selbst erlebt haben. Einer von ihnen ist erschossen worden und ist dadurch zu einem sichtbaren Märtyrer des Deutschtums im Elsaß und in Lothringen geworden, aber die Zahl derjenigen, die an dieser sich selbst gestellten Aufgabe zugrunde gegangen sind, ist eine erheblich größere.

Hohe Anforderungen an die seelische Widerstandskraft

Die Abwehr alles Fremden stellte an die seelische Widerstandskraft der Elsäßer und Lothringer ganz andere Anforderungen als diejenigen, denen sich Volksdeutsche irgendwo anders in der Welt jemals gegenübergestellt gesehen haben. Die Wolhynien- und Wolgadeutschen, die deutschen Siedler im Banat, in der Bada, in Siebenbürgen und in Bessarabien empfanden zu sehr ihre Überlegenheit gegenüber der sie umgebenden Bevölkerung, um jemals den Wunsch zu hegen, mit dieser zu verschmelzen, und die Hauptstädte der Länder, denen sie als Staatsbürger angehörten, waren auch nicht gerade dazu angetan, auf sie eine überwältigende Anziehungskraft auszuüben. Im alten Österreich stand ein ziemlich fest geschlossenem Block von über zehn Millionen Deutschstämmiger einer Mosaik fremder Volksgruppen gegenüber, von denen keine zahlenmäßig an sie heranreichte, und von denen jede ihnen in jeder sonstigen Beziehung deutlich unterlegen war. Und wenn auch die Habsburger angehört hatten, im eigentlichen und wahren Sinne deutsch zu sein und deutsch zu fühlen, so darf man doch auch nicht unterschätzen, was es schließlich für die Österreicher, die Steiermärker, die Kärntner und die Tiroler bedeutete, daß ihr Kaiser nicht irgendein Tscheche, Slowene oder gar Pole war, sondern wenigstens deutsches Blut in den Adern hatte und Deutsch seine Muttersprache war.

Wieviel schwieriger ist die Lage der Elsäßer und Lothringer gewesen und wieviel mehr Versuchungen haben sie widerstehen müssen, als irgendein anderer Deutscher in den Grenzmarken oder im Auslande, oder gar ein Binnendeutscher, dem diese Fragen vielfach so vollständig fremd sind, daß sie ihm durchaus unverständlich bleiben.

Elsaß und Lothringen haben zu Frankreich in der Zeit gehört, als dieses Land

die höchsten Stufen der Macht, des Reichtums und der Kultur bzw. der Zivilisation erklommen hatte, als unter Ludwig XIV. und seinen beiden Nachfolgern Deutschland sich gerade eben erst von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges zu erholen begann, als Napoleon I. wie ein feuriger Meteor über die Schlachtfelder ganz Europas rasste und alle Fürsten sich vor ihm beugten, und als unter Napoleon III. eine neue Zeit des Glanzes und auch des Reichtums angebrochen zu sein schien, während die Elsässer und die Lothringer damals jenseits des Rheins und der Lauter, meist nur brave Leute, ein bescheidenes und ziemlich spießiges Dasein führen sahen. Und welche Anziehungskraft Paris auszuüben vermag, haben andere ebenso und oft noch viel stärker als die Leute aus der Westmark erfahren.

Solchen gemeinsamen Erlebnissen und solchen Erinnerungen, die bis zum Beginn des Weltkrieges vom „Souvenir Francais“ und gleichartigen, ebenfalls mit erheblichen geldlichen, kulturellen und künstlerischen Mitteln ausgestatteten Organisationen, gepflegt wurden, denen damals von deutscher Seite nichts irgendwie gleichwertiges entgegengesetzt wurde, konnten sich die Elsässer und Lothringer unmöglich vollständig verschließen.

Daß aber bis zum Ausbruch dieses Krieges jeder Mann, der bei den „Preußen“ gedient hatte, stolz sein Koppelschloß mit der Inschrift „Gott mit uns“ oder dem „Suum cuique“ der Gardisten unter der Weste trug und dieses mit einem schnellen Griff zum Vorschein kommen ließ, wenn man ihn fragte, „was für einer er wäre“, daß das elsässische und lothringische Volk der Bauern, Winzer, Melker, Holzhauer und Fabrikter, um die sich die deutschen Verwaltungsstellen der Vorkriegszeit herzlich wenig kümmerten, während sie ihre ganze Inspirationen bei der Bourgeoisie suchten, seinen Kindern die alten deutschen Volks- und Soldatenlieder beigebracht hat, als ob es niemals ein Versailles gegeben hätte, daß jeder, der ihre Sprache nicht nur mit dem Munde sprach und der ihr Vertrauen besaß, bis zuletzt hat feststellen können, daß mit nur verschwindend wenig Ausnahmen diese Leute aus dem Volke nie aufgehört hatten, deutsch zu fühlen, trotzdem französischerseits wirklich nichts unversucht gelassen worden ist, um ihnen alles Deutsche verächtlich und verhaßt zu machen und keine diese Lügen berichtigende Stimme aus Deutschland zu ihnen herüberklang, das wird später als eines der größten Ruhmesblätter des deutschen Volkstums gepriesen werden und als eine hervorragende Tat der elsässischen und deutsch-lothringischen Volkstumsführer, die ihre geistigen Einflüssen kritikloser gegenüberstehenden Volksgenossen davor bewahrt haben, an Deutschland irre und Deutschland abtrünnig zu werden.

Der Bauer steht am Anfang alles völkischen Werdens

Auch im Elsaß und in Lothringen, wie überall da, wo weiße bodenständige Menschen leben und arbeiten, steht der Bauer am Anfang alles völkischen Werdens und Geschehens, der Bauer und die Männer der artverwandten, ebenfalls mit der Heimat auf das engste verbundenen Berufe, die Winzer, die Melker, die Holzhauer und die Schlitter, die da, wo das Gelände den Bau von Waldfuhrwegen nicht zuläßt, auf Schlittenbahnen aus Buchenscheften das Holz zu Tal befördern.

Aber im alten Reichsland, und insbesondere im Elsaß, geht die Verbundenheit der neuen Berufe mit den alten und bodenverwachsenen noch viel weiter und jedenfalls bedeutend weiter als in den meisten anderen deutschen Gauen. In den Bergtälern, deren Wasser sowohl als Triebkraft wie auch als Bleichmittel die Textilindustrie

seit langem an sich gelockt hat, arbeiten in den Spinnereien und Webereien neben den ständigen Arbeitskräften auch viele andere, die sich in den Fabriken nur dann einfinden, wenn die Arbeit auf dem Feld und auf den terrassenförmig angelegten Wiesen ruht. Mit Ausnahme der großen Industriezentren um Straßburg und um Mühlhausen gibt es im Elsaß kaum einen Fabrikarbeiter und kaum eine Fabrikarbeiterin, die nicht Bauern oder Winzer zu ihren Eltern, Geschwistern oder nächsten Verwandten zählen und die sich dessen nicht auch bewußt wären. Viele unter ihnen besitzen auch ein Stückchen Land, das sie ererbt oder mit ihren ersten Ersparnissen erworben haben, und unter diesen Umständen darf man auch den im Elsaß stark verbreiteten Kleinsteibitz nicht verurteilen, sondern man muß ihn guthelßen und fördern, soweit es sich nicht gerade um durch fortgesetzte Erbteilung zu klein gewordene rein bäuerliche oder weinbauliche Betriebe handelt. Ähnliches hat sich später bei Pechelbronn ergeben, als eine Erdölquelle nach der anderen erschlossen wurde, und in weit größerem Ausmaße in der Bollweiler Gegend, wo zu Beginn dieses Jahrhunderts die gewaltige Kaliindustrie entstand; dort fällt es manchmal schwer, festzustellen, wo der Bauer aufhört und der Bergmann beginnt, denn die Männer meistern dort den Spaten auf dem Felde ebensogut wie die Pickaxe in der Grube.

Diese enge Verbundenheit mit der Heimatsholle und das Gefühl, auch „Besitzer“ unter ihren nächsten Anverwandten zu zählen, hat die elsässische und die deutsch-lothringische Arbeiterschaft vor dem Schicksal der Proletarisierung bewahrt. Aber auch sich gegen die Proletarisierung zu wehren, war ihnen nicht leicht gemacht worden, denn vor 1870 und auch noch nach 1870 haben die damaligen Fabrikherren kein Mittel unversucht gelassen, um ihre Arbeiter vollständig in die Hand zu bekommen und nach Willkür ausbeuten zu können. Daß ihnen dieses zeitweilig gelungen war, bezeugen die krummen Glieder vieler alten Leute, die in ihrer Jugend für wenige „Sous“ zu übermäßig schwerer Arbeit herangezogen worden waren. Es kann auch keinerlei Zweifel darüber bestehen, daß der so kompromißlos feindlichen Einstellung der elsäss-lothringischen „haute bourgeoisie“ allem Deutschen gegenüber viel weniger die vorgeschobenen traditionellen und kulturellen Motive zugrunde gelegen haben als solche rein materieller Art. So unzulänglich uns die Bismarck'sche Sozialpolitik jetzt erscheinen mag, so sehr wurde sie damals von den elsässischen und lothringischen Industriellen als ein unerträgliches Einbruch in ihre „Freiheiten“ empfunden. Sie konnten nicht mehr frei schalten und walten, wie sie es früher im zweiten Kaiserreich selbst gekonnt hatten und wie es ihre Vettern jenseits der Vogesen auch unter der dritten Republik noch weiter tun konnten, und darum bekämpften sie den Staat, der sie daran hinderte, mit der gleichen Hemmungs- und Rücksichtslosigkeit wie einen beliebigen, aber gefährlichen geschäftlichen Konkurrenten.

Aber die Elsässer und die Deutsch-Lothringer hatten ja auch das Zeug in sich, um mit ihren Fabrikherren ebenso fertig zu werden, wie sie mit den Franzosen fertig geworden sind, sowie auch mit denjenigen Deutschen aus der Vorkriegszeit, die nicht verstehen wollten, daß die Menschen und Dinge in der westlichsten Mark des Reiches anders liegen als im Osten, und daß sie darum auch anders angefaßt werden mußten. Sie waren ja Nachkommen von Geschlechtern, die niemals die Leibeigenschaft gekannt, die sich von Kloster- und Ritterherrschaft sehr frühzeitig freigemacht hatten und die zu einem erheblichen Teil als Bürger oder Insassen freier Reichsstädte und Dörfer nur des Kaisers Majestät Gehorsam schuldeten und auch leisteten, denn sie



Elssässische Bauern





Bauernhochzeit im Elzß

sind immer treue Bürger des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation gewesen. Den alten Doppeladler sieht man noch heutzutage auf unzähligen aus der damaligen Zeit stammenden Gebäuden, aber dieses scheint den Franzosen ebenso entgangen zu sein wie die Tatsache, daß der Storch, das Wahrzeichen des Elsaßlandes, immer schwarz-weiß-rot geblieben und niemals blau-weiß-rot geworden ist.

Die größten und schönsten Burgen, auf denen die Landverweser selbst oder die Vertreter der anderen Landesherrn minderen Grades saßen, sind meist erst während des Dreißigjährigen Krieges durch die Schweden oder nach dessen Abschluß durch die Soldaten Ludwigs XIV. verbrannt und zerstört worden. Aber schon vorher war manch andere Burg in Flammen aufgegangen, weil deren Herr „zu oft stahl den Bauern die Krautköpfe und Salat“, wie es in dem schönen elsässischen Liede über die Strohburg heißt. Ging es einmal über den Kamm ins Welsche hinein, um dort zu plündern, wie es damals auch die Sennen von Uri im Tessin zu tun liebten, dann einigten sich wohl zeitweilig Bauern, Melker und Ritter, bis es dann bei der Verteilung der Beute wieder zu Unfrieden kam. Die zehn freien Reichsstädte, die der berühmt gewordenen „Dekapolis“ angehörten, waren von deren kaiserlichem Begründer nicht lediglich auf Grund ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung zum Beitritt veranlaßt worden, wie es zum Beispiel bei Straßburg der Fall war; bei dem viel kleineren Münster, das nur Käse und Dörrforellen nach auswärts schicken konnte, war es der streitbare Geist der Bewohner, der dieses Gemeinwesen zu einer besonders wertvollen Erwerbung für diesen Bund werden ließ.

Dieses Münster nimmt andererseits in der Geschichte des Staatsrechtes eine ganz einzigartige Stellung ein, denn es war wohl das einzige Staatswesen des Mittelalters, bei dem eine Stadt und eine Reihe von Dörfern auf der Grundlage völliger Gleichberechtigung im gleichen Rat vertreten waren. Darum lautete auch der etwas umständliche, aber den Tatsachen durchaus gerecht werdende Titel, den dieses Gemeinwesen trug und unter dem seine Vertreter bei den Reichstagen aufgerufen wurden, die „freie Stadt und Tal zu Münster im St. Gregorienthal“. Diese Stellung als freie Reichsstadt hatten sich die Münsterer im Kampf gegen das dortige Kloster erworben, das seinerseits als freie Reichsabtei bis zur französischen Zeit weiter bestand, nachdem es längere Zeit hindurch, vor der Schlacht bei Türkheim, den damaligen Kurprinzen und späteren König Friedrich I. mit seinen brandenburgischen Dragonern, wohl nicht ganz freiwillig, beherbergt hatte. Noch lange nachdem Mazarins Neffe die Mauern der Stadt hatte schleifen und in jedes Haus im Tal Einquartierung hatte legen lassen, traf sich der alte Rat noch immer unentwegt zu geheimen Besprechungen am wilden Forlenweiher. Daß es nicht ratsam war, ihn hierbei zu hören, bezeugen bis auf den heutigen Tag die Reste von Waffen, Sporen und Bügeln, die man manchmal am „Soldatenschlatten“ findet, über den französische Reiter bei einer solchen Gelegenheit in das darauffhin nach ihnen benannte „Frankental“ herabgestürzt wurden.

Gleichheit und Verschiedenheit des Volkscharakters

Im großen ganzen geht ein gleichmäßiger Zug durch den elsässischen und deutsch-lothringischen Volkscharakter hindurch, aber andererseits begegnet man doch recht vielen örtlichen Verschiedenheiten, die auch dem Außenstehenden leicht auffallen. Es handelt

sich hierbei nicht nur um die stammesmäßigen Unterschiede, die zwischen den alemanischen bzw. schwäbischen Bevölkerungsteilen und den fränkischen bestehen, die beide in der Gegend zwischen Straßburg und Weißenburg ineinander übergehen. Daß man in einem Vogesentale „Grundbeeren“ ißt, während man im nächsten „Erdäpfel“ vorzieht, hat damit nichts zu tun. Und was für ein Wort die „Welschen“, die in abgelegene Täler zurückgedrängten keltischen Überreste, für Kartoffeln gewählt haben, werden nur einige große Gelehrte verraten können, denn deren Sprache ist den Deutschen ebenso unverständlich wie den Franzosen, was aber letztere keinesfalls davon abgehalten hat, diese völkischen Splitter in ihren statistischen Erhebungen über die Muttersprache für sich zu annektieren. Die Frage, ob das Wort „kauterwelsch“ bei der Berührung Deutschsprachiger mit diesen im Elsaß ansässigen Welschen entstanden ist oder nicht, werden ebenfalls nur ausgesprochene Sprachforscher beantworten können.

Wenn man aber überlegt, daß in Colmars unmittelbarer Umgebung die Gemüse ihre marktfähige Reife an die zehn Tage früher erreichen als an den sonstigen, vom Klima am meisten begünstigten Orten der Rheinebene, während man drei Wegstunden weiter nach Westen vor die Schroffen Hänge der Hochvogesen gelangt ist, auf denen der Schnee erst im Spätsommer schmilzt, daß verschiedene Lößböden in der Rheinebene und im Sundgau an der Schweizer Grenze so gut sind, daß Weizen und Zuckerrüben so ziemlich das belangloseste sind, was man dort anbaut, und daß man stellenweise in Lothringen vier gute Pferde anspannen muß, um den dort beinahe überschweren Boden zu pflügen, während ein Teil der Umgebung von Hagenau seiner zweck- und sinnenprechenden Verwendung zugeführt wurde, als der Staat als Käufer auftrat und daraus einen Truppenübungsplatz machte, und während in der oberelsässischen Hardt die Rieslager so dicht an die Oberfläche treten, daß nichts weiter übrigblieb, als diese Stücke aufzuforsten oder in bewässerte Mähwiesen zu verwandeln, dann wird man auch verstehen, daß solche Unterschiede sich auch in den mit der Scholle verbundenen Menschen bemerkbar machen müssen.

Nicht minder stark sind die beruflichen Unterschiede und ihre Folgeerscheinungen, auch auf engstem Raume, ausgeprägt. Der Schlitter, der es unvorsichtigerweise unternimmt, seine Last zu fahren, wenn es nieselt oder regnet, ist niemals sicher, mit heißen Knochen unten anzukommen, denn wenn er einmal ausrutscht, dann fährt der Schlitten über ihn mit seiner Last, falls er nicht noch rechtzeitig zur Seite springen kann. Der Bauer in der Ebene läuft eher Gefahr, sich bei der Unkrautbekämpfung zwischen den Tabakreihen auf die Zehe zu hauen, und der Gemüsebauer kann sich eine tödliche Erkältung holen, wenn er beim Wasserschöpfen in den Bach fällt und sich nicht rechtzeitig umziehen kann. Der Winzer wiederum ist anderen Verjuchungen ausgesetzt. Aber bei all diesen Männern kann man mit einem verständigen Wort und einem freundlichen offenen Gesicht so ziemlich alles erreichen, was Hand und Fuß hat, aber nichts mit Schrofheit oder mit hohlen Redensarten.

Ein anderer durchgehender Wesenszug des elsässischen und des deutsch-lothringischen Mannes aus dem Volk ist sein ganz ausgesprochener, angeborener Gemeinssinn, der ihn auf einem der entscheidendsten Gebiete zum Nationalsozialisten stempelt, auch wenn er noch nie ein wahres Wort und nur Lügen und Verleumdungen über die weltanschauliche Ausrichtung des neuen Deutschland gehört hat.

Die Leistung der deutschen Landwirtschaft im Kriege

Wenn man im Kriegssommer 1940 durch Deutschland fährt, so bietet sich landwirtschaftlich ein Bild dar, das sich von dem des Friedens in nichts unterscheidet. Jedes Stückchen Land ist bestellt, kein Fleck Erde liegt - sehr im Gegensatz zum Weltkrieg - brach. Auf dem Acker trifft das Auge überall auf fruchtbare Getreidefelder sowie auf vorzüglich stehende Schläge mit Hackfrüchten, besonders Kartoffeln. Die Getreideernte ist bereits in vollem Gange. Auch auf den Weiden und in der Viehwirtschaft bietet sich derselbe friedliche, friedensmäßige Anblick. Nichts deutet auf irgendwelche kriegsbedingten Störungen hin.

Ist dies zweifellos bereits eine außerordentlich wichtige und erfreuliche - wenn auch vorerst nur oberflächliche - Feststellung über die Kriegsleistung der deutschen Landwirtschaft, so kann der mit den landwirtschaftlichen Verhältnissen und den Agrarstatistiken vertraute Beobachter noch darüber hinaus über weitere Steigerungen der Intensität in der Landwirtschaft trotz der Kriegerschwerungen berichten. So haben z. B. die Anbauflächen für Raps, Flachs und Hanf 1940 weiter zugenommen. Vor allem aber hat die Landwirtschaft die z. T. erheblichen Auswinterungslücken im Wintergetreide nicht lediglich durch Mehreinsaat von Sommergetreide wieder geschlossen, sondern vielerorts auch durch zusätzlichen Anbau von typischen Intensifrüchten, wie Kartoffeln und Zuckerrüben, ausgefüllt. Im Weltkrieg 1914/18 dagegen sanken gerade die Anbauflächen für Hackfrüchte am stärksten! Allein der Anbau von Zuckerrüben z. B. nahm von 547 000 ha im Jahre 1914 auf 364 000 ha im Jahre 1915, d. h. um rund ein Drittel, ab. Wenn hierbei auch noch andere - absatztechnische - Gründe mitgesprochen haben, so ist die Tendenz doch bezeichnend für die damalige Zeit.

Entwicklung der Viehbestände

Endlich haben auch die Viehbestände eine sehr erfreuliche Entwicklung im Verlauf dieses Krieges genommen, wie die Dezember-Zählung von 1939 und die Zwischenzählungen von 1940 beweisen. Irgendwelche Einbußen sind nicht zu verzeichnen. Von einem „Schweinemord“ vollends wie 1914/18 kann gar keine Rede sein. Im Gegenteil, gerade der Schweinebestand erreichte im Dezember 1939 mit 25,2 Millionen Stück (Altreich) beinahe wieder den Rekordstand von 1936. Ja, es gibt sogar mit Ausnahme der Ziegen, Gänse und Enten keine Viehgattung, die bei der letzten großen Zählung vom Dezember 1939 nicht noch eine Steigerung gegenüber dem

Vorjahr aufzuweisen hätte. Dies gilt vor allem auch für den Rinderbestand, der die Grundlage der landwirtschaftlichen Nutztierhaltung bildet.

Besonders bemerkenswert ist ferner die Vergrößerung der Viehbestände - immer im Vergleichsgebiet des Altreichumsfanges - im Dezember 1939 gegenüber dem Dezember 1913, d. h. gegenüber den Rekordbeständen vor Ausbruch des Weltkrieges. Dabei zeigt sich vor allem eine Zunahme bei den Rindern um 7,5 vH und bei den Schweinen um 11,4 vH. Der deutsche Viehbestand liegt damit gerade bei denjenigen Tierarten, die die wichtigsten hochwertigen tierischen Lebensmittel liefern, im Dezember 1939 wesentlich über dem Stand von 1913. Der Ausgangspunkt sowie die Grundlage für eine hohe und stetige Versorgung mit Fleisch, Milch, Butter, Schlachtfetten und dgl. sind mithin in diesem Krieg wesentlich besser als bei Kriegsausbruch 1914, und zwar um so mehr, als auch die Futtergrundlage der Viehbestände in wesentlich stärkerem Umfange als 1914 auf wirtschaftseigenem Futter beruht.

Wie stark die Selbstversorgung mit Futter vorangetrieben werden konnte, ergibt folgende kleine Rechnung: Von den insgesamt im Durchschnitt der Jahre 1909/13 in Deutschland verbrauchten tierischen Nahrungsmitteln stammten - bei einer Umrechnung auf Kalorien - rund 14 vH aus direkter Einfuhr in Form von Fleisch, Butter, Eiern usw., und weitere 32 vH aus indirekter Einfuhr, nämlich in Form von Futtermitteln, wie Mais, Futtergerste, Vlkuchen u. a. m. Insgesamt kamen also 46 vH der tierischen Kalorien aus dem Ausland und nur 54 vH aus dem Inland. Da also die Rüge und Schweine „mit zwei Beinen im Ausland standen“, mußten im Weltkriege infolge der praktisch gesperrten Futtermittelzufuhr viele Nutztiere abgeschlachtet werden, und zwar vor allem natürlich diejenigen, die hinsichtlich des Futters in engster Konkurrenz mit dem Menschen standen, hauptsächlich also die Schweine und das Geflügel. Da überdies noch die Leistungsfähigkeit der Nutztiere sank, mußte zwangsläufig eine empfindliche Verknappung an allen tierischen Erzeugnissen, wie Milch, Fleisch, Butter, Speck usw., eintreten. Der Mangel an Futter-

Der Viehbestand im Deutschen Reich (Altreich) in Millionen Stück (jeweils Anfang Dezember)

	1936	1937	1938	1939	dagegen 1913	Veränderungen 1913 gegen 1939 in vH
Rinder	20,09	20,50	19,93	19,94	18,55	+ 7,5
Schweine	25,89	23,85	23,57	25,22	22,64	+ 11,4
Schafe	4,34	4,69	4,82	4,84	4,99	- 3,0
Ziegen	2,63	2,63	2,51	2,30	3,22	- 28,6
Hühner	88,42	85,39	88,64	89,70	64,36	+ 39,4
Gänse	5,89	5,47	5,97	4,74	5,86	- 19,1
Enten	2,72	2,40	2,64	2,57	2,09	+ 23,0
Bienenstöcke	2,50	2,47	2,57	2,81	2,31	+ 21,6

mitteln war also letzten Endes die Ursache für die ungenügende Versorgung mit tierischen Nahrungsmitteln.

Wie ganz anders liegen die Verhältnisse in diesem Kriege! War es der Landwirtschaft schon vor Kriegsausbruch gelungen, den „direkten und indirekten“ Auslandsanteil bei der Versorgung mit tierischen Lebensmitteln auf weniger als ein Viertel herabzudrücken und dabei gleichzeitig die Produktion zu erhöhen, so ist es ihrem Leistungseinsatz jetzt im Kriege zu danken, daß diese Produktionshöhe im großen und ganzen gehalten werden konnte. Diese Tatsache ist als ein bedeutender Erfolg der Kriegsernährungsschlacht zu buchen. Man verrät kein Geheimnis, wenn man offen zugibt, daß noch im Herbst 1939 beim Kriegsausbruch mit - zwar mäßigen, aber doch immerhin fühlbaren - Produktionsrückgängen gerechnet wurde und auch gerechnet werden mußte, denn es standen ja damals nur die Weltkriegserfahrungen zur Verfügung. Um so erstaunlicher und bemerkenswerter ist der jetzige Hochstand der Erzeugung. Hierdurch ist naturgemäß die Versorgung Deutschlands mit Nahrungsmitteln tierischen Ursprungs im Verlauf des Krieges gegenüber den ersten Vorkriegsjahren wesentlich erleichtert worden.

Nährstand ist Wehrstand

Die Produktionsentwicklung in der Viehwirtschaft ist aber noch weit mehr ein Gradmesser für die Intensität der Landwirtschaft, als dies bei der Ackerwirtschaft der Fall ist. Die Leistung der deutschen Landwirtschaft jetzt im Kriege wird damit nach allem zu einem Ruhmesblatt der Heimatfront, das um so heller leuchtet, wenn man sich gleichzeitig noch die großen und oft fast übermenschlichen Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die die Landwirtschaft zu überwinden hat.

Diese bestehen vor allem im Entzug von Menschen und Pferden, von Futtermitteln (Hafer und Heu) sowie in den allgemeinen Erschwernissen beim Bezug von Produktionsmitteln, wie Maschinen, Ersatzteile, Saatgut, Beizmittel, Baumaterialien usw.

Die am schwersten zu überwindenden Hemmnisse bei der Aufrechterhaltung bzw. Intensivierung der landwirtschaftlichen Erzeugung jetzt im Kriege liegen selbstverständlich im Entzug von Arbeitskräften und Pferden. Von sehr ist ja gerade der Nährstand auch der Wehrstand gewesen, und es sind aus diesem Kriege Fälle bekannt, wo der Betriebsleiter mit allen wehrfähigen Männern seines Hofes ins Feld zog. Was es unter diesen Umständen hieß, die Bestellung im Herbst 1939 ordnungsgemäß durchzuführen und die Hackfrüchte zu ernten, noch dazu, wenn die Pferde ebenfalls z. T. bei der Wehrmacht waren und auf dem Hofe fehlten, kann nur derjenige voll verstehen, der die Wochen der höchsten landwirtschaftlichen Arbeitsspitzen während des Jahres, nämlich den Herbst, aus eigener Anschauung kennt. Trotzdem wurde es geschafft, vor allem dank der Nachbarhilfe, in der sich jetzt im Kriege wieder einmal der echte Gemeinschaftsgeist und die landwirtschaftliche Verbundenheit bewährten.

Später konnten auch Kriegsgefangene eingesetzt werden, aber bis dahin mußten ja schon viele Arbeiten erledigt sein.

Der notwendige Entzug von Hafert und Heu seitens der Wehrmacht und der Ausfall ausländischer Vorkuchen wirkten weiter an sich auf die Viehwirtschaft ebenso ungünstig ein wie die Einberufung von Melkern, Viehpflégern usw. Es wurde jedoch bereits oben erwähnt, daß es auch auf diesem besonders wichtigen Gebiet gelungen ist, die Erzeugung aufrechtzuerhalten, wobei der größte Teil der Arbeiten durch Frauen und Mädchen außer ihrer gewiß nicht leichten Friedensarbeit noch zusätzlich übernommen worden ist. Eine gewisse Unterstützung ist ihnen allerdings auch durch freiwillige Helfer aus der Stadt, durch den Landdienst, den weiblichen Arbeitsdienst usw. zuteil geworden.

Als der Krieg im Herbst 1939 ausbrach, kamen überdies anfangs infolge der Gütersperre die normalen Lieferungen an Maschinen, Ersatzteilen, Beizmitteln usw. ins Stocken, die Reparaturmöglichkeiten für Maschinen hörten ebenfalls häufig auf usw., kurz, durch Ausfall von Produktionsmitteln traten vielfach sehr weitreichende Produktionserschwerungen auf. Aber auch diese Hemmnisse wurden irgendwie gemindert.

Das Gesamtergebnis aus den vielen Millionen von persönlichen Leistungen jetzt im Kriege ist die oben erwähnte gesicherte Kriegsernährung des deutschen Volkes. Hierdurch konnten die im Oktober 1939 festgesetzten Kriegsrationssätze im Laufe der Zeit bei wichtigen Lebensmitteln noch verbessert und im übrigen unverändert gelassen werden. Dies wird auch in Zukunft so bleiben können, da die Landwirtschaft sich inzwischen auf die kriegsbedingten Erschwernisse bei der Erzeugung eingestellt und im übrigen auch im Vergleich zu den ersten Kriegsmonaten wesentliche Erleichterungen erfahren hat. Viele Bauern und Landwirte konnten schon wieder zurückkehren. Noch bestehende Lücken sind durch Einsatz von Gefangenen geschlossen und der Bezug von wirklich notwendigen Produktionsmitteln, wie Öl, Treibstoffe, Kunstdünger, Bindegarn usw., klappt nunmehr reibungslos. Gerade letzteres stellt eine besondere Leistung der landwirtschaftlichen Verwaltung, vor allem des Reichsnährstandes, dar. Es ist jedoch unmöglich, diese Arbeiten im einzelnen zu schildern, angefangen von der der zehn „Hauptvereinigungen“ bis zu der von Spezialstellen, wie etwa des Reichskuratoriums für Technik in der Landwirtschaft (RATL.), das gerade jetzt im Kriege Arbeiten von allergrößter Tragweite durchgeführt und ganz wesentlich zu der großen Gesamtleistung beigetragen hat.

Der selbstlose Einsatz der Landwirtschaft und der genannten Organisationen, über deren Tätigkeit man erschöpfend und zahlenmäßig erst nach dem Krieg wird berichten können, hat nach allem die geschichtliche Leistung vollbracht, die Ernährung des deutschen Volkes jetzt im Kriege zu sichern. Hierdurch ist es möglich, die Operationen des Heeres - sehr im Gegensatz zum Weltkrieg - ungestört und unbeeinflusst von irgendwelchen Rücksichten auf die Versorgungslage mit Lebensmitteln zur gewünschten Zeit durchzuführen.

Zum Ausgleich zwischen Stadt und Land

Wieviel Landvolk soll Deutschland haben?

Alle Völker müssen sich in einem bestimmten Zeitpunkt eine entscheidende Frage vorlegen, nämlich die, wieweit sie die Industrialisierung und die Verstädterung ihrer Bevölkerung vortreiben können. Die erste Forderung für ein Volk muß immer sein, daß es gesund und lebenskräftig bleibt, daß es aus körperlich wie geistig und seelisch gesunden Menschen besteht, die für eine reichliche Erhaltung der Volkskraft sorgen. Ein nicht mehr wachsendes, ein absterbendes Volk ist krank. Die Gesundheit hängt aber auch ab vom inneren Bau des Volkes. Je weiter die Städte wachsen und die Menschen verschlingen, desto geringer wird der Nachwuchs. Je mehr das Landvolk und die landwirtschaftliche Bevölkerung abnehmen, desto mehr muß neben der körperlichen Kraft auch die seelische Spannkraft eines Volkes nachlassen. Es kann nur immer wieder auf einen Punkt hingewiesen werden. Selbständige und unabhängige Menschen gibt es wenige in der Stadt, zumal in der Großstadt mit Großindustrie, und wie zahlreich finden sich noch selbständige Männer in bäuerlichen, insbesondere Kleinbäuerlichen Gegenden. Mut und eigene Verantwortung müssen die Grundlagen unserer Volkserziehung bleiben. In der Abhängigkeit stehen sie dahin.

Wo liegt nun die untere Grenze, bis zu der man die ländliche und landwirtschaftliche Bevölkerung innerhalb eines Volkes zurückgehen lassen kann? Es wird zunächst schwer sein, eine scharfe Grenze zwischen ländlicher und städtischer Bevölkerung zu ziehen, da es heute mancherlei Übergänge gibt und die Fangarme der städtischen Polypen - wenn dieser krasse Ausdruck einmal als Bild gestattet sein darf - sich immer weiter in die Landbevölkerung hinein erstrecken. Die statistische Begrenzung bis zu Orten mit 2000 Einwohnern wird nicht immer stichhaltig sein. Entscheidend sind die Denkweise, die Lebenshaltung und die Art des Erwerbs. Ein einwandfreies Erkennungsmittel ist der landwirtschaftliche Beruf, wengleich auch er in Form der Kleingärtnerei und Erwerbsgärtnerei bis in die Städte hineinreicht. Ich will mich daher auf die landwirtschaftliche Bevölkerung beschränken. Es ist bekannt und viel erörtert, daß bei dem riesigen Aufschwung des deutschen Volkes im Laufe des letzten Jahrhunderts die Landbevölkerung nicht mitgewachsen ist. Sie ist stehengeblieben, hat sogar stellenweise abgenommen. Im Jahre 1933 betrug der Anteil der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung in Deutschland noch 20,8 vH. Da inzwischen eine weitere Abwanderung aus der Landwirtschaft stattgefunden hat, wird die nächste Erhebung eine weitere Verringerung des Anteils bringen. Sollen

wir uns deswegen Gedanken machen? Blicken wir doch einmal nach anderen Ländern. Unser Vorläufer und lange Zeit auch unser Vorbild in der industriellen Entwicklung ist lange Zeit England gewesen. In England ist die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung heute auf 6,2 vH zusammengeschrumpft. Die Engländer haben bekanntlich ihre Landwirtschaft zugunsten der Industrie und des Welthandels lange Zeit sehr stark vernachlässigt. Es hat Zeiten gegeben, insbesondere während des Weltkrieges, wo man das sehr bedauert hat. Man ist auch heute bestrebt, die Landwirtschaft zu stützen und damit auch der landwirtschaftlichen Bevölkerung wieder einen stärkeren Halt zu geben, wenngleich bei allen Erörterungen, die ich selbst mit Engländern gehabt habe, betont wurde, daß die Förderung zum Zwecke der Volksernährung vorgenommen werde und daß man dabei an die Förderung des Landvolks verhältnismäßig wenig dachte. Hat nun die Gesundheit des englischen Volkes schon gelitten? Genauere Untersuchungen darüber sind mir nicht bekannt. Auch in Deutschland könnte man eine derartige Frage wohl kaum beantworten, da man sich früher wohl um die Kranken Menschen, um die gesunden aber verhältnismäßig sehr wenig gekümmert hat. Erst der nationalsozialistische Staat hat mit stärkerem Nachdruck darauf hingewirkt, daß der Gesundheitszustand des Gesamtvolkes mehr ins Auge gefaßt wird. Es sollte dem Menschen in dieser Beziehung zum mindesten dieselbe Aufmerksamkeit zugewendet werden, wie sie bei der Züchtung unserer Haustiere schon seit langer Zeit üblich ist. Nun findet man in ganz England gewiß sehr viel gesunde und kräftige Menschen, wie sie uns ja auch als Soldaten während des Weltkrieges entgegengetreten sind. Es ist mir aber aufgefallen, daß in den großen Städten Englands auch sehr viele körperlich schlecht entwickelte Menschen mit sehr nachlässiger Haltung zu finden waren. Auf der anderen Seite habe ich von Engländern, die mit offenen Augen durch Deutschland gefahren waren, bewundernde und neidische Urteile darüber gehört, welchen vortrefflichen Eindruck ihnen die in Deutschland beim Militär und beim Arbeitsdienst gesehenen jungen Leute gemacht haben. An dieser Stelle müßte eingehende wissenschaftliche Arbeit einsetzen, die naturgemäß zu berücksichtigen hätte, daß Großstadtkinder oft bestes ländliches Blut in erster oder zweiter Generation sind. Aber wenn wir jetzt in Deutschland mit einem riesigen Aufwand an Arbeit und Kosten, was ich für durchaus gerechtfertigt und im Interesse der Wissenschaft für nötig halte, den gesamten Kulturboden bis auf kleinste Unterschiede untersuchen, wieviel notwendiger müßte es erst sein und wieviel Aufwand würde sich dafür lohnen, ein genaues Bild von der Art, Größe und Gesundheit der einzelnen Menschen zu erhalten. Ich glaube, die Engländer haben die Grenze des notwendigen Anteils von landwirtschaftlicher Bevölkerung weit unterschritten. Für Umkehr wird es für sie zu spät sein.

Verlassene Farmen in Amerika

Noch eine Beobachtung aus Amerika, wo sich in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahrzehnten riesige Industrien entwickelt haben. Die Abwanderung vom Lande ist auch dort gewaltig. Sie zeigt sich rein äußerlich einprägsam auch durch verlassene Farmen. Als ich 1930 dort war, hatte man gerade durch die Volks-

zählung ermittelt, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung weiter stark im Rückgange war. Sie betrug etwas mehr als ein Fünftel der Gesamtbevölkerung. Als ich meiner Beforgnis über diese Entwicklung Ausdruck gab, wurde mir erzählt, daß es noch zuviel Farmer gäbe. Die weitere Mechanisierung und Rationalisierung der Landwirtschaft würde gestatten, die Zahl der Farmer weiter zu verringern. Mit einem Anteil von 10 vH landwirtschaftlicher Bevölkerung würde man in den Vereinigten Staaten auskommen. Sie würden erzeugen, was nötig sei, und dabei entsprechend mehr verdienen. So war die Meinung des Landwirtschaftsministeriums. Auf die Frage, wo denn alle diese Abwanderer bleiben sollten bei der damals schon stark entwickelten Arbeitslosigkeit in den Städten, erhielt ich die Antwort, das sei die Sorge eines anderen Ressorts - des Handelsministers.

In Agrarstaaten mit starkem ländlichem Bevölkerungsüberschuß liegen die Dinge naturgemäß wieder ganz anders. Es ist aber schwer zu entscheiden, welcher Zustand eines Volkes die größeren Sorgen einflößen muß, ob Menschenüberschuß oder Menschenmangel auf dem Lande. Ich persönlich bin darüber allerdings nicht im Zweifel, denn ich halte Menschenmangel auf dem Lande für eine gefährliche Alterserscheinung eines Volkes.

Gibt es nun eine Möglichkeit, den Pegelstand der landwirtschaftlichen Bevölkerung auf eine bestimmte Marke einzustellen, in Deutschland also eine weitere Abnahme zu verhindern? Zu dem Zwecke müssen wir die Kräfte untersuchen, die einerseits die Menschen auf dem Lande und in der Landwirtschaft festhalten, und die auf der anderen Seite sie vom Lande und von der Landwirtschaft abziehen. Wir stehen damit also mitten in der heute so vielerörterten Frage der Landflucht. Ich bin hier insofern in einer glücklichen oder auch unglücklichen Lage, als ich Gedanken vortragen kann oder wieder vortragen muß, die ich bereits in den Jahren 1917 und 1918 veröffentlicht habe.

Zu den Kräften, die den Bauern und die ganze Landbevölkerung auf dem Lande festhalten, gehört in erster Linie die Treue zur Scholle, das Verbundensein mit dem Boden. Schollentreue ist eine der stärksten Tugenden des deutschen Bauern, die sogar in fremde Länder mitgenommen wird, wie ich das ganz besonders in den Vereinigten Staaten zu beobachten Gelegenheit hatte. Mit dieser Treue zur Scholle ist die Treue zur weiteren Heimat verbunden, sie ist aber insbesondere auch verbunden mit dem Zusammengehörigkeitsgefühl in den Familien, den Sippen und Dörfern, also das Stammesgefühl, das dem Landmenschen ganz besonders stark innewohnt. Hinzu kommt die Liebe zum landwirtschaftlichen Beruf, die Liebe zum Leben in der freien Natur. Für den Bauern, der auf eigenem Grund und Boden sitzt, spielt das Unabhängigkeitsgefühl, der Stolz auf seine Freiheit, eine nicht unerhebliche Rolle.

Hinzu kommen die wirtschaftlichen Vorteile und die Sicherheit des Landlebens. Wer den Weltkrieg und die Inflationszeit mitgemacht hat, der weiß, daß der Bauer auch in der ärgsten Not immer noch etwas zum Leben hatte und satt werden konnte, daß er sich auch seine Kleidung aus selbstgebaumtem Flach und selbstgewonnener Wolle herstellen konnte, während in den Städten oft bitterste Not herrschte. Wer die Zeit der Arbeitslosigkeit kennt, die durch den Nationalsozialismus in so glänzender Weise überwunden wurde, der weiß auch, daß der Bauer und das gesamte Landvolk am wenigsten darunter zu leiden hatten.

Allen Menschen, auch den Großstädtern, wohnt der eingeborene Trieb zum Leben in und mit der freien Natur inne. Das zeigt uns die Umgebung der Städte am Sonntag.

Was zieht das Landvolk in die Stadt?

Welches sind nun die starken Kräfte, die das Landvolk in die Stadt ziehen? In den Zeiten der Unsicherheit früherer Jahrhunderte war es wohl der Schutz, den die befestigte Stadt vor feindlichen Überfällen bot. Es war weiter der Schutz, den sich die Stadtbewohner vor den Übergriffen Mächtiger selbst geschaffen hatten. Stadtlust macht frei! war ein Wort, das dem hörigen Manne ohne Zweifel oft lieblich in das Ohr klang. Die Stadt bietet auch heute eine Unmenge von Vorteilen und Vorzügen, die der Landbewohner entbehren muß und zu deren Ausgleich man starke Entschlüsse fassen und neue Wege gehen muß. Die Stadt ist Großbetrieb, Menschengroßbetrieb; das Land ist Kleinbetrieb, Menschenkleinbetrieb. Der Großbetrieb erlaubt der Stadt sich eine Menge von technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Vorteilen durch Gemeinschaftsarbeit zu verschaffen, die dem Lande abgehen. Es wird dadurch möglich, das Leben in der Stadt so viel leichter und angenehmer als das Landleben zu machen, daß hier eine der starken Zugkräfte entsteht, die die Menschen vom Lande fortziehen. Durch Gemeinschaftsarbeit werden so billig geschaffen bequeme Wohnungen mit Wasserleitung und Gas, Heizung und Kanalisation, besten Straßen und Verkehrseinrichtungen, bester Postversorgung, Fernsprecher, Telegraph, Schulen und anderen Bildungs- und Unterhaltungsmöglichkeiten, bester Gesundheitsdienst, auf die der Landbewohner entweder verzichten muß oder die er nur unter Aufwand von viel Zeit und viel Geld sich verschaffen kann. Der notwendige Ausgleich, der „Landausgleich“, ist möglich, muß möglich sein und wird bei der starken Willenskraft unseres nationalsozialistischen Dritten Reiches sich auch erreichen lassen. Viele Milliarden wird man in das Land hineinbauen müssen. Nicht wirtschaftliche, sondern völkische Maßstäbe werden dabei anzuwenden sein.

Zu den Nachteilen, die das gesamte Leben der Landbevölkerung betreffen, es weniger lebenswert machen als das der Stadtbevölkerung, gesellte sich seit langer Zeit eine andere Kraft, die Menschen vom Lande fortzuziehen, die man als Unterbewertung der landwirtschaftlichen Arbeit bezeichnete. Sie kommt in einer zu geringen Kaufkraft der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zum Ausdruck. Die Waren und Leistungen der Stadt- und Industriebevölkerung sind zu teuer gegenüber den Waren und Leistungen des Landvolks. Das Preisverhältnis zwischen den Waren und Leistungen von Stadt und Land, von Industrie und Landwirtschaft, somit auch der Arbeitslohn für den Landarbeiter, für den Bauern und seine Familie, wird erst in dem Augenblick richtig sein, wo die Abwanderung vom Lande aufhört. Je mehr auf der anderen Seite die Anziehungskräfte des Landvolks an Heimat und Scholle gestärkt werden, wozu gerade jetzt vielversprechende Ansätze gemacht werden, um so leichter wird dies erreicht werden.

Um den notwendigen Einblick über den Preisausgleich zu schaffen, kann man auf den Preisindex zurückgreifen, der ja bekanntlich bezogen auf 1914 für die Agrarerzeugnisse immer noch erheblich niedriger liegt als für die industriellen Fertigwaren. Der Ausgleich kann sowohl durch Preisverbilligungen der Industrieerzeugnisse, wie er ja auch bereits für Düngemittel mit großem Erfolg vorgenommen ist, sowie durch Erhöhung der Preise für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse erreicht werden. Dabei muß man aber besonders berücksichtigen, daß schon 1914 das Preisverhältnis ungerecht war, denn schon damals herrschte eine starke Landflucht, die eine völkisch sehr bedenkliche Heranziehung von ausländischen Arbeitskräften brachte. Wo es sich angenehmer lebte, darüber haben die Menschen seit Jahrhunderten in einfachster Weise abgestimmt dadurch, daß sie vom Lande fortliefen. Wie wäre es der deutschen Volkswirtschaft wohl damals gegangen, wenn der Krieg vor dem Eintreffen dieser ausländischen Wanderarbeiter ausgebrochen wäre, und wenn nicht Hindenburg uns so bald 90 000 russische Kriegsgefangene zugeführt hätte.

Seit Jahrzehnten sind die Klagen über die Landflucht ganz besonders hervorgetreten, wenn die Stadt- und Industriewirtschaft besonders blühte. Sie verstummten in Zeiten industrieller Krisen und der Arbeitslosigkeit, die die Menschen vorübergehend wieder auf das Land zurückzutreiben pflegen. Da wir eine blühende Industriewirtschaft wünschen und zweifellos auch schaffen werden, ist mit der Landflucht als einer Dauererscheinung zu rechnen, und wir müssen mit ganz anderen Maßnahmen als den früher angewendeten dieser Erscheinung zu Leibe rücken. Wir müssen den Landausgleich auf allen Gebieten schaffen.

Land-Stadt-Ausgleich auf allen Gebieten

Die Landflucht ist keine einheitliche Erscheinung. Von Krankheiten - und die Landflucht ist eine Volkskrankheit - werden die Schwachen zuerst befallen, die Schwachen, d. h. diejenigen, die am wenigsten mit dem Boden verbunden sind oder sich gefühlsmäßig leicht von ihm lösen lassen, die wirtschaftlich Schwachen, die in durchaus verständlicher Fürsorge für ihre Kinder nach einer besseren Lebenshaltung streben. Gewiß ist dies oft ein im völkischen Sinne ungesundes Streben nach besserer oder vermeintlich besserer Lebenshaltung.

Wie bestimmte Einflüsse, etwa die Preise unserer Erzeugnisse oder die Güte des Bodens, auf die Wirtschaftsart der Landwirtschaft und somit auch auf die ursprünglich einzuführende Zahl der Menschen auf dem Lande einwirken, das können wir den graphischen Darstellungen Joh. Heint. v. Thünen's entnehmen. Das Bild seines „Isolierten Staates“ ist bekannt. Er hat sich die Frage vorgelegt: Was würde geschehen, wenn unter sonst gleichbleibenden Verhältnissen die Roggenpreise sinken? Der Erfolg, den er mit den Zahlen der damaligen Zeit und unter Voraussetzung seiner Verhältnisse berechnet hat, ist aus der Zeichnung Nr. 1 zu entnehmen. Die Ausdehnung der intensiven, der hochgespannten Wirtschaftssysteme, wie etwa der Fruchtwechselwirtschaft, wird immer kleiner, kommt immer näher an die Stadt heran, und die Zone der extensiven Weidewirtschaft, die nur wenig Menschen Lohn und Brot geben kann, wird immer größer. Wo ist der gerechte Preis?

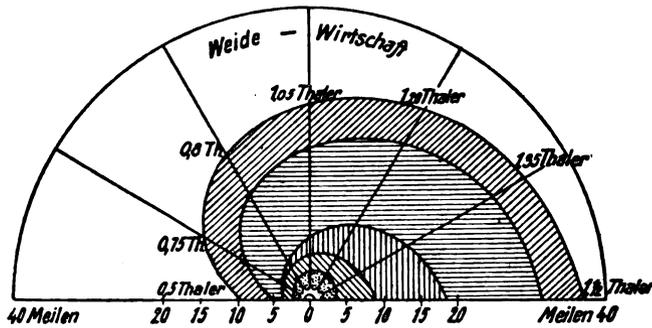


Bild 1: Einfluß der Preise auf die Landwirtschaft*)

Die Dreifelderwirtschaft, die sich beim Preise von $1\frac{1}{2}$ Thaler für den Scheffel Roggen bis annähernd 40 Meilen von der Stadt erstreckt, zieht sich beim Preise von 0,5 Thaler auf 10 Meilen heran, während die Fruchtwechselwirtschaft dann ganz aufhört. Damit entvölkert sich gleichzeitig das den extensivsten Wirtschaftssystemen anheimfallende Land.

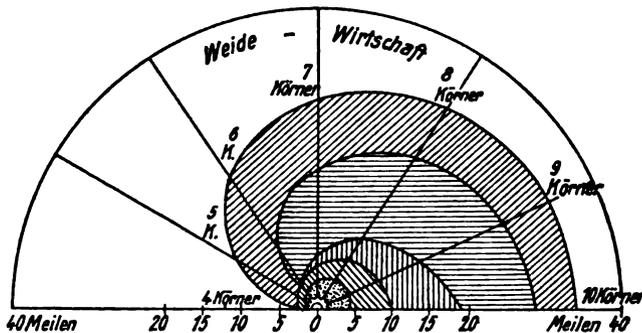
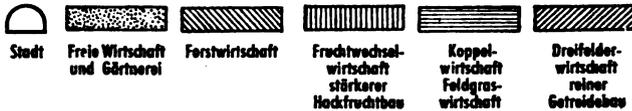


Bild 2: Einfluß der Erträge auf die Landwirtschaft*)

Bei einem Boden, der 10 Körner Ertrag gibt, erstreckt sich die Dreifelderwirtschaft — also die Getreidebauwirtschaft — bis auf 35 Meilen von der Stadt nach den von Thünen aus seiner Wirtschaft genommenen Zahlen, während sie bei 4 Körnern Ertrag bis nahe an die Stadt heranrückt und alles übrige Land der extensivsten und sehr dünn besiedelten Zone der Weidewirtschaft überläßt.

also zuerst betroffen werden, wogegen auf den besseren Böden die Wirtschaft noch durchaus mit Erfolg weiter betrieben werden kann. Die Höhenflucht ist eine seit langer Zeit bekannte und beobachtete Erscheinung. Für die Flucht von den geringeren Böden findet man die schlagendsten Beispiele auf verlassenem Farmen Amerikas. Auch in Frankreich habe ich dasselbe gesehen.

Die entscheidende Frage für uns ist nun, welche geringen Böden müssen bei uns zum Zwecke der Volksernährung noch der landwirtschaftlichen Erzeugung, etwa dem Kartoffel- und Roggenbau, erhalten bleiben — um nur dieses als Beispiel zu nennen — und wieviel Landvolk, wieviel landwirtschaftliche Bevölkerung wollen wir uns in

Ein ganz ähnliches Bild entsteht, wenn v. Thünen die Voraussetzung macht, daß im isolierten Staat die Böden immer schlechter werden, was in der Zeichnung Nr. 2 durch die Verringerung der Ernten zum Ausdruck gebracht wird.

Wenn die Getreideernte von 10 Körnern, also etwa der Verzehnfachung der Aussaat — nehmen wir an 10 Ztr. auf den Morgen oder 20 dz je Hektar — zurückgeht auf 4 Körner, also 8 dz je Hektar, dann entsteht fast das gleiche Bild. Auch hier eine Zusammenziehung der intensiven Wirtschaftsformen.

Die Erscheinungen verstärken sich, wenn sie in gleichem Sinne wirken. Das heißt also, wenn abfallende Böden mit abfallenden Preisen gleichsinnig auftreten. Leichte Sandböden, ungünstige Gebirgsböden müssen

Deutschland erhalten? Wenn alle Menschen so genau rechneten, wie es v. Thünen in seinem „Isolierten Staat“ getan hat, dann könnte man in der Annahme, daß man alle anderen Wirtschaftsfaktoren in der Hand hat, den jeweiligen Stand der Landwirtschaft und des Landvolks berechnen. Aber gottlob schätzen unsere Landleute auch heute noch Bauerntum und bäuerliches Leben höher als Arbeitslohn. Man soll aber auch die wirtschaftlichen Zugkräfte nicht unterschätzen. Sie können sich elementar Geltung verschaffen, wie wir das jetzt erleben.

Wie wir die Preise einsetzen für die Steuerung der landwirtschaftlichen Erzeugung, so müssen wir auch die Löhne einsetzen zur Steuerung der Menschen. Sie schaffen es gewiß nicht allein, das sei hier noch einmal betont. Die seelischen Beweggründe und Kräfte sind oft stärker. Aber wie die Menschen nun einmal sind, müssen wir auch die wirtschaftlichen Kräfte voll mit in den Dienst unserer volkswirtschaftlichen und völkischen Ziele stellen.

Nun sind zwar nach dem Preiskommissar die Einnahmen aus unserer Landwirtschaft durch Preissteigerungen und Preisvergünstigungen in den letzten Jahren gestiegen. Aber nicht darauf allein kommt es an. Man muß auch wissen, wie hoch auf der anderen Seite die Ausgaben gewesen sind. Die Löhne, die zumeist im Großbetriebe, aber auch als Arbeitsverdienst für den Bauern und seine Familie ein Viertel bis zur Hälfte und mehr der Erzeugungskosten in der Landwirtschaft ausmachen, sind für die Lohnarbeiter noch mehr gestiegen und müßten für den Bauern und seine Familie höher in Ansatz gebracht werden. Hier muß man auch die gesamte Landwirtschaft in Vergleich stellen mit allen übrigen Erwerbsgruppen und Berufszweigen und das gesamte Volkseinkommen mit dem Einkommen der landwirtschaftlichen Bevölkerung in Vergleich stellen. Der Arbeitslohn der Stadt ist aber weit stärker gestiegen als der des Landes. Krankheitserscheinungen pflegen wir am Fieber zu messen. Fieberhafte Unruhe in weiten Teilen der Landbevölkerung, die sie zur Landflucht treibt, ist das beste Anzeichen für die Krankheit selbst. Heilen läßt sich die Krankheit nur durch Beseitigung ihrer Ursachen. Unseren Ärzten sind zwar Mittel bekannt, das Fieber zeitweilig herunterzudrücken. Die Heilung der Krankheit wird damit in der Regel aber nicht erreicht.

Ich habe mir eine einfache Formel zurechtgemacht, die vielleicht zu einfach ist, als daß man allgemein mit ihr rechnen und arbeiten könnte. Sie heißt: Die Stadtbewohner müssen sich entschließen, um so viel einfacher zu leben, als die Landbewohner besser leben müssen. Sie müssen helfen, dem Lande die dazu fehlenden Einrichtungen zu schaffen, müssen an den Preisen ihrer Erzeugnisse und an ihrem eigenen Arbeitslohn so viel nachlassen, daß der Landbewohner mit seinem Arbeitsverdienst sich mehr davon verschaffen kann. Das kann für die Stadtbewohner auch gar nicht so schwer sein, da heute auf einen Landwirt vier Nichtlandwirte kommen, auf einen Erzeuger vier Verbraucher. Von diesen braucht also jeder nur ein Viertel dessen abzugeben, was die landwirtschaftliche Bevölkerung mehr erhalten muß. Wir Deutschen sind nach wie vor in unserem herrlichen neuen Großdeutschen Reiche eine Schicksalsgemeinschaft. Hier kann und muß der Gemeinschaftswille durch Entschlüsse und Opfer bestätigt werden.

Ein blauer Bach aus des Himmels Born,
so springt der Herbst auf die Erde,
da sinkt vor den blauen Sensen das Korn,
fröhlich stampfen die Pferde.

Der Felder Licht macht den Himmel weit,
wie ein Strom ist der Herbst gewachsen,
Vor den Sensen fallen die Schwaden breit,
singend bersten die Achsen.

Das Jahr verstrebt in ein blaues Meer,
Himmel und Erde sich fügen —
unter Bauernhänden ist Sterben nicht schwer,
morgen werden sie pflügen.

Der Erbhof Marienhöhe

Ein Beispiel lebensgesetzlicher Landbauweise

Der Ackerbau ist die erste der Künste, ohne die es keine Könige, Kaufleute, Poeten, Philosophen geben würde . . . Nur das ist wahrer Reichtum, was die Erde hervorbringt. - Wer seine Ländereien verbessert, ungebauten Land urbar macht und Sümpfe austrocknet, der macht Eroberungen von der Barbarei.

Friedrich der Große

Die Mark, ein Land mit Seen, Wäldern und weiten Sandflächen, ist für den Bauern eine sorgenvolle Scholle. Mit Zähigkeit muß er in diesem Gebiet um sein Leben kämpfen. Dieses harte Ringen hat sich in den letzten Jahrzehnten noch verschärft. Der Abergang der Saftwälder in Kiefern-Monokulturen, die Regulierung der Flußläufe, die Beanspruchung des Wasserhaushaltes durch die Industrien, die gesamten modernen Wirtschaftsmethoden haben an der alten Kraft der Landschaft und des Bodens stark gezehrt, so daß der in Fachkreisen viel erörterte Begriff der „gefährdeten Landbauzone des deutschen Ostens“ die gegenwärtige Lage der Landschaft und der Landbebauung richtig kennzeichnet: Gebiete, die seit Jahrhunderten in Ackerbau gestanden haben, sind in Gefahr, dem Landbau verlorenzugehen.

Der Betrieb Marienhöhe bei Bad Saarow am Scharmützelsee war ein typischer Betrieb dieser gefährdeten Landbauzone, als im Jahre 1928 begonnen wurde, den Hof im Sinne der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise als einen in sich geschlossenen Betriebsorganismus aufzubauen. Das Gut liegt auf einer der ungeschützten Sandkuppen am Nordwestrande des Scharmützelsees. Das Gelände ist stark hügelig, der höchste Punkt erreicht annähernd 100 m über dem Meeresspiegel und liegt etwa 60 m über dem Scharmützelsee. Der Ackerboden besteht zu 70 vH aus Sand mit vielen Kiesstellen. Die Felder werden rings von Kiefernbeständen, also Dürreforsten, umsäumt. Zu den 60 ha Ackerland und 30 ha „Holzacker“ gehören 15 ha saure Moorniesen, die unweit des Sees liegen und infolge zu hohen Grundwasserstandes größtenteils nur zur Streugewinnung genutzt werden. Infolge der isolierten Höhenlage stellt Marienhöhe eine ausgesprochene Trockeninsel dar. Die Regenmengen schwanken zwischen 350 und 450 mm im Jahre.

Diese Boden-, Klima- und Landschaftsverhältnisse mögen mitbestimmend gewesen sein, daß bis Anfang des Jahrhunderts das Marienhöher Gelände als Vorwerk des Rittergutes Saarow vornehmlich der Schafhaltung diente. Bei der Aufteilung des Rittergutes blieb das ärmliche Vorwerk als Restgut zurück. Als im Jahre 1928 dort mit dem Aufbau eines geschlossenen Betriebsorganismus begonnen wurde, fehlten dazu alle Voraussetzungen, die bei einem Betriebe in alter bäuerlicher Kultur sonst gegeben sind.

Stärker noch als die ungeordneten Verhältnisse des Betriebes stellten sich aber die Zerfallskräfte im Naturhaushalt einem lebensgesetzlichen Aufbau des Gutes

elementar entgegen. Die Fruchtbarkeit einer Landschaft ist durch das harmonische Ineinanderwirken der Lebens-elemente - Boden, Wasser, Licht, Luft und Wärme - bedingt und steigert sich in deren ausgeglichener Wechselwirkung. Treten Störungen dieser Harmonie auf, so verwandeln sich die Elemente des Aufbaus und der Fruchtbarkeit in Kräfte des allmählichen Abbaus und Zerfalls.

So steht in Marienhöhe ein Mindestmaß von Wasser und Humus einer höchsten Intensität von Luft-, Licht- und Wärmewirksamkeit kraß entgegen. Es war die Aufgabe, diese Unausgeglichene im Wirken der Lebens-elemente immer von neuem zu überwinden, das heißt für die Verhältnisse der gefährdeten Landbauzone im deutschen Osten: die Humus- und Wasserkräfte zu mehren und die schroffen Wirkungen von Wind, Überlichtung und Hitze abzumildern. Wie konnte diese Aufgabe auf Marienhöhe bei sandigen und kieseligen Böden bewältigt werden?

Der Aufbau des Organismus Ackerboden

Als erstes Ziel war der Aufbau des Organismus Ackerboden zu erstreben. Die Feldbearbeitung mußte vom ersten Anfang an in allen Einzelheiten auf die Erzielung der gesundenden Bodenatmung im Ackerboden abgestimmt werden. Die überaus schwache Humus-schicht der Felder durfte nicht in einseitig mechanischer Blickrichtung in den Untergrund der Sandfurchen vergraben werden. Es mußte mit behutsamer Pflugarbeit an diesen armen Acker herantreten werden. Um eine geregelte Atmung und gesteigerte Lebendigkeit im Organismus Ackerboden zu erreichen, wurde das Abschleppen der Felder und die ständige Bodenbedeckung durch schnell folgende Grün-saat von Vor-, Zwischen- und Nachfrüchten sorgfältig durchgeführt: Hautbildung für das Bodenleben war das erste Ziel!

Infolge der schon stark um sich greifenden Aushagerung und Bodenverwehung auf der ungeschützten Höhe (beginnende Dünenbildung!) wäre aber durch pflegliche Ackerbearbeitung allein schwer etwas zu erreichen gewesen. Besonders auf den im Vor-sommer für die Hackfrucht bestellten Feldern, aber auch nach der Ernte auf den Schäl-saaten und während der Herbstbestellung griffen die Stürme schon stark in die Flug-sandböden ein. Eine organische Raumgestaltung in der Feldflur war sofort in Angriff zu nehmen, um dem furchtbaren Raub am Boden Einhalt zu bieten. Mit der Heckenpflanzung trat die lebensgesetzliche Aufbauarbeit in ein Gebiet ein, welches heute nach zwölf Jahren in seinen Auswirkungen schon für jeden anschaulich wird.

Als die ersten Pflugfurchen zu einem Heckenwall zusammengeschlagen wurden, in engen Abständen die Stecklinge und Jungpflanzen im kargen Sande anwuchsen und mühsam vor dem Verbiß des Wildes geschützt wurden, war nicht zu erwarten, daß schon nach zwölf Jahren ein so wunderbares Organ für die Fruchtbarkeit des ganzen Betriebes herangewachsen sein würde. Die einzelnen Feldschläge sind vor dem Einbruch der Staubstürme geschützt, die Boden-schwefelsäure bleibt für den Pflanzenwuchs und die Bodenbildung erhalten, die Feuchtigkeit wird im Wind- und Lichtschatten der Hecke sparsam verwaltet. Ja, die Hecke selber wird ein Spender von Feuchtigkeit und Kühle für das heiße Trockengebiet, in dem die verschiedenartigsten Blattgewächse tief wurzelnd aus dem Untergrund die versinkenden, seltenen

Regengaben wieder ins Pflanzenleben hinaufheben. Wer morgens früh und abends beobachtet, was an Tau und Kühle weithin um die Heckenpflanzungen ausstrahlt, erlebt besonders im trockenen Sandgebiet, daß der Bauer geradezu berufen ist, den Wasserhaushalt selber zu verwalten!

Der wunderbare Nutzen der Heckenpflanzung

Leicht kann eingesehen werden, daß durch die Holznutzung einer wüchsiggen Hecke, vor allem auch durch die vorzügliche Heilwirkung des Hecken-Blattfutters für die Tiere und der Heckenfrüchte für die menschliche Ernährung ein unschätzbarer Reichtum geboten ist. Von vielen Praktikern und Naturfreunden ist die gesundende Wirkung der Hagebutten, Schlehen, Holunderbeeren und -blüten, der Trauben- und Weichselkirschen, der Haselnüsse und Wildobstsorten, des von der blühenden Hecke durch die Bienenvölker eingetragenen Pollens und Honigs erkannt worden. Ja, wen begeistert nicht im Kreislauf der Jahreszeiten die Fülle der Blüten und Früchte, der Bienen und Schmetterlinge und der singenden Vogelwelt vom zeitigen Frühjahr bis in den Winter hinein? Wo früher nur öde Fahrwege und eine kahle Schlägeinteilung zum Zweck einer rationellen Bestellungsarbeit bestanden, gehen, fahren, pflügen, säen und ernten wir jetzt mitten im Lebensgewebe einer Fruchtbarkeit atmenden Feldflur. Der wunderbare Nutzen der Heckenpflanzung für das Leben des gesamten Betriebsorganismus gibt sich in unerwarteter Weise dadurch zu erkennen, daß alle diese einzelnen Wirkungen gleichsam in einer sphärischen Ausstrahlung den ganzen Betrieb durchdringen. Die Heckenpflanzung schafft wahre Lebensräume, gliedert die Ackerflur in ein gefundenes Feldergewebe, in welchem die Kräfteelemente von Boden, Wasser, Licht, Luft und Wärme organisch ineinanderwirken können.

Schon am Beginn der Aufbauarbeit konnte in Marienhöhe recht gewürdigt werden, was eine Baumreihe in der Feldflur für die Fruchtbarkeit des Landes bedeuten kann. Ein naturverständiger Forstmann hatte vor Jahren Akazienalleen an den Wegen angepflanzt, die jetzt einen entscheidenden Lebensfaktor für den ganzen Betriebsorganismus darstellen. Die Akazie (*Robinia pseudacacia*) hat nämlich als Baumleguminose eine hervorragende Auswirkung auf das Bodenleben. Die feingefiederte, hohe Blattkrone bietet eine milde Beschattung. Appiger Graswuchs zieht sich längs der Alleen durch das Feld hin, von dessen besonderer Nutzung und Bedeutung für die Tiere wir noch berichten wollen. Die Akazie hat auch in den an die Ackerflur angrenzenden Kiefernforsten eine besondere Pionierleistung zu erfüllen. Durch Anritzen ihrer Wurzeln mit dem Untergrundhaken werden Wurzelstockausschläge zur Entwicklung gebracht, die sich allmählich in den Kiefernbestand hineinziehen, den absterbenden Kiefernboden neu beleben und die Voraussetzung für den Aufbau des Mischwaldes schaffen. In derselben Richtung wirkt sich die Nachbarschaft der Fruchthecken für den Anwuchs der Laubhölzer aus. Eichelhäher, Drosseln und Umseln vermitteln die Ausbreitung der Laubgewächse von der Hecke in die Kiefernbestände. Schrittweise dringen so an einzelnen Stellen des Marienhöher Forstes der rote Hirschholunder und die Traubenkirsche in den dürren Kiefernholzsacker vor. Sie reichern den sterilen Kiefernboden mit süßem Humus an und schaffen so die Lebensbedingungen für Eiche, Buche und die anderen Laubhölzer des deutschen Waldes.

Es deutet sich hier binnen weniger Jahre eine Entwicklung an, die in dem nahe gelegenen Forst des Geheimrats Bier in Sauen seit dreißig Jahren in Gang ist und für den lebensgesetzlichen Aufbau im ostdeutschen Waldbau richtungweisend werden kann. Wer bedenkt, daß in früheren Zeiten gerade das märkische Land von Eichenlaubwäldern bewachsen war, daß der Laubwald durch die Beschattung des Waldbodens und durch die Wasserausatmung in die Atmosphäre gerade für das Sandgebiet die rechte Harmonie in dem Lebensgefüge der Landschaft schaffen kann, wer beobachtet, welche eine bedenkliche Entwicklung die Kiefern-Monokultur für Boden und Klima im Osten heraufbeschworen hat, wird mit umso größerer Dankbarkeit erkennen, daß jeder kleine Schritt, den das Wachstum von Laubgehölzen vom Waldrand in die Kiefernöde hinein gewinnt, ein unermeßlicher Dienst an der zukünftigen Fruchtbarkeit dieser Gebiete ist. So wird hier in allen Einzelheiten der Aufbauarbeit der Lebenskreislauf kommender Entwicklung angeregt.

Dankbar erweist sich in allem die Natur, und dankbar erkennt der Mensch ihre Lebenskräfte, wenn in der neugeordneten Landschaft während langer Dürrezeiten Neuanlagen von Obstbäumen die Trockenheit überstehen oder auch im strengsten Winter die Obstgehölze den Frostgewalten Widerstand geboten haben! Bei der Neuordnung des Betriebes Marienhöhe ist nicht von dem Streben nach einseitigen Höchstleistungen, sondern von der Beachtung der wirksamen Naturzusammenhänge ausgegangen worden.

Der Anbau der Feldfrüchte

Für den Ackerpflanzenbau galt es, dieselbe Methode zu handhaben, also nicht von den Leistungen einseitiger Monokulturen auszugehen, sondern jene Pflanzen anzubauen, die zunächst aus ihrer eigenen Natur heraus weniger Zehrer als Mehrer der Bodenfruchtbarkeit sein können. Im Anbau der Schmetterlingsblütler (Leguminosen) kam von Anfang an deren Schlüsselstellung zum Ausdruck, um so mehr, als dadurch hochwertiges wirtschaftseigenes Futter für den Aufbau der Viehzucht geschaffen wurde. Während in der Nachbarschaft der Anbau von Roggen und Kartoffeln mit gelegentlicher Einsaat von Lupine zur Gründüngung vorherrscht, werden in Marienhöhe Lupinen, Serradella, Wicken, Pelusken, Erbsen, Ackerbohnen, Linsen, Inkarnatklee, Rotklee, Schwedenklee, Weißklee, Hornschotenklee sowie Luzerne angebaut, und zwar fast nie als Einzelkultur, sondern als Mischfrucht mit Getreide oder Gräsern. Dieser vielseitige Anbau der Schmetterlingsblütler hat in kurzer Zeit die durch die frühere Bewirtschaftung stark versauerten Böden weitgehend ausgesüßt und ein völlig neues Bodenleben entwickelt. Die seither nicht kleeefähigen Böden weisen ohne Verwendung von mineralischem Kalk auf dem Acker ein unerwartet üppiges Kleewachstum auf, trotzdem Klee alle fünf Jahre im Fruchtwechsel wiederkehrt.

Die Leguminosen werden als Vor-, Haupt- und Zwischenfrucht gebaut. Dadurch wird erreicht, daß der Acker möglichst das ganze Jahr hindurch von einer Pflanzendecke geschützt wird. Zweifellos hat der erfolgreiche Leguminosenbau auch wesentlich zur Sicherung der Getreide- und Hackfrüchternnten beigetragen.

Der Getreidebau zeichnet sich ebenso durch Vielseitigkeit und Mischfrucht aus. Auf Marienhöhe wird nicht, wie meist in der Nachbarschaft, ausschließlich Roggen gebaut, sondern es wird außerdem Wintergerste, Sommergerste, Hafer, Sommerroggen,

Dinkel, Körnermais und in den weniger fruchtbaren Waldecken auch Staudentroggen mit Erfolg angebaut.

Während in der Umgegend als Hackfrucht fast nur Kartoffeln gepflanzt werden, kann in Marienhöhe seit vielen Jahren auch bei geringsten Niederschlägen die Futterrübe zusammen mit der Kohlrübe, die Wasserrübe und besonders die Mohrrübe zu guten Erträgen gebracht werden. Sonnenblumen werden zur Grünfütterung gezogen. Der Pflanzenbauorganismus wäre aber nicht vollständig, wenn nicht auch Flachs und Raps angebaut würden. Die Geschlossenheit des gesamten Pflanzenbauorganismus wirkt sich vorteilhaft aus in der Gesundheit der Pflanzenbestände, in der hohen Qualität der Früchte. Die Lebenskräfte des Saatgutes werden gesteigert, ohne daß eine ständige Einfuhr von außen notwendig wird. In diesem Zusammenhang darf der hohe Futterwert des in Marienhöhe erzeugten Getreide- und Leguminosenstrohes nicht unerwähnt bleiben. Stroh ist hier das eigentliche Rauhfutter, da die sauren und nassen Wiesen nur geringwertiges Heu bzw. Streu für die Tiere liefern.

Die neue lebensgesetzliche Erziehungsarbeit am Haustier

Wenn die Milchviehherde trotzdem bei bester Gesundheit und hoher Fruchtbarkeit sehr gute Leistungen aufzuweisen hat, so sind die Ursachen einmal in dem besonderen Wert des im Betrieb erzeugten Futters, zum anderen in der Fähigkeit höchster Ausnutzung des Futters durch die Herde zu suchen. Diese außergewöhnliche Futterverwertung ist den Tieren im Laufe der Jahre bewußt anezogen worden, wie überhaupt in Marienhöhe die züchterische Aufgabe im Sinne einer neuen lebensgesetzlichen Erziehungsarbeit am Haustiere verwirklicht worden ist. Die Kälber saugen zunächst etwa sechs Wochen an der Mutterkuh. Sie erhalten dann in abnehmendem Maße bis zu etwa sechs Monaten noch Vollmilch, daneben wird Heu und Hafer zur Angewöhnung gereicht. In den Wintermonaten kommt der Fütterung von Mohrrüben sowie Lein- bzw. Haferschrot neben Leguminosenheu entscheidende Bedeutung zu. Die Möhre regt das Nerven- und Sinnesleben der Kälber wie überhaupt der Jungtiere an; durch die Lein- bzw. Haferschrotfütterung werden die Stoffwechselfvorgänge angeregt und gestärkt. Die Tiere entwickeln bei einem solchen Futteraufbau eine besonders gute Knochenanlage, tiefe und breite Rippen, feine Haut, glänzendes Haarkleid und einen munteren, wachen Blick.

In den Sommermonaten werden die einjährigen Kalben an den Wegrändern unter den Akazienbäumen getüdet. Sie haben dabei so viel Bewegungsfreiheit, daß sie die Gräser und Kräuter an dem beiderseitigen Wegrand und unter den Hecken sorgfältig abweiden können. Die jungen Tiere werden so dazu erzogen, mit der kargen Futtergrundlage des Betriebes hauszuhalten. Es hat sich in Marienhöhe in jahrelanger Erfahrung gezeigt, daß solche Tiere dann im Milchviehstall auffallend gute Futterverwerter sind. So ist es auch zu verstehen, daß trotz der von Natur aus schwierigen Futterverhältnisse in Marienhöhe eine durchschnittliche Jahresmilchleistung von etwa 900 kg Milch je Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche erzielt wird. (Im Jahre 1937 wurden in der Kurmark einschließlich aller besseren Böden 600 kg Milch je Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche erzeugt.) Um die fehlende

Weide auszugleichen, wird die Milchviehherde auf den verschiedenen Futterschlägern gehütet und kommt auf diese Weise in den notwendigen Genuß von Licht, Luft, Wärme und Bewegung. Das an den Hecken gewonnene Würz- und Laubfutter hat - besonders im Winter - eine gesundende Wirkung auf das Wohlbefinden der Tiere und bringt eine natürliche Auffrischung der Leistung zustande.

Hohe Fruchtbarkeit und lange Lebensdauer der Tiere

Zu dieser Milchleistung kommt nun als ein besonderer Erfolg der neuen Wirtschaftsweise die hohe Fruchtbarkeit und die lange Lebensdauer der Tiere hinzu. Es werden für einen Bestand von durchschnittlich mindestens zwanzig Milchkühen jährlich höchstens drei Kälber zur Nachzucht aufgestellt, während der Rest der Kälber größtenteils zur Blutauffrischung an andere Herden abgegeben wird. Im Jahre 1928 waren sämtliche der damals in Marienhöhe vorhandenen dreizehn Milchkühe aus anderen Zuchtgebieten eingeführt und fast durchweg unfruchtbar. Durch geeignete Maßnahmen war es möglich, aus diesem versuchten Bestand die heutige Herde von über dreißig Stück Rindvieh aufzubauen. Sie ist jetzt durch und durch bodenständig. Sämtliche Tiere sind in Marienhöhe geboren und auf der Futtergrundlage des Betriebes aufgezogen. Mehr als 65 vH des derzeitigen Rindviehbestandes gehen in der Abstammung auf eine vor 1928 aus Ostpreußen importierte Kuh zurück, die in Marienhöhe zwölf Kälber und eine Milchgabe von insgesamt 45 000 Liter erbrachte.

Die Vatertiere müssen, um Inzucht zu vermeiden, aus fremden Zuchten hereingenommen werden. Ihr Einfluß auf die Herde ist im Laufe der Jahre offensichtlich geringer geworden. Die Muttertiere haben sich eben zu einem in sich geschlossenen Herdenorganismus entwickelt, der augenscheinlich durch die Bedingungen der Scholle und die mütterliche Blutlinie stärker beeinflusst wird als durch den Einschlag der wechselnden blut- und bodenfremden Bullen. Es hat sich in der Herde ein Typus ausgeprägt, der ein sichtbarer Ausdruck des ganzen Betriebswesens geworden ist. Die Maßnahmen der Fütterung, Züchtung und Heilung erschöpfen sich darum auch nicht in Einzelmaßnahmen, sondern gelten dem ganzen Herdenwesen.

Vom Feld strahlt Fruchtbarkeit in den Stall, vom Stall wirkt neue Fruchtbarkeit hinaus ins Ackerland. Aus dieser Voraussetzung ist auch die organische Düngungsarbeit am Acker eingegliedert in den gesamten Kräftekreislauf des Betriebes. Je fruchtbarer die Herde, je gesünder die Fütterung, desto wirksamer die Düngerqualität, die das Tier im Mist abgibt. Allerdings kommt dem Menschen die bedeutende Aufgabe zu, den tierischen Mist für das Leben der Ackertrume und der Kulturpflanze durch Veredlung in einen hochwertigen Dünger umzuwandeln: „Düngen heißt den Boden beleben!“

Die Dünger- und Jauchepflege

Die Dünger- und Jauchepflege hat darum immer auf Marienhöhe als besonders verantwortungsvolle Arbeit gegolten. Es ist schon dargestellt, wie die Kräfte der Fruchtbarkeit in allen Organen des Betriebsorganismus entwickelt und erhalten

Erbhof Marienhöhe

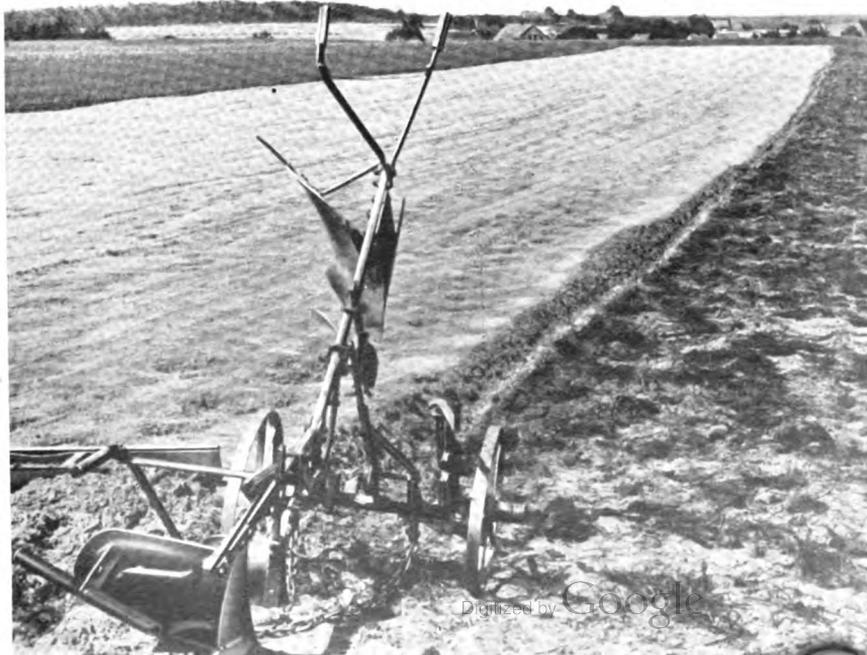


Sandstürme über Marienhöhe

Wenn im zeitigen Frühjahr die Felder noch nackt den austrocknenden Ostwinden ausgesetzt sind, treten immer wieder Sandstürme auf, die guten Mutterboden davontreiben. Es gilt, diese Gefahr durch umfassendes Vorgehen zu bannen!

Bodenpflege auf Sandäcker

Der Sandboden wird durch Wind und Sonnenlicht schnell ausgedörrt. Am Pfluge hängt die Schleppe. Die rauhe Furche wird sogleich zugezogen, der Sturzacker erhält dadurch eine „Haut“, die eine ausgeglichene Einatmung und Ausatmung des Organismus Ackerboden bewirkt, Verdunstung der Bodenfeuchtigkeit, Auslagerung und Bodenverwehung verhindert.





Neuanlage der Feldhecke

Während in vielen Gemarkungen die auf Grund alter bäuerlicher Erfahrungen angelegten Hecken immer wieder abgeholzt und vernichtet worden sind, wurden auf Marienhöhe durch das ganze Feld hin neue Hecken

angelegt. Die Junghecke wird auf einem Erdwall gepflanzt, die Heckenpflanzen waren in Marienhöhe ein Jahr vorgezogen, um sie an Boden und Klima zu gewöhnen. Anzucht, Wallbepflanzung und Bodenpflege brachten auch in Dürre Jahren Birken, Weichsel-Eischen, Holunder, Hasel, Pappel, Weiden und viele andere Heckenpflanzen zum Anwachsen und gutem Gedeihen. Die Neuanlage führt an einem Roggenfeld entlang.



Die Fruchthecke in der Feldflur. Nach wenigen Jahren hat sich eine hohe Fruchthecke aufgebaut, die auf das Bodenleben, die Pflanzennachbarschaft, das Kleintierleben, auf Wild und Vogelwelt, auf Bienen u. Schmetterlinge, vor allem aber auf die gesamte Ackerfruchtbarkeit einen hervorragenden Einfluß ausübt.



Bedeutung der Akazie

Die Akazie läßt sich schwer einzeln anpflanzen. Ist dies aber gelungen, so läßt sie sich durch Anreizen der Wurzeln leicht ausbreiten. Es entsteht längs des Weges eine dichte Kaulisse von Akaziengesträuchen (im Bilde links). Ein üppiges und frohwüchsiges Süßgras wächst um die Bäume am Wegrand und bietet eine ständige Hutweide für die Jungtiere. Auf den Wuchs der Getreidesaaten übt die Nachbarschaft der Akazien eine besondere Förderung aus (Wirkung der Schmetterlingsblütler auf das Boden- und Pflanzenleben). Im Bild ganz links: Roggenfeld. Im Bild ganz rechts: Von der Akazienallee am Wegrand werden Stockaus schläge in den Kiefernbestand hereingezogen.

Hirschholunder im Kiefernwald

Von der benachbarten Seuchthecke wird durch die Vogelwelt der rote Hirschholunder in den Kiefernwald getragen. Vom Waldrand aus dringt er schrittweise in den Kiefernholzsacker ein und bestimmt damit die Umbildung des Waldbodens.

Der Kiefernwald wird durch Holunder, ebenso Akazie, Brombeere, Brennnessel u. a. für den Anbau der deutschen Edelholzgewächse: Eiche, Buche, Kiefer, Ahorn usw., vorbereitet.





Hütung auf Kleebrache

Auch im Sandgebiet ist der Kleebau wieder möglich. Die Milchviehherde weidet auf Klee grasbrache. Die Milch- und Settleistung der Tiere wird gesteigert, gleichzeitig nehmen die Muttertiere für die Entwicklung ihrer Kälber durch Licht, Luft, Wärme und Bewegung die notwendigen Lebenskräfte aus der Gesamtnatur auf, die Widerstandskraft und das Instinkt leben der ganzen Herde wird gesteigert und gesunderhalten



Hütung der Jungtiere am Wegrand

Junge Säts (im Alter von $\frac{3}{4}$ Jahren) wird am Wegrand und längs der Hecke getüdet. Dabei lernen die Jungtiere von früh an, das Farge, aber wirtschafts- eigene Sutter bestens auszunutzen. Der Grundstein für bodenständige Gesund- heit, Fruchtbarkeit und Les- tung der Herde wird gelegt

werden. In der Düngerpflege findet die stärkste Durchdringung und Mischung der Stoff- und Kräftewirkungen statt. In der gut gemischten, sorgfältig aufgesetzten und abgedeckten, ständig gepflegten Düngermiete wird die Fruchtbarkeit des Feldes auf Jahre hinaus vorbereitet! Alle bäuerliche Sparsamkeit, alles Haushalten mit den Schätzen der Natur wird im Düngerbereiten auf eine besonders wirksame Stufe gehoben: Was hier verloren und verdorben wird, ist sonst nirgends zu finden oder wiedergutzumachen.

Eine intime Kenntnis der Naturvorgänge in Gestein und Pflanze, Erde und Kosmos ermöglicht, die Düngerbereitung auf eine moderne, bewußte Art zur höchsten Vervollkommnung zu bringen und der starken Leistungsforderung an die moderne landwirtschaftliche Produktion gerecht zu werden, ohne dem Raubbau am Bodenleben und an der Gesundheit von Pflanze und Tier zu verfallen. So können in Marienhöhe die notwendigen Düngervorräte aus dem Kreislauf des eigenen Betriebes geschöpft werden, indem außer dieser ursprünglichen Quelle der Fruchtbarkeit im Stallmist eine neue Kenntnis lebensgesetzlicher Kräftewirkungen von Heilpflanzen-erden und der besonderen Einwirkung des Kiefels auf das Pflanzenwachstum zur Anwendung kommt.

Der in Marienhöhe vorherrschende Sandboden regte dazu an, beim Aufbau des Betriebes dem Bauernhofe auch einen in sich geschlossenen Gartenbauorganismus einzugliedern. Die besondere Licht- und Wärmewirkung, die von dem Sandboden ausstrahlt, bildet gerade im gärtnerischen Pflanzenbau eine vorzügliche Qualität der Früchte aus. Allerdings mußte für das Gedeihen der Gartengewächse zuerst die richtige Voraussetzung geschaffen werden. Durch Heckenanlage und Terrassierung wurden Gartenräume geschaffen. Der Bodenbedeckung wurde in der verschiedensten Form besondere Beachtung geschenkt. In der Kompostbereitung konnten ganz neue Wege beschritten werden. Es zeigte sich, daß in der Gartenkultur dynamische Düngungsmaßnahmen in besonderem Maße möglich sind. Mischkultur und Vielseitigkeit im Anbau, Anlagen von Beerensträuchern und Stauden, vor allem auch die Anpflanzung von Heil- und Gewürzkräutern sowie die Pflege der altbekannten deutschen Bauerngartenblumen geben dem Ganzen ein lebensvolles Gepräge. Im Garten Marienhöhe treten die überquellende Fruchtbarkeit und stetige Gesundheit eines geschlossenen Betriebsorganismus besonders eindringlich vor Augen!

Die Aufbauarbeit im Erbhof Marienhöhe war ein harter Schicksalskampf. Dieser wäre ohne ein tieferes Eindringen in die Schöpferkräfte der Natur und ohne Besinnung auf die Schöpferkräfte im deutschen bäuerlichen Menschen nicht geschafft worden. Wer in diese Aufbauarbeit verantwortlich hingestellt war, mußte seine ganze Kraft einsetzen. Die Fruchtbarkeit der heimatlichen Erde war das hohe Ideal der gemeinsamen Arbeit. Es ging in diesem Kampfe um Sein oder Nichtsein, um den kämpferischen Einsatz für den bedrohten deutschen Osten, um ein Beispiel für eine deutsche bäuerliche Lebensordnung.

Die Marktordnung im klassischen China und im 18. europäischen Jahrhundert

Das Gemeinschaftsleben des klassischen Chinas wird von allen Sachkennern als ein durchaus bäuerliches und ländliches dargestellt. Der Sinologe de Groot sagt: „In China war zu allen Zeiten das Familien- und Stammesleben patriarchalisch organisiert. Danach ist jedes Kind der völligen Gewalt seines Vaters unterworfen und schuldet ihm das Höchstmäß von Unterwürfigkeit, Gehorsam und Ehrfurcht, das der Chinese mit dem Ausdruck hiao bezeichnet. Diese Verpflichtung verbietet den Kindern ohne Rücksicht auf ihr Alter, sich der väterlichen Macht zu entziehen, und hat zur Folge, daß ein Verlassen der Familie seitens der Kinder nur ausnahmsweise stattfindet. Durch die Ehe der Söhne und Enkel entstehen immer wieder neue Generationen, und die Familie entwickelt sich zu einem tsu oder Stamm, dessen Häuptling der älteste Familienvater ist, demgegenüber die sämtlichen Mitglieder des Stammes ebenfalls das hiao schuldig sind.“

„. . . Während der Stamm durch Kindergeburt immer neuen Zuwachs erhält, stirbt er oben allmählich ab, jedoch die Toten trennen sich nicht von ihm. Auch im Jenseits fahren sie fort, ihre Herrschaft auszuüben und ihren segnenden Willen walten zu lassen, und die Nachkommen wagen es nicht, ihnen gegenüber die Pflichten des hiao zu vernachlässigen . . . Ihre Seelen, durch Holztafeln mit ihren Namen darauf vergegenwärtigt, finden auf dem Hausaltar und im Ahnentempel ihren Platz und werden daselbst getreu verehrt, zu Rate gezogen und durch Speiseopfer ehrfurchtsvoll ernährt. Und so bilden Lebende und Tote zusammen einen größeren Stamm, der tsung heißt. . . .“ (de Groot: „Unversismus“, Berlin 1918).

Städte gab es im alten China nicht; es gibt auch bis heute kein Stadtrecht, auch der Stadtgott war nur ein örtlicher Schutzgeist, nicht aber ein Verbandsgott wie ein Dorfgott. Das Dorf ist älter in China als die Stadt.

Die Grundlage der Dorfwirtschaft hat so auch der chinesischen Volkswirtschaftslehre zugrunde gelegen. Die chinesische Wirtschaft war Bauernwirtschaft. „In ältester Zeit war das Land nach erfolgter Sesshaftmachung der Bevölkerung nach Sippen aufgeteilt; die Sippen verteilten das Land nach dem Dingsystem. Das Zeichen 井 bedeutet Brunnen. Die Verteilung des Landes erfolgte in der Weise, daß je acht Familien zusammengefaßt wurden und diesen nach dem Schema des Zeichens

1	2	3
4	9	8
5	7	6

je ein um den Brunnen (9) liegender Acker zugewiesen wurde. Der mittlere Acker war gemeinsam zu bestellen und der Ertrag als Abgabe an die Obrigkeit abzuliefern. Die einzelnen Ackerlose wechselten unter den 8 Familien. Die Größe jedes Ackerloses soll etwa 6 ha betragen haben, und der Ertrag reichte zu einer bescheidenen

Lebensweise aus." (Karl Böhme, „Wirtschaftsanschauungen chinesischer Klassiker“, Hamburg 1926.)

Das „Ministerium der Erden“

Im „Ritenbuch der Dschou-Dynastie“ (Dschou-li) finden wir nun eine höchst interessante Regelung der Wirtschaftsordnung zur Zeit der Dynastie Dschou (1122-249 v. d. Zeitr.). Das „Ministerium der Erden“ hat das Volk zu leiten und zu unterrichten, es besitzt ein Statistisches Amt, das durch Landes- und Personenaufnahme die Unterlagen für eine genaue Kenntnis von Bodenbeschaffenheit, Bodenerträgen und Bevölkerung vermittelt. Neubearbeitete Gebiete werden schachbrettartig eingeteilt, jede Einheit ist von Gräben und Wegen, größere Gebiete sollen von Kanälen umgeben sein. Niemand kann ohne Mitwirkung der Behörden seinen Dsing-Verband wechseln. „So teilt der Minister der Erde die Pflichten gegenüber der Erde, bestimmt er den Tribut der Erde und verteilt die verschiedenen Arten der Arbeit.“ Alle Menschen werden in die 12 Gruppen eingeteilt: Ackerbauer, Gärtner, Holzfäller, Hirten, Erzarbeiter, Händler, Fischer und Jäger, Hausfrauen, Wissenschaftler, Ärzte und Wahrsager sowie Diener. Der Beruf wird im allgemeinen nicht gewechselt. Neben der eigentlichen Berufsarbeit, aus der jeder Abgaben leistet, muß jedermann ein bis drei Tage auf zehn Tage öffentliche Arbeiten verrichten. Die Beamten haben vor allem mit der Hebung der Produktion sich zu beschäftigen; es gibt einen besonderen Beamten für die Inspektion der Ackergeräte, „die Aufseher für die Saat unterscheidend schnell und langsam gedehendes Saatgut, sie kennen die dem Saatgut zusagenden Erden“.

Die Regelung ist so, daß die Erträge der Produktion nach Abzug der Abgaben den Produzenten verbleiben. Schon hier ist eine Regelung vorgesehen: „Die Aufseher für die Saat besichtigen die Ländereien und stellen den Ertrag fest; sie haben den allgemeinen Konsum des Volkes auszugleichen, sichern seine Bedürfnisse und regeln sein Wohlergehen.“ Die Steuern sind nach dem Ertrag gestaffelt. Der chinesische Staat erhob zur Zeit der Dschou-Dynastie einmal die gemeinsam erarbeiteten Erträge des 9. Ackers im Dsing-System, dann die Familiensteuer, die nach dem Ertrag der Arbeit gestaffelt war, endlich Zölle und Marktabgaben.

Aus den so gewonnenen Vorräten wurde der Bedarf des Kaiserhofes, der Zentralregierung, der Vasallenfürsten, die Beamten- und Gelehrtengehälter bestritten; der Überschuß wurde in Vorrathshäuser eingelagert. Aus diesen Vorräten konnte den Bauern Vorschuß, vor allem an Saatgut, gewährt, notleidenden Gegenden Hilfe geleistet werden.

Bemerkenswert ist nun, daß das „Dschou-li“ bereits eine echte Marktordnung kennt. Maß und Gewichte werden von Staatsbeamten kontrolliert, die Waren auf ihre gute Beschaffenheit geprüft und nur so viel Waren zugelassen, wie für die Nachfrage ausreichen: „Der Marktbeamte verhindert das Heruntergehen der Warenpreise.“ Er „reguliert den Markt“; nach dem Kommentar des Lin-Tschang soll er „die Preise der Waren nach ihrem gerechten Verhältnis festlegen“. Als Regulator ist das staatliche Schatzhaus eingeschaltet. „Durch das Schatzhaus gestaltet der Beamte den Austausch gleichmäßig und kauft oder verkauft auf Kredit“, letzteres bedeutet, daß, wenn besonderer Bedarf vorliegt (etwa bei vorgeschriebenen Opfern und Trauerfeiern), das Schatzhaus durch direkten Warenkredit den Bedarf deckt, ohne daß diese Waren auf

dem Markt erscheinen. Der Chineser Ku-Sui-lu („Die Form bankmäßiger Transaktionen im inneren chinesischen Verkehr“, Hamburg 1924) faßte die Funktionen des Schatzhauses folgendermaßen zusammen: „Wenn andererseits die Nachfrage nach bestimmten Waren größer war als das Angebot, dann verkaufte das Amt (Schatzhaus) seine Lager und zog so das Geld aus dem Verkehr, um dadurch die Warenpreise wieder auf das normale Niveau zu bringen.“

Als die Dschou-Dynastie zu Ende ging, die einzelnen Vasallenstaaten sich immer selbständiger machten und schließlich eine Zeit wirrer Kämpfe einsetzte, sind diese Grundsätze in Verfall geraten. Es ist die gleiche Zeit, in der Meister Kung (Konfuzius) erschien, um die Ordnung nach dem Vorbild der alten Zeiten wiederherzustellen, in der aber auch eine ganze Anzahl anderer Philosophen und Denker lebten.

Bei ihnen allen spielt die Frage der Ordnung des Daseins nach den großen Gesetzen des Himmels, die kosmische Ordnung als Vorbild für das Leben der Menschen untereinander, eine entscheidende Rolle. Nur wenige machten es sich so bequem, wie der Philosoph Yang-dschu, der fröhlich das Sprichwort zitierte:

„Die Leute ohne Ehr' und Amt
Sind nur zur halben Last verdammt,
Und schafft man Speis' und Kleidung ab,
Gräbt man dem Racker Staat sein Grab.“

Die meisten haben sich sehr ernst mit der Neuordnung der Volkswirtschaft beschäftigt. Der Philosoph Mo-di stellt gegenseitige Liebe als Ideal auf, „denn der Himmel wünscht ohne Zweifel, daß die Menschen einander lieben und fördern, und er will nicht, daß sie sich hassen und gegenseitig schädigen. . . . Und wir wissen dies daher, daß er alle Menschen in seiner Macht hat und sie alle ernährt“. Aus diesem Grunde empfiehlt er Sparsamkeit in allen Dingen und Förderung der Produktion, bessere Kultivierung des Landes; zur Regulierung des Marktes empfiehlt er wie sein Vorgänger Kuan-dsi, das Geld in verschiedener Wertigkeit auszuprägen: „Beim Sinken des Getreidepreises muß die Regierung unterwertige Münzen ausgeben, um ein Steigen des Getreidepreises hervorzurufen; im umgekehrten Falle zieht sie die schlechten Münzen aus dem Verkehr und gibt statt dessen gute aus, damit der Getreidepreis gedrückt und den Bauern das Einkufen von Getreide ermöglicht wird.“ Man sieht, es handelt sich hier um ein viel künstlicheres und zweifelhafteres Mittel als die alte Marktordnung des „Dschou-li“ darstellte.

Abneigung gegen den freien Handel

Der Denker Meng-dsi (Mongtse, Menzcius) (372-289 v. d. Zeitr.), stark aufbauend auf Konfuzius, verlangte vor allem die Wiederherstellung des alten Djing-Systems. Auch er empfahl die Rückkehr zu der alten Marktordnung und hatte eine deutliche Abneigung gegen den freien Handel. Er erzählt: „In alter Zeit tauschten die Leute, die auf den Markt gingen, gegen die Dinge, die sie hatten, andere ein, die sie nicht hatten. Es waren Aufseher da, die sie in Ordnung hielten. Nun war einmal ein minderwertiger Gefelle, der sich stets einen besonderen Hügel ausuchte. Er stieg hinauf und blickte rechts und links, um den ganzen Gewinn des Marktes einzuheimsen. Jedermann hielt das für gemein, und so machten sie sich denn daran, ihn zu besteuern. Die

Besteuerung der Kaufleute hat bei diesem minderwertigen Gesellen ihren Anfang genommen."

Derjenige chinesische Denker, der am stärksten auf Europa eingewirkt hat, Meister Kung (Konfuzius), hat selbstverständlich als ein Meister der praktischen Politik und Vertreter einer bewußten Rückkehr zur Weisheit der Vorfahren auch die Frage der Marktregulierung angeschnitten, wenn sie bei ihm auch nicht zentral ist. Er sagt (Lun-yü XVI, 1): „Wo größere Anhäufungen entstehen, da gibt es auch tiefere Lächer. Der große Reichtum führt zur Überhebung, die große Armut zum Elend. Daraus entstehen viele Schäden. Der Edle sorgt dafür, daß die Reichen ihre Vornehmheit zeigen können, aber nicht zur Überhebung gelangen, daß die Armen ihren ausreichenden Lebensunterhalt haben und nicht dem Elend verfallen. Auf diese Weise wirkt er mäßigend und führt den Ausgleich herbei. Wenn der Besitz nicht aufgespeichert wird, so besteht Frieden zwischen hoch und niedrig, und die Regierung ist leicht. In der heutigen Zeit aber hat man diese mäßigende Regelung beiseite gesetzt, jeder folgt seinen eigenen Begierden, und diese Begierden kennen kein Ende." Dennoch ist im späteren China der alte Gedanke der Marktordnung nie mehr voll verwirklicht worden, sondern durch allerlei andere Dinge durchbrochen, wenn auch die Grundauffassung, daß der Staat die Produktion fördern, die Qualität kontrollieren und die Preisbildung nicht einfach sich selbst überlassen dürfe, sondern väterlich ordnend dafür zu sorgen habe, daß ein Preis geschaffen werde, bei dem das Volk bestehen könne, sich immer erhalten hat.

Erste Berührung der Europäer mit der chinesischen Kultur

Die erste Berührung der Europäer mit der chinesischen Kultur hat nun in Europa eine tiefe Bewunderung für die einfache, praktische, klare Weisheit der chinesischen Philosophen gebracht. 1662 bereits veröffentlichte P. Prosper Intorcetta die Übersetzung des P. Ignatius da Costa der „Großen Lehre“ („Ta-hio“) unter dem Titel „Sapientia Sinica“, 1673 seine eigene Übersetzung des „Tschung-yung“ nebst einer Lebensbeschreibung des Konfuzius in lateinischer und französischer Sprache. 1687 erschien die erste Übersetzung des Konfuzius, der darin als der „weiseste Meister für Moral, Philosophie und Politik und als ein wahres Orakel dieser Künste“ bezeichnet wird. Das ausgehende 17. und beginnende 18. Jahrhundert hat eine wahre China-Schwärmerei entwickelt; chinesische Seide, Lacke, die herrlichen Porzellane wurden in Europa gesucht. Adolf Reichwein („China und Europa im 18. Jahrhundert“, Berlin 1923) hat mit feinem Verständnis gezeigt, wie außerordentlich groß der Import und die Nachahmung chinesischer Gegenstände war; es ist die Zeit der „Chinoisierien“, der chinesischen Pavillons, ja geradezu chinesischer Moden in der Kleidung. China galt als das Märchen- und Wunderland - es galt vor allem aber als das Land einer vernünftigeren, weiseren, gütigeren Lebensordnung. Zu Hunderten fast lassen sich die Schriften und Romane aufzählen, die sich mit China beschäftigten oder in China spielten.

Mit Begeisterung erkannte das damalige Europa in China einen hochkultivierten Großstaat, in dem die Menschen glücklicher, besser und gerechter nach der Lehre ihrer eigenen Weisen lebten, als in Europa unter dem Einfluß und dem geistigen Zwang der Kirchen. In der Vernunft, der Moral, der weltlichen Weisheit fanden sich die deutsche Aufklärung, jene heroische Selbstbefreiung des Geistes aus den Ketten

klerikaler Verfinsterng, und die Weisheit des praktischen Staatsmannes und Sittenlehrers Meister Kung. „So wurde Konfuzius zum Schutzpatron der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Nur über ihn konnte die Aufklärung eine Verbindung zu China finden. Nur Konfuzius und die klassischen Bücher wurden übersetzt und gelesen.“ (Reichwein.)

Die himmlische Ordnung und die Gelehrten

In Deutschland hat Leibniz auf der Grundlage der Werke „China monumentis illustrata“ von Athanasius Kircher S. J. (1667) und Th. Spicellius „De re literaria Sinensium“ sich zuerst mit China beschäftigt, dann selber die „Novissima sinica“ geschrieben, in der er offen ausspricht: „Derart scheint mir die Lage unserer Verhältnisse zu sein, daß ich, da die Sittenverderbnis ins Unermeßliche anschwillt, es fast für notwendig halte, daß chinesische Missionare zu uns geschickt werden, welche uns den Zweck und die Übung der natürlichen Theologie lehren, wie wir Missionare zu ihnen schicken, welche sie in der geoffenbarten Theologie unterrichten.“ Die Gründung der Berliner Societät der Wissenschaften betrieb er hauptsächlich deswegen, um „China zu erschließen, die Kulturen Chinas und Europas auszutauschen“. Auch hier erschienen sofort praktische landwirtschaftliche Ideen - am 28. März 1707 wurde der Berliner Societät der Wissenschaften das Privileg zum Seidenbau und Maulbeerbaumpflanzen erteilt! Selbst der Pietist August Hermann Francke trug sich mit dem Gedanken, ein Kollegium zur Erlernung der chinesischen Sprache, wenn auch für Missionszwecke, zu gründen. Die Rede, wegen der der Philosoph Christian Wolff aus Halle durch die Theologen vertrieben wurde, hatte den Titel „Über die praktische Philosophie der Chinesen“. Friedrich Wilhelm I. von Preußen billigte diese Ausbreitung, Friedrich der Große holte Wolff zurück. Voltaire, Friedrichs des Großen Freund in langen Jahren, ungeachtet späterer Entfremdung, war ein begeisterter Verehrer des Konfuzius, von dem er sagte: „Ich habe seine Bücher mit Aufmerksamkeit gelesen, ich habe Auszüge daraus gemacht; ich fand, daß dort nur die Rede war von reinsten Moral. . . . Er beruft sich nur auf die Tugend, er predigt keine Wunder, nichts ist da von einer lächerlichen Allegorie.“ Er empfahl China und die chinesische Lebensmoral: „Was sollen unsere europäischen Fürsten tun, wenn sie von solchen Beispielen hören? Bewundern und erröten; aber vor allem nachahmen!“ Er schuf ein besonderes Theaterstück, „Die Waise von China“ („Orphelin de la Chine“), nur zu dem Zweck, Europa die Lebensformen, die „himmlische“ Ordnung Chinas nahezu bringen.

Ländlich und bäuerlich im besten Sinne, wie der Geist des Konfuzius ist, mußte er gerade die landwirtschaftlich interessierten Kreise - und wer war das im 18. Jahrhundert nicht? - aufs stärkste packen. In jener Zeit, da Joseph II. selber den Pflug führte, die zu Unrecht verschriene, hübsche Marquise de Pompadour selber sich mit der Präparierung von Saatgut beschäftigte und 1756 ihren verliebten Ludwig XV. veranlaßte, nach dem Vorbild der chinesischen Kaiser zur Eröffnung der Frühjahrsbestellung feierlich den Pflug zu führen, ja, sich mit Kartoffelblüten schmückte, Georg III. von England sich als „Farmer George“ bezeichnete, da agrarreformerische Gedanken sich sagten, wäre es sonderbar gewesen, wenn nicht gerade der Geist des Konfuzius eingewirkt hätte.

In der Tat - der französische Arzt Quesnay, der Schöpfer der physiokratischen Schule der Volkswirtschaftslehre, war ein begeisterter Verehrer von Konfuzius. Die chinesischen Züge in seinem System lassen sich gar nicht übersehen - die Anerkennung nur des Bodens als produktiver Kraft, nur der Landwirte als produktiver Klasse, die Überzeugung von der Überflüssigkeit aller Gesetze, wenn den Menschen nur die natürliche Ordnung fromm gelehrt werde, die Auffassung vom König als einen Bestandteil der natürlichen Ordnung und die Ablehnung von Verfassungen, Parlamenten und Gesetzen, die den König in seiner väterlichen Führung nur belästigen würden - das alles ist weitgehend kopiertes China. Der ältere Mirabeau sagte so geradezu in seiner Grabrede auf Quesnay: „Die ganze Lehre des Konfuzius lief darauf hinaus, der menschlichen Natur jenes erste Leuchten und jene erste Schönheit wiederzugeben, die sie vom Himmel empfangen hatte, und die durch Unwissenheit und Leidenschaften verdunkelt worden war. Er riet deshalb, dem Himmelsherrn zu gehorchen, ihn zu ehren und zu fürchten, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, die Neigungen zu besiegen, niemals die Leidenschaften zum Maßstab des Handelns zu machen, sondern vielmehr sie der Vernunft zu unterwerfen, dieser allein in allen Dingen zu vertrauen, nichts zu tun noch zu denken oder zu sagen, was ihr zumiderlaufe. Man vermöchte diesem Strahlenkranze religiöser Moral nichts hinzuzufügen; aber das Wesentliche blieb noch zu tun: sie auf der Erde zu befestigen; und dieses war das Werk unseres Meisters. . . .“ Damit wurde von seinen Schülern für ihn geradezu die Stellung eines „Konfuzius Europas“ in Anspruch genommen. Er hat in großer Menge chinesisches Gedankengut vermittelt. Auch wer ihm nicht anhing - und seine Schule war ja stets umstritten -, lernte durch ihn, der in aller Munde war, eine Menge chinesischer Gedanken kennen.

Friedrich der Große von Preußen hat die Chinaschwärmerei Voltaires nie mitgemacht; er war zu skeptisch hinsichtlich der Menschen, als daß er den Chinesen wesentlich bessere Eigenschaften als seinen Preußen zugetraut hätte. Am 19. März 1776 schrieb er sarkastisch an Voltaire: „Ich überlasse Ihnen ebenso wie dem Abbé Pauw die Chinesen samt Indern und Tataren. Die europäischen Nationen beschäftigen mich genug, um nicht mit meinen Gedanken diesen anziehendsten Teil unserer Erde zu verlassen.“

Dennoch konnte er der Berührung mit dem chinesischen Geist gar nicht ausweichen - man beschäftigte sich mit China und chinesischer Weisheit in jenen Tagen so sehr, wie etwa heute mit deutscher Frühgeschichte. In Friedrichs Abhandlung „Über die Regierungsformen und die Pflichten der Könige“ finden sich so Gedanken, die einmal natürlich anknüpfen an frühere Formen der städtischen Bedarfswirtschaft und an rein militärische Erwägungen, die aber schon in der Diktion, in ihrem Stil, in der Allgemeingültigkeit beanspruchenden Gegenüberstellung von Herrscher und Volk, ja gelegentlich in ganzen Satzteilen deutlich Züge der Beschäftigung mit chinesischen Denkern tragen.

Es klingt wie aus dem „Dschou-li“, wenn der König schreibt: „Im Boden besteht der wahre Reichtum des Landes. Die Erde liefert die nötigsten Lebensmittel, und die sie bestellen, sind die wahren Ernährer der Gesellschaft. . . . Je ausgedehnter ein Gemeinwesen ist, um so mehr muß die Landwirtschaft gefördert werden.“

Die Getreidemagazine hatte er schon von seinem Vater übernommen, sie hatten bei diesem aber wesentlich noch der Verproviantierung des Heeres und dem Schutz

der Produktion des königlichen Domänenbesitzes gegen Spekulation gedient. Der Große König formulierte ihre Zweckbestimmung völlig konfuzianisch: „Jeder Herrscher, dem das Gemeinwohl am Herzen liegt, ist verpflichtet, sich Magazine anzulegen, die reichlich gefüllt sind, um bei Mizernten auszuweichen und der Hungersnot vorzubeugen.“ Diese Magazine „sollen dem Zweck dienen, das Gleichgewicht zwischen den Städten und dem flachen Lande zu erhalten, in den Städten zu verkaufen, wenn das Korn zu teuer ist, und auf dem Lande einzukaufen, wenn der Preis dafür zu niedrig ist.“ (Testament von 1752.)

Der König war kein Christ, christliche Askese lag ihm fern - wenn er doch den Reichtum verurteilte, so waren es Gedanken der klassischen Stoa, aber auch Alt-Chinas, die ihm Formulierungen wie in dem Brief vom 7. Dezember 1781 an seinen Bruder Heinrich eingaben: „Es hat sich gezeigt, daß alle Monarchien durch Reichtum verderbt worden sind. Reichtum zeitigt Luxus. Die Reichen erwerben sich Ansehen, und nun glaubt jeder, Geld sei ebensoviel wie Verdienste. Mit welchen Mitteln man es erlangt hat, ist einerlei, es kommt nur darauf an, wer am meisten hat. Von da ab beginnt die Verderbnis, und Laster und Verbrechen nehmen überhand.“

Mit Recht betont G. Pacyna („Das Beispiel der friderizianischen Marktordnung“, Die Wirtschaftspolitische Parole, Heft 6, 1940) von Friedrich dem Großen: „Seine Wirtschaftspolitik ist der letzte großangelegte Versuch, der vordringenden Herrschaft des Kapitalismus Einhalt zu gebieten.“ In dieser unkapitalistischen, auf Arbeit und Selbstversorgung aufgebauten Gestaltung der Wirtschaft aber berührt er sich aufs engste mit Meister Kung.

Man hat gelegentlich die Japaner die „Preußen des Ostens“ genannt. Vielfach hat man darunter nur jene Züge des Bushido verstanden, die den besten Zügen nordischer Ritterlichkeit so verwandt sind, ja von uns heute als vorbildlich empfunden werden. Die Verbindung zwischen uns und der Hochkultur des Fernen Ostens läuft aber noch über die zweite Linie - über die sittenstrenge, ernste, bäuerliche Persönlichkeit des großen Weltweisen Meister Kung, der mit seiner Lehre von den fünf Pietätspflichten sowohl Japan wie China die wesentliche Grundlage entscheidender Züge ihrer Sittlichkeit, in Ahnenverehrung, Familienleben, Hochschätzung des Ackerbaues - und nicht zuletzt in Zügen der Marktordnung und Befreiung vom kapitalistischen Gewinnstreben gegeben hat. Dieser Geist aber hat tief und nachhaltig im 18. Jahrhundert Europa beeinflusst und gerade in seinen praktischen Forderungen in der deutschen Aufklärung und im Friderizianertum Einfluß geübt.

Literatur: Adolf Reichwein: „China und Europa im 18. Jahrhundert“, Osterheld & Co., Berlin 1923 / Karl Böhme: „Wirtschaftsanschauung chinesischer Klassiker“, Diss., Hamburg 1926 / Chen Huan-Chang, „The Economic Principles of Confucius and his School“, 2 Bände, Newyork 1911 / O. Franke, (Tschun tsju fan lu) „Studien zur Geschichte des konfuzianischen Dogmas und der chinesischen Staatsreligion“, Hamburg 1920 / J. J. M. de Groot, „Univerfismus“, Berlin 1918 / Ku Sui-lu, „Die Form bankmäßiger Transaktion im inneren chinesischen Verkehr, mit besonderer Berücksichtigung des Notengeschäfts“, Diss., Hamburg 1924 / H. J. Plath, „Aber die Verwaltung und Verfassung Chinas unter den drei ersten Dynastien“, München 1864 / A. v. Rosthorn, „Religion und Wirtschaft in China“, Erinnerungsgabe für Max Weber, II. Teil (S. 221 ff.), 1923 / Richard Wilhelm, „Laotse Tao Te King“, Das Buch des Alten vom Sinn und Leben, Jena 1919 / Richard Wilhelm, „Mong=dsi“, Jena 1921.

Die NS.-Schwester als Hüterin bäuerlichen Blutes

Es ist ein Gesetz des Lebens schlechthin, daß, je höher eine Art entwickelt ist, die Jungen um so mehr umhegt sein wollen, wenn sie heranwachsen und gedeihen sollen.

R. Walther Darré

In Verfolg dieses Lebensgesetzes die Jugend in einer umfassenden Betreuung zu umhengen und ihr somit die Voraussetzung für eine gesunde Entwicklung zu verschaffen, ist - nach nationalsozialistischer Auffassung - die wichtigste Aufgabe einer Gemeindegemeinschaft auf dem Lande. Im gleichen Augenblick aber, wo diese Forderung Wirklichkeit wird, ist der Schritt von der charitativen Fürsorge zur Gesundheitsführung vollzogen.

Gemeindepflegestationen hat es bereits vor der Machtübernahme gegeben, und immer schon sind sie mit besonders tüchtigen, fleißigen, zuverlässigen Schwestern besetzt worden. Dennoch ist ein großer, entscheidender Unterschied zwischen früher und heute; die Diakonissen und Nonnen, die nichtorganisierten Schwestern und die Schwestern auf den Stationen des Vaterländischen Frauenvereins der Zeit vor 1933 - sie alle erschöpften sich in der Pflege der Kranken und Alten, denn die Betreuung gesunder Familien gehörte nicht in ihren Aufgabenkreis. Nun soll das gewiß kein Vorwurf für die einzelne Schwester sein; sie tat ihre Arbeit, wie ihre Richtlinien es ihr vorschrieben, und sie tat sie selbstlos und treu. Der Grund der Beschränkung ihrer Leistungsfähigkeit ist vielmehr tiefer zu suchen, in einer Weltanschauung, die - nicht nur in der Wohlfahrtspflege - das ungesunde Element vor das gesunde, lebensstüchtige stellt. Und so ergab sich das bekannte Bild der barmherzigen Schwester, für die das Interesse an den Bewohnern ihrer Gemeinde erst dann begann, wenn sie krank oder gebrechlich und damit hilflos wurden. Wie anders ist es dagegen heute! Selbstverständlich ist die Pflege kranker Gemeindeglieder nach wie vor Aufgabe der Gemeindegemeinschaft, aber sie darf nicht mehr die ausschlaggebende, kann vielmehr immer nur eine Teilaufgabe sein. Das darf nun wiederum nicht zu einer Vernachlässigung der Kranken und Hilfsbedürftigen führen, denn ein solches Verhalten wäre nicht nur herzenskalt, es könnte auch zu schweren Schäden, etwa zur Ausbreitung einer Krankheit oder zu Komplikationen als Folge mangelnder Pflege führen. Die Praxis hat gelehrt, daß es hier Möglichkeiten genug gibt, die Zeit und Kraft der Schwester nicht übermäßig zu belasten und trotzdem die Kranken und Siechen zu ihrem Recht kommen zu lassen. Wir denken da vor allem an die in immer stärkerem Ausmaß begriffene Nachbarschaftshilfe des Deutschen Frauenwerkes, die nicht nur in der Stadt, sondern auch in zahllosen ländlichen Gemeinden bereits zu wirklich guten Erfolgen geführt hat.

Das Anwachsen der Gemeindepflegestationen der NSD.

Der Verlagerung der Arbeitskraft einer Gemeindefschwester kommt die Entwicklung entgegen, durch Verkleinerung der Stationen den „Aktionsradius“ der einzelnen Schwester zu verringern. Verkürzte Wege aber bedeuten nicht nur eine Ersparnis an Zeit, sondern vor allem auch an Kraft, und diese frei werdenden Kräfte werden dann ausschließlich in den Dienst der *g e s u n d e n F a m i l i e* gestellt. Die erfreuliche Entwicklung, die sich in nüchternen Zahlen in einem Anwachsen der NS.-Gemeindefpfege-Stationen von 80 Ende 1934 auf über 5000 zu Beginn des vorigen Jahres ausweist (wobei allerdings die im Jahre 1938 vom Deutschen Roten Kreuz übernommenen rund 2000 Gemeindefstationen mitgezählt sind), diese erfreuliche Aufwärtsentwicklung ist durch den Krieg - wenigstens soweit es sich um Gebiete des Altreichs handelt - fast ganz zum Stillstand gekommen. Die Ursache ist aber weder in materiellen Gründen noch etwa gar in einem Nachlassen der Aktivität zu suchen, sie liegt vielmehr einzig und allein in der Unmöglichkeit, noch mehr Schwestern für die Gemeindefpflege frei zu machen. Denn die Kriegsforderungen haben auch die NS.-Schwesternschaft vor neue, große Aufgaben gestellt. Erwähnt sei hier nur der starke Einsatz von NS.-Schwestern im vergangenen Herbst während der zum großen Teil inzwischen wieder rückgängig gemachten Räumung der Westgebiete, ferner die Zuteilung von NS.-Schwestern bei den neuerrichteten Kreisamtsleitungen der NSD. in den Gauen Wartheland, Danzig-Westpreußen und Elsaß-Lothringen. Auch die Übernahme verschiedener Krankenhäuser, die als Ausbildungsstätten für den Schwesternnachwuchs Zukunftsbedeutung haben, entzieht zunächst einen Teil der Schwesternschaft ihrer eigentlichen Aufgabe in der Gemeindefpflege. Es heißt also auch hier, nicht ungeduldig werden, wenn die praktische Entwicklung mit den Wünschen einzelner Gemeinden nicht Schritt zu halten vermag. Vielmehr dürfen wir nicht vergessen, daß die Gemeindefpflege der NSD. eine *Z u k u n f t s a r b e i t* ist. Bei aller Anerkennung des bisherigen Tempos, das in einem über sechszigfachen Anwachsen der NSD.-Stationen im kurzen Zeitraum von fünf Jahren seinen Ausdruck erhält, werden noch Jahre vergehen, bis der vom Hauptamtsleiter *H i l g e n f e l d t* geforderte Idealzustand erreicht ist, auf durchschnittlich je 3000 Volksgenossen eine Gemeindefpflege-Station zu beschaffen (wobei selbstverständlich in den Großstädten mehr, in den weitläufigen ländlichen Gemeinden dagegen bedeutend weniger auf die Station gerechnet werden müssen). Dieses Endziel liegt noch in weiter Ferne; um so erfreulicher ist die Tatsache, daß die bisher neu errichteten NS.-Stationen hauptsächlich solche Gegenden erschließen, die früher überhaupt nicht oder nur sehr unzureichend mit Gemeindefpfege-Stationen bedacht worden waren.

Die Aufgabe der NS.-Gemeindefschwester

Wo immer eine Gemeindefpfege-Station der NSD. besteht - ganz gleich, ob es sich um eine von der NSD. neu errichtete oder eine übernommene, bereits bestehende Station handelt -, immer wird die Arbeit nach den Grundsätzen nationalsozialistischer Volkswohlfahrtspflege und Gesundheitsführung ausgerichtet sein. Als Hüterin der

gesunden Kräfte des Volkes ist der NS.-Gemeindeschwester eine Aufgabe zugefallen, die in ihrer Bedeutung allzuoft noch unterschätzt wird. Denn die eigentliche P f l e g e - tätigkeit ist nach nationalsozialistischer Auffassung ja nur ein kleines Teilgebiet der großen lebenswichtigen Aufgabe. Wenn Pg. Darre in seinem grundlegenden Aufsatz „Neuordnung unseres Denkens“ in der Märznummer dieser Zeitschrift den eingangs zitierten Ausspruch von der Notwendigkeit sorgsamer Hege hochwertiger Jugend getan hat - die NS.-Schwester ist die berufene Hegerin und Pflegerin dieser Jugend, und sie ist damit zugleich einer der wichtigsten Pfeiler im Kampf um die Erhaltung der Rasse.

Um ihrer Aufgabe gerecht werden zu können, stehen der Gemeindeschwester zwei Wege offen: die p r a k t i s c h e Arbeit, deren Erfolg sich an Hand der Zahl geleisteter Besuche, versickter Mütter, ausgegebener Säuglingsausstattungen usw. greifbar beweisen läßt, und die statistisch nicht zu erfassende, in ihrer Auswirkung vielleicht noch wertvollere i n d i v i d u e l l e B e e i n f l u s s u n g der einzelnen Familie, vor allem der Mütter. Ihr Erfolg läßt sich in dem immer wachsenden Vertrauensverhältnis zwischen den Betreuten und „ihrer“ Schwester wohl ahnen, aber niemals beweisen.

Die Auswirkung der praktischen Arbeit

Die Arbeit einer NS.-Schwester wird systematisch aufgebaut, das heißt, die Schwester wartet nicht, daß man sie ruft, sondern sie sucht von selber den Weg in die Familie. Im Gegensatz zu sehr großen Gemeinden, in denen die NS.-Volkswohlfahrt bzw. die Gemeindeschwester oft erst durch das Standesamt von der erfolgten Geburt eines Kindes Kenntnis erhält, kennt die Gemeindeschwester einer ländlichen Gemeinde die Verhältnisse ihres Arbeitsbereiches wohl immer derart, daß sie schon v o r E i n - treffen eines kleinen Erdenbürgers der Mutter raten und helfen kann. Sie wird sich also rechtzeitig davon überzeugen, ob alle Vorbereitungen für die Geburt (soweit dies nicht Sache der Hebamme ist) und für den Empfang des erwarteten Kindchens getroffen sind. Nach der Geburt gehören die junge Mutter und das Neugeborene für zehn Tage unter die Obhut der Hebamme, danach aber setzt die regelmäßige und ganz intensive Betreuung von Mutter und Kind durch die Gemeindeschwester wieder ein, um während der nächsten Jahre nicht mehr aufzuhören. Denn nun kommen ja all die vielen großen und kleinen Fehler in der Aufzucht und Erziehung, die abzustellen Sache der Gemeindeschwester ist. All das, was die Mütter in den Schulungskursen des Reichsmütterdienstes, in der Säuglingsberatung und in den Hilfs- und Beratungsstellen der NSD. immer wieder hören, um es dann oft doch nicht in die Praxis umzusetzen - diese Forderungen nach vernünftiger Ernährung und Kleidung des Säuglings und Kleinkindes, nach gründlicher Körper- und vor allem auch Zahnpflege der Größeren, all diese tausend Kleinigkeiten, die einzeln gar nicht einmal so sehr schwer wiegen und in der Zusammenfassung doch zu schwersten Schäden führen können - sie werden bei den regelmäßigen, unverhofften Besuchen der Schwester aufgedeckt und allmählich eben

doch abgewendet. Dabei sind es vor allem die einsamen abgelegenen Höfe, zu denen früher niemand hinsand, die bevorzugt von den NS.-Schwestern betreut werden, denn die Bewohner dieser Gehöfte scheuen ja meist für sich und erst recht für das Kind den weiten Weg in die Beratungsstellen. Eine solche r e g e l m ä ß i g e Aufsicht vermag selbstverständlich manchen beginnenden Schaden, der sonst zunächst unbeachtet bleiben würde, aufzudecken. Wie wertvoll solche rechtzeitige Erfassung von Fröh-schäden ist, zeigt sich beispielsweise im schnellen Kurerfolg einer rechtzeitig erkannten und behandelten Tuberkulose oder der Sofortbehandlung einer angeborenen, beim Säugling meist noch leicht zu behhebenden Verkrüppelung. In solchen Fällen würden ohne das Eingreifen der Gemeindegchwester die Schäden sehr viel schwerwiegender, wenn nicht sogar als Folge der Vernachlässigung unheilbar sein.

War die Betreuung durch die NS.-Gemeindegchwester schon in Friedenszeiten notwendig, wieviel mehr ist sie es heute, wo Arbeitsüberlastung oft genug den an sich als notwendig erkannten Weg zum Arzt versperrt. Denn die Fahrt in die Stadt, schon im Frieden nur ungern unternommen, wird heute, infolge der schlechteren Verkehrsverbindungen, für manchen Landmann zu einem kaum noch lösbaren Problem. Und vor allem die Land f r a u, die so fest an Haus und Hof, an Garten und Stall gefesselt ist, scheut solche erzwungene stundenlange Arbeitsunterbrechung und entschließt sich zur Fahrt erst dann, wenn es wirklich nicht mehr anders geht. Da aber auch der Arzt, gleichfalls überlastet und unter den Verkehrsbeschränkungen leidend, viel seltener als früher zu Hausbesuchen sich frei machen kann, sind die Erfahrung und vor allem das wachsame Auge der Gemeindegchwester hier ein notwendiger Ausgleich. Nicht, daß die Schwester den Arzt vertreten kann - das ist ihr nur bei leichten Erkrankungen und Unfällen möglich. Aber einmal kann sie, eben durch die regelmäßige Überwachung der Familie, besonders der Kinder, viel Krankheit v e r h ü t e n, und dann kann sie ihre Autorität einsetzen, um bei notwendiger ärztlicher Behandlung eine Fahrt in die Sprechstunde zu erzwingen. Handelt es sich um ein krankes K i n d und ist die Mutter wirklich von zu Hause nicht abkömmlich, wird die Schwester es übernehmen, den kleinen Patienten dem Arzt zuzuführen.

Aberhaupt ist die Autorität der Schwester ein nicht zu unterschätzender Aktivposten in dem täglich neu zu bestehenden Kampf gegen Nachlässigkeit und Unverstand. Gewiß muß sie bei Erteilung eines Rates auf die nicht wegzuleugnende Überlastung der Bäuerin und Siedlerin (und bis zu einem gewissen Grade auch der Landarbeiterin) Rücksicht nehmen. Sie muß verstehen, daß einzelne Neuerungen, etwa bei der Ernährung nicht nur der Kinder, sondern auch der Erwachsenen, bei allem guten Willen der Hausfrau als zur Zeit untragbare Mehrbelastung abgelehnt werden, obwohl sie im Grunde als richtig und wertvoll erkannt wurden. Aber die NS.-Schwester, die ja durch ihre Ausbildung und ganze Lebenshaltung kein abseits stehender Theoretiker ist, wird hier den rechten Ausgleich zu finden suchen. Je mehr sie selber mit dem bäuerlichen Leben verwachsen ist, sei es, daß sie vom Lande stammt oder längere Zeit mit wachen Sinnen auf dem Lande gelebt hat, um so eher wird sie einen gang-



Besuch der NS.-Schwester in einem Bauernhof im Stubaital

Das Stubaital ist ein Hochtal in 1000 Meter Höhe. Mehrere Stunden muß die NS.-Schwester zu dem schönen alten, in idyllischer Einsamkeit gelegenen Bauernhof aufsteigen, um die Mutter, die ihr fünftes Kind bekommen hat, zu betreuen





Helferin bei der Betreuung der Kinder der Bäuerin,
deren Hilfe bei der Ernte auf dem Felde gebraucht wird

Links: Die N.C.-Schwester hilft die Sorgen der alten Bäuerin tragen



Hilfe bei Wind und Wetter
M.S. Gemeindefchwester auf Skiern im Hochgebirge

baren Weg zwischen den Alltagspflichten und -lasten der Landfrau und ihrer Verpflichtung zur Erhaltung nicht nur der eigenen Gesundheit und Leistungsfähigkeit, sondern auch der ihr anvertrauten häuslichen Gemeinschaft finden. Eine erfahrene Schwester wird auch sehr bald übersehen, wo eine tatsächliche Überlastung vorliegt oder wo es sich um eine gewisse Unfähigkeit, den vielseitigen Pflichten der Landfrau gerecht zu werden, handelt. Denn niemand wird leugnen, daß hier noch manches im argen liegt. Wäre es anders, würden nicht gerade die Landfrauen, die die meisten und verantwortungsvollsten Pflichten haben, auch noch Zeit und Sinn für neue Anregungen aufbringen. Und noch ein anderes: Jahrzehnte-, ja jahrhundertalte Gebräuche und Überlieferungen sind noch längst nicht das Zeichen alter Kultur, sie können vielmehr auch ein Zeichen bewußter Ablehnung jeglichen Fortschritts und damit des Stillstands oder Rückschritts sein! Hier setzt die Aufgabe einer Gemeindefschwester in zäher unermüdlicher Kleinarbeit ein, eine Aufgabe, die um so notwendiger ist, je stärker Aberglaube und altfränkische Überlieferungen verwurzelt sind.

Die Auswirkung der individuellen Beeinflussung

Der Erfolg der Arbeit einer Gemeindefschwester hängt einzig und allein davon ab, ob es ihr gelingt, das volle Vertrauen der Familien, und zwar nicht nur der Mütter und Kinder, zu gewinnen. Hat sie das erreicht, dann darf sie sich mit Recht als Hüterin bäuerlichen Blutes, als Kämpferin für ein echtes Bauertum fühlen. Denn die Praxis hat gezeigt, daß der Rat einer Gemeindefschwester, die sich innerhalb der Dorfgemeinschaft des bedingungslosen Vertrauens aller erfreut, nicht nur in den Fragen des Alltags gefordert wird. Vielmehr ist ihr Einfluß überall, und besonders in Erziehungsfragen, deutlich zu spüren. Die NS.-Schwester ist sich der großen Verantwortung, die ihr aus solch einem Vertrauensverhältnis erwächst, bewußt, und sie wird von sich aus alles tun, um einer derart verantwortungsvollen Aufgabe sich würdig zu erweisen. Nicht daß sie einen Einfluß in Dinge, die außerhalb ihres eigentlichen Arbeitsgebietes - also der gesundheitlichen Betreuung - liegen, erzwingen will, denn mit dem wachsenden Vertrauen ergibt sich ihr Einfluß ganz von selber. Die Alltagsforderungen werden immer das erste Bindeglied zwischen der Schwester und der ihrer Obhut anvertrauten Familie sein. Es ist dann aber nur ein Schritt bis zu jenen Fragen, die tief und einschneidend in die Lebensgestaltung eines jeden Menschen eingreifen. Ein Kind in der Nachbarschaft ist geistig völlig zurückgeblieben, und was ist der Grund? Nicht etwa - wie die Mutter meint - äußere Umstände, sondern die Eltern selber sind Schuld an dem Unglück ihres Kindes, stammen doch beide aus der gleichen belasteten Familie. An diesem traurigen Beispiel wird die Schwester anknüpfen, wenn sie einmal in einer ruhigen Stunde bei einem ihrer Schützlinge das Gespräch auf die Verantwortung des einzelnen gegenüber den nachfolgenden Generationen lenkt. Oder ein anderes: Eine junge Frau, Mutter von zwei gefunden Kindern, wünscht sich nichts sehnlicher, als daß ihre Kinderstube noch

neuen Zuwachs erhält. Der Mann, noch in der materiellen Anschauung vergangener Tage befangen, will es mit den beiden Kindern genug sein lassen, weil er fürchtet, mit einer großen Kinderchar seinen alten schönen Hof zu sehr zu belasten. Die junge Frau vertraut sich der Schwester an, die eine günstige Gelegenheit abpaßt, um in Anwesenheit des Mannes diese Fragen zu berühren.

Nebensächliche Kleinigkeiten, die nicht von Allgemeininteresse sind, sondern einzig und allein die Betreffenden selber angehen? Vielleicht in den Augen jener, denen es auch heute noch gleichgültig ist, ob der Lebensquell wertvollen Blutes sinnlos versickert oder als lebendiger Strom sich durch Generationen klar und rein erhält. Ganz gewiß aber nicht als Kleinigkeit gewertet in den Augen jener Verantwortungsbewußten, denen die Reinerhaltung von Blut und Rasse nicht Schicksalsfrage des einzelnen, sondern Lebensfrage des ganzen Volkes ist.

Die für eine NS.-Gemeindefchwester notwendigen Eigenschaften

Aufgaben wie die oben skizzierten können selbstverständlich nicht von jedermann befriedigend gelöst werden. Vielmehr erfordern sie ein außergewöhnliches Maß von Takt, Menschenkenntnis und Lebenserfahrung. Es ist daher nicht jede NS.-Schwester auch zur Gemeindepflege geeignet, wenngleich - als Folge sorgfältiger Vorprüfung vor der Aufnahme in die Schwesternschaft und als Ergebnis vielseitiger charakterlicher und weltanschaulicher Schulung - die weitaus größte Zahl der NS.-Schwestern in verantwortliche Gemeindepflegearbeit eingesetzt werden können. Neben umfassenden Erfahrungen auf dem großen Gebiet der Kranken- und Säuglingspflege (die sich erst nach mehrjähriger Praxis im Krankenhaus einstellen), neben einem gründlichen Wissen um die Forderungen nationalsozialistischer Gesundheitsführung und guten hauswirtschaftlichen Kenntnissen, neben diesen sozusagen greifbaren Voraussetzungen ist es vor allem eine überdurchschnittliche charakterliche Eignung, die von einer NS.-Schwester erwartet wird. Die Gemeindefchwester muß absolut über den Dingen stehen, sie darf sich weder von persönlicher Freundschaft oder Feindschaft noch von Klatsch beeinflussen lassen. Wer dörfliche Verhältnisse kennt, weiß, wie schwer das oft ist, besonders, wenn man sich nicht abschließt, sondern ganz bewußt sich mitten hinein in das lebendige Leben einer Dorfgemeinschaft stellt. Wer hier den rechten Weg findet (und Tausende von NS.-Schwestern haben bewiesen, daß sie dies vermögen), der läßt die Worte von Hilgenfeldt Wirklichkeit werden:

„Der Schwester ist die unvergleichlich schöne Aufgabe gestellt, als Trägerin und Verfechterin nationalsozialistischer Lebensbefahrung und im Geiste einer durchgreifenden Erb- und Rassenpflege den Grund mitzulegen zu helfen für eine glücklichere Zukunft unsers Volkes.“

Der deutsche Bauer und das Sprichwort

Der Bauer hat es heute nicht mehr nötig, um seine Anerkennung zu kämpfen. Wer heute noch das überlebte Schlagwort von der „Rückständigkeit des Bauern“ aufgreift, beweist nur, daß er selbst zurückgeblieben ist. Nicht nur die großen wirtschaftlichen Leistungen des Bauertums in Vergangenheit und Gegenwart sind bewiesen, auch auf dem Gebiet der Sprache und Literatur, wo man ihm früher am wenigsten eine schöpferische Eigenleistung zutraute, hat der Bauer Hervorragendes geleistet. - Alle Kräfte, die die bäuerliche Sprache verächtlich zu machen, sie als gänzlich ungehobelt und unliterarisch hinzustellen versuchten, hatten vergessen, daß gerade die deutsche Sprache als Ausdrucksform eines bäuerlichen Volkes entstanden ist. Der größte Teil unseres heutigen Sprachgutes steht im engsten Zusammenhang mit dem Bauertum.

Es sind uns nicht nur seit alter Zeit eine Fülle von Ausdrücken aus der bäuerlichen Lebenssphäre neben den zahlreichen Familiennamen, die auf eine bäuerliche Tätigkeit hinweisen, überliefert; vor allem die Sprichworte, ein leider nur wenig beachtetes Gebiet unserer Volksforschung, spiegeln uns die Bedeutung des Bauertums für unser Volk und seine Sprache wider.

Die auf unsere Zeit überkommenen Sprichworte sind ein uralter Schatz von Volksweisheit. Sie verbergen meist unter einem schlichten Gewand eine Fülle von Lebensweisheit und Erfahrung, die von Generation zu Generation durch die Jahrhunderte überliefert wurde. Man findet heute vor allem zwei Arten von Sprichworten, solche, die sich mit dem Bauern und seinem Lebenskreis befassen, und andere, die unzweideutig im Bauertum entstanden sind. Nur im Handwerk, das in vieler Beziehung dem Bauertum nahesteht, sind in gleichem Maße Sprichworte zu finden.

In einer Zeit, in der der deutsche Mensch noch keine geschriebenen Gesetze und Lebensregeln hatte, als er den Gegensatz Stadt und Land noch nicht kannte, waren die einfachen, aus dem Leben entstandenen und lebenswahren Sprichworte seine Richtschnur. Noch in der Gegenwart kann man eindeutig feststellen, daß der bäuerliche Mensch Lebensregeln in mündlich überlieferten Sprichworten zum Ausdruck bringt, während der Städter mit Vorliebe Geschriebenes „zitiert“. Das Sprichwort hat keinen Namen und keinen feststellbaren Verfasser. An ihm haben oft Jahrhunderte gewirkt, und in ihm haben sich vergangene Generationen ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Alle Formen vom alten Stabreim über die einfache Prosa bis zum feingeschliffenen Vers sind hier anzutreffen. Niemals hat das Sprichwort in den Regalen der Bibliotheken sein Dasein gefristet, immer behielt es seine Stellung im Leben des Bauertums und damit unseres Volkes überhaupt. Es ist

somit einer der ehrfurchtgebietenden Beweise für die Kulturhöhe unserer Vorfahren und ein Spiegel ihrer und unserer Seele.

Das bäuerliche Sprichwort ist allein aus der Gebundenheit an die Naturgesetze des Werdens und Seins als Lebensweisheit des Bauern entstanden. Hier läßt sich das ewige Ringen um den Erfolg seiner mühsamen Arbeit erkennen, aber auch das Innere dieser oft verschlossenen Menschen tritt in den kurzen, treffenden Sätzen und in der bildhaften Kraft ihrer Sprüche zutage. Die oft so einfach erscheinende und doch so tiefe Wahrheit, die hier zu uns spricht, kann nur der verstehen, der um die Verwurzelung unseres Bauerntums im Odalgedanken von Blut und Boden weiß.

Auch andere Völker kennen Sprichworte, die, untereinander verglichen, manchen bemerkenswerten Unterschied zeigen. Wie groß der Abstand zwischen dem deutschen und dem jüdischen Spruch ist, dafür nur zwei Beispiele. Im Alten Testament lesen wir:

Verflucht sei der Acker um deinetwillen!

Im Gegensatz hierzu formt der deutsche Bauer den Spruch:

Das beste Wappen in der Welt,
das ist der Pflug im Ahrenfeld.

Der jüdische Talmud aber rät:

100 Gulden auf den Handel, gibt täglich Wein und Schmalz,
100 Gulden auf den Ackerbau, kaum Gemüse und Salz.

Diese Art Rechnung ist dem deutschen Bauern, der seine Arbeitskraft und nicht nur Geld einsetzt, immer fremd geblieben. Zu ihm spricht höchstens sein Hafer:

Baußt mich in d' Molde,
ich laß dir's nicht unvergolde.

Aus den Sprichworten des deutschen Bauern leuchtet eine derbfrische und unbändige Daseinsbefahrung hervor. Sie sind keine dunklen Weisheitsprüche, in die man erst einen Sinn hineingeheimnissen muß. Daher berichten sie meist von Wind und Wetter, Vieh und Acker und dem Zusammenleben der Menschen untereinander, so wie es der „gemeine“ Mann sieht und sich darüber Gedanken macht. Wir können hier nur eine kurze Auswahl bieten.

Vom Fleiß des Bauern spricht:

Fleiß bringt Brot, Besser ackern und düngen,
Faulheit Not. als beten und singen.

Der Bauer ist oft in den Ruf eines Geizhalses gekommen. Daß ihn aber immer eine notwendige Vorratswirtschaft zur Sparsamkeit trieb, beweisen die Sprichworte:

Mit säckvoll soll man einnehmen, Eier in de Pann,
mit handvoll ausgeben, dat gifft woll n' kauen,
denn das Jahr hat ein groß Maul. aber kein Ruten.

Auch der deutschen Denken beherrschende Grundsatz:

Gemeinnutz geht vor Eigennutz

ist einst im Bauerntum entstanden, genau wie der Satz:

Mein Pfennig ist deines Pfennigs Bruder.

Gemeinschaftsgefühl und gegenseitige Hilfeleistung sind im Bauerntum immer lebendig gewesen. - Auch der Bauersfrau und ihrer Arbeit ist manches Sprichwort gewidmet:

Wenn die Hausfrau in Küche, Stall und Keller
und der Herr in Scheune und Feld,
so ist die Wirtschaft wohl bestellt.

Eine gute Hausfrau mehrt das Haus, Wenn der Bauer sein Weib schlägt,
eine schlechte trägt's zur Haustür raus. trifft er mit der linken seine rechte Hand.

Kinderreichtum ist ja im Bauerntum immer selbstverständlich gewesen, denn:
Je mehr Kinder, je mehr Glück.

Wieviel Wissen um die Erbgesetze spricht aus den so einfach klingenden Worten:

Wenn auch ein Huhn die Gans erzieht,
sie geht doch ins Wasser.
Ein Hahn hat so viel Flügel wie ein Falk
und kann doch nicht hoch fliegen.

Die Weltanschauung unserer Vorfahren hat sich als Lehre ihres Blutes und Geistes in knappen Sätzen vererbt:

Wer die Hand legt an den Pflug,
nicht hinter sich lug.
Wer über sich haut,
dem fallen Späne in die Augen.
Leere Kornähren stehen hoch.

Auch das religiöse Empfinden spiegelt sich im Sprichwort wider:

So mancher geht dahin und nimmt nicht in acht,
daß jede Viertelstunde sein Leben kürzer macht.

An zwei Äcker sollst du denken, Gottes Vaterhand zur Ruh.
einen nur besäest du, Darum sollst du heut und morgen
in den anderen wird dich senken für ein gutes Saat Korn sorgen.

Der Bauer erkennt seine Schicksalsabhängigkeit von der Natur, und auf sich selbst gestellt, spricht er:

Hilf dir selbst, dann hilft dir dein Herr Gott.

Viele bäuerliche Lebensregeln finden wir auch als Hausinschriften wieder. Gerade diese leider nur sehr wenig beachteten Kulturdenkmale aus der Vergangenheit weisen auf die Wichtigkeit der bäuerlichen Arbeit hin:

Gottes Segen und des Bauern Hand
ernährt das ganze Vaterland.

Mein Haus ist mein, und wird's dem Dritten übergeben,
und doch nicht mein, so wird's ihm ebenso ergehen.
der nach mir kommt, Den Vierten trägt man auch hinaus -
ist auch nicht sein, nun sagt mir doch, wes ist das Haus.

Unter den Sprichworten verdienen die **Wetterprüche** noch besondere Beachtung, denn:

Wetter und Wind ändern sich geschwind.

Dieses Spruchgut konnte nur im Bauerntum entstehen, denn der Bauer ist mehr als jeder andere zu allen Zeiten auf die Witterungseinflüsse angewiesen gewesen, und für ihn bringt jeder Tag verschiedene Arbeit. Die Wetterprüche versuchen nun, in die geheimnisvolle Gesetzmäßigkeit des Jahresumlaufes einzudringen. Eine große Anzahl knüpft sogar an einen bestimmten Tag des Jahres an:

Läuft an Fasnacht das Wasser im Wagenreif,
wächst der Flachs lang wie ein Pferdeshweif.

Die Tatsache, daß zahlreiche Wetterregeln schon jahrhundertlang bestehen, beweist, daß sie aus einer wirklichen Wettererfahrung des Bauern entstanden sind. Besonders in diesem Spruchschatz läßt sich die Verbundenheit mit der Natur erkennen.

Geht der Wind durch Nord nach Ost,
so bleibt er stehen,
geht er aber durch Süd nach Ost,
so springt er bald zurück.

Eine Abart der Sprichworte sind die Redensarten, die heute in Stadt und Land verbreitet sind. Das ihnen zugrunde liegende Bild ist fast ausschließlich aus der bäuerlichen Lebenssphäre entnommen und beweist klar die Herkunft. Eine Fülle von Redensarten leben in allen Teilen des Reiches. Aus ihnen allen leuchtet ein derbfröhlicher Humor. So hört man in Schlessen aus dem Munde des Bauern:

Inse Muhme is a seldener Besuch,
se komm jährlisch od zwee mol und se bleibt jedes mol 6 Monden.

Der fränkische Bauernbub endlich stellt auf der Kirchweih, als er sich sattgegessen hat und noch ein Hitzefreß kam, mit Bedauern fest:

Wenn nur der Buckel auch Bauch wäre.

Auch die kurzen Redensarten:

„Den sticht der Hafer“
„Das geht auf keine Kuhhaut“
„Er hat sein Schäfchen geschoren“
„An einem Strang ziehen“
„Leeres Stroh dreschen“

beweisen uns die große Bedeutung des Bauerntums für unsere Sprachschöpfung. Der Städter spricht diese Redensarten oft gedankenlos nach, ohne daran zu denken, daß sie aus einer bäuerlichen Erfahrungstatsache heraus entstanden sind.

Bei der Beschäftigung mit dem deutschen Spruchschatz erkennt man eines: hier lebt altes deutsches Bauerntum, seine Lebenserfahrung und sein Witz fort. Sprichwort ist, wie Sage, Märchen und Volkslied, ureigenste Kunst des unbekanntes deutschen Bauern, der sich hier ein ewiges Denkmal geschaffen hat. Wir wollen in einer Zeit der Besinnung auf die Kräfte unseres Bauerntums auch an diesen Wegweisern in eine unvergängliche Welt tiefer Volkswisheit nicht achtlos vorübergehen!



Thomas Baumgartner, Kreuth

Auf der Alm

Mathäus Bayer:
Der Frontsoldat
(Holzplastik)



Unten:
Willi Egg:
Rübe
auf der Weide



Deutsche Kunst im Kriege

Zur „Großen Deutschen Kunstausstellung 1940“ in München

Die neue deutsche Lebensschau, auf eine harmonische, allumfassende Ganzheit gerichtet, hat auch Kunst und Volk wieder zusammengeführt, die durch eine verhängnisvolle Fehlentwicklung viele Jahrzehnte getrennt waren. Schon in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des Kampfes um die Befreiung Europas von der englischen Vorherrschaft hat der Nationalsozialismus die schöpferische Leistung der deutschen Künstler aus der bürgerlich-privaten Sphäre in den hohen Rang staatspolitischer Förderung und Beauftragung erhoben. Das Wort vom Ewigkeitswert der Kunst ist nicht nur für den Frieden gesprochen worden. Es gilt doppelt für eine kriegerische Zeit, die alle Werte unerbittlich prüft und den Menschen vor die letzten Entscheidungen stellt.

Die „Große Deutsche Kunstausstellung 1940“, die im Juli in München ihre Pforten öffnete, hat Hunderttausenden ein Kulturerebnis vermittelt, wie es in diesem Krieg keinem anderen Volk vergönnt ist. Der Wille des Führers hat diese Ausstellung ermöglicht, während unser Volk mit angespannter Kraft sich den Endsieg erkämpft. Im Lager des Feindes ist schon seit Kriegsbeginn jedes Kulturleben erloschen; im Lebensraum des deutschen Volkes sind die besten schöpferischen Kräfte ungehindert am Werk, um der Nation die großen künstlerischen Sinnbilder zu schenken, die der Nachwelt Zeugnis von der geschichtlichen Leistung unserer Zeit geben sollen. Deshalb hat diese von einem starken Leistungswillen befeelte Münchener Ausstellung eine besondere kulturpolitische Bedeutung. Sie wendet sich an das deutsche Volk in Stadt und Land im sicheren Bewußtsein der materiellen, geistigen und seelischen Überlegenheit gegenüber den Repräsentanten der Weltanschauung von gestern. Sie ist ein Gleichnis unseres unerschütterlichen Glaubens an die deutsche Berufung, die im Endsieg der deutschen Waffen ihre Bestätigung erfahren wird.

Die Schau vor dem Urteil der Gemeinschaft

Der Leistungsschau des deutschen Kunstschaffens im Münchener Haus der Kunst ist vom Führer eine klare und eindeutige Aufgabe gestellt worden: sie soll aus dem vielfältigen Schaffen der Bildhauer, Maler und Graphiker aller deutschen Landschaften zusammenführen, was zur Gemeinschaft spricht und vor dem Urteil der Gemeinschaft besteht. In den ersten Jahren bedeutete das eine Sichtung der volksverbundenen werthafsten Kunst auf breiter Grundlage, eine Zusammenschau des deutschen Kunstschaffens, das sich abseits von unfruchtbarer Problematik zur Klarheit, Gesundheit und Schönheit bekennt, die deutsche Wirklichkeit spiegelt und dem Zeitgeschehen im künstlerischen Sinnbild Dauer verleiht. Nach der Anordnung des Führers

wird von Jahr zu Jahr ein strengerer Prüfungsmaßstab an die ausgestellten Werke gelegt, damit sich aus dem breiten Querschnitt des zeitgenössischen Kunstschaffens immer mehr die große Leistung heraushebt. Die Zielsetzung dieser einzigartigen Schau heißt: den Künstler zur volknahen Leistung, das Volk zu künstlerischem Sehen erziehen, den Millioonen, die bisher zwangsläufig abseits von der Kunst standen, das innerliche Erlebnis der Kunst zu schenken.

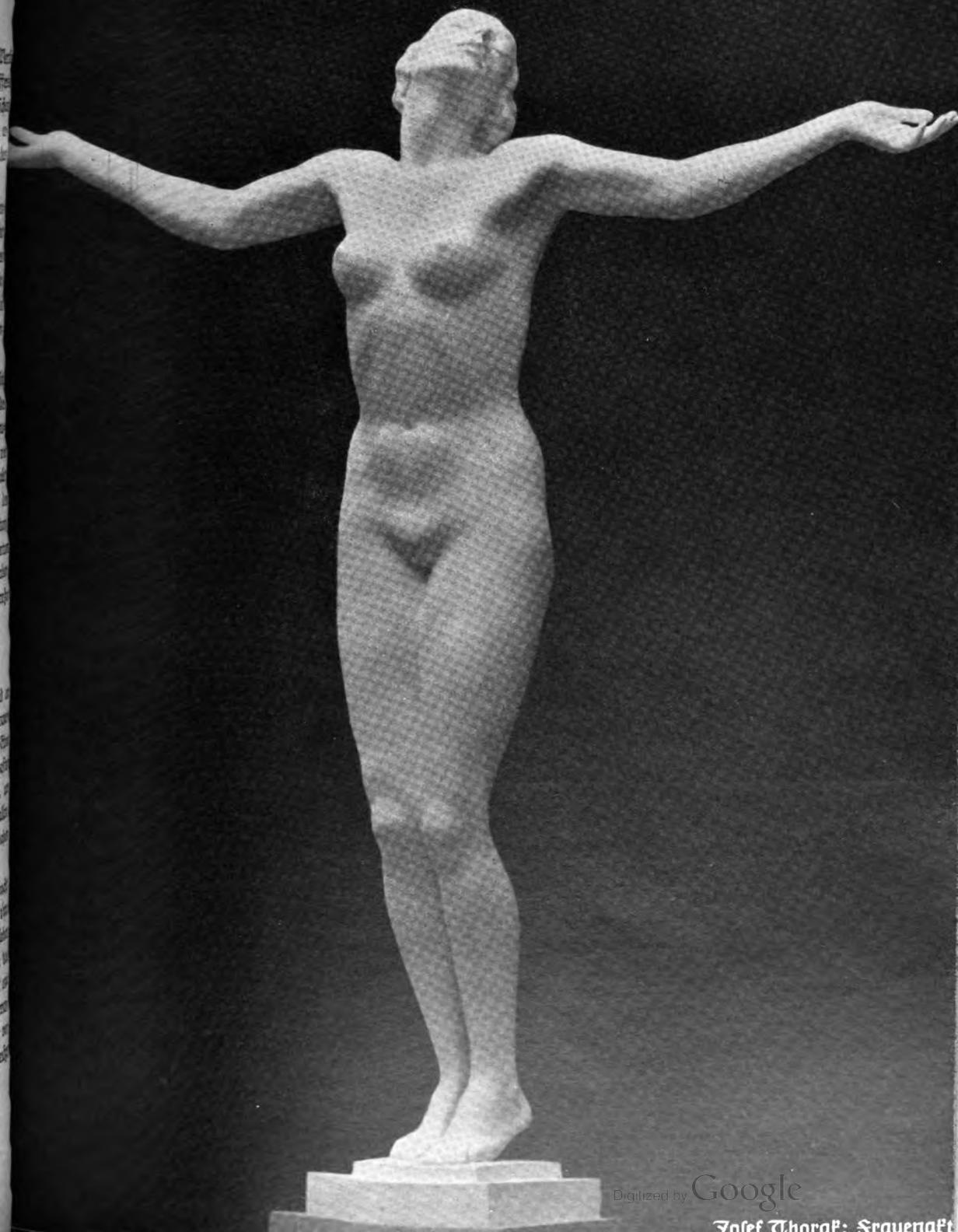
Die diesjährige Münchener Kunstausstellung bedeutet einen neuen Schritt vorwärts zur Klärung des Gegenwartsbildes der deutschen Kunst. Schon die Zahl der ausgestellten Kunstwerke, die rein organisatorische Leistung unter den erschwerenden Anforderungen des Krieges zwingt zur Bewunderung. Fast 1400 Gemälde, Plastiken und graphische Arbeiten aus allen deutschen Gauen werden-gezeigt, wobei besonders die Ostmark wieder mit Gemälden hoher künstlerischer Qualität vertreten ist.

In der nach künstlerischen Themen und Motiven geordneten Ausstellung heben sich deutlich drei große Gruppen heraus, die gewissermaßen Kristallisationspunkte des neuen Werdens in der Kunst sind: die Meisterwerke der Plastik, besonders die monumentalen Werke, die als Sinnbilder der politischen Erneuerung für die Einheit von Kultur und Staat Zeugnis geben sollen, die Bilder der deutschen Kriegsmaler und die Werke jener Künstler, die aus einer erlebten Nähe zum Bauerntum den Landmenschen und seine Welt schildern und unser Volk zu einer bäuerlichen Haltung erziehen wollen. Die drei Grundpfeiler unseres Reiches, Führung, Soldatentum und Bauerntum, sind auch zu einem Kraftquell künstlerischer Bestimmung geworden. Sehr eindrucksvoll ist in diesem Jahr wieder die graphische Abteilung der „Großen Deutschen Kunstausstellung“.

Zuchtvolle Formen der Bildhauerkunst

In dem lichten Hauptsaal, der die Meisterschöpfungen der Plastik birgt, wird am ersten die tiefgreifende Wandlung der Kunst durch die Erneuerung und Verinnerlichung unseres geistigen Lebens offenbar. Wenn man die bei aller inneren Gelöstheit zuchtvollen Formen der Bildhauerkunst von heute mit der leeren und epigonenhaften Figurenplastik vergleicht, wie sie um die Jahrhundertwende Triumphe feierte, um zwanzig Jahre später in das andere Extrem der abstrakten Formlosigkeit zu verfallen, dann erkennt man den ungeheuren inneren Abstand unserer Zeit von der nahen Vergangenheit und den Zuwachs an gesundem Lebensgefühl.

Die Plastik hat sich eher und stärker als die Malerei von der Sucht freigemacht, die Erscheinungen der Wirklichkeit nur mit photographischer Treue nachzubilden, ohne sie mit einem eigenen lebendigen Sein zu erfüllen, mit dem von jeher das Eigenleben der Kunst erst begonnen hat. Erinnern wir uns an die Denkmäler, die um das Jahr 1900 als Monumente ihrer Zeit entstanden sind und heute noch in Stadt und Land pietätvoll gehegt werden, obwohl es zuweilen scheint, als ob ein Uniformenschneider und kein Bildhauer am Werk war. Während die epigonale Kunst der vergangenen Zeit sich damit begnügte, Kunstgeschichte nachzuahmen und in Preußen



Digitized by Google

Josef Thorak: Frauenakt



Alfred Koloff: Pferde im Gewittersturm

etwa die große Tradition eines Schlüter, Schadow und Rauch verleugnete, macht sich die junge Plastik des neuen Deutschland die schöpferischen Werte der alten Meister zu eigen, indem sie sich den Idealen unserer Zeit erschließt. Dafür können Arno Breker und Fritz Koenig als Beispiele genannt werden. Brekers Gipsrelief „Kameraden“ hat in seinem edlen unbändigen Pathos etwas vom soldatisch-preußischen Barock der Totenmasken Schlüters im Berliner Zeughaus. Dennoch schwingt dieses riesige Bildwerk ganz im Erlebnisraum unserer Zeit als ein starkes künstlerisches Sinnbild für das Kriegserlebnis der Generation von 1940.

Neben dem ausgeprägten Raumgefühl, das die Meisterwerke der deutschen Plastik heute auszeichnet und ihren Figuren die ausgeglichene Harmonie der Haltung und Bewegung gibt, ist die gesunde und junge Körperlichkeit bestimmend für das Erscheinungsbild dieser hochentwickelten Kunst. Wie in den schöpferischen Epochen der Antike wird der menschliche Körper nackt dargestellt, als Sinnbild des adligen und reinen Blutes. Der Körper ist nicht mehr ein „Gefäß der Seele“, sondern Seele selbst, edel in Haltung, Ausdruck und Gebärde. Der Künstler will dem Volk, besonders der Jugend, das Auslesevorbild eines Menschentums geben, das sich wieder dem freien Lebensgefühl der Antike genähert hat. Dieses neue Lebensgefühl verkörpern Josef Thoraks Frauenakt, Georg Kolbes weibliches Standbild „Flora“, die weibliche Monumentalfigur von Paul Bronisch, die adlige Jünglingsfigur Bernhard Bleekers, die in Haltung und Stil sorgsam ausgewogene „Schauende“ von Klimsch und die „Maja“ des gleichen Bildhauers.

Der hohe Stand der Bauplastiken

Einen hohen Rang bildnerischer Kultur behaupten wieder die Bauplastiken, die monumentalen Werke der Bildhauerkunst, die unter freiem Himmel als plastischer Schmuck von repräsentativen Staatsbauten aufgestellt werden sollen, um in harmonischer Zusammenwirkung mit der Architektur zu künstlerischer Wirkung zu kommen. Eine Monumentalplastik wie der „Genius des Sieges“, den Adolf Wamper für die Berliner Ost-West-Achse geschaffen hat, vermag im geschlossenen Raum kaum zur vollen Wirkung zu kommen. Aber auch hier wird dem Beschauer der Eindruck eines Kunstwerks von leidenschaftlichem Ausdruckswillen vermittelt. Arno Brekers Stil, der unser Zeiterlebnis in großen künstlerischen Sinnbildern spiegelt und seine Eigenart in einer unerhörten Steigerung des Körperausdrucks bei sorgfamer anatomischer Genauigkeit findet, ist zur Vollendung gediehen. Von musikalisch-rhythmischem Geist erfüllt zeigt sich Josef Wackerles „Lynkeus“. Aus der großen Zahl ausdrucksvoller Porträtköpfe seien die berühmte Schlieffen-Büste Fritz Klimschs, wohl der geistvollste Strategenkopf, den ein deutscher Bildhauer geformt hat, und der innerlich verwandte Kopf eines Walzmeisters von Fritz Koenig genannt.

Das Kriegserlebnis der Jahre 1939 und 1940 ersteht in den Bildnissen eines Eichhorst, Elk Eber, Claus Bergen, vor allem in den kraftvoll-symbolischen Gemälden „Der ewige Musketier“ von Wilhelm Sauter, die den deutschen Frontsoldaten in unpathetischer und schlichter Größe versinnbildlichen.

Das Bauerntum in der Kunst

Viele der reifen und vollendeten Gemälde schildern Acker und Pflug und den Segen der bäuerlichen Arbeit, die deutsche Landschaft, die aus dem harten Alltag bis an die Grenze des Himmels reicht, die deutsche Familie als Sinnbild der gesunden Lebenskraft. Die Arbeit des deutschen Landmannes, sein Einsatz für das Leben und Fortbestehen des deutschen Volkes sind Themen, die in vielen reifen Werken gestaltet werden. Wahrheitsgehalt und bildnerische Ausdruckskraft dieser Kunst sind durch strenge Handwerklichkeit und frische, unverbildete Erlebnisbereitschaft gesichert. Aus der großen Zahl dieser dem Bauerntum verpflichteten Künstler der Münchener Kunstschau seien Eichhorst, Baumgartner, Gerhardinger, Franz Xaver Stahl, Sepp Hülz und Wolfgang Willrich genannt.

Viele Bauerndarstellungen wenden sich an das Gemüt des Beschauers, erzählen vom Leben des Landvolks, von Arbeit und Feier. Bei anderen einprägsamen Leistungen werden mehr die künstlerischen Werte betont. Einige meisterliche Arbeiten wissen beides zu vereinen, so der begabte Hanns Schmitz-Wiedenbrück mit seinem „Johannisfeuer“, die bewegte Schilderung einer bäuerlichen Gemeinschaftsfeier, die durch kultivierte lockere Malweise und Kraft der Charakterisierung eine starke Wirkung ausübt. Zu dieser Gruppe lebensnaher Bauerndarstellung gehören auch die Porträtköpfe Wolfgang Willrichs, die „Bauernbraut“ von Sepp Hülz, das eindrucksvolle Bild einer ländlichen Raft von Rudolf Schramm-Zittau und Franz Xaver Stahls wuchtige „Dorfschmiede“. Bemerkenswert ist, daß manche Künstler in handwerklicher Sorgsamkeit ein Motiv aus den vergangenen Jahren wieder aufnehmen und in neuer künstlerischer Schau gestalten, so Junghans mit seinem monumentalen Pflügerbild und Sepp Hülz mit seinem Altbild „Eitelkeit“. Franz Eichhorsts „Mittagsruh“, das Bild einer Bäuerin, die mit sorgender Gebärde den Schlaf ihres Wiegenkindes behütet, ist vorbildlich als Darstellung aus dem bäuerlichen Lebenskreis und auch künstlerisch wesentlich, weil die beste Tradition Wilhelm Leibls mit starker eigener Ausdruckssprache erfüllt wird. Von eigenwilliger Ausdruckskraft, feinfühlig ausgewogen in der Farbgebung, ist Rudolf Hermann Eisenmengers Gemälde „Abziehendes Gewitter“, von naturhafter Spannung erfüllt Alfred Koloffs „Pferde im Gewittersturm“.

Die romantische Richtung unserer Landschaftsmalerei zeigt mit ausdrucksvollen Bildern von Anton Müller-Wischin, Oskar Graf, Willy ter Hell und Hans Frank eindrucksvolle Leistungen, während aus dem Kreis der mehr sachlich schildernden Künstler eine bäuerliche Landschaft von Sepp Meindl und ein sudetendeutsches Bergbauerndorf von Willi Daupie hervortreten. Auch die reine Porträtkunst offenbart schöpferischen Reichtum: vor allem das Feldherrnporträt des Führers von Conrad Hommel, die Frontstudie „Meine Kameraden in Polen 1939“ von Georg Siebert, eines der stärksten Frontsoldatenporträts, das wir bisher sahen, und das anmutvolle Mädchenbildnis des Wiener Malers Leo Frank.

Als abgeschlossenes und reiches Lebenswerk wird auf der diesjährigen Münchener Kunstschau in einer Sonderausstellung die künstlerische Ernte des kürzlich verstorbenen Altmeisters Fritz Stahl gezeigt, dessen Schaffen in der italienischen Landschaft die Kraft der malerischen Phantasie zu schönster Blüte geführt hat.

Das Landarbeiterhaus

Seht, der Dreschberger baut ein Landarbeiterhaus! Er hat es sich lange überlegt und ist oft in der Stadt gewesen, bis alles klar in ihm war, aber nun baut er ein Haus für seinen Kofknecht Alois, der im Sommer heiraten will.

Der Frühling ist gekommen, die Sonne hat den Schnee geschmolzen, und der Regen hat die Straßen aufgeweicht, daß sie wie feuchte Acker sind. Und schon beginnen die Wiesen zu grünen, die Winterfaat wächst merklich von Tag zu Tag, und die Bäche rauschen zur Orgel der Wälder, die der Wind mit Meisterschaft spielt. Es ist eine herrliche Zeit.

Und da soll ein Landarbeiterhaus in der Gegend, die hügelig sich hinzieht längs des Ennsflusses, entstehen, ein richtiges, kleines Familienhaus mit ein paar netten Kammern und einer Küche. Wer vermag denn solches zu begreifen? Zum erstenmal geschieht das in der Gegend, und die Bauern und ihr Gesinde, wie sie ringsum auf den Höfen sitzen und die Acker bestellen, reden nach der Arbeit über das Beginnen des Dreschberger, sie sagen, ja, es wird wohl ein schönes Haus, wir haben kein ähnliches weit und breit, höchstens das Haus des Arztes im Dorf läßt sich mit dem Landarbeiterhaus des Dreschberger vergleichen. Und hört, sagen sie am Abend in den Stuben, der Kofknecht Alois soll einziehen, der Kofknecht Alois allein.

Welch ein Staunen!

Der Regen versiegt, gottlob, die Scholle trocknet, sie können den Pflug und die Egge über die Felder ziehen, und indes wächst das neue Haus in die Höhe. Am Abend kommen die Nachbarn und sehen das werdende Haus an, sie reden mit dem Dreschberger, der es an keinem Abend versäumt, noch einmal nach dem Bauplag zu gehen, das Tagewerk der Maurer zu prüfen. Der Alois will heiraten, da muß das Haus fertig sein, sagt der Dreschberger.

Dieser Eifer über dem neuen Haus! denken alle, und es wird der Kofknecht darin wohnen, nicht der Bauer.

Es wird Mai. Es ist ein prächtiger Mai voll Sonne und warmem Regen. Die Ernte wird gut, sagen die Bauern, Gott schütz' uns nur vor Hagel! Aber seht das Landarbeiterhaus des Dreschberger! sagen sie noch. Wahrhaftig, das Haus trägt schon den Dachstuhl, ein Lannenbäumchen mit bunten Papierbändern ist auf dem First aufgepflanzt, lustig flattern die Bänder im leichten Wind. Beim Dreschberger feiern sie das Richtfest. Der Bauer gibt den Maurern und den Zimmerleuten ein gutes Mahl, und das Gesinde darf auch mithalten. Und Alois, der Kofknecht, spendet Bier, ob, er läßt sich von den Arbeitsleuten nichts Schlechtes nachsagen, er weiß, was er zu tun hat. Da trinken sie ein wenig über den Durst, es geht bis in die Nacht laut her beim Dreschberger, die Maurer und die Zimmerleute zwicken die Mägde in die Arme und später, da sie noch mutiger sind, in die Waden, ja, das macht ihnen Spaß. Die Knechte sehen eine Weile zu, wie die Handwerker zusehends Macht über die Mägde gewinnen, aber plötzlich ist es ihnen mit diesem Treiben zuviel, sie drängen die Maurer und Zimmerer beiseite und erobern sich die Mägde zurück. Sie lassen ihre Kraft spielen, daß die Hand-

werker still werden und einer nach dem andern zu Bett gehen. Mit den Knechten ist nicht leicht auszukommen, das weiß man.

Sie mähen die Wiesen und fahren das Heu ein, und sie mähen den Klee und hängen ihn zum Trocknen auf. Der Himmel ist ihnen gnädig, er läßt die Sonne scheinen. Der Schweiß rinnt den Knechten und Mägden von der Stirne, wenn sie so auf den Feldern arbeiten.

Allein, am Abend spüren sie keine Müdigkeit, nein, sie stehen rund um das Landarbeiterhaus, und manche treten auch ein. Denen erklärt der Kofknecht Alois, wie er wohnen wird. Als Schlafkammer nehme ich einen Raum, der Morgensonne hat, sagt er. Das Kind soll es gleich in aller Frühe sonnig haben.

Das Kind? fragen sie.

Ja, antwortet der Kofknecht, im Herbst werde ich Vater sein.

Neuigkeiten über Neuigkeiten! Dann ist die Stallmagd Anna vom Förg, die doch mit dem Kofknecht versprochen ist, schwanger, versteht sich. Man merkt es ihr nicht an, reden die Bäuerinnen und Mägde untereinander. Es wird ein schwaches Kind, sagen sie.

Das neue Haus wird nun mit Siegeln gedeckt; die leuchten über die Heide hin, die sich an den Grund des Dreschberger schließt. Der Baron vom großen Nachbargut sieht das schöne rote Dach, wenn er vor seinem Tennentor steht; gewiß, er muß es sehen. Was er sich da denken mag? Der Baron ist ein fortschrittlicher Mann.

Die Schnitzzeit ist da. Überall mähen Poladen auf den Getreidefeldern, sie mähen gut. Ja, sie sind ausgesprochene Sommerarbeiter, in der kalten Jahreszeit lungern sie lieber in der warmen Stube herum und wollen keine Arbeit tun. Ein paarmal regnet es, sie können nicht auf die Felder gehen, Gott sei's geklagt. Jedoch, der Himmel scheint wieder blau, sie ernten das Korn und den Weizen und den Hafer.

Wie steht es aber mit dem Landarbeiterhaus? Die Handwerker sind zu Ende gekommen, das Haus wartet auf den Kofknecht Alois und die Seinen. Beinahe hätte er jetzt keine Zeit, seine Möbelstücke und die seiner Anna herbeizuschaffen. Und schließlich muß er auch heiraten, es ist höchste Zeit.

Wann hat es je ein so schönes Erntefest beim Dreschberger gegeben? Das Landarbeiterhaus steht schmucl in der Landschaft, das Getreide liegt auf dem Kornboden, und der Kofknecht Alois feiert Hochzeit. Die Anna ist schon überaus stark, sie kann sich nicht mehr so leicht bewegen, aber sie ist fröhlich und zieht lachend in das neue Haus ein.

Sie mähen das Grummet, graben die Kartoffeln aus und ernten Rüben und Kraut. Sie leeren die Apfel- und Birnbäume und pressen den Most. Die Anna gebärt einen Knaben, der gar nicht so zart ist, wie die Weibsleute ehvor gemeint hatten, und es wird Spätherbst, die Blätter fallen, bald stehen die Bäume entlaubt, der Nebel schleicht durch die Gegend.

Und die Weihnacht geht vorüber, der Schnee liegt hoch. Der Kofknecht Alois hat es gut, er ist wie ein Bauer in seinem Haus. Dank für einen solchen Herrn wie den Dreschberger! Der Kofknecht lobt den Bauern auch, wo und wann immer es möglich ist, er sagt, er lache jeden Knecht aus, der in die Stadt gelaufen ist. Seht mich nur an, ich werde zum zweitenmal Vater, sagt er. Ja, in einem Landarbeiterhaus läßt sich leben.

Und es ist wieder Frühling geworden. Aber welche Freude über diesen Frühling im Landarbeiterhaus des Dreschberger! Das Leben ist gut, sagen sie dort, ja, das Leben in einem solchen Landarbeiterhaus ist gut.

~ ZUCHT UND SITTE ~

Europäische Geburtenlage

Die Entscheidung darüber, ob ein Sieg Dauer hat, wird nicht im Kampf mit der Waffe gefällt, sondern liegt in den Wiegen der Völker. Europa hat durch den englischen Krieg dieses Problem vor seinen Türen stehen. Der Marschall Pétain hat bei der Verkündung der Notwendigkeit, die Waffen niederzulegen, als ersten Grund die Geburtenschwäche des französischen Volkes als Ursache genannt.

Wenn man die europäischen Völker untersucht, dann stellt man fest, daß sich für die Geburtenlage Europas eine Gruppe wachsender Völker ergibt. Zu dieser zählen alle slawischen Völker. Daneben steht eine Gruppe geburtenschwacher Völker. Zu dieser zählen, mit Ausnahme des deutschen Volkes, leider alle germanischen Völker. Bei den romanischen Völkern hat Italien wachsende Kraft, dagegen sind die Franzosen heute das Volk, das an der Spitze des Volksterbens steht.

Interessant ist, daß in Frankreich sich zuerst die Frage nach der Geburtenhäufigkeit erhoben hat. Frankreich hat zuerst bevölkerungspolitische Propaganda getrieben. Das französische Volk hat als erstes Volk ein System von Ausgleichsklassen geschaffen. Die bevölkerungspolitische Propaganda ist bis in die Schulbücher und Kalender gedrungen. Selbst im Soldaten-Almanach für 1940 befindet sich ein umfangreiches Kapitel über den Volkstod. Als erstes Problem wird das Familienproblem erörtert und mit Ziffern der französischen Statistik belegt, die allerdings erschütternd sind.

1876 verfügte Frankreich noch über 1022 000 Geburten. Im Jahre 1938 nur noch

über 615 000
und im Jahre 1939 nur über . . . 600 000

Geburten. Man vergleicht mit alarmierenden Hinweisen dagegen die deutsche Geburtenziffer, die allein im Jahre 1939 die französische um genau 1 Million überträgt. Man verweist sorgenvoll auf die ähnlich gelagerten Erfolge von Italien und von Japan.

Die geschichtlichen Zahlen sind erschütternd genug, um auch hier gegenübergestellt zu werden. Vor 100 Jahren verfügte

Frankreich	über 31 851 000 Einwohner,
z. Z.	über 42 000 000
England	über 21 600 000 Einwohner,
z. Z.	über 47 000 000
Italien	über 15 500 000 Einwohner,
z. Z.	über 44 000 000
Deutschland	über 22 000 000 Einwohner,
z. Z.	über 88 000 000

Von diesen Zahlen aus begreift man die großen Möglichkeiten, die aus der Volkskraft Frankreichs Napoleon hatte im Vergleich zu allen anderen europäischen Völkern, und welche Bedeutung der wachsenden Volkskraft unseres Vaterlandes zukommen muß, wenn der Lebenswille bei uns anwächst und sich endgültig zum Kinderreichtum durchsetzt. Die Franzosen selbst führen aus, daß sie in 50 Jahren 12 Millionen Einwohner verlieren werden. Darüber hinaus erkennt man die weiteren Gefahren in der Verschiebung im Altersaufbau zur Vergreisung hin. Zählte man 1860 nur 4 Millionen alte Franzosen über 60 Jahre, so waren es 1935 6 Millionen und in 50 Jahren werden es 10 Millionen Greise sein von nur noch 30 Millionen Einwohnern. Auch vom französischen Boden her beklagt man im Ziffernvergleich mit den anderen Völkern den Rückgang:

Auf 1 qkm zähle

Frankreich	nur noch 76 Einwohner,
Italien	138 Einwohner,
Deutschland	142 Einwohner.

In jeder Stunde würden in

Deutschland	54,
Italien	73,
Japan	100 Geburten gezählt; in
England	nur 16, und in
Frankreich	nur 3.

Das sei die tödliche Gefahr für das Vaterland.

Das französische Volk werde gebildet aus 12 804 887 Familien.

Davon verfügten

9 463 372 Familien gemeinsam über

9 292 608 Kinder, und nur

3 341 515 Familien zählten

14 139 766 Kinder.

In der letzten Ziffer seien diejenigen Normal-Familien enthalten, die 3 bis 4 Kinder hätten und der kleine Kreis der „familles nombreuses“ mit 5 Kindern und mehr. Auf weiteren 10 Druckseiten wird den französischen Soldaten in beschwörender Form die Notwendigkeit der Familiengründung und des Kinderreichtums als nationale Pflicht vor Augen gestellt. Daneben wird auf die Familien-Gesetzgebung und die wirtschaftlichen Unterstützungen ausdrücklich verwiesen, und der Schluß klingt aus in Bejahung der Freuden, die in der letzten Echtheit nur in der Familie zu finden sind.

Die Anstrengungen, die das französische Volk und diejenigen Männer, die um die entscheidenden Volkkräfte Bescheid wissen, unternehmen, sind für uns Deutsche deshalb so eindringlich, weil wir hier das Verfallstadium des Kampfes um die bevölkerungspolitische Behauptung eines Volkes erleben. Für uns Deutsche ist dieses warnende Beispiel Anlaß

dazu, daß wir noch viel mehr als bisher uns der Durchsetzung des gesunden Lebenswillens widmen wollen.

Was in der gesamten europäischen bevölkerungspolitischen Propaganda fehlt und was die deutsche Bevölkerungspolitik dagegen auszeichnet, sind die rassistischen Grundlagen, auf denen allein eine positive und auf die Dauer erfolgreiche Geburtenpolitik betrieben werden kann. Während weder in der französischen noch in der englischen bevölkerungspolitischen Aufklärung ein gesteigerter Appell an die Träger der hohen Qualitäten des Erbgutes vorhanden ist, hat die deutsche Aufklärungs- und Erziehungsarbeit als roten Faden die Forderung: je wertvoller das Erbgut, desto stärker die Verpflichtung, in einer genügend großen Anzahl von Kindern diese Erbwerte zu erhalten und zu mehren.

Die gewaltigen Ausblicke, die uns schon heute der erfolgreiche Kampf Adolf Hitlers gegen die Feinde des deutschen Volkes eröffnet, verpflichten unser Volk wie kein anderes zur Besinnung auf die entscheidenden Kräfte, die diese große Zukunft formen müssen, auf die Notwendigkeit, ein gesundes, stark wachsendes Volk zu werden. Dann wird erst einmal der große Sieg des Dritten Reiches und seines Schöpfers ewige Dauer haben.

H a n n e s S c h m a l f u ß

Hanns Gottschalk

Die Mutter

Als ihr der Ostwind hart den ersten nahm,
da sagte sie: noch hab ich ihrer zwei.
Und als die Kunde von dem zweiten kam,
da sprach sie: hatte ich nicht ihrer drei?
Doch als der dritte in die Kugel lief,
da hielt sie zitternd in der Hand den Brief
und schwieg.
Dann sah sie auf, in ihren Tränen groß,
und sprach: noch einen trage ich im Schoß.
Mit dem besiege ich den Krieg.

DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

Weltpolitik

Ähnlich wie nach der Beendigung des Polenfeldzuges trat nach der Niederwerfung Frankreichs äußerlich eine gewisse Ruhe in den Kriegsoperationen ein. Am 6. Juli kehrte nach den Siegen von unvergleichlicher Größe der Führer in die Reichshauptstadt unter grenzenlosem Jubel heim. Tagelang erwartete nun Europa die Rede des Führers, in der er, wie er es am 6. Oktober getan hatte, zu der neugeschaffenen Lage Stellung nehmen werde.

Inzwischen vollzog sich in England eine Anzahl nicht unbedeutender Ereignisse. Am 4. Juli hatten auf Befehl Churchills britische Flotteneinheiten das französische Mittelmeergeschwader in Oran überfallen und die gar nicht unter Dampf liegenden Schiffe nach vergeblicher Aufforderung zur Abergabe beschossen und zum großen Teil vernichtet. Die Regierung des Marschalls Pétain verbot darauf allen britischen Schiffen und Flugzeugen die 20-Seemeilen-Küstenzone Frankreichs zu berühren, brach die Beziehungen zu Großbritannien ab, protektierte in London, ließ ihre Küstenbatterien von Casa Blanca auf britische Torpedoboote feuern und Gibraltar durch französische Flieger angreifen. Churchill aber lieferte noch ein Nachspiel zu den Verbrechen von Oran und ließ am 6. Juli das französische Kriegsschiff „Frondeur“ zusammenschießen und versenken. Daheim in England rühmte sich seine Presse des Verbrechens von Oran und brach in den Jubelruf aus: „Gott sei Dank, daß wir keine Gentlemen mehr sind!“ Die Frau von Sir Oswald Mosley wurde verhaftet, die Kinder der britischen Oberschicht wurden eilig nach Kanada abtransportiert, ja, mit der Niedertracht ganz Ernst gemacht und das französische Schlachtschiff „Richelieu“ im Hafen von Dakar an der Senegal-Küste angefallen, französische Abersseedampfer weggenommen und die Blockade auf die überseeischen Besitzungen Frankreichs ausgedehnt. England nahm es also ohne wei-

teres auf sich, wütend um sich schlagend, auch den bisherigen Bundesgenossen anzufallen.

Italiens Krieg

Inzwischen machte die italienische Tätigkeit sich für England recht unbequem bemerkbar. An der Front gegen Frankreich hatte Italien die Hände frei bekommen und vermochte nun alle Kräfte gegen England zu wenden. Die britische Mittelmeerflotte operierte mit einem Westgeschwader von Gibraltar und einem Ostgeschwader von Alexandria aus gegen die Küste Italiens. Das Sibraltargeschwader wurde von der italienischen Luftwaffe am 8. Juli nahe den Balearen durch Bombenangriffe schwer beschädigt, das Alexandrien-Geschwader am gleichen Tage auf der Höhe von Kreta durch Flieger angegriffen und am 9. Juli von der italienischen Flotte bei Kap Spartivento an der Südspitze von Kalabrien gestellt und geschlagen. Die englische Marine, die stets so außerordentlich anmaßend auf Italien herabgesehen hatte, erlebte nun die Kampftüchtigkeit der jungen faschistischen Flotte. Unablässig griffen die Italiener zugleich Malta an.

Es war eine in der englischen Öffentlichkeit beliebte Behauptung, daß das gerade eroberte Äthiopien Italien im Kriegsfall schnell wieder verlorengehen werde. Man rechnete offenbar auch mit starken Erhebungen in diesem Gebiet; der Negus wurde deshalb in den Sudan transportiert, um durch den Anblick seines anziehenden Wollkopfes seine einstigen Untertanen zur Begeisterung zu entflammen, bekam aber die erwünschten Waffen nicht geliefert.

Unerwartet für England gingen dagegen die Italiener zum Angriff vor, nahmen am 6. Juli Kassala, die wichtige Grenzstadt und Verbindungsstation der Eisenbahn Sennar-Port Sudan, weg und haben sich von dieser Stadt, die Italien übrigens 1894 in einem



Mit Aktion: Hinweg! Das sind dumme Scherz!
Nur wir haben euch zu blockieren, aber nicht ihr uns!
 (Guerin Rerchino)

Gefecht gegen die Derwische des Mahdi schon einmal erobert, dann aber wieder verloren hatte, weiter in den Sudan vorgearbeitet. Eine zweite italienische Abteilung ist nach Britisch-Ostafrika eingedrungen, hat dort den Dolo-Zipfel und das stark befestigte Moyale weggenommen, so daß die britischen Behörden sich bereits in der Hauptstadt Nairobi bedroht fühlen. Gegen Ende Juli und Anfang August begannen dann die Italiener einen dritten Vorstoß, der auf das von italienischem Gebiet rings umgebene Britisch-Somaliland sich richtete, das in einem bewundernswerten Feldzug von 15 Tagen erobert wurde. Nach der Niederlage der britischen Mittelmeerflotte drückte Italien sofort nach, griff mit der Flugwaffe die englische Flotte am 15. Juli an, bombardierte Gibraltar und Haifa und lieferte dem östlichen Geschwader der britischen Mittelmeerflotte ein schweres Seegefecht bei Kreta, in dem der italienische Kreuzer „Bartholomeo Colleoni“ nach einem Heldenkampf mit wehender Flagge

unterging, aber die Engländer eine ganze Anzahl Beschädigungen ihrer Schiffe erlitten.

Das Angebot des Führers

Am 19. Juli hielt nun der Führer vor dem Deutschen Reichstag seine in aller Welt lange erwartete Rede. Die große Überraschung dieser Rede war, daß der siegreiche Führer noch einmal England die Möglichkeit eröffnete, den Krieg zu beendigen. „Und Herr Churchill sollte mir diesmal vielleicht ausnahmsweise glauben, wenn ich als Prophet jetzt folgendes ausspreche: Es wird dadurch ein großes Weltreich zerstört werden. Ein Weltreich, das zu vernichten oder auch nur zu schädigen niemals meine Absicht war. Allein ich bin mir darüber im klaren, daß die Fortführung dieses Kampfes nur mit der vollständigen Zerstümmung des einen der beiden Kämpfenden enden wird. Mr. Churchill mag glauben, daß dieses Deutschland ist. Ich weiß, es wird England sein. In dieser Stunde fühle ich mich verpflichtet, vor meinem Gewissen noch einmal einen Appell an die Vernunft auch in England zu richten. Ich glaube, dies tun zu können, weil ich ja nicht als Besiegter um etwas bitte, sondern als Sieger nur für die Vernunft spreche . . . Herr Churchill mag nun diese meine Erklärung wieder abtun mit dem Geschrei, daß dies nur die Ausgeburt meiner Angst sei und meiner Zweifel am Endsieg. Ich habe dann jedenfalls mein Gewissen erleichtert gegenüber den kommenden Dingen.“

Die Antwort Englands war eine sofortige schroffe Ablehnung in der Presse und ein Befehl an die „Royal Air Force“, ihre Angriffe auf die deutschen offenen Städte zu verstärken, so daß in der Tat die Zahl der durch britische Luftangriffe Verletzten und Getöteten zunahm. Dann erwiderte Lord Halifax am 22. Juli mit einer neuen, von scheinheiliger Heuchelei und rasendem Haß getragenen Kampfanfrage auf das Angebot des Führers. „Giornale d'Italia“ schrieb, mit der Ablehnung des großzügigen deutschen Angebotes habe England sein eigenes Todesurteil gesprochen.

Englands Lage

Die militärische Lage Englands war nach der Ablehnung der Führerrede dadurch ge-

kennzeichnet, daß Deutschland unbestritten die Initiative in der Hand hat. Von der norwegischen Küste bis zur spanischen Grenze stehen die Heere, die in drei gewaltigen Feldzügen Außergewöhnliches geleistet haben, entschlossen, den letzten Stoß zu führen.

Der Niedergang der britischen Macht wird jetzt zum Greifen deutlich.

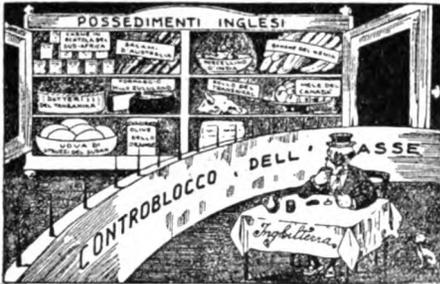
Japanischer Kabinettswechsel

Eingeweihte Kreise hatten schon lange die Auffassung vertreten, daß das Kabinett des Admirals Yonai mit seinem Außenminister Arita nur ein Übergangskabinett sei, das zwar einigermaßen energischer als der sehr gemäßigte Vorgänger Abe auftreten, aber das System der Zurückhaltung im europäischen Konflikt nicht ändern würde. Es war bekannt, daß die Armee vor allem mit einer Änderung dieses Kurses rechnete. Unstimmigkeiten zwischen Ministerpräsident Yonai und dem Kriegsminister General Hata führten dann auch zum Rücktritt des Kabinetts. Am 17. Juli wurde - was man schon in der Bildung des Kabinetts Yonai erwartet hatte - Fürst Fumimaru Konoye mit der Kabinettsbildung beauftragt. Dieser sehr bedeutende japanische Staatsmann bildete sein Kabinett in völliger Abereinstimmung mit der Armee; die neuen Persönlichkeiten zeigen, daß Japan aus der Reserve heraustreten wird. Kriegsminister Tojo ist ein draufgängerischer und erfolgreicher Offizier, Außenminister Matsuoka, lange Jahre Präsident der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft, hat im Mandschurenkonflikt Japan sehr energisch gegenüber den Westmächten vertreten und gilt als Exponent eines Deutschland und Italien freundlichen Kurses - die Interessen der großen Finanzkreise sind durch den Handelsminister Kobayashi, der japanischen großen Schiffahrtsgesellschaften durch den Verkehrsminister Murata vertreten: wenn Japan aktiv werden will, finden sich die so oft einander bekämpfenden Kreise der Politik, Wehrmacht und Wirtschaft einheitlich zusammen. Innenpolitisch brachte die Bildung des Kabinetts Konoye das lange schwebende Problem des japanischen Parlamentarismus der Entscheidung näher. Die vor 40 Jahren vom alten Fürsten Ito gegründete, etwa als „nationalliberal“

zu bezeichnende Seiyoukai-Partei löste sich auf, die Minseito-Partei, etwa als „konservativ“ zu bezeichnen, befindet sich in einem Umschmelzungsprozeß, das Ziel ist die Bildung einer totalitären Partei unter der Führung des Prinzen Konoye. Man wird hier berücksichtigen müssen, daß der Weg zur Einheitspartei in Japan also nicht wie in Deutschland und Italien über den Aufstieg einer kleinen radikalen Partei zur einzigen Partei, sondern über die Zusammenfassung der bisher bestehenden Parteien geht. Von diesem Gesichtspunkt könnte man Zweifel hegen, ob die Neuordnung eingreifend genug ist - in Wirklichkeit aber ist ja in Japan der totale Staatsgedanke durch den Kaiser selbst, die hohe Beamtenchaft, die Armee, die Leitung des Staates in seinen wichtigsten Zweigen durch die Angehörigen einer ziemlich breiten Schicht aus dem japanischen Adel und dem aufgestiegenen Geschäftsbürgertum stabil.

Die Präsidentschaftskandidaten in USA.

In den Vereinigten Staaten läuft jetzt die Präsidentschaftswahl an. Ende Juni tagte in Philadelphia der Konvent der Republikanischen Partei. Als Präsidentschaftskandidat wurde „ein schwarzes Pferd“, ein Außenseiter, aufgestellt, der Direktor einer führenden Elektrizitätsgesellschaft, Wendell Willkie, der über sehr aussichtreiche Gegenkandidaten, so den Gouverneur Taft von Ohio und den New-Yorker Staatsanwalt Dewey, einen raschen Erfolg davontrug. Der neue republikanische Kandidat ist 48 Jahre alt; sein Vater war Grundstücksmakler, verlor dann sein Vermögen, so daß der Junge in großer Armut aufwuchs, jahrelang von Zufallsberufen, als Arbeiter in Plantagen lebte, dann Lehrer wurde, Recht studierte, Anwalt war und schließlich an die Spitze einer großen Elektrizitätsgesellschaft kam. Hier nahm er den Kampf gegen Roosevelts „New Deal“ auf als Vertreter der Interessen des großen Kapitals. Außenpolitisch dürfte er sich von Roosevelt kaum unterscheiden, er ist jedenfalls im April für Waffenlieferungen nach England und Frankreich eingetreten. Wirtschaftspolitisch vertritt er die alte, „fröhliche rauhe Hemdsärmelpolitik“ der Wirtschaft, den wirtschaftlichen Egoismus und Kapitalis-



John Bull: Diese verdamnten Deutschen! Bestehen dieser schönen Sachen zu sein und sie nicht essen zu können, das ist mehr als die Polizei erlaubt (N 420)

mus und die alte amerikanische Abergzeugung, daß jeder barfüßige Junge Generaldirektor werden kann, und wenn er es nicht wird, offenbar nichts taugt. Der kämpferische Wirtschaftsoptimismus Herbert Hoovers ist in ihm wieder auferstanden.

Am 18. Juli setzte dann Roosevelt durch, daß er auf dem demokratischen Parteikongress in Chicago - nomen et omen - mit 946 bei nahezu 1100 Stimmen einstimmig nominiert wurde. Er hielt darauf eine Rede, die wieder unter reichlichem Gebrauch seiner demokratischen Schlagworte sich viel mehr mit Europa als mit den drängenden amerikanischen Problemen beschäftigte. Verkörpert sein Gegenkandidat jedenfalls durchaus amerikanische Traditionen, von denen man nur nicht weiß, wie weit sie sich noch verwirklichen lassen, so verkörpert Roosevelt eine Fortsetzung der bisherigen völlig erfolglosen Wirtschaftspolitik, und wer ihn wählt, muß wissen, daß er dann nicht mehr durch die vor ihm stehenden Wahlen gehindert sein wird, alle seine außenpolitischen Interessen ohne Hemmung auszuleben. Junge Leute in U.S.A., die gerne länger leben möchten, tun gut, ihn nicht zu wählen.

Was er z. B. möchte, zeigt die Konferenz von Habana, wo vom 21. bis 31. Juli eine amerikanische Delegation unter Leitung des Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten, Cordell Hull, mit den Vertretern von 21 mittel- und südamerikanischen Staaten verhandelte. Die Vereinigten Staaten legten

den Plan eines großen Ausfuhrartells vor, das die Produktion von Mittel- und Südamerika aufsaufen und notfalls einlagern soll. Sie stießen mit Recht dabei auf lebhaften Widerspruch der Südamerikaner, die befürchten müssen, daß ihnen so der Absatz nach Europa für die Zeit nach dem Weltkriege abgeschnitten werden soll, während zugleich U.S.A. in den Besitz riesiger Lager kommen würde, mit denen es jederzeit die Preise drücken könnte. So beriefen die gleichen Staaten eine Konferenz nach Montevideo, um den Handel untereinander zu intensivieren. Der Versuch der U.S.A., den jetzigen Krieg durch die Absperrung Südamerikas von Europa zu benutzen, um Südamerika gewissermaßen „unter Geschäftsaufsicht zu stellen“, würde im Ernstfall die Aufhebung der Unabhängigkeit Ibero-Amerikas, aber auch ein unerträglicher Zustand für Europa sein. Reichsminister Dr. Funk betonte am 25. Juli: „Um mit den südamerikanischen Staaten Handel treiben zu können, brauchen wir nicht die nordamerikanische Vermittlung. Entweder findet der deutsch-südamerikanische Wirtschaftsverkehr auf der Basis freier Vereinbarungen mit souveränen südamerikanischen Staaten statt, oder findet überhaupt nicht statt.“

Die Weite der Welt

Bedeutung ist die Situation, die sich in und um Niederländisch-Indien entwickelt. Der riesige Besitz, anerkannt gut verwaltet, bei seinen heutigen Erträgen von einem kapitalisierten Nutzungswert von 800-1000 Milliarden Reichsmark, schwimmt mit 48 000 Mann einheimischer Soldaten unter niederländischen Offizieren, vielleicht weiteren 50 000 Holländern der Reserve und der Landwehr, einer „Flotte“, bestehend aus einem uralten Panzerschiff, drei kleinen Kreuzern, zwölf Zerstörern und Torpedobooten und 14 U-Booten, vom Mutterlande abgeschnitten im fahlen Gewitterschein der heraufziehenden Auseinandersetzungen in Ostafrika. Die Methode der Engländer, Bestzungen ihrer Bundesgenossen zu stehlen, hat die Welt gerade in den letzten Wochen bei der Besetzung der niederländischen Besitzungen in Westindien genugsam erlebt.

Weltwirtschaft

Der Monat Juli hat die Tatsache zum allgemeinen Bewußtsein gebracht, daß wir in einer weltwirtschaftlichen Umschichtung ersten Ranges stehen. Europa findet seinen Mittelpunkt in sich selbst. Unter deutscher Führung entsteht eine festländische Leistungs- und Ordnungswirtschaft. Dabei wird jede Volkswirtschaft die in ihr liegenden Möglichkeiten des Bodens, der Arbeit und der Organisation ausschöpfen. Damit entstehen aus eigener Kraft die Voraussetzungen für die Hebung der Lebenshaltung. Mit dem Zerfall der westlichen Machtpolitik sinkt auch die Ausbeutungswirtschaft westlicher Prägung dahin.

Zerfall des Sterlingblocks

Großbritanniens wirtschaftliche Weltgeltung wankt. Die englische Währung hat stark an Bedeutung verloren. Der Sterlingblock ist zerfallen. 1938 gehörten ihm außer dem britischen Empire Frankreich und die Niederlande mit ihren Kolonien, die nordischen und baltischen Länder, Vorderasien und Ägypten, Japan und Mandschukuo sowie Portugal an, heute nur noch Ägypten und Irak. Der nordamerikanische Dollar dringt außerhalb Europas als Richtwährung vor. Japan führt den Yenblock, hat aber seine Währung an den amerikanischen Dollar angeschlossen. Die Vereinigten Staaten haben im Frühjahr dieses Jahres eine Interamerikanische Bank geschaffen mit einem Kapital von 100 Millionen Dollar. Sie soll den panamerikanischen Block währungsmäßig fördern. Seit Kriegsbeginn bis Anfang Juli 1940 stieg der amerikanische Goldbestand von 16,6 auf 20 Milliarden Dollar und hat damit rund 80 vH des Goldbestandes der Welt erreicht.

Wichtiger als die Geld- und Währungsverhältnisse ist aber die Macht über die Rohstoffe und die Ernten der Erde. Hier hat England immer noch ein entscheidendes Wort

mitzureden. Das englische Beschaffungsministerium hat umfassende Ankäufe in aller Welt vorgenommen. Es hat sich rund 60 vH der Weltausfuhr an Wolle gesichert, und zwar durch Abernahme der gesamten Wollschur Australiens und Neuseelands sowie durch Wollauffkäufe in Südafrika. Es hat die für die Ausfuhr bestimmte Baumwollernte Ägyptens und die gesamte Kakaoernte Britisch-Westafrikas angekauft. Es hat Weizenkäufe in Kanada und Australien durchgeführt, die kanadische und rhodesische Kupfererzeugung aufgekauft und endlich noch große Vorratskäufe an Zinn, Zink und Blei vorgenommen. Dagegen sind die Aufkaufversuche in Südosteuropa infolge der Sperrung des Mittelmeeres bedeutungslos geworden. Die Stellung Großbritanniens als Beherrscher wichtiger außereuropäischer Rohstoffmärkte wurde also durch die bisherigen Kriegsergebnisse noch nicht geschwächt. Dagegen ist die Geltung Londons als Welthandelsplatz bereits stark erschüttert. Die gewinnbringende Transitversorgung der wichtigsten europäischen Verbraucher- und Verbrauchergebiete ist weggefallen. Die Ausfuhr ist stark geschwächt. Im Jahre 1938 gingen von der gesamten englischen Ausfuhr im Werte von 470 Millionen Pfund Sterling rund 40 vH nach dem Britischen Weltreich, rund 30 vH nach Außer- europa und der Rest nach Europa. Dieser letztgenannte Ausfuhranteil ist nahezu völlig weggefallen. Gleichzeitig sind Verlagerungen in der Schifffahrt entstanden. Die Vereinigten Staaten führten die Cash-and-carry-Klausel ein. Den amerikanischen Schiffen wurde das Anlaufen der wichtigsten nord- und westeuropäischen Häfen verboten. Um diesen Ausfall wettzumachen, mußte die englische Handelsflotte in verstärktem Maße auf den Nordatlantik-Verkehr umgelegt werden. Sie zog sich dementsprechend aus den südamerikanischen

Routen stärker zurück. In diese Lücke schaltete sich die nordamerikanische Handelschiffahrt ein und sicherte sich damit auch in der pan-amerikanischen Schiffahrt eine beherrschende Stellung. Die von den Vereinigten Staaten angestrebte Blockbildung wurde hierdurch unterstützt. Allerdings ist das Ziel einer gesamtamerikanischen Wirtschaftsunion noch in weiter Ferne. Denn gerade die wichtigsten südamerikanischen Länder Argentinien und Brasilien können ihre großen Überschüsse weder in den Vereinigten Staaten noch in England voll absetzen. Ihr Interesse wird stets auch nach dem festländischen Europa ausgerichtet bleiben.

Die Umgestaltung des Baumwollmarktes

Seitdem England die Kriege zu Wirtschaftskriegen gemacht hat, bringt jeder Krieg nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche Umwälzungen. Eine der größten bisherigen Marktverschiebungen ist die Umgestaltung des Baumwollmarktes im Weltkrieg. Damals trat Japan an die Stelle Englands bei der Belieferung der asiatischen Märkte mit ihren riesigen Verbrauchermassen. Von 1913 bis 1935 sank die englische Ausfuhr an Baumwollwaren nach den wichtigsten asiatischen Märkten auf den 7. Teil. Die Belieferung Englands mit Baumwolle sank um ein Drittel. In der gleichen Zeit stieg die Baumwolleinfuhr in Ostasien auf das Dreifache. Die Auberlegenheit Japans war zurückzuführen auf die außerordentlich billigen Löhne und die hohe Ausnutzung seiner Betriebe. Zuletzt wurden in Japan auf 10,7 Millionen Spindeln 3,6 Millionen Ballen Rohbaumwolle verarbeitet, während in England auf 42 Millionen Spindeln 2,8 Millionen Ballen verarbeitet wurden. Einst hatte die englische Baumwollindustrie die indische Handspinnerei zerstört. Nun zerstörte Japan mit indischer Baumwolle die wichtigsten Absatzmärkte Englands. Es ist noch nicht abzusehen, welche Umgestaltungen die Herstellung von Zellwolle, Treibstoff und Buna im Gefolge haben wird. Sicher ist aber die Tatsache, daß nach dem Krieg die englischen

Absatzmärkte sich von Grund auf gewandelt haben.

Dies gilt insbesondere für das europäische Festland. England wird nicht mehr die Zwangsburg vor den Verbrauchermärkten Mittel- und Westeuropas sein. Das Festland wird in sich eine neue Gemeinschaftswirtschaft entwickeln und seinen zusätzlichen Ergänzungsbedarf unter Ausschaltung der englischen Vormundschaft in unmittelbarem Leistungsaustausch mit anderen Volkswirtschaften decken. Solche Gedanken zeichneten sich auch in der großen Rede ab, die Reichwirtschaftsminister Funk Ende Juli vor der deutschen und ausländischen Presse hielt. Unter deutscher Führung wird sich eine gegliederte, gut organisierte festländische Wirtschaft entwickeln. Sie wird der überaus verschiedenartigen Struktur der Volkswirtschaften und der ebenso verschiedenartigen Lebenshaltung der Völker genügend Rechnung tragen und darum auch Zoll- und Währungsunionen ablehnen. Das Gepräge der neuen europäischen Wirtschaftsform wird durch die innere Marktordnung, durch Lenkung der Preise und Löhne, durch sachgemäße Beeinflussung des wirtschaftlichen Leistungsaustauschs bestimmt werden. Die Methoden der Wirtschaftslenkung, die sich beim Aufbau der deutschen Wirtschaft bewährt haben, werden fortentwickelt. Das notwendige Spiegelbild dieser Entwicklung wird ein einheitlicher Verrechnungsverkehr sein, der sich über Deutschland abwickeln wird. Die englische Börsenherrschaft wird abgelöst durch die festländische Ordnungswirtschaft. Sie wird auf Grund langfristiger Lieferungsverträge zu festen und stabilen Preisen kommen. Sie wird die Erzeugungskraft der einzelnen Volkswirtschaften fördern und damit die Grundlage eines allmählich steigenden Lebensstandards für alle europäischen Völker legen. Man sieht: die europäische Marktordnung kommt. Sie wird aber kein zentralistisches, bürokratisches Gebilde sein, sondern sie wird zu einer lebensvollen Zusammenarbeit selbstverantwortlicher Volkswirtschaften auf dem Festland führen.

Die Landwirtschaft in der Welt

Der Krieg und die Notwendigkeit der landwirtschaftlichen Umstellung erzwingen in den europäischen Ländern ordnende und vorsorgliche Maßnahmen. Die folgende Übersicht darf aber nicht zu der falschen Schlussfolgerung führen, daß die europäische Ernährung bedroht sei. Ernstlich gefährdet ist einzig und allein die britische Ernährung, die sich nach Erklärung der totalen Blockade keineswegs verbessern dürfte.

Britische Ernährungsorgen

Nach amerikanischen Nachrichten steht die Rationierung von Kaffee unmittelbar bevor. Der Tee, dessen Verbrauch infolge der zunehmenden Nervenbelastung des englischen Volkes sich verdreifacht hatte, wurde nunmehr rationiert. Ebenso wurde die Zuteilung von Margarine und Fett eingeschränkt. In den Hotels und Gaststätten darf täglich nur je eine warme Mahlzeit verabreicht werden. Die Eierpreise sind stark gestiegen, so daß die breiten Schichten des Volkes praktisch vom Eierverbrauch ausgeschlossen sind. Man rechnet damit, daß vom Herbst an überhaupt keine Eier mehr zu haben sein werden. Seit Juni ist die Zuckerkarte eingeführt. Man erwägt die Herstellung eines Kriegsbrottes aus Schrotmehl.

Der Futtermittelmangel ist allmählich zu einer Katastrophe angewachsen. Nach Anordnung des Landwirtschaftsministeriums soll bis zum Herbst ein Drittel des bereits stark gelichteten Schweinebestandes notgeschlachtet werden. Die für einige Gegenden vorgesehenen Notischlachtungen von Rindvieh sollen vorverlegt werden. Auf der einen Seite also werden die produktiven Bestände stark gelichtet, ohne daß auf der anderen die Aussichten für ausreichende Zufuhren wachsen. Die verschiedenen Versuche, die eigene landwirtschaftliche Erzeugung zu steigern, scheinen nicht gerade nennenswerte Erfolge gezeitigt zu haben.

Nach Äußerungen des französischen Ministers für Landwirtschaft und Verpflegung,

Chichéry, verfügt Frankreich über genügend Vorräte an Getreide, Wein, Fleisch, Öl und Fett, um bei richtiger Rationierung eine Hungersnot vermeiden zu können. Zucker, Suppenwürfel, Reis, Butter, Brot, Seife, Fett, Speisesöle usw. können nur noch gegen Karte gekauft werden.

Frankreich richtet sich ein!

Bauern und landwirtschaftliche Arbeiter werden nach einem Beschluß der französischen Regierung beschleunigt entlassen, um die Erntebergung und Feldbestellung sicherzustellen. Alle Arbeiter bäuerlicher Herkunft, die seit 1938 in Fabrikbetrieben tätig sind, sollen in ihre Heimat zurückgeschickt werden, um ihre alte Tätigkeit wieder aufzunehmen. Man darf in dieser Maßnahme vielleicht den ersten Ansatz zu einer notwendigen Stärkung des französischen Landvolkes sehen, das innerhalb weniger Generationen seinen Anteil an der Gesamtbevölkerung von drei Vierteln auf etwa ein Drittel zusammenschmelzen sah. Der Zeitungsdienst des Reichsnährstandes macht in diesem Zusammenhange auf die verheerenden Folgen der Realteilung in Frankreich aufmerksam. Schon 1892 lagen von 5 702 752 landwirtschaftlichen Betrieben mehr als 2,2 Millionen unter einer Größe von 1 ha, weitere 2,6 Millionen Betriebe verfügten über 1 bis 10 ha. Es ist klar, daß sich seither die Verhältnisse weiter verschlechtert haben, so daß man tatsächlich von einer „Parzellierung“ Frankreichs sprechen kann. Eine Gemeinde im Departement Loire zählt z. B. auf 2000 ha 53 000 Parzellen, eine andere auf 179 ha 3000 Parzellen. Bei einer derartigen Bodenzersplitterung kann von einer ordnungsmäßigen bäuerlichen Bewirtschaftung nicht mehr die Rede sein. Hinzu kommen die verlassenen Dörfer, vornehmlich in besonders fruchtbaren Gebieten, die Verwahrlosung und Verödung des Bodens, von der viele Millionen Hektar in den fruchtbarsten Gegenden Frankreichs erfaßt sind. Erst diese Verhältnissen offenbaren nicht nur das Ausmaß des

Verfalls in Frankreich, sondern auch zugleich die Notwendigkeit einschneidender revolutionärer Maßnahmen, zu denen nicht zuletzt eine großzügige Flurbereinigung gehört, die wieder lebensfähige Bauernhöfe schafft.

Belgische Maßnahmen

Angeichts der beschränkten belgischen Erzeugungsvoraussetzungen müssen die Bemühungen der zuständigen Stellen in erster Linie auf eine Verhinderung jeglicher Teuerung abzielen. Deswegen wurden Höchstpreise z. B. für Butter, Milch, Eier, Weizen usw. eingeführt. Die Weizenpreise wurden, um eine Verteuerung des Brotes zu verhindern, auf 160 Fr. für 100 kg Weizen festgesetzt. Roggen wird zur Brotherstellung in großem Umfange mit herangezogen. Roggen- und Weizenmehl darf nur noch für die menschliche Ernährung verwandt werden. Aus reinem Weizenmehl dürfen keine Backwaren nicht mehr hergestellt werden. Fleisch ist bereits seit Anfang Juli rationiert. Um die Vorratsbildung zu fördern, ist das Nationale Kreditinstitut in Brüssel damit beauftragt worden, mit Hilfe von Warenscheinen die Vorratsbildung bei wichtigen landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu unterstützen.

Niederländische Brotversorgung bis 1941 gesichert

Nach Mitteilungen von Generalkommissar Fischboed und Landesbauernführer Graf Grote über die holländische Ernährungslage steht fest, daß bei sinngemäßer Verwendung der holländischen Vorräte die Ernährung des Volkes bis zur Ernte 1941 gewährleistet ist. Allerdings sind dafür gewisse Einschränkungen des Verbrauches die unerläßliche Voraussetzung. Eine Erhöhung der landwirtschaftlichen Erzeugerpreise ist vorgesehen, um die Anpassung an die neuen Erfordernisse zu erleichtern. Die Landwirtschaft der Niederlande dürfte aufatmen. Zwar muß sie ihren Viehbestand auf die vorhandenen Futtermöglichkeiten einstellen, dafür aber braucht sie nun nicht mehr angeblich nicht absehbare Mengen an Gemüse usw. zu vernichten. Der deutsche Markt nimmt diese Mengen einschließlich derer, die bisher nach England gingen, reibungslos auf.

Mit gewissen Sinnlosigkeiten der früheren Handelspolitik beschäftigt sich jetzt ausgiebig die Kritik. Man stelle sich vor, daß vor dem Kriege die holländische Butter zu Abbruchpreisen zwischen 35 und 80 Cents je Kilogramm in großen Mengen an Großbritannien verkauft wurde, zeitweilig in einem Umfange, der den holländischen Inlandsverbrauch überstieg. Die holländische Bevölkerung verbrauchte mehr und mehr Margarine, und zwar zu Preisen, die doppelt und vierfach so hoch waren als die der nach England gelieferten Butter. Weiter konnte man den Unsinn wahrlich kaum steigern. Im übrigen ist der Butter- und Fettverbrauch in Holland rationiert worden, wobei „Algemeen Handelsblad“ feststellt, daß die niederländische Gesamtration dem bisherigen normalen Fettverbrauch des Landes entspreche.

Dänemark stellt Besserung der Agrarpreise fest

Ein Vergleich der Notierungen für landwirtschaftliche Erzeugnisse des dänischen Statistischen Amtes ergibt folgendes Bild:

	Junii 1939	Junii 1940
	Kr. je Doppelzentner	
Weizen	14,94	21,00
Roggen	15,57	22,25
Gerste	11,55	20,25
Hafer	12,65	20,25
Butter (je kg)	2,16	2,64 (bzw. 3,24)
Schweinefleisch je kg	1,64	1,82

Damit hat erst der Krieg die in Dänemark längst geforderte Steigerung der landwirtschaftlichen Einnahmen gebracht, ein Beweis dafür, daß nicht zuletzt auch der Austausch mit Deutschland auf einer sehr viel vorteilhafteren und gerechteren Basis abgewickelt wird als der frühere Handel mit England.

Der dänische Landwirtschaftsminister hat Mitte Juli dem Folketing den Entwurf zu einer Getreidemarktordnung vorgelegt, der eine Ablieferungspflicht für Brotgetreide und ein Verfütterungsverbot hierfür vorsieht. Der Brotgetreidebedarf kann aus eigener Erzeugung gedeckt werden, jedoch ist eine Umstellung der Viehwirtschaft auf eigene Futtergrundlage erforderlich.

Kulturpolitische Umschau

Eine enge Kulturgemeinschaft verbindet Deutschland und die skandinavischen Völker des Nordens durch die Jahrhunderte. Bis in die Frühzeit der Geschichte reicht die Erinnerung an den gemeinsamen nordrassigen und bäuerlichen Ursprung. Die deutsche Kunst hat dem Norden große Vorbilder gegeben, und aus dem Norden strahlt geistige Kraft vielfältig in den deutschen Lebensraum zurück.

Der Anteil der Wikingerzüge an der Formenbildung unserer frühen mittelalterlichen Kunst war bedeutungsvoller als alle „byzantinischen“ Einflüsse, auf deren Untersuchung die Kunstgeschichte in vergangener Zeit sehr viel Forscherfleiß verwandt hat. Im Zeitalter der meerbeherrschenden deutschen Hanse empfängt der Norden aus dem schöpferischen Reichtum des deutschen Mittelalters wesentliche Züge seines Kulturbildes. Von Stockholm bis Bergen und von Gotland bis Upsala durchdringen sich deutsche und skandinavische Kultur und schaffen Werte, die gemeinsamer geistiger Besitz bleiben.

Als Vorkämpfer einer geistigen Selbstbesinnung Skandinaviens schöpft Severin Grundtvig den Antrieb zur Erforschung der alten nordischen Kulturleistung in Saga und Volkweise aus dem Vorbild der deutschen Romantik, vermittelt Oehlenschläger das Weltbild Goethes und Schillers dem Norden, stehen der große nordische Lyriker Henrik Wergeland, der Märchendichter Andersen und viele andere führende geistige Persönlichkeiten des Nordens im Bannkreis der deutschen Kultur. Auf dem Boden dieser völkischen Selbstbesinnung blüht ein kraftvolles Geistesleben auf, das in Deutschland mit einer Aufgeschlossenheit und inneren Bewegung aufgenommen wird, wie sie kein anderes Volk jemals für den Norden gezeigt hat.

Die Abergfremdung des nordischen Geisteslebens

Deutschland ist immer der Mittler zwischen dem Norden und der übrigen Welt gewesen, sein „Tor zur Welt“, wie es der große nor-

wegische Dichter Knut Hamsun genannt hat. Gunnar Gunnarsson, der isländische Dichter, konnte nach seiner letzten Vortragsreise durch Deutschland, die in den angespannten Wintermonaten dieses Kriegesjahres stattfand, in einer führenden nordländischen Zeitung über seine Eindrücke schreiben: „Es gibt wohl kein Land in der Welt, in dem man mehr Kenntnis und feines Verständnis für nordische Literatur findet als Deutschland. Es gibt dort ein Gefühl für die nordischen Literaturschätze, das im Gemüt des Volkes liegt und das natürlich nicht durch die gegenwärtigen Geschehnisse verändert wird.“

Das germanische Gemeinschaftsgefühl, die lebendige Zusammenarbeit artverwandter Kulturen zur Schaffung der großen germanischen Einheit des Nord-Ostsee-Raumes, von der Alfred Rosenberg kürzlich in einer vielbeachteten Rede gesprochen hat, steht im Gegensatz zu einer gefährlichen Fehlentwicklung des nordländischen Geisteslebens in der jüngsten Vergangenheit. Es ist die im Zuge der angelsächsischen und französischen Kulturpropaganda seit dem Weltkrieg einsetzende Abergfremdung des skandinavischen Schrifttums mit englischer, amerikanischer und französischer Literatur von ausgesprochen zivilisatorischem Charakter. Diese von der liberalistischen Presse Skandinaviens eifrig geförderte Erscheinung hat in den letzten Jahren einen Umfang angenommen, daß sogar die eigene skandinavische Buchproduktion durch die fremdgeistige „Invasion“ überwuchert wird. Ein guter Kenner des skandinavischen Geisteslebens, Dr. Anselm Schlösser, hat in einer umfassenden Untersuchung nachgewiesen, daß die drei nordischen Länder vor der siegreichen Abwehr des drohenden englischen Abergfalls auf den nordischen Raum durch die deutsche Wehrmacht geradezu ein „kulturelles Dominium“ Englands und der Vereinigten Staaten waren.

Propagandisten der Verstärkung

Die Kulturpropaganda des liberalistischen Westens begann das geistige Eigenleben des

Nordens in bedrohlichem Maße zu gefährden. Während Deutschland sich bemühte, der skandinavischen Dichtung zur Weltwirkung zu verhelfen und den Büchern nordländischer Autoren zu phantastisch hohen Auflageziffern verhalf, breitete sich das politische und schöngeistige Schrifttum westlicher Ursprungs so stark in den skandinavischen Ländern aus, daß die volkseigene nordländische Dichtung im eigenen Lande immer mehr zurückgedrängt wurde. Dr. Anselm Schlösser verweist mit Recht darauf, daß das gegenwärtig im Norden verbreitete angelsächsische Schrifttum, ganz besonders das politische, seinem Charakter nach keine völkische Verwandtschaft mit dem Norden aufweist und keine echten Aberlieferungen fortsetzt, sondern überwiegend im Dienst der westlich-demokratischen Propaganda gegen das deutsche Volk steht. Die echte werthafte skandinavische Prosa, die in den letzten Jahren in Deutschland mit viel mehr Liebe gefördert und verbreitet wurde als im skandinavischen Mutterland, ist überwiegend bäuerlich. Sie erzählt vom schlichten naturverbundenen Leben der nordländischen Bauern, von der Größe und Einsamkeit der nordischen Landschaft, von dem Leben der Tiere und Pflanzen, von der fruchtbringenden Gemeinschaft zwischen Mensch und Natur, von der stolzen Geschichte der blutsverwandten Nordvölker. Die Werke Hamsuns, Heidenstams, Fleurons, Bengt Bergs, Gunnar Gunnarssons, Trygve Gulbrandsens, Olaf Duuns sind durch den kulturellen Einfluß Deutschlands ebenso den übrigen Kulturvölkern vermittelt worden wie vor Jahrzehnten das Schaffen Ibsens, Björnsons, Strindbergs und Jacobsens.

Wie sehen dagegen die „Reißer“ englischer, amerikanischer und französischer Herkunft aus, die den skandinavischen Buchmarkt beherrschen und von skandinavischen Zeitungen bevorzugt gewürdigt werden? Wenn sie nicht offene oder versteckte Propaganda gegen Deutschland betreiben, lehren sie müde und lebensfeindliche Dekadenz. Psychologische Gesellschaftsromane von riesigem Umfang, realistische Berichte aus der absterbenden großbürgerlichen Gesellschaft, peinliche Schilderungen von abwegiger Triebhaftigkeit, die ausgesprochen zersetzenden nihilistischen Cha-

rakter haben. Ein Schrifttum der seelischen Ermattung, eine typische Begleiterscheinung der Verstäuberung und des kulturellen Verfalls, über das der nahe Untergang des Liberalismus seine drohenden Schatten wirft. Diese Bücher sind zwar von angesehenen skandinavischen Buchbesprechern kritisch behandelt, aber immer als bedeutende, hochgeistige Schöpfungen gewürdigt worden. Das Lesepublikum in den skandinavischen Städten hat diese Bücher seit Jahren geduldig gekauft.

Nicht zufällig bedroht eine andere Erscheinung das Leben der skandinavischen Völker. Seit etwa zwei Jahrzehnten gehen die Geburtenziffern Norwegens, Dänemarks und Schwedens in beunruhigendem Maße zurück. Die Verstäuberung, die unvermeidliche Begleiterscheinung der liberalistischen Geisteshaltung, hat das gesunde nordische Bauernblut geschwächt und stellt die Lebenskraft Skandinaviens auf eine harte Probe, eine ähnliche Entwicklung, wie sie Deutschland durchgemacht hat, als es sich der Geisteshaltung des liberalistischen Westens ergab.

Die Geschichte hat das deutsche Volk im europäischen Raum noch rechtzeitig mit einer schicksalhaften Sendung betraut. Deutschland ist der Verteidiger der abendländischen Kultur gegen die merkantilistische Lehre der Demokratien geworden. Der Nationalsozialismus kämpft für eine lebensgesetzliche Ordnung Europas. Es ist heute die Aufgabe des Nordens, seine Lebenskraft am Vorbild des deutschen Volkes zu stärken und germanisches Bauernblut vor dem Volkstode zu bewahren. Das bedingt nun jene geistige und kulturpolitische Ausrichtung Skandinaviens zum deutschen Kernland hin, die alle bedeutenden Dichter und Denker des Nordens gefordert haben, vor allem Ibsen, der große norwegische Dramatiker und Kulturphilosoph, der in einem Brief an den schleswig-holsteinischen Schriftsteller Adolf Strodtmann äußerte: „Ich betrachte die skandinavische Menschheit nur als ein Abergangsstadium zu einem Zusammenschluß des ganzen großen germanischen Stamms. Wenn ich wüßte, daß wir schließlich stehenbleiben sollten bei einem isolierten skandinavischen Verein, dann würde ich niemals mehr die Feder ins Tintenfaß tauchen, um diese Sache zu fördern.“

DIE BUCHWACHT

Gustav Kossinna: „Germanische Kultur im 1. Jahrtausend“. 2. Aufl. Mannus-Bücherei. Herausgegeben vom Reichsbund für deutsche Vorgeschichte durch Prof. Dr. H. Reinerth. 50. Band. 407 Abbildungen. XII, 336 Seiten. Preis brosch. 14,- RM.

Gustav Kossinna hat im Kampfe um die Geltung deutscher Kultur in der Vor- und Frühgeschichte eine wissenschaftliche Waffe geschmiedet, die gegenüber den verleumderischen Feindtaten gegen das Deutschtum und den Ruf seiner arteigenen kulturellen Schöpferkraft eine unzerstörbare Gegenkraft bedeutet. Mit der Darstellung „Germanische Kultur im 1. Jahrtausend“, deren Schwerpunkt in einer Zeit liegt, die einst und jetzt wieder Mittelpunkt und Tummelplatz einer beschränkten und gehässigen Herabsetzung des Germanentums bildet, wird der unumstößliche Beweis gegnerischer Unwahrscheinlichkeit und Verleumdung erbracht. Es bleibt einem minderwertigen Gegner vorbehalten, sich einer derartig gründlichen, durch bildliche Anschauung doppelt unterstrichenen Beweisführung der kulturzeugenden Kraft des germanischen Menschen zu verschließen. Die Beschränkung, die sich dabei der Verfasser im Stofflichen auferlegt, indem er nur das Kunstschaffen der germanischen Volksstämme in der bewegten, großen Zeit der Völkerwanderung veranschaulicht, erhärtet seine Beweisführung. Nur ein Meister seines Faches vermag bei der Ermittlung seiner Ergebnisse aus angeborener Sicherheit über das Fachgebiet hinweg die organische Ergänzung seiner Erkenntnisse mit Hilfe der Mythologie, der Sprach-, Sagen- und Ortsnamenforschung, der historischen und rechtskundlichen Unterlagen zu suchen und zu erreichen. Um so größer ist der Gewinn für Forschung und Volk.

Die „Umwertung an sich vortrefflicher Dinge“, wie Kossinna sich ausdrückt, vollzieht sich durch unsere Feinde wiederum in erhöhtem Maße. Zur rechten Zeit ist daher die Herausgabe dieses kämpferischen Werkes eines großen Deutschen durch den Reichsbund für Vorgeschichte erfolgt. **G e o r g M ü l l e r**

„Berichte zur Runenforschung“. Herausgegeben von **Helmut Arndt**, Gießen. Verlag **Otto Harrassowitz**, Leipzig, Heft 1, 3 RM.

Diese vom Institut für Runenforschung an der Universität Gießen herausgegebene Sammlung „Berichte zur Runenforschung“ bringt in ihrem ersten Heft grundlegende Gedanken über die Organisation der runenkundlichen Forschung; es ist erfreulich, daß dabei auch Marken, Sinnzeichen, Zählsteine usw. berücksichtigt werden sollen, so daß die Runen im Gesamtzusammenhang der Sinnzeichenforschung gesehen werden. Wertvoll ist die angehängte Bibliographie, aber leider sehr einseitig; Koerner's bedeutsames „Handbuch der Heraldik“ ist nicht erwähnt, dagegen die doch sehr ansehbaren Streitchriften von **Otto Hupp** gegen ihn. Man wird so erst abwarten müssen, wie die Gesamtsammlung dieser Berichte sich entwickelt.

J o h a n n v. L e e r s

Erich Jung: „Germanische Götter und Helden in vorchristlicher Zeit“. J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin 2. Aufl.; 1939. 541 Seiten, 245 Abbildungen. Preis Leinen 11,60 RM.

Jung erneuert mit der Wiederherausgabe seines Werkes sein Volksbuch vom religiösen Ahnenerbe, das zum erstenmal in Deutschlands schwerer Zeit erschien. Es ist kein Heimatbuch im engeren Sinne, berücksichtigt dagegen natürlicherweise bestimmte Landschaften und Stämme - wie Hessen und Schwaben - stärker, als überlieferungsreichste Volksteile auf ältestem Kulturboden. Der Verfasser macht es sich zur Aufgabe, aus dem Rahmen der gesamtvölkischen Überlieferung all jene Züge wiederherzustellen, die entweder verhältnismäßig ungebrochen oder unter der Decke der römischen „interpretatio“ weiterleben; er tut das an Hand eines umfangreichen Materials, wobei er vor allem Wert auf das figürlich-sinnbildhaft Belegbare, das in reichem Maße besonders an geistlichen Bauten Deutschlands vorhanden ist, und das er durch zeitgenössische

Berichte bzw., soweit möglich, philologische Deutung ergänzt.

Das Buch hat sowohl als Quellenammlung wie auch als darstellende Zusammenfassung beachtliche Bedeutung.

Hanns M id d e r h o f

Dr. F r i z D a h m s : „Die Rassenkunde im modernen Weltbild“. Junfermann und Dünhaupt Verlag, Berlin, 1939. Preis brosch. 1,80 RM. 42 Seiten.

In kurzer, plastisch klarer Form wird hier ein Bild vom Stande der rassistischen Anschauung in der Welt aufgerollt unter besonderer Berücksichtigung der deutschen und der italienischen Rassengesetzgebung. Die verworrenen, gehässigen Meinungen der Gegner alles rassistischen Denkens, in welchem Lager sie auch immer stehen mögen, zeigen eindeutig, daß die Rassenfrage die brennendste Frage ist, die heute alle Völker zu einer Entscheidung für oder gegen sich aufruft und an der kein Staatsmann achtlos mehr vorübergehen kann.

M a r i e A d e l h e i d R e u ß - z u r L i p p e

Dr. R e i m e r - S c h u l z : „Die Schädelkunde der Beigrube von Wesselburen“ (Dithmarschen) als Beitrag zur Rassenkunde Schleswig-Holsteins. VIII, etwa 112 Seiten mit 25 Abbildungen, Gr.-8°. Kart. etwa 6,80 RM, geb. etwa 8,60 RM.

Die vorliegende Arbeit behandelt 500 Schädel, die sich in der Beigrube in Wesselburen (Dithmarscher Nordermarsch) gefunden haben. In hervorragender Weise untersucht der Verfasser die rassistische Zugehörigkeit dieser Schädel, die einen guten Durchschnitt durch die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Besiedlung Dithmarschens ergeben, vergleicht sie mit anderen Bearbeitungen und kommt zur Erkenntnis, daß es sich im wesentlichen um nordische und fälische Schädel handelt, die übrigens vielfach eine starke Ähnlichkeit mit angelsächsischen Funden aufweisen. Die Arbeit bringt viel Wertvolles auch zur Geschichte der Marschbesiedlung, der Standeszugehörigkeit und der erbrechtlichen Verhältnisse sowie ein besonderes Kapitel zum Thema der Dithmarscher Geschichte.

J o h a n n v. L e e r s

Emilio Albertario: „Die ethischen und rechtlichen Grundlagen des sozialen Lebens im antiken Rom“. Veröffentlichung des deutsch-italienischen Kulturinstitutes Kölns, Petrarce-Haus. Kommissionsverlag Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. Preis 1,- RM.

Die Arbeit des führenden italienischen Rechtslehrers bemüht sich, zu zeigen, wie sehr Rechtsform und Ethik im römischen Recht sich ergänzt haben. Dem ist gerade für die Frühzeit durchaus zuzustimmen, und der Verfasser bringt hier wertvolle Beiträge zu dem, was etwa Leist in seinem „Altarischen jus gentium“ und in seiner sehr schönen Darstellung über das Recht der Greco-Italiker gebracht hat. Mit Recht betont der Verfasser die Rolle einer übrigens sehr bäuerlich empfundenen „fides“ und der „boni mores“ im frühen römischen Recht. Eine leise kluge Kritik bei aller Anerkennung an der justinianischen Schöpfung des Corpus juris und vor allem an der späteren Entwicklung unter stark kirchlichem Einfluß ist spürbar, wenn auch das letzte Wort zu dem Problem Recht, allgemeine Ethik und Ethik einer bestimmten Religion noch nicht gesagt ist. Schön ist es, aus welchem gesunden Empfinden heraus der italienische Rechtslehrer die Würde des Rechtes als eine der größten Schöpfungen des menschlichen Geistes, an der sein Volk bedeutungsvoll beteiligt war und ist, hervorhebt.

J o h a n n v. L e e r s

Ejnar Vaaben: „Ein Däne spricht zu Deutschland“. Deutschlands Kampf - eine europäische Angelegenheit. Hesse & Becker Verlag, Leipzig. 69 Seiten. 0,80 RM.

Das Büchlein bringt eine Darstellung des deutsch-dänischen Verhältnisses, das mit Recht vielmehr als eine Schicksalsgemeinschaft wie als Schicksalsgegensatz dargestellt wird, auch das Bekenntnis seines völkischen Kampfes, der für den Verfasser schwer genug war. Richtig und klug schildert er die Auseinandersetzung der dänischen öffentlichen Meinung mit der Erscheinung des deutschen Nationalsozialismus und der jüdischen Kriegspropaganda und bekennt sich zu den ewigen bäuerlichen Werten der dänischen Lande:

„Entjudung und Entstädtung, das ist hier wie im blutverwandten Deutschland die Lösung der kommenden Jahre.“ Von diesem Gesichtspunkt bekennt er, „daß dieser Kampf des deutschen Volkes auch eine dänische Angelegenheit ist“; das prächtige kleine Büchlein sollte mit allen Kräften gefördert werden – es ist eine Brücke der Gemeinsamkeit und des Verstehens gerade aufgebaut auf den ewigen Werten germanischen Bauerntums.

Wer sich stets um die Freundschaft mit diesem selbstbewußten Volk des Nordens bemüht hat, wird das Buch besonders begrüßen.

Johann v. Leers

Hermann Löns: „Ho' Rüd' ho!“. Adolf Sponholz Verlag, Hannover, 240 Seiten. Preis 12,50 RM.

Zum 25. Todestage von Hermann Löns, am 26. September 1939, hat der Adolf Sponholz Verlag Jagderlebnisse unter dem Titel „Ho' Rüd' ho!“ in einer neuen wertvollen Buchgestaltung herausgebracht. Diese Jagderlebnisse ließ Löns, als er bei Ausbruch des Weltkrieges nach kaum 14tägiger Ausbildungszeit zur Westfront ausrückte, in seinem Schreibtisch zurück. Löns hat in diesem Buche Jagderlebnisse mit einer ausdrucksweise niedergeschrieben, die jedes deutsche Jägerherz gefangen nehmen. Wir haben eine Natur- und Heimatdichtung vor uns, die in einem echten deutschen Volkstum wurzelt. Wie wenigen seiner Zeitgenossen ging Löns die Heimat über alles. Immer wieder schöpfte er aus den urewigen Quellen von Blut und Boden. Immer wieder fand er beim Bauerntum und in der Natur Zuflucht vor einer entarteten Zeit, einer Zeit, die ihn nicht verstehen wollte.

Das Buch ist mit 12 farbigen Bildtafeln nach Originalgemälden und 78 Zeichnungen bekannter Maler in künstlerisch vollendeter Weise ausgestattet. Das farbige Lönsbild ist von G. Tronnier. Der Reichsjägermeister Hermann Göring gab dem Buche ein Geleitwort.

Karl-August Rust

Raithel: „Annamag“. v. Hase & Koehler Verlag, Leipzig. 280 Seiten. Preis geb. 2,85 RM.

Ein Buch, das bereits 1912 geschrieben wurde. Es ist eine urwüchsige, aber auch

wieder sinnige Dorfgeschichte, die die Zeit vor 100 Jahren im Bayreuther Land lebendig werden läßt. Der Verfasser versteht es, die Sorgen und Nöte des Bauerntums, aber auch seine schönen Seiten uns aufzuzeigen, und schildert mit liebevoller Gründlichkeit die einzelnen Charaktere. Dieses Buch ist dazu angetan, die Verbundenheit zwischen Mensch und Scholle klar werden zu lassen.

Ernst zur Lippe

• Herbert Böhme: „Andreas Jermand“. Roman. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 480 Seiten. Preis geb. 6,80 RM.

Der erste große Roman des hervorragenden jungen Lyrikers Herbert Böhme erzählt das Schicksal eines Bauernsohnes, dessen Vater im Weltkriege gefallen ist und dessen Mutter einen Anwürdigen zu sich nimmt und damit den Hof und ihren Sohn an den Rand des Verderbens bringt. Aber die Liebe des jungen Andreas zu dem Hof seines Geschlechts und die Treue zu seinem toten Vater überwindet die Macht des unwürdigen Fremden und gibt dem Hof mit Hilfe treuer Freunde die Ehre und den Frieden zurück.

Ein guter Vorwurf. Aber man wird darüber streiten können, ob es ratsam ist, ein episches Werk in das Gewand der Lyrik zu kleiden. Man sollte ein erzählendes Werk, das zudem die Welt des Bauern spiegeln will, nicht unter das Gesetz der Lyrik stellen.

Sätze, die in einem Gedicht oder in einer kurzen, lyrischen Erzählung vielleicht entzücken würden, können in solcher Häufung zur Ermüdung des Lesers führen. Wer, wie Herbert Böhme, zum Lyriker geboren ist, wird gut daran tun, seine starke Begabung nicht zu zersplittern, sondern sie in sich selber ruhen und reifen zu lassen.

Anne Marie Koeppe

Karl Hübl: „Der Bauer“. Gedichte. Verlag Eduard Schlusche, Freudenthal, 48 Seiten.

Der sudetendeutsche Bauerndichter hat in dem für seine Heimat entscheidenden Jahr neben seiner Tätigkeit als Gemeindevorsteher seines Heimatdorfes, seinem dauernden Einsatz im Volkstumskampf dieses Grenzlandes

und seiner Arbeit an der eigenen Scholle noch Zeit gefunden, uns ein Bändchen Gedichte zu schenken. Seine klare und tiefempfundene Lyrik nimmt den Leser sofort gefangen, und gern folgt jeder dem Dichter, wenn er Ausschnitte aus der Bauerngeschichte bietet, liebevoll das Leben der Natur besingt und dabei Zeugnis von einer feinen Naturbeobachtung gibt, oder vom bäuerlichen Jahr und Leben „von der Saat bis zur Ernte“ berichtet. - Man ist erfreut, auch einmal wieder Gedichte über bäuerliches Leben und Empfinden aus der Hand eines Bauern selbst zu empfangen und hier ohne allen pathetischen Schwulst die schlichte und reine Sprache der Erde zu vernehmen.

Albrecht Timm

Edith Gräfin Salburg: „Eine Landflucht“. Buch aus der Zeit. v. Hase & Koehler Verlag, Leipzig. 246 Seiten. Preis geb. 4,80 RM.

Wir kennen die Gräfin Salburg als eine Schriftstellerin, die warmherzig, mutig und klarblickend den schwierigsten Problemen der Zeit entgegentritt; immer die Wurzeln des Übels aufdeckend und immer neue Wege wendend.

Wenn sie im vorliegenden Buch die Landflucht zum Inhalt einer sehr fesselnden Erzählung genommen hat, so ist man von vornherein davon überzeugt, daß sie diese Frage mit dem notwendigen Ernst und der notwendigen Gründlichkeit aufrollt.

Wir erleben das Schicksal einer Bauerntochter, die eine an sich erfreulich grade und kernige Frau, leider aber angesteckt ist von den damals - die Handlung spielt in der schlimmsten Nachkriegszeit - wie eine Seuche verbreiteten jüdischen „Persönlichkeitsideen“. Sie fordert ihr „Recht auf das eigene Ich“, sie will „das städtische“ lernen. Und so verläßt sie ihren Vaterhof, ihren alten Vater

und ihren Buben und bezieht in der nahen Stadt eine sehr fragwürdige Stellung, von der aus sie die Entfaltung ihrer Persönlichkeit nach der „städtischen Lichtseite“ hin erwartet.

Prachtvoll schildert die Verfasserin nun die einzelnen Stationen dieses Weges, den die Margret Dieringer da geht, dieses Gewahrwerden der ganzen Hohlheit und Erbärmlichkeit städtischer Scheinwelt, dieses Enttäuschtwerden bei jedem Schritt.

Aber auch in ihrem Irrtum bleibt die Bauerntochter liebenswert und in ihrer natürlichen Selbstsicherheit und in der klaren Bestimmtheit, mit der sie den Ansturm der städtischen Gefahren bändigt. Sie hält auf sich und läßt sich nicht „an den Wagen fahren“.

Und als sie am Ende die bitterste Enttäuschung erlebt und um die Erbschaft betrogen wird, mit der sie in die Stadt gelockt worden war, da nimmt sie das mit echt bäuerlichem Stolz und ohne Niedergeschlagenheit hin, als Folge ihrer eignen Kurzsichtigkeit.

Nicht geschlagen, aber reich an Erfahrung, kehrt sie in die Heimat zurück, mitten hinein in den Kampf um Deutschlands Errettung, den ihr Vater inzwischen unter der Fahne Adolf Hitlers aufgenommen hat.

Wie ein warmer Frühlingwind weht es durch das ganze Buch. Von herrlicher, aufrechter Art sind diese Bauern an der ehemaligen deutsch-österreichischen „Grenze“, die Menschen eines Blutes zu scheiden ver suchte.

Dieses Buch führt allen Lesern mit eindringlicher Klarheit vor Augen, wie echte Bauernart, auch da wo sie irrt und fehlt, dem städtischen Wesen immer noch hundertfach überlegen ist an seelischer Gesundheit, Lebenskraft und Fähigkeit.

Anne Marie Koeppe

Verantwortlich für den gesamten textlichen Inhalt: Hanns Deetjen, Berlin-Lichterfelde
Stellvertretender Schriftleiter: Hans Bodenstedt, Berlin-Wilmersdorf. Anschrift der Schriftleitung: Berlin W 8, Friedrichstraße 167/168. Verlag: Verlag Blut und Boden G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortlich für den Anzeigenteil: René Busse, Goslar. Anzeigenabteilung: Goslar, Bäckerstraße 22. Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsmährstand Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4, Viniensstraße 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpreislifte Nr. 7. Bezugspreis: Jedes Heft 1,25 RM. vierteljährlich 3 Hefte 3,50 RM zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postämtern und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar, Postvertrieb ab Berlin.

Für unbetlangte eingefandte Manuskripte keine Gewähr!

Hohe und sichere Ernten

sind gewährleistet, wenn die Winterung vor Frostschäden geschützt und gegen Fußkrankheiten und Lager gekräftigt wird. Widerstandsfähige und kräftige Pflanzen werden erzielt

durch ausreichende Kalidüngung

Wirtschaftlichkeit

⑥

*durch unbedingte
Zuverlässigkeit*

Der Bauer braucht für die zeitgerechte Erledigung seiner Arbeiten vor allem einen unbedingt zuverlässigen Schlepper. In dieser Zuverlässigkeit liegt eine der Ursachen für die große Verbreitung und Wertschätzung des LANZ-Bulldog. Tagein, tagaus bewältigt er seine schwere Arbeit, wenn nötig sogar des Nachts mit uhrwerksartiger Gleichmäßigkeit zum Nutzen des deutschen Bauern, im Kampf um unser täglich Brot.

BJ 2005 C/ü

LANZ
Bulldog

S. 105

Ag

W d a l



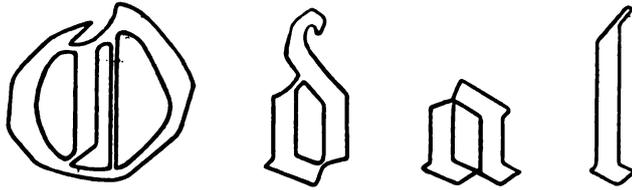
Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

Ausgabe 21

10. Oktober 1940





Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber: R. Walther Darré

Hauptschriftleitung: Hermann Reischle

Für den Gesamtinhalt verantwortlich: Hanns Deetjen

Inhalt

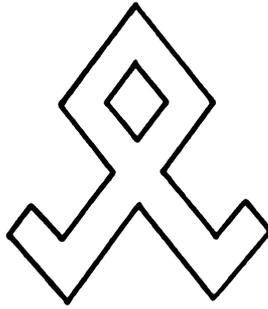
Heft 10 · 9. Jahrgang · Oktober 1940

Spanien vor großen Aufgaben. Familienbesitz - Siedlung - Marktregelung. Von dem spanischen Landwirtschaftsminister Joaquin Benjumea Surin	741	Das Bauerntum im Musikschaffen der Gegenwart. Von Richard Eichenauer	780
Ein neues deutsches Wunder. Von Dr. Wolfgang Clauß	745	Der Bauernaufstand unter Martin Sterzinger. Von Ernst Schaper	788
Bückerberg, heilig Feld. Ein Bauernlied. Gedicht von Will Vesper	750	Der Halligbauer. Von Numme Numsen	794
Deutsches Bauerntum in der neuen Volkswirtschaft. Von Dr. Fritz Nonnenbruch	751	Bergbauern. Von Johannes Linke	799
Umsiedlung als geschichtliche Tat. Von Dr. Franz Lüdtké	757	Ein Dorfbild. Gedicht von Prof. Heinrich Sohnrey	801
Frontbauern. Gedicht von Dr. Franz Lüdtké	760	Jucht und Sitte. Von Hannes Schmalfuß	802
Der Ackerbau der Germanen in alten Schriftquellen. Von Dr. Theodor Steche	761	Bäuerin. Gedicht von Wladimir Cecotta	803
Der Hüter des Lebensbaumes. Von Prof. Dr. Chikao Fujizawa	769	Die Umschau	804
		Die Buchwacht	817

Bildnachweise: Das Titelbild ist eine Aufnahme von Schrammen. Die Fotos zu der Bildbeilage zu dem Aufsatz „Spanien vor großen Aufgaben“ stammen von folgenden Fotografen: Bild 1 und 9 Scherl-Bilderdienst, Bild 2, 3, 4 und 5 Dr. Hahn, Bild 6 Vent/Mauritius, Bild 7 und 8 Dr. Berge/Mauritius. Die Wiedergaben der Gemälde aus der italienischen Kunstausstellung in Hannover sind Fotos von Hauschild.



Verlag Blut und Boden / G. m. b. H.
Reichsbauernstadt Goslar / Bäckerstraße 22



Der erste und
tiefste
Repräsentant des Volkes
ist jener Teil,
der aus der Fruchtbarkeit
der Erde
die Menschen nährt
und aus der Fruchtbarkeit
seiner Familie
die Nation forterhält._{LR}

Adolf Hitler

Odal . Monatschrift für Blut und Boden . Herausgeber N. Walther Darré
O k t o b e r 1940



Spanien vor großen Aufgaben

Familienbesitz - Siedlung - Marktregelung

Es ist uns eine besondere Freude, diesen Aufsatz, den der spanische Landwirtschaftsminister Joaquín Benjumea Burín „Odal“ zur Verfügung stellte, unseren Lesern vermitteln zu können. Er zeigt, wie verwandt die Aufbauarbeit im Landvolk des jungen befreundeten Staates auf der Pyrenäenhalbinsel der Gedankenwelt R. Walther Darres ist.

Aus der Überzeugung heraus, daß ohne eine blühende Landwirtschaft die notwendige wirtschaftliche Autarkie nicht erreicht werden kann, wendet der neue spanische Staat seine Aufmerksamkeit ganz besonders der Frage zu, wie eine bessere Lösung aller die landwirtschaftliche Erzeugung berührenden Probleme erzielt werden kann. Andererseits bietet eine ausgedehnte und wohlhabende Landwirtschaft die beste Garantie für den sozialen Frieden.

Die im Vordergrund stehenden Fragen beziehen sich in erster Linie auf das Verhältnis des Landwirts zum Grund und Boden und auf die Stellung der Landwirtschaft im Rahmen der gesamten Volkswirtschaft. Die Mittel und Wege zur möglichst schnellen Erreichung der erstrebten Ziele sind auf staatlichen Schutzmaßnahmen aufgebaut, durch die die Eigentumsverhältnisse, das Unterrichts- und Versuchswesen, die Frage des Leihkapitals in seinen verschiedenen Formen, die Grundsätze der Besteuerung und nicht zuletzt die Marktregelung sowie der Abschluß von Handelsverträgen im einzelnen geregelt werden.

Was das Verhältnis des Bauern zum Grund und Boden anbelangt, so „übernimmt der Staat die Aufgabe, die eng an die Person des Bauern anknüpfenden Eigentumsformen, die selbständige Familie, die Vererbbarkeit von Grund und Boden, Betriebsmitteln und Arbeitswerkzeugen für den täglichen Gebrauch zu begünstigen und diese Möglichkeiten allen Spaniern zugänglich zu machen. Der Staat schafft das unveräußerliche Familieneigentum, um so eine Garantie zu geben für die Erhaltung und Fortpflanzung der Familie, die die natürliche und grundlegende Zelle der Gesellschaftsordnung und gleichzeitig jene moralische Einrichtung darstellt, die ein unantastbares Naturrecht bedeutet und stärker ist als jedwedes geschriebene Recht“.

Im Verlauf der Zeit soll also dieser Grundsatz des Familieneigentums in weitestem Umfange verwirklicht werden. Hierfür kommt sowohl Gelände von natürlicher Fruchtbarkeit in Frage als auch solches Land, das nach der erforderlichen Dränierung und bei Bebauung mit zweckentsprechenden Pflanzen den Bedingungen entspricht, die eine Verhaftung des Menschen mit dem Grund und Boden gewährleisten. Bestimmungen werden auch die Verpachtung regeln, wobei das Privateigentum grundsätzlich anerkannt und geschützt wird mit dem Ziele, den Anbau für den Grundeigentümer nutzbringend zu gestalten, gleichzeitig aber dem Pächter durch den Abschluß von langfristigen Verträgen die wünschenswerte Stabilität zu gewährleisten, die ihn vor ungerechtfertigter Kündigung bewahren und ihm den Eintritt in das Eigentumsverhältnis erleichtern soll. Und der Staat wird schließlich die notwendigen Mittel zur Verfügung stellen, um Grund und Boden zu gerechten Bedingungen densjenigen in die Hand zu geben, die ihn selbst unmittelbar nutzen.

Ein volles Jahrhundert des verhängnisvollsten Liberalismus hat auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse das Ergebnis gezeitigt, daß die Güter in einem Teil der Provinzen Spaniens übermäßig zerstückelt wurden, in anderen Teilen des Landes wiederum sich zu Latifundien zusammenballten, mit der Folgeerscheinung, daß der Bauer nahezu einer Proletarisierung zum Opfer fiel. Diese Bauern bedürfen nur einer geringen Schulung, um den Anforderungen gewachsen zu sein, die die Führung eines Kleinlandwirtschaftlichen Betriebes an sie stellt. „Der Staat wird deshalb vor allem eine Schulung der landwirtschaftlichen Betriebsleiter in allen Fragen der Technik durchführen, um diese in die Lage zu versetzen, daß sie allen Arbeiten, die der Betrieb einer solchen landwirtschaftlichen Einheit von ihnen verlangt, auch gewachsen sind.“

Der neue Staat ist bestrebt, die am weitesten verbreitete Unternehmungsform zu fördern: die Familienwirtschaft, „die sowohl von der kapitalistischen Zusammenballung als auch von dem marxistischen Herdentum gleichermaßen weit entfernt ist“.

Die Aufgabe, die künftige Generation der Landwirte zu schulen und die neuen Eigentumsverhältnisse und Anbaugrundsätze in die Tat umzusetzen, ist dem Nationalen Siedlungsinstitut übertragen worden, das durch Dekret vom 18. Oktober 1939 ins Leben gerufen worden ist. Das Institut ist mit den notwendigen Machtbefugnissen ausgestattet, wie sie sich aus dem Gesetz über die Kolonisierung weiler Landesteile ergeben, das der Staatschef unter dem Datum des 26. Dezember 1939 erlassen hat.

Das Nationale Siedlungsinstitut, das mit eigener Rechtspersönlichkeit und selbständigem Wirtschaftsbudget ausgestattet ist, wirtschaftet mit seinem eigenen Gründungskapital und erhält Zuweisungen aus dem jährlichen Staatshaushalt. Seine Aufgabe ist es, die Siedler und den Boden vorzubereiten, die neuen Ansiedlungen zu

planen, sie mit gesunden Wohnungen auszustatten und zur Verschönerung des Land-
lebens und des Dorfbildes beizutragen, um so der Anziehungskraft der Stadt ent-
gegenzuarbeiten.

Um seinen Aufgaben voll gerecht werden zu können, ist das Institut auch mit der
Durchführung von wirtschaftlichen Untersuchungen auf dem Kredit- und Finanzierungs-
gebiet im Siedlungswesen beauftragt worden. Seiner Kreditaufgabe wird es sich
dergestalt entledigen, daß es, unbeschadet seiner allgemeinen Mission, den Reichtum
der Nation zur Entfaltung zu bringen, vor allem das kleine landwirtschaftliche
Familiengut einrichten und stützen wird. Die aus einem ehrlichen Wettstreit und der
Arbeitsleistung wachsenden Begriffe von Ehre und Vertrauen bilden eine ausreichende
Garantie für die Zurverfügungstellung des Kredits.

Ein derartig tiefgehender Wandel in den Eigentumsverhältnissen erfordert aber,
wie wir dies bereits angedeutet haben, eine starke Befähigung des Siedlers zur An-
passung und das Verständnis und den Willen zur Anpflanzung der dem kleinen
Besitzum am meisten zweckentsprechenden Kulturen, die zwar größere Sorgfalt in der
Pflege verlangen, dafür aber auch höhere Erträge je Flächeneinheit abwerfen. Anderer-
seits erfordert die Schaffung und Erhaltung eines erblichen Familienbesitzums eine
Umwandlung im Sinne einer direkten Nachfolgerschaft, wobei man auf das ganze
Land die Rechtsform ausdehnen muß, die nur in einigen Gebieten wie in Navarra,
Katalonien und auf den Balearen heimisch sind; dadurch wird eine übermäßige Zer-
splitterung des Besitzums auf der einen und eine übermäßige Konzentration auf der
anderen Seite vermieden, wie diese sich so oder so in den verschiedenen Gegenden
Spaniens eingebürgert haben.

Während sich eine Konsolidierung des Grundeigentums durch die Ansetzung von
unmittelbar den Boden nutzenden Siedlern einstellt, darf auf der anderen Seite eine
ebenso wichtige Frage nicht außer acht gelassen werden, nämlich die staatliche Ordnung
des Landarbeiterproblems. Zu diesem Zweck wird der langfristige Landarbeiter-
vertrag eingeführt, der zwar nur einen geringen Tagelohn vorsieht, dafür aber die
Aberlassung kleinerer Parzellen durch den Grundbesitzer an den Arbeiter vorsieht, zu
deren Bestellung dieser seine freie Zeit verwenden soll, soweit der Arbeitsvertrag ihm
eine solche beläßt.

Damit soll ein bestimmter Grad wirtschaftlicher Unabhängigkeit für den Arbeiter
geschaffen, gleichzeitig soll der Arbeiter aber auch für den Siedlerberuf vorbereitet
werden.

Der Arbeitsvertrag wird auch die Versicherungsrisiken einschließen, soweit Schäden
versicherungsfähig sind und ihnen auf dem Versicherungsweg begegnet werden kann.
So werden die landwirtschaftlichen Arbeiter wie auch die übrigen Volksgenossen in
den Genuß der Sozialversicherungen gegen Unfall, Alter, Invaldität, Todesfall,

Krankheit und Mutterschaft sowie in den Genuß einer Familienunterstützung gelangen, die alle zum größeren Teil schon bestehen oder, soweit dies noch nicht der Fall ist, sich in energischer Vorbereitung befinden.

Die unzulängliche landwirtschaftliche Erzeugung in der letzten Zeit unseres Befreiungskrieges, wie sie sich als Folge der Unordnung und der marxistischen Zersetzung eingestellt hat, ist bereits wieder auf ihren früheren Stand gehoben worden. Es ist jedoch erforderlich, den Anbau zu rationalisieren, Industriepflanzen anzusetzen, die uns einen gewissen Grad von Unabhängigkeit auf diesem Gebiet gewährleisten, die Viehhaltung zu steigern und zu verbessern und eine energische Wiederaufforstung zu betreiben, um den gesteigerten Bedarf an Holz befriedigen zu können und gleichzeitig unserem Bergboden die erforderliche Bindung zu geben. Dieses letztgenannte Ziel führte zur Gründung einer Einrichtung mit der Bezeichnung „Nationale Waldschutzverband“, der als selbständiger Organismus mit den erforderlichen finanziellen Mitteln ausgestattet ist, um den beabsichtigten Wiederaufbau durchzuführen und zu sichern.

Die landwirtschaftliche Erzeugung bildet mit den übrigen Wirtschaftsgebieten zusammen ein Ganzes im Dienste am Vaterlande. Während indessen auf den anderen Wirtschaftsgebieten die Fragen weniger vordringlich einer Lösung bedürfen, hat sich im landwirtschaftlichen Sektor infolge der Marktschwankungen ein wirksamer und schützender Eingriff des Staates als notwendig erwiesen, um das Auftreten einer Produktionskrisis zu verhindern. Zu diesem Zweck ist zunächst ein Nationales Weizenamt gegründet worden, dessen Aufgabe es ist, angemessene Preise festzusetzen und den Handel mit Getreide zu regulieren; ähnliche Einrichtungen werden auch für die übrigen Erzeugnisse der Landwirtschaft geschaffen werden, um einerseits die Anbauflächen zu bestimmen und andererseits die Preisbildung so zu gestalten, daß „dem Bauern unter normalen Wirtschaftsbedingungen ein Mindestgewinn garantiert wird“.

Die Preisregelung wird ergänzt durch eine entsprechende Regelung der Anbauverhältnisse, durch die entweder ein Anreiz gegeben wird für den Anbau gewisser, in nicht genügendem Umfange vorhandener Erzeugnisse oder aber eine Zuvielerzeugung abgebremszt wird, weil der Staat eine Preisgarantie natürlich nur für solche Durchschnittsmengen geben kann, für die auch tatsächlich eine Nachfrage auf den Märkten besteht.

Die Schaffung des unteilbaren und unveräußerlichen Familieneigentums, die Errichtung des Nationalen Siedlungsamtes und schließlich die Regelung der Anbauverhältnisse und der Preise, wie sie das Weizenamt als erste derartige Einrichtung durchzuführen hat, sind meines Erachtens die Grundpfeiler unserer planwirtschaftlich orientierten Agrarpolitik.





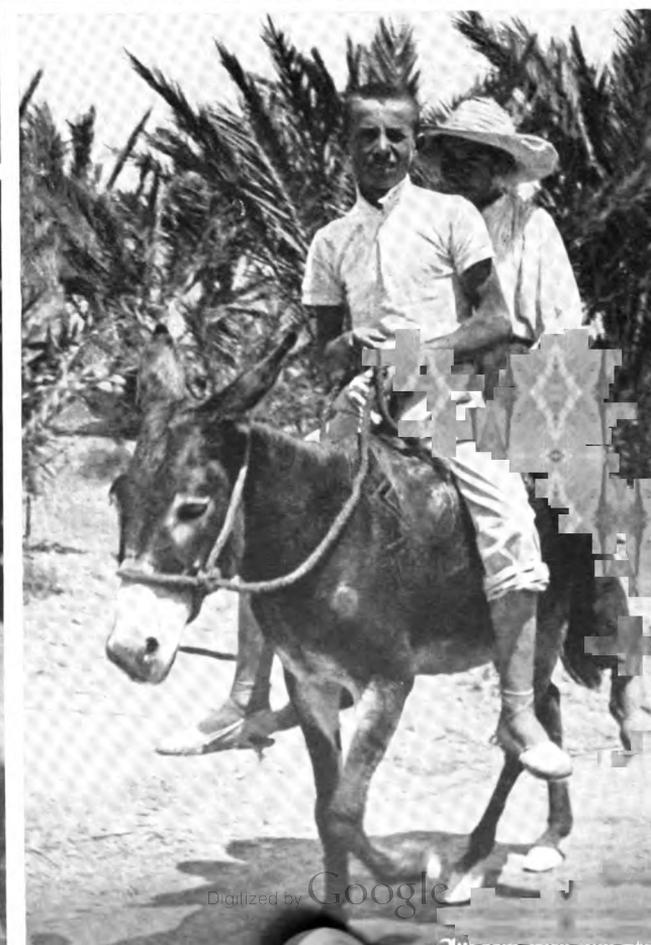
Schöpfräder sorgen für die Bewässerung der Felder



Wasser ist kostbarer als Wein
Wasserhändler versorgen die Gehöfte mit Trinkwasser



Reisente in Spanien





Wast auf dem Selde

Ein neues deutsches Wunder

Am Erntedanktag 1940 blickt das deutsche Volk auf das erste Jahr nationalsozialistischer Kriegsernährungswirtschaft zurück. Es steht vor der Tatsache, daß es gelungen ist, die Aushungerungsabsichten Englands zunichte zu machen. Beweis für diesen Erfolg ist:

1. die Stabilität der Lebensmittelrationen seit Kriegsbeginn, auf Teilgebieten waren sogar Verbesserungen möglich;
2. die Stabilität der Nahrungsmittelpreise;
3. die trotz aller Kriegeschwierigkeiten unverändert hohe Leistungskraft der deutschen Landwirtschaft, die auf einigen Gebieten sogar mitten im Kriege Leistungssteigerungen ermöglichte.

Beständigkeit der Lebensmittelrationen

Die Stabilität der Lebensmittelrationen seit Kriegsbeginn war für die Welt, aber auch viele Volksgenossen in Deutschland, eine große Überraschung. Ganz allgemein glaubte man, daß die Rationierung der Lebensmittel in Deutschland ebenso wie im Weltkrieg auch diesmal ein Zeichen vorhandenen Mangels sei. Man glaubte, daß demzufolge die Rationen allmählich immer mehr verringert werden würden, so wie dies im Weltkrieg der Fall war. Tatsächlich war jedoch auf einer ganzen Reihe von Gebieten das Gegenteil der Fall. Es sei nur an die Sonderzuteilungen von Fleisch im vergangenen Winter und an die Sonderzuteilungen von Butter im Laufe des Sommers 1940 erinnert. Die Stabilität der Lebensmittelrationen im ersten Kriegsjahr hat demnach die bei der Einführung der Verbrauchsregelung für Lebensmittel bei Kriegsbeginn gemachte Mitteilung bestätigt, daß die Rationierung nicht aus Mangel erfolgte, sondern aus Vorsee als Ergebnis sorgfältiger Planungen und als Antwort auf den von England eröffneten Aushungerungskrieg gegen Frauen und Kinder.

Beständigkeit der Nahrungsmittelpreise

Die Stabilität der Nahrungsmittelpreise in Deutschland seit Kriegsbeginn war die zweite große Überraschung, die die nationalsozialistische Kriegsernährungswirtschaft der Welt bereitete. Besonders England hatte seine Hoffnung darauf gesetzt, daß die erwartete Verknappung der Lebensmittel zu einem scharfen

Ansteigen der Lebensmittelpreise führen würde und dadurch eine Quelle wachsender Unruhe im deutschen Volk entstehen würde. England hoffte, daß sich im deutschen Volk die Erscheinungen wiederholen würden, die wir im Weltkrieg und in der Inflation erlebten und die heute noch in der Erinnerung vieler Deutschen als besonders schwere Zeiten lebendig sind. England glaubte, so wie damals wieder in einem durch Lebensmittelverknappung und Preissteigerung beunruhigten deutschen Volk die politische Saat des Hasses und der Zwietracht säen und dabei die politischen Geschäfte Englands machen zu können. Durch alle diese Hoffnungen und Erwartungen der englischen Herrenschicht machte die nationalsozialistische Kriegsernährungswirtschaft mit der Sicherung der Stabilität der Nahrungsmittelpreise einen gewaltigen Strich.

Beständigkeit der landwirtschaftlichen Erzeugung

Zu der Überraschung, die in der Welt die Stabilität der Lebensmittelrationen und die Stabilität der Lebensmittelpreise auslöste, kam schließlich noch ein Drittes, das ebenfalls Staunen und Bewunderung auslöste, nämlich die Stabilität der landwirtschaftlichen Erzeugung im Kriege. Die Welt hatte als selbstverständlich angenommen, daß die Erzeugung der deutschen Landwirtschaft im Kriege stark absinken würde. Es gehörte geradezu zu den Lehrsätzen der Kriegswissenschaft, daß die Nahrungsmittelerzeugung in kriegsführenden Ländern zurückgeht. Die nationalsozialistische Kriegsernährungswirtschaft hat auch diesen Lehrsatz, auf den England gebaut hatte, über den Haufen geworfen. Das Ergebnis der Kriegsernte 1940 beweist dies. Die Getreideernte Großdeutschlands wird mit 24,6 Mill. Tonnen nur um 2 vH unter dem Durchschnitt der Ernten in den Jahren 1934 bis 1938 liegen. Der Durchschnitt dieser Erntefahre beläuft sich auf 25,1 Mill. Tonnen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß dieser Durchschnitt infolge der Rekordernte des Jahres 1938 überhöht ist. Die Brotversorgung Großdeutschlands ist also nach wie vor gesichert, zumal neben der Ernte noch 6,2 Mill. Tonnen Brotgetreidevorrat zur Verfügung stehen, also noch ebensoviel wie bei Kriegsbeginn. Um zu erkennen, daß die Durchschnittsernte 1940 eine gewaltige Leistung der deutschen Landwirtschaft darstellt, muß man sich vor Augen halten, daß die Witterungsverhältnisse während des ganzen Jahres so ungünstig waren, daß die englische Propaganda bereits mit Sicherheit glaubte, für Deutschland eine totale Mißernte vorausagen zu können. Wie ungünstig die Witterungsverhältnisse waren, beweist allein die Tatsache, daß in vielen Ländern in diesem Jahr Ertragsrückgänge von 10 bis 20 vH zu verzeichnen sind. Der deutsche Bauer hat aber nicht nur die Ernte 1940 unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen, sondern auch entgegen allen Schwierigkeiten erstellt, die nun einmal jeder Krieg der landwirtschaftlichen Erzeugung bereitet. Umfangreiche Regenfälle beeinträchtigten die Ber-

gung der Hackfrüchtereinte und die Bestellarbeiten im Herbst 1939. Es konnten auch infolge des frühzeitig einsetzenden Winters nur 90 vH der sonst üblichen Wintergetreidefläche bestellt werden. Der scharfe und lange Winter brachte außerdem erhebliche Auswinterungsschäden. Es war auch nicht möglich, infolge des monatelang pausenlos anhaltenden Frostes die Bodenbearbeitung (Winterfurche) in dem erforderlichen Umfang durchzuführen. Eine Fülle von Arbeiten mußten demzufolge bei der Frühjahrseinstellung 1940 nachgeholt werden. Es mußten nicht nur die Flächen bestellt werden, die im Herbst nicht bestellt werden konnten, es mußten auch die Flächen noch einmal bestellt werden, deren Saaten den harten Winter nicht überstanden hatten. Diese Unsumme von Arbeit, die bei der Frühjahrseinstellung 1940 zu erledigen war, drängte sich auf einen sehr kleinen Zeitraum zusammen, weil der Winter gar nicht aufhören wollte und das Frühjahr außerordentlich spät einsetzte. Alle diese Schwierigkeiten, die die ungünstige Witterung der Landwirtschaft im Herbst 1939, im vergangenen Winter und im Frühjahr 1940 bereiteten, mußten von der Landwirtschaft überwunden werden, obwohl sie (schon im Frieden unter einem Mangel an Arbeitskräften leidend) zahlreiche Arbeitskräfte und Gespanne an die Wehrmacht hatte abgeben müssen. Auch die laufende Erfüllung der von der Wehrmacht auferlegten Lieferungsverpflichtungen an Heu, Stroh und Hafer brachte naturgemäß eine Erschwerung der Betriebsführung. Trotz alledem kann heute festgestellt werden, daß im Frühjahr 1940 im Gegensatz zu anderen Ländern wie z. B. Frankreich, Rumänien usw. kein Hektar landwirtschaftlicher Boden in Deutschland unbestellt geblieben ist. Es gelang sogar, Produktionszweige zu verstärken, die besonders viel Arbeitskraft erfordern. Die Anbauflächen für Kartoffeln und Zuckerrüben wurden erweitert. Diese Tatsache ist besonders kennzeichnend für den Unterschied der nationalsozialistischen Kriegsernährungswirtschaft gegenüber der des Weltkriegs. Die Hackfrüchterezeugung ging nämlich im Weltkrieg schnell und besonders stark zurück. Dies hatte zur Folge, daß Deutschland, das vor dem Weltkrieg ein großes Zucker-Exportland gewesen war, sehr bald im Weltkrieg unter einem Mangel an Zucker zu leiden hatte. Im Gegensatz hierzu können wir feststellen, daß die Kriegsernte 1940 bei Kartoffeln, Zuckerrüben und Futterrüben Höchsternten erwarten läßt. Die Kartoffelernte 1940 wird etwa 60 Mill. Tonnen betragen und damit die sehr gute Ernte des Jahres 1939 um 5 Mill. Tonnen übertreffen. Da auch im Kriege zur Deckung des erhöhten Bedarfs an Speisekartoffeln nur 15 bis 18 Mill. Tonnen benötigt werden, ist also die Befriedigung des Kartoffelbedarfs ohne weiteres möglich. Die Zuckerrübenernte 1940 wird auf rund 20 Mill. Tonnen geschätzt; auch das sind über eine Mill. Tonnen mehr als im vergangenen Jahre. Auch die Zuckerversorgung ist demnach vollkommen sichergestellt.

Neben der Steigerung der Leistungen der deutschen Landwirtschaft in der Erzeugung von Kartoffeln und Zuckerrüben sind erhöhte Leistungen auch in der Gemüseerzeugung zu verzeichnen. Die Gemüseanbaufläche wurde 1940 gegenüber dem Vorjahr um rund 30 vH erweitert. Darüber hinaus sind teilweise auch die Erträge von der Flächeneinheit noch weiter gestiegen. So dürfte z. B. die Kopfkohlernte 1940 die des Vorjahres um 50 vH übertreffen. Da wir außerdem im kommenden Winter mit stärkeren Gemüsezufuhren aus Holland und Italien zu rechnen haben, weil diese Länder nicht mehr nach England liefern, wird im kommenden Winter in Deutschland also mehr Gemüse zur Verfügung stehen als im vergangenen Winter.

Beim Obst ist allerdings infolge des harten Winters eine echte Missernte zu verzeichnen. Die für die deutsche Obstversorgung entscheidende Apfelernte wird nur etwa 25 vH einer Normalernte betragen. Die durch den Minderertrag in der Eigenerzeugung bei der Obstversorgung gegebenen Lücken werden auch durch Einfuhren nicht geschlossen werden können, da der letzte Winter die Obsterzeugung nicht nur in Deutschland, sondern auch in den anderen Ländern beeinträchtigt hat.

Große Leistungen hat das deutsche Landvolk auch in der Vieh- und Fettwirtschaft zu verzeichnen. Unsere Viehbestände entwickeln sich durchaus normal. Die Fleischrationen können infolgedessen auch im kommenden Winter unverändert bleiben. Der günstige Ausfall der Hackfruchternte setzt uns sogar in die Lage, die Schweine in Zukunft wieder etwas schwerer auszumästen als in den ersten Monaten des Krieges. Auch beim Fett werden die Rationen vor allem dank der Leistungen der Milchzeugungsschlacht unverändert bleiben. Die Milchanklieferung an die Molkereien ist im Jahre 1940, also mitten im Kriege, gegenüber 1939 um 10 bis 15 vH gestiegen. Die deutsche Buttererzeugung lag im ersten Halbjahr 1940 um rund 30 vH über der der gleichen Zeit des Jahres 1939.

Wie war das möglich?

Betrachtet man diese gewaltigen Leistungen der nationalsozialistischen Kriegsernährungswirtschaft, so ergibt sich die Frage: „Wie war das möglich?“ Die Antwort auf diese Frage wird sich in folgende Punkte zusammenfassen lassen:

1. Englands Hungerblockade blieb diesmal im Gegensatz zum Weltkrieg erfolglos, weil die deutsche Landwirtschaft schon 1934 von R. Walther Darré zur Erzeugungsschlacht, zum Kampf um die Nahrungsfreiheit aufgerufen worden war. Dank dieser Erzeugungsschlacht war Deutschland bei Ausbruch des Krieges im Herbst 1939 auf allen wesentlichen Gebieten der Nahrungsmittelversorgung in der Lage, sich selbst zu versorgen. Die Produktionsziele der Erzeugungsschlacht waren so klar und auf weite Sicht richtig festgelegt worden, daß die Landwirtschaft auch im Kriege keine Um-

stellungen grundsätzlicher Art vorzunehmen brauchte, sondern so weitermarschieren konnte, wie sie dies in den Jahren der Erzeugungsschlacht gelernt hatte.

2. Die Abwehr der englischen Hungerblockade gelang dank der rechtzeitigen Einführung der Marktordnung des Reichsnährstandes durch R. Walther Darré in den Jahren 1933 bis 1934. Die Marktordnung richtete die bis zur Machtübernahme durch den Nationalsozialismus in allen Betrieben rein egoistisch eingestellte Ernährungswirtschaft durch Zusammenschluß in Leistungsgemeinschaften auf ihre volkswirtschaftliche Aufgabe aus. Die Marktordnung hat es als Instrument der Waren-erfassung und Warenlenkung ermöglicht, eine regelmäßige Belieferung der Rationen sicherzustellen. Die Marktordnung war die Voraussetzung für die Verbrauchsregelung. Ohne die Marktordnung wäre jede vorausschauende Planung in der Ernährungswirtschaft unmöglich gewesen und auch jetzt noch undurchführbar. Chaotische Zustände, so wie wir sie im Weltkrieg in der Nahrungsmittelversorgung hatten und wie wir sie jetzt in England zu verzeichnen haben, wären unvermeidlich.

3. Die Abwehr der Hungerblockade gelang dank der Sicherung der Stabilität der Lebensmittelpreise. Diese Preisstabilität wäre ohne die rechtzeitige Einführung der Festpreise für landwirtschaftliche Erzeugnisse unmöglich gewesen. Bereits im September 1933 wurden von R. Walther Darré die Festpreise für Getreide verkündet und damit Börsenspiel und Spekulation mit dem täglichen Brot für immer unmöglich gemacht. Es wäre unmöglich gewesen, die Stabilität der Lebensmittelpreise im Kriege durchzuhalten, wenn nicht die gesamte Ernährungswirtschaft seit 1933 durch die Marktordnung und das Festpreissystem gelernt hätten, in festen Preisen zu denken und mit festen Preisen zu arbeiten. Hinzu kommt als nicht minder wichtig, daß allein die Marktordnung die Stabilität der Nahrungsmittelpreise dadurch gewährleistet, daß sie die festgesetzten Preise wirtschaftlich untermauert.

4. Die Abwehr der englischen Hungerblockade gelang schließlich, weil zur Ergänzung der Ernährungspolitik des Friedens alles für den Kriegsfall rechtzeitig vorbereitet worden war. Die nationalsozialistische Ernährungspolitik konnte so ohne grundsätzliche Umstellung lediglich durch Einführung der vorbereiteten Verbrauchsregelung über Nacht auf die Kriegsaufgaben umgeschaltet werden.

Aberblickt man die Dinge, die die Abwehr der englischen Hungerblockade ermöglicht haben, so läuft die Beantwortung der Frage „Wie war das möglich?“ auf den Satz hinaus: Die Abwehr der englischen Hungerblockade war möglich, weil die deutsche Ernährungspolitik bereits seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus im Auftrag des Führers von R. Walther Darré nach weitschauenden, klaren strategischen Grundsätzen gelenkt wurde. Das ist die Wurzel des Erfolgs der deutschen Kriegsernährungswirtschaft, die das Ausland heute schon als ein neues deutsches Wunder bezeichnet.

Bückeberg, heilig Feld

Ein Bauernlied

Von Will Vesper

Bückeberg, heilig Feld
deutschen Bauernstandes,
Herz des Vaterlandes,
schönstes Feld der Welt.

Hier ward nach den Sagen
in uralten Tagen
der Römer geschlagen.

Recht übers Feld die Bauernhand.
Laßt übers Feld die Fahnen wehen.
Frei soll das Vaterland,
treu soll der Bauernstand
allzeit bestehen.

Bückeberg, heilig Feld,
drauf Erdmutter's Segen
hat allzeit gelegen,
schönstes Feld der Welt.

Es rauscht in den Fahnen
mit freudigem Mahnen
der Geist unsrer Ahnen:

Recht übers Feld die Bauernhand.
Laßt übers Feld die Fahnen wehen.
Frei soll das Vaterland,
treu soll der Bauernstand
allzeit bestehen.

Bückeberg, heilig Feld!
Jene auch, die starben,
sind nur deine Garben,
schönstes Feld der Welt.

Vergehen und Werden,
Saat, Menschen und Herden
sind Frucht deiner Erden.

Recht übers Feld die Bauernhand.
Laßt übers Feld die Fahnen wehen.
Frei soll das Vaterland,
treu soll der Bauernstand
allzeit bestehen.

Bückeberg, heilig Feld!
Siegfried schlug den Drachen.
Adler wieder wachen.
Danke dem Herrn der Welt!

Daß Allvaters Güte
Land, Saat, Blut und Blüte
uns weiter behüte!

Recht übers Feld die Bauernhand.
Laßt übers Feld die Fahnen wehen.
Frei soll das Vaterland,
treu soll der Bauernstand
allzeit bestehen.

Zum Erntedankfest 1940, an dem der deutsche Bauer an der Front und in der Heimat für Deutschlands Freiheit kämpft mit dem Gedanken an den Tag, an dem er wieder am Bückeberg mit seinem Führer das Erntedankfest feiern wird.

Deutsches Bauertum in der neuen Volkswirtschaft

Man ist sich vielleicht der entscheidenden Bedeutung der nationalsozialistischen Agrarpolitik immer noch zuwenig bewußt. Die Erfolge des Vierjahresplanes auf dem Gebiete der gewerblichen Wirtschaft blenden. Ein neu erbautes Werk ist ja auch eindrucksvoller als ein zweckmäßig eingerichteter Viehstall, ein Silo oder irgendeine andere Maßnahme nationaler Arbeitsführung im Bauernhof. Aberhaupt sind die Ergebnisse des Arbeitseinsatzes in der gewerblichen Wirtschaft nach außen hin sichtbarer als die der landwirtschaftlichen Leistungssteigerung. Dazu kommt die Gewohnheit, im allgemeinen einen größeren Wert auf die gewerbliche als auf die landwirtschaftliche Erzeugung zu legen, eine Gewohnheit, die aus jenen Zeiten herrührt, wo man die Landwirtschaft auf Kosten der Industrie vernachlässigen zu dürfen glaubte. Es erfordert schon einiges Nachdenken, um zu erkennen, daß ohne die durch die nationalsozialistische Agrarpolitik bewirkte Nahrungssicherheit der Vierjahresplan nicht seine Erfolge auf dem gewerblichen Sektor unserer Volkswirtschaft hätte haben können. Die Schwierigkeiten des Außenhandels sind so groß gewesen, daß wir sie nicht durchgestanden hätten, wenn ein größerer Einfuhrbedarf an Ernährungsgütern die Einfuhr belastet hätte. Alles in allem hat die nationalsozialistische Agrarpolitik zusammen mit dem Wirken des Reichsnährstandes der Durchführung der Parole: „Kanonen statt Butter“ den Rückhalt gegeben. Wir konnten nämlich die Arbeit für die Rüstung derart zentralisieren, wie das geschehen ist, weil vorher die Erzeugung der deutschen Landwirtschaft gesteigert worden war. Das pflegt man allzu leicht zu übersehen. Ein Volk, das nicht ausreichend versorgt ist, kann auch nicht ausreichend arbeiten. Die Sorge für die Beschaffung der Nahrungsmittel steht auf der ersten Stufe der Dringlichkeit. Weil die deutsche Landwirtschaft ihre Erzeugung in genügendem Umfange gesteigert hatte, wurde diese erste Stufe der Dringlichkeit frei, so daß sie durch die Arbeiten für die Rüstung besetzt werden konnte. Wir haben ja auch in Wahrheit nicht Kanonen statt Butter erzeugt; denn wir hatten immer ausreichend Butter. Wenn diese Parole den wahren Sachverhalt hätte wiedergeben sollen, hätte sie lauten müssen: „Kanonen statt mehr Butter!“

Wie die großen Leistungen auf dem Agrarsektor in der Zeit vor dem Kriege dem Volke allzu selbstverständlich erschienen sind, so ist es auch jetzt im Kriege. Der Unterschied zwischen der Ausrüstung der Wehrmacht sowie dem taktischen und strategischen Einsatz der deutschen militärischen Kraft in diesem Krieg ist viel zu groß, als daß er das Augenmerk des Volkes nicht magnetisch auf sich ziehen mußte. Doch auch die jetzige Ernährungslage ist ganz anders als die im Weltkriege. Sie hat den gleichen Stand der Vollkommenheit gegenüber dem Zustande des Weltkrieges auf ihre Weise, wie Ausrüstung, Strategie und Taktik dieses Krieges ihn im Vergleich zum

Weltkriege besitzt. Der Revolution der Kriegsführung steht die Revolution, durch die die Volksernährung im Kriege gewährleistet ist, mit gleichem Rang zur Seite. Die zweifelhafte Lage auf dem Ernährungsgebiete hat im Weltkrieg die auf die politische Zersetzung des deutschen Volkes ausgehenden Bestrebungen wirksam werden lassen. Wenn dies, was nicht zu bestreiten ist, der Fall gewesen ist, dann bietet die jetzige Sicherheit der Ernährung aber auch, umgekehrt zu den Erscheinungen im Weltkrieg, die Garantie, die politische Geschlossenheit des Deutschen Volkes in diesem Kriege aufrechtzuerhalten.

Das Werk des Frontbauern

Ziehen wir aus diesem allem die Schlußfolgerung. Es ergibt sich sachlich, daß die Sicherung der Volksernährung durch die nationalsozialistische Agrarpolitik und den Reichsnährstand vor dem Kriege die Stütze für die Durchführung des Vierjahresplanes und der Aufrüstung gewesen ist. Der Rückhalt, den sie dem ganzen Volke gibt, ist entsprechend der starken Belastung durch den Krieg im Kriege noch bedeutsamer geworden. Sie gibt der Arbeit für den Krieg den festen Boden und gibt der Heimat die Festigkeit, die diese haben muß, damit die Front nicht wieder, wie im Weltkrieg, im Leeren steht. Doch dieser sachlichen Lagerung der Dinge entspricht die allgemeine Auffassung von ihr nicht durchgehend. Das Volk schaut auf die rauchenden Schloten der Fabriken, hört die Siegesnachrichten: doch der durchschnittliche Volksgenosse begegnet dem Ernährungssektor bei der Ausstellung der Lebensmittelfarten. Er sieht die Beschränkungen seines Ernährungsstandards, aber nicht die Sicherung der Dauer seiner Verpflegung. Dazu kommt, daß die Leistung des Arbeiters viel eher gewürdigt zu werden pflegt als die des Bauern. Ein Beispiel dafür ist, daß der Frontarbeiter zum allgemeinen Begriff geworden ist, während der Begriff des Frontbauern, der doch wahrhaftig nicht weniger geleistet hat, im Volke kaum bekannt ist.

Wie der Nationalsozialismus den Bauern einschätzt, ist vom Führer selber mit seinem Wort: „Wir werden ein Bauernvolk sein, oder wir werden nicht sein“, gekennzeichnet. Dies Wort hat seine Bestätigung durch die grundlegende wirtschaftliche Leistung des Bauern vor dem Kriege und im Kriege schon gefunden. Doch nach dem Kriege werden die Verhältnisse, unter denen unsere Volkswirtschaft arbeitet, anders sein als vor ihm. Vor dem Kriege waren wir dem internationalen Finanzkapital und der plutokratisch bestimmten Weltwirtschaft alten Musters tributpflichtig. Soweit wir nicht Warenaustausch, und zwar auf der von der deutschen Agrarpolitik neu geschaffenen Grundlage, nach dem Motto: „Warenaustausch zu festen Preisen und festen Mengen“ treiben konnten, mußten wir unsere Einfuhr mit Devisen bezahlen, die wir nur unter Bezahlung eines Aufgeldes erwerben konnten. Der Sieg befreit uns von dieser Tributpflicht. Dadurch ändert sich jene Notlage, der die nationalsozialistische Agrarpolitik so erfolgreich begegnet ist. Heißt das nun aber, daß mit der Notlage der Volkswirtschaft die Notwendigkeit, diese Agrarpolitik weiter durchzuhalten, ebenfalls entfällt?

Man kann zu dieser Frage Stellung nehmen, indem man wirtschaftlich rechnet. Das Ergebnis dieser rein wirtschaftlichen Rechnung würde eindeutig sein und wie folgt lauten: Nach der Durchführung des Rechtes auf Arbeit trat in Deutschland ein unge-

heurerer Güterbedarf ein. Da die Methoden eines Siegers immer nachgeahmt werden, werden nach dem Siege auch unsere Methoden zum mindesten in Europa überall Eingang finden. In ganz Europa wird nach der Einführung des Rechtes auf Arbeit der Güterbedarf gewaltig steigen. Die neuen handelspolitischen Methoden beseitigen jene Schwierigkeiten des zwischenstaatlichen Güteraustausches, die aus seiner Bindung an das Gold und an die Devisen herrührten. Da der Güterhunger allgemein und der Güteraustausch leicht sein wird, scheint es am wirtschaftlichsten zu sein, wenn jede Volkswirtschaft sich auf die Erzeugnisse spezialisiert, die sie am billigsten herstellen kann. Also zum mindesten eine Arbeitsteilung der verschiedenen europäischen Volkswirtschaften! Diese weist uns Deutsche auf die Steigerung der Industrieproduktion hin, während die landwirtschaftliche Erzeugung in anderen Ländern günstiger liegt. Wir arbeiten nach dieser Rechnung billiger, wenn wir unsere Industrieproduktion erweitern und gegen Industriegüter landwirtschaftliche Erzeugnisse einführen, als wenn wir diese im eigenen Lande zu gewinnen trachten. Damit scheint dann auch das beste Mittel gefunden zu sein, den Lebensstandard weiter Schichten des Landvolkes zu heben: indem man sie zu Industriearbeitern macht und am wirtschaftlichen Aufschwung der Arbeiterschaft insgesamt teilnehmen läßt. So wird auch der Arbeitermangel behoben, der tatsächlich so drückend ist, daß die von ihm Bedrückten mit Sicherheit ihr soziales Herz gegenüber den sozial noch schlecht gestellten Schichten des Landvolkes entdecken werden: schon allein aus „sozialen Gründen“ müßte ihnen der Weg in die Industrie frei gemacht werden.

Unsere Aufgabe: Ordnung und Sicherheit im europäischen Raum

Diese Rechnung ist unwiderleglich, und man könnte die Folgerungen aus ihr ziehen, wenn wir bereit sind, den größten Erfolg der nationalsozialistischen Revolution auf wirtschaftspolitischem Gebiet aufzugeben. Der liegt nämlich darin, daß die Politik nicht mehr die Fortsetzung des Geschäftes mit anderen Mitteln ist. Folgen wir jener Rechnung, ist die Politik wieder vom Geschäft abhängig geworden. Unsere politische Aufgabe ist, für Ordnung und Sicherheit im europäischen Raum zu sorgen. Wo aber nehmen wir auf die Dauer die dazu notwendige politische Macht her, wenn wir in der arbeitsteilig gewordenen europäischen Wirtschaft von dieser abhängig geworden sind? Die arbeitsteilig gewordene europäische Wirtschaft wäre nichts anderes als die Verwirklichung des alten demokratisch aufgefaßten Paneuropas, das wirtschaftlich und nicht politisch fundiert sein sollte. Die Folgen aber würden nicht nur uns, sondern ganz Europa treffen.

Wir selbst würden getroffen, weil wir nicht die Lehren aus der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts gezogen hätten: Die Ausdehnung der gewerblichen Erzeugung gibt Reichtum, aber die landwirtschaftliche Erzeugung im eigenen Lande ist Grundlage der politischen Macht. Englands Geschichte beweist die Gültigkeit dieses Satzes genau so schlagend wie im umgekehrten und positiven Sinn die Lage der Dinge im nationalsozialistischen Deutschland, dem die aus eigener Scholle gewonnene Nahrungssicherheit Grundlage und Stütze für den Ausbau der Industrie und für die Widerstandskraft in diesem Kriege gewesen ist und noch ist. Doch nicht nur wir allein,

sondern ganz Europa würde entscheidend geschädigt werden. Zwei Umstände trafen in gleichlaufender Auswirkung zusammen.

Erstens verlore Europa den politischen Halt, den es in einer Zeit, wo die Kontinente sich so nahegerückt sind, nicht entbehren kann. Zweitens wäre die durch eine inner-europäische Arbeitsteilung bedingte Tendenz der weiteren Verstärkung nicht auf Deutschland beschränkt. Im selben Ausmaß, als wir den Export auf Kosten der eigenen landwirtschaftlichen Produktion steigern, ist die Industrialisierung im übrigen Europa auch übermäßig. Jene landwirtschaftlichen Einfuhren, die den Erzeugungsausfall der eigenen zurückgehenden Landwirtschaft decken sollen, bezahlen wir mit der Ausfuhr von Maschinen, durch deren Aufstellung das übrige Europa sich industrialisiert. Wir haben selbstverständlich nichts gegen einen vernünftigen Ausbau der Industrie im übrigen Europa. Doch ihr Maß muß sie an der Erzeugungskraft Europas an landwirtschaftlichen Gütern finden. Die ist längst nicht so unbeschränkt, wie man, allzusehr beeindruckt von den schon vergangenen Absatznöten Südosteuropas, anzunehmen noch vielfach gewohnt ist. Eine innereuropäische Arbeitsteilung würde bald in ganz Europa ebenso eine Überentwicklung der Industrie auf Kosten der Nahrungssicherung zeitigen, wie das im Verlauf der letzten hundert Jahre in Deutschland selber bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung geschehen ist. Die Folge wäre handelspolitische Abhängigkeit ganz Europas von der Weltwirtschaft, die um so ernster zu nehmen ist, als, wie gesagt, einem Europa, in dem die Politik wieder zur Fortsetzung des Geschäftes mit anderen Mitteln geworden wäre, die geschlossene politische Führung fehlen würde, und weil durch die allgemeine Verstärkung im Verlauf seiner Industrialisierung die Kraft seiner Völker wesentlich geschwächt werden würde.

Das Schicksal Europas liegt in unserer Hand

Uns Deutschen liegt die Verantwortung für das Schicksal Europas ob. Auch unsere wirtschaftlichen Rechnungen müssen politisch sein; das Merkwürdige ist, daß sie erst dann auch wirtschaftlich richtig werden. Eine durch ihre politische Ausgangsstellung auch wirtschaftlich richtig gewordene Rechnung sieht so aus: Die landwirtschaftlichen Erzeugungsmöglichkeiten Europas sind alles andere als grenzenlos. Zu ihrer Pflege gehört auch die der deutschen. Die deutsche Nahrungssicherheit aus eigener Scholle muß auf alle Fälle gehalten werden, denn sie ist die Voraussetzung unserer dauernden politischen Machtstellung. Die Erweiterung der gewerblichen Erzeugung ist sehr zu begrüßen, solange sie nicht auf Kosten des Bestandes des Landvolkes vor sich geht. Tut sie das nicht, tritt in Deutschland weder Bedarf an zusätzlichen Nahrungsmitelefuhren auf, der zu übermäßigem Maschinenexport verleitet, noch erzeugt ein übermäßiger deutscher Maschinenexport eine übermäßige Industrialisierung und den durch sie bedingten übermäßigen und alle schädigenden Wettbewerb. Das Gleichgewicht, in dem in Deutschland gewerbliche und landwirtschaftliche Erzeugung zu halten ist, ist die Voraussetzung für die Aufrechterhaltung dieses Gleichgewichtes im gesamteuropäischen Rahmen.

Was aber heißt Gleichgewicht zwischen der gewerblichen und landwirtschaftlichen Erzeugung in Deutschland? Es kann nicht darin liegen, daß der Wert der landwirtschaftlichen Erzeugung dem der gewerblichen gleich sein müßte. Man würde dann den Boden der Preisfestsetzungen betreten, der immer schwankend sein wird. Es gibt

nur einen Gesichtspunkt für die Feststellung dieses Gleichgewichtes: die Landwirtschaft und die Industrie sollen gleiche Anziehungskraft auf den deutschen Menschen ausüben, so daß die gewerbliche Wirtschaft nicht mehr den die Landflucht verursachenden Sog ausüben kann.

Die Landflucht schien einmal unaufhaltsam zu sein. Auch nach der Machtergreifung konnte sie trotz besten Willens, tatkräftiger Maßnahmen und durchdachter Werbung nicht restlos eingedämmt werden. Der Sieg gibt uns die Möglichkeiten in die Hand, ihr zum ersten Male mit durchschlagender Wirkung zu begegnen. Wir wissen nicht, ob wir noch einmal auf eine derart günstige Gelegenheit stoßen werden. Um so mehr gilt es, diese einmalige Gunst der Lage auszunutzen.

Das beste Mittel gegen Landflucht ist Land

Kein Berufszweig hat unter der bisherigen Engigkeit des deutschen Raumes mehr gelitten als die Landwirtschaft. Sie war es ja schließlich auch, die den Kampf um den Boden ausgelöst und den Boden zum kapitalistischen Objekt gemacht hat. Die Erbhofgesetzgebung vermochte hier zwar einen Riegel vorzuschieben, aber die Enge des Raumes konnte sie nicht beseitigen. Der Bodenmangel begrenzte die Zahl der mit genügend Land ausgestatteten Bauernbetriebe so eng, daß die Anzahl der Bauern mit dieser zureichenden Bodenfläche nur einen kleinen Prozentsatz des Deutschen Volkes ausmachen konnte. Er war zu klein im Verhältnis zu den in der übrigen Wirtschaft Beschäftigten. Gleichzeitig beschränkte der Landmangel die Zukunftsaussichten des Landvolkes. Die deutsche Engräumigkeit hat der gesamten Landwirtschaft den Stempel aufgedrückt. Sie ließ das Bauerntum insgesamt nicht als ausdehnungsfähig erscheinen. Wo kein Land ist, muß Landflucht auftreten. Das beste Mittel gegen die Landflucht ist Land. Der Sieg gibt uns Land und die Möglichkeit einer Siedlung, die Tausenden und aber Tausenden deutscher bauernfähiger Volksgenossen die Aussichten auf den eigenen Boden von genügendem Umfang eröffnet. Wie wir diese Siedlung aufziehen, davon hängt es ab, ob der Landflucht auf die Dauer Einhalt geboten wird.

Dazu kommt noch ein Umstand, der ebenfalls einmalig ist. Wir haben den Übergang von der kapitalistischen zur viel größeren sozialistischen Produktion vollzogen. Bisher hat der Staat diesen gewaltigen Produktionszuwachs für sich beansprucht. Doch nach dem Kriege wird zum wenigsten ein Teil dieses Produktionszuwachses frei für die Verteilung an das Volk. Es handelt sich hier um Mengen, die so groß sind, daß die Art ihrer Verteilung für die künftige Entwicklung entscheidende Bedeutung haben kann. Freie Hand haben wir nur einmal: wie wir diese Verteilung vornehmen; ist sie einmal vollzogen, sind die Dinge in einen Lauf gebracht, der sich dann kaum mehr aufhalten läßt. In die glückliche Lage, einen derartigen Produktionszuwachs aufteilen zu können, werden wir auf absehbare Zeit nicht wieder kommen.

Die Landflucht beweist die Stärke, mit der die Stadt gelockt hat. Der wirtschaftliche Aufschwung der Industriearbeiterschaft ist nicht aufzuhalten und soll es auch nicht. Wenn es bisher schon so schwer war, die Menschenbesetzung des Landes zu halten: wie wird das erst nach dem starken kommenden Aufschwung der Lebenshaltung des Arbeiters? Um einem Schicksal zu entgehen, das nicht nur wirtschaftlich, sondern auch völkisch verderblich wäre, gibt es nur ein Mittel: von Anfang an dafür Sorge zu tragen, daß bei der Aufteilung dieses Produktionszuwachses das Landvolk nicht zu

kurz kommt, und diese Aufteilung so zu halten, daß der Zug in die Stadt nicht nur nicht verstärkt, sondern sogar geschwächt wird. Denn auch der Siedlung ist Erfolg nur besichert, wenn ein genügender Prozentsatz der Kinder des Siedlers auf dem Lande bleibt. Darüber entscheidet das Verhältnis, in dem Arbeitsaufwand und Ertrag auf dem Lande und in der Stadt zueinander stehen.

Der wichtigste Rohstoff: der Mensch!

Der wichtigste Rohstoff auch in wirtschaftlicher Beziehung ist der Mensch. Daß der Mensch das Ziel nationalsozialistischer Politik ist, und daß der Bestand des Reiches nur durch die Zahl der deutschen Menschen zu sichern ist, ist dabei noch nicht einmal in Ansatz gebracht. Im neunzehnten Jahrhundert hat die Rohstoffbeschaffung keine Sorge gemacht. Jetzt haben wir den Vierjahresplan durchgeführt. Nachdem das Rohstoffproblem sich gestellt hat, hat es sich gezeigt, daß die Frage der Rohstoffbeschaffung die Frage nach der Beschaffung der Arbeiter ist, die sie erarbeiten. Ein anderer Gedankengang: Im Mittelalter besorgte sich der Ritter seine Ausrüstung selber. Heute stellt der Staat sie seinen Soldaten zur Verfügung. Der weitere Schritt in dieser Richtung ist, daß der Staat auch den Zuwachs der Menschen nicht mehr dem Zufall überläßt, sondern die Steigerung der Volkszahl ebenso bewußt in die eigene Hand nimmt wie die Ausrüstung seiner Soldaten. Nicht nur für den Umfang der Rüstung, sondern auch für die Menge der Soldaten und damit den Bevölkerungszuwachs zu sorgen, wird zu seiner Aufgabe.

Das Bauerntum ist der Blutsquell der Nation. Weil hier die Menschen dem Volke zuwachsen, ist es die Zukunft des Volkes selber. Am Schicksal Englands sehen wir eindeutig, daß ein Volk sich selber aufgibt, wenn es sein Bauerntum fallen läßt. Uns hat das Schicksal damit eine Warnung gegeben, die nicht in den Wind gesprochen sein darf. Da das Volk mehr ist als die Wirtschaft, steht die Sicherung des Bauerntums über jeder nur wirtschaftlichen Überlegung. Zudem ergibt sich bei der Rückschau in die Vergangenheit, daß alle derartigen Überlegungen, die der Landwirtschaft gegenüber der gewerblichen Wirtschaft eine Nebenrolle zuweisen ließen, auch rein wirtschaftlich falsch waren.

Im Nationalsozialismus hat sich das Deutsche Volk gefunden. Sein höchstes Gut ist die Zahl seiner Kinder, wie auch der einzelne in einer weit größeren Weise als nur wirtschaftlich bereichert wird, wenn seine natürlichen Instinkte nicht mehr durch wirtschaftliche Überlegungen überwuchert werden. Das waren sie, solange er seine Kinderzahl beschränkte. Wie stark der Kapitalismus gegen die Menschenwürde verstoßen hat, ist nirgends so sichtbar wie hier, wo Menschen auf das natürliche Recht und die große Gnade der Vater- und Mutter- und Mutterschaft wegen des Geldes und Geldedens verzichtet haben. Wir brauchen den Bauern als Blutsquell der Nation, und wir brauchen ein Bauerntum, das wirtschaftlich sicher genug gestellt ist, um dieser seiner Berufung zu folgen. Zwar wissen wir genau, daß die Kinderzahl nicht vom Einkommen abhängig ist, sondern vom Lebensmut und jener Daseinsicherheit, die der Kapitalismus so stark untergraben hat. Doch das Bauerntum ist die Quelle, wo dieser Lebensmut am ersten wieder zu wecken ist, damit er, erwacht, vom gesamten Volke Besitz ergreift. Die wirtschaftliche Besserstellung des Bauern gibt eine größere Aussicht auf Geburtenzuwachs, als sie der durchschnittliche Städter bietet.

Umsiedlung als geschichtliche Tat

Wir stehen heute mitten in Geschehnissen von weltgeschichtlichem Ausmaß. Dazu gehört die Umsiedlung der deutschen Volksgruppen in Osteuropa, ihre Rückgliederung ins Reich, und Hand in Hand damit die Ausgliederung fremdvölkischer Gruppen von deutschem Boden und aus dem Generalgouvernement in den ihnen zukommenden Raum. Erst der Abschluß dieser neuen Völkerwanderung wird ihre Größe und Bedeutung ermessen lassen, und künftige Zeiten werden die fast unvorstellbare Aufgabe bewundern, die das Dritte Reich unter Führung Adolf Hitlers inmitten einer Wendezeit, eines neuen Aufbruchs unserer jungen Nation stellte.

Ein sehr erheblicher Teil der menschlichen Geschichte beruht auf dem Kampf um den Lebensraum, um die Scholle, und es wäre für den Historiker eine lohnende Aufgabe, die Weltgeschichte einmal unter dem Gesichtspunkt der Wanderungen und Umsiedlungen zu schreiben. Denn hier handelt es sich nicht immer um weithin sichtbare Ereignisse; oft vollziehen sie sich gewissermaßen abseits vom Scheinwerfer der großen politischen Bühne, aber immer auf Grund wesentlicher Umstände, seien sie wirtschaftlicher, religiöser oder sozialer Art. Überall finden wir schließlich nur die Ausstrahlungen dessen, das wir „Politik“ nennen. Wo berichteten etwa die früheren Geschichtsbücher über die deutschen Wanderungsverluste, die - denken wir nur an das 19. Jahrhundert - sozusagen ohne Lärm, ohne Aufsehen vor sich gingen? Sie schienen ein „privates“ Schicksal, ein „persönliches“ Leid - in ihrer Häufung aber gewannen sie nationale Bedeutung! Nur ein paar Zahlen: 1854 verloren wir 250 000, 1881 etwa 220 000 Menschen an das Ausland, die meisten nach Amerika. Was wäre Amerika ohne den Riesenstrom deutscher Auswanderer geworden? Und wie anders hätte sich die deutsche Geschichte entwickelt, wenn wir die vielen Millionen meist tüchtiger, wagemutiger Menschen hätten behalten dürfen! Aber auch die Umsiedlungen im Binnenland sind wichtig. Sie können lebensfördernd (Kolonisierung von gewonnenem Neuland) oder lebensgefährdend (Landflucht) sein. Nur wenn eine starke staatliche Organisation, ein völkischer Wille, eine weitschauende Planung die Volksbewegungen leiteten, konnte Nutzen aus ihnen erwachsen. Andernfalls wurde durch sie wertvolles Volkstum verzettelt oder verspielt.

Seit den Anfängen der menschheitlichen Geschichte, seit vor- und frühgeschichtlichen Epochen sehen wir das Wandern von Völkern, von Stämmen, von Kulturen. Wir selbst, unsere nordische Rasse und unser deutscher Raum, wurden schon vor Jahrtausenden davon betroffen, besonders aber unser Osten. Die Gebiete zwischen Elbe und Weichsel sind uralter nordischer Volksboden, doch wie vielfachem Bevölkerungswechsel unterlagen sie durch Fort- und Zuwanderungen! Das ging bis in die geschichtlichen Zeiten, ja bis zur Gegenwart. Wir hören noch davon.

Eines muß festgehalten werden. Die nordischen und indogermanischen Wanderungen sind größtenteils planvolle Umsiedlungen gewesen. Sie entsprangen keiner Willkür, sondern waren durch Überbevölkerung, Klimasturz, Mangel

an Nahrung und dann freilich auch durch den Druck bedingt, den die eigenen, im nordischen Kernland seßhaften, ihren Raum ausweitenden Blutsgeossen ausübten. Infolge der Gesundheit und Fruchtbarkeit der Nordraße verstärkte sich von ihren Kernlanden (Nordsee- und Ostseegäue, Mitteldeutschland) der völkische Druck auf die schon südwärts vorgedrungenen, im weiteren Umkreis (an der Peripherie des nordischen Volksbodens) sitzenden Stämme. Diese, durchaus nordischer Prägung, unterwarfen im Weiterfedeln anderstätsche Völker, bildeten in sprachlicher und kultureller Verwandtschaft das Indogermanentum und schufen die uns bekannten Staaten des Altertums, in Indien und Iran, in Hellas und Rom, im übrigen Europa. Je mehr sie - alles Völker ohne Raum, die zur Landnahme schreiten mußten - sich von dem nordischen Kernland entfernten, um so eher verloren sie die nordische Art, weil sie, immer als Herrenschicht in der Minderheit, vom heimischen Blutsquell gelöst waren und fremdes Blut in sich aufnahmen. Die Lösung vom Boden führte zur Lösung vom Blut, diese zur Lösung von der Art, zur „Ent-Artung“. Das ist die Tragik jener gewaltigen, namentlich das zweite Jahrtausend v. d. Zw. erfüllenden Umsiedlungen.

Wie bereits gesagt: alle diese Volksbewegungen waren ursächlich bedingt; sie gingen planvoll vor sich und verraten einen hohen Stand der geistigen Kultur, des rassistischen Ethos und der staatlichen Organisation. Hätten sie dies alles nicht gehabt, so hätten die Indogermanen nicht die großen Staats- und Kulturschöpfer werden können, die sie waren und wurden und denen wir in Kunst und Dichtung, in Recht und Religion Schöpfungen von überzeitlicher Bedeutung verdanken. Erst als die strengen Rassegesetze nicht mehr innegehalten wurden und eine allzu starke Vermischung mit Fremdblut eintrat, begann die Entartung, der Abstieg schließlich auch in politischer Beziehung, der Verlust des Herrtums und der Herrengesinnung. Trotzdem: wie hoch müssen diese frühzeitlichen Stämme gestanden haben, daß sie über gewaltige Räume hinweg die straffste Organisation aufrechterhielten, den Unterworfenen das „arische“ (nordische) Gesetz aufzwangen und selbst in Zeiten des Artverlustes und über die Entartung hinaus wenigstens ein gewisses Bluterbe zu erhalten wußten. Daß der Vorgang immer weiter ging und beispielsweise im ersten Jahrtausend v. d. Zw. zur Gründung der hellenischen Kolonien („Helliger Frühling“) und dann zur Bildung des römischen Imperiums führte, zeigt deutlich die „Umsiedlung als geschichtliche Tat“.

Im alten Kernland der nordischen Rasse blieben die Germanen bodenständig. Aber es blieben auch die Ursachen, die einst die indogermanischen Wanderungen veranlaßt hatten. Andere Gründe mögen mitgewirkt haben; jedenfalls erfolgten in den Jahrhunderten vor und nach der Zeitwende umfangreiche Umsiedlungen, von denen die der Kimbern und Teutonen weltgeschichtliche Folgen hatten: den Zusammenstoß des Germanentums mit dem Römischen Reich - ein Vorgang, der nicht nur für das Mittelalter, sondern auch für die Neuzeit noch von grundlegender Bedeutung wurde.

In solchen Zusammenhängen verzeichnen wir den Fortzug gotisch-burgundisch-wandalischen Volkstums aus den deutschen Ostgebieten und, im Anschluß daran, deren Anfüllung mit meist slawischen Stämmen (die unter germanischer Führung zu Volkwerdung und Staatsbildung gelangten). Dann aber kam die große Rückwanderung der Deutschen in den Osten: der Ostlandzug, der die altgermanischen Gebiete und weite Teile Osteuropas zurückgewann und eindeutschte.

Leider hielt mit diesem kulturellen und wirtschaftlichen Vorgang der Staatliche nicht Schritt, so daß die deutschen Siedler vielfach unter fremde Hoheit kamen und hier unter Druck und Gewalt gesetzt wurden, so daß da und dort eine Entnationalisierung, eine Entdeutschung stattfand („versunkenes Deutschtum“). Als Ergebnis der mittelalterlichen Ostsiedlung aber ist doch die Wiedereingliederung alten nordischen Volksbodens und die Schaffung eines Reiches der Deutschen zu buchen.

Es haben auch innerhalb des Reiches Umsiedlungen stattgefunden, unter dem Frankenkönig Karl aus politischen Gründen. So siedelte er massenweise sächsische Sippen aus und setzte auf dem altsächsischen Boden Franken (zum Teil sogar Wenden!) an. Bei anderen Umsiedlungen waren religiöse Ursachen maßgebend; am bekanntesten sind hier die Einwanderungen der Hugenotten und Salzburger. Die Eingliederung Amerikas in den abendländischen Kulturraum beruht auf einer langdauernden Abwanderung aus Europa, wobei wiederum die Völker nordrassischer Prägung hervorragend beteiligt waren, im wirtschaftlichen und staatsgründenden Schaffen. Inwieweit sie im Fremdraum ihre Art erhalten haben, sei hier nicht weiter erörtert - man braucht nur an gewisse Vorgänge der Gegenwart zu denken, um hier Feststellungen treffen zu können.

Europa und seine Nachbarbezirke haben zahllose Wanderungen erlebt, nicht nur Einbrüche wie die der Hunnen und Mongolen, sondern Einsiedlungen wie die der Ungarn und Türken. Wie dagegen eine Aus siedlung nicht sein soll, falls man an die Erhaltung auch der fremdvölkischen Substanz denkt, zeigt die Behandlung der Armenier durch die Türken. Nachdem den grauenvollen Massakern von 1895 über 80 000, denen von 1896 allein in Konstantinopel an zwei Tagen über 6000 Armenier zum Opfer gefallen waren, folgten während des Weltkrieges neue Ausrottungen und seit 1916 die „Evakuierung“ Armeniens, d. h. eine Zwangsaus siedlung, die in den Wüstengebieten Asiens zum Tode der meisten „Evakuierten“ führte. Vergeblich legte damals die deutsche Regierung bei ihrem türkischen Verbündeten Einspruch dagegen ein; ihr wurde bedeutet, daß dies eine „innertürkische“ Angelegenheit sei, die das Reich nichts angehe. Von etwa zwei Millionen Armeniern kam die Hälfte um; der Rest des Volkes lebt heute zerstreut, teils in der Verbannung, teils in geringfügigen Spuren in der Türkei, für die es seitdem tatsächlich keine „armenische Frage“ mehr gibt, und etwa 800 000 in Sowjet-Armenien, einem Gliedstaat der Sowjet-Union. Nicht minder grausam war die seit 1923 von den Türken vorgenommene Zwangsaus siedlung von 1,35 Millionen Griechen, von denen ein großer Teil umkam.

Als 1919 das Versailler Diktat abstimmungslos umfangreiche deutsche Ostgebiete zu Polen schlug, setzte hier eine riesenhafte Aus siedlung Volksdeutscher ein: etwa eine Million mußten die Heimat verlassen. Jetzt kehren viele von ihnen in den Osten zurück - freilich sind zwanzig Jahre vergangen, in denen der Tod beträchtliche Lücken in ihre Reihen riß. Dafür rief der Führer die Baltendeutschen, die Deutschen aus Weißrußland, Galizien, Wolhynien und Bessarabien zurück - ihre Umsiedlung ist vollzogen, andere Gruppen werden folgen, und jene völkischen Minderheiten, die nicht mehr zu erhalten waren, kehren heim, um im neuen starken Reich, in gesicherten Grenzen, für ihr Volk zu wirken und am Aufbau nicht fremden, sondern eigenen Bodens mitwirken zu können. Das Ziel ist, daß der erweiterte Raum des Reiches von einer wirklich deutschen Be-

völkerung bewohnt, bebaut und geschützt wird. Demzufolge werden die nichtdeutschen Gruppen das Reich zu verlassen haben - der v ö l k i s c h e G e d a n k e setzt sich sieghaft durch, Konfliktstoffe, die oft genug zu internationalen Spannungen geführt haben, werden beseitigt, und mehr und mehr werden die Begriffe „V o l k“ und „R e i c h“ zusammenfallen, wenigstens im mitteleuropäischen Raum. Der dem Baltendeutstum entstammende Mitkämpfer des Führers, Alfred Rosenberg, hat gesagt, daß die Balten eine Heimat verlieren, aber ihr Vaterland gewinnen. Wir sind überzeugt, daß ihnen das Vaterland bald auch zur H e i m a t werden wird, denn „der Zusammenhang unseres Volkes mit seinem Boden wurzelt“, wie R. Walthar Darré sagt, „in dem bäuerlichen Charakter unseres Volkes und in der unlöslichen Lebenseinheit von Bauerntum im germanisch-deutschen Sinne mit seinem Ackerboden.“ Und ebenso sind wir davon durchdrungen, daß die vom Führer befohlene, vom Dritten Reich durchgeführte Rückwanderung deutscher Menschen immer klarer bestätigt wird, was wir oben aussprachen: U m s i e d l u n g i s t g e s c h i c h t l i c h e T a t !

Frantz Lüdtke

Frontbauern

Ihr führt den Pflug, ihr führt das Schwert,
Und wider Teufel, wider Tod
Kämpft ihr ums heilige deutsche Brot,
Der Ahnen wert, der Enkel wert.

Ihr säet Blut, ihr säet Korn,
Ihr steht zu Tage und zur Nacht
Für Deutschlands Acker auf der Wacht,
In Fleiß und Schweiß, in Dorn und Zorn.

Doch Pflug und Schwert sind übersonnt!
Den Weg, den das Gesetz befahl,
Geht ihn in Gottes hellstem Strahl
Als unseres Reiches ewige Front.

Der Ackerbau der Germanen in alten Schriftquellen

Die Gegenwartsaufgaben des deutschen Bauertums sind während des jetzigen Krieges so groß und mühevoll, daß kaum Zeit und Kraft übrigbleibt, einmal an die Vergangenheit zu denken. In dieser liegen aber die Wurzeln der Weltanschauung und Kraft unseres Volkes, welche die gefasste Ruhe und Geschlossenheit, mit der die jetzige Lage ertragen wird, hervorgebracht haben. Deshalb steht nach dem Willen des Führers auch jetzt das weltanschauliche und wissenschaftliche Leben nicht still.

Seit Jahrhunderten besteht eine Meinungsverschiedenheit über die weltanschaulich wichtige Frage, ob das sesshafte Bauertum bei unsern germanischen Vorfahren schon bestand oder nicht. Erst das Werk R. Walthers Darrés „Das Bauertum als Lebensquell der Nordischen Rasse“ räumte mit diesem Streit auf und wies eindeutig die Sesshaftigkeit der ackerbautreibenden Germanen nach. Der Zweifel daran, der einen bedeutenden Teil der von unsern Feinden benutzten Lüge bildet, die Germanen seien Barbaren gewesen, beruht auf einem Satz in dem zweitältesten erhaltenen Schriftzeugnis über die Germanen, dem Erdkundebuch des griechischen Geographen *Strabo*. Der betreffende Abschnitt ist im Jahre 17 oder 18 unserer Zeitrechnung geschrieben worden; von den Germanen sagt der Verfasser: „Weil sie weder Ackerbau treiben noch Vorräte aufspeichern, sondern in Hütten hausen, sind sie nur mit dem täglichen Bedarf versehen. Ihre Hauptnahrung nämlich gewähren ihnen die Herden, gerade wie den *Nomaden*, so daß sie auch nach deren Art ihre Habe auf Wagen laden und sich mit ihrem Vieh hinwenden, wohin es ihnen gefällt.“ Unglücklicherweise sind die ältesten erhaltenen Schriftnachrichten über die Lebensweise der Germanen, die der römische Feldherr *Cäsar* in den Jahren 55 und 53 vor unserer Zeitrechnung niedergeschrieben hat, im lateinischen Wortlaut etwas doppeldeutig, so daß man sie, wenn man *Strabos* Worte für wahr hält, als eine Bestätigung davon auffassen kann. Als die deutschen Gelehrten seit dem 16. Jahrhundert die Germanenforschung begannen, kannten sie als Quellen nur die alten Schriftwerke; die vergleichende Sprachwissenschaft, die Vorgeschichtswissenschaft und die Landwirtschaftskunde, welche die bäuerliche Sesshaftigkeit der Germanen zwingend beweisen, haben sich erst im 19. Jahrhundert entwickelt.

Immer wieder standen aber den neuen Erkenntnissen *Strabos* irrige Worte und die falsche Auffassung von *Cäsars* Angaben entgegen. Sogar Männer, die scharf das Vorhandensein des Ackerbaus bei den Germanen betonten, glaubten zugestehen zu müssen, vielleicht sei ein Teil der Germanenstämme *Nomaden* gewesen. Noch 1931 hat ein deutscher Gelehrter in einem wissenschaftlichen Werk geschrieben, die germanischen Sweben hätten nach *Cäsar* nur „Anfänge des Getreidebaus“ gehabt und hätten nicht länger als ein Jahr an einer Stelle gestedelt; die *Alamannen* seien erst unter dem Druck des Römerreichs zu Daueriedlungen übergegangen und hätten „die Wandlung vom nicht an schwere Arbeit gewöhnten *Nomaden* zum im Schwelge seines Angesichts die Scholle bestellenden Bauern erst ganz allmählich vollzogen“.

Da der Volksstamm der Alamannen erst 213 auftritt, ist also nach der Meinung dieses Forschers der Ackerbau erst seit dem 3. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung in Deutschland durchgedrungen! Mit seinen irrigen Ansichten hat sich der Schreiber dieser Zeilen Ende 1939 im 31. Band der Zeitschrift für deutsche Vorgeschichte „Mannus“ auseinandergesetzt; es gelang zu zeigen, wo durch der alte Grieche Strabo zu seiner falschen Auffassung der Germanen gekommen ist. Erst dieser Nachweis beseitigt den letzten Zweifel daran, daß unsere Vorfahren schon Jahrtausende vor dem Eindringen der Römer sesshafte Bauern waren. Auf Wunsch des Herrn Reichsbauernführers wird hier, alle fachwissenschaftlichen Einzelheiten weglassend, den Angehörigen des deutschen Bauerntums vorgelegt, was wirklich in den alten Schriftquellen über den Ackerbau der Germanen steht. Es ist mehr und mit Ausnahme von Strabos Irrtum Besseres, als man gemeinhin glaubt.

Die schon erwähnten Worte Cäsars sagen nicht, daß die Germanen Nomaden waren, sondern geben, wenn man sie richtig deutet, wertvolle Nachrichten über die Agrarverfassung der Germanen. Der römische Feldherr hat in seinem vierten Jahresbericht über den Gallischen Krieg, der die Ereignisse des Jahres 55 vor unsrer Zeitrechnung behandelt, die Sitten der Sweben beschrieben. Der Anfang dieses Abschnitts lautet in möglichst sinngetreuer Übersetzung:

„Der Volksstamm der Sweben ist bei weitem der größte und kriegerischste aller Germanen. Es wird gesagt, daß sie hundert Gaue hätten, aus denen sie jedes Jahr je tausend Bewaffnete aus ihren Gebieten herausenden, um Krieg zu führen. Die übrigen, die zu Hause zurückgeblieben sind, ernähren sich und jene; sie sind ihrerseits abwechselnd im nächsten Jahr unter den Waffen und jene bleiben zu Hause. So wird weder der Ackerbau noch die Kenntnis und Übung des Krieges unterbrochen. Aber von eigenbesessenem und abgetrenntem Ackerland gibt es bei ihnen nichts; es ist auch nicht gestattet, länger als ein Jahr an einem Platz zur Bebauung des Ackers zu verbleiben. Sie leben nicht viel von Getreide, sondern zum größten Teil von Milch und Vieh und sind viel auf Jagden.“ Hier hat Cäsar den lateinischen Ausdruck *agri cultura* (Ackerbau) ohne Einschränkung auf die Landwirtschaft der Sweben angewendet. Daß diese nur zum kleineren Teil von Getreide und zum größeren von Milch und Fleisch lebten, ist klimatisch bedingt; noch heute ist der Anteil der Nahrungsmittel tierischer Herkunft bei der Gesamternährung in Deutschland bedeutend größer als in Italien, weil kühles Klima fett- und eiweißreiche, warmes Klima fett- und eiweißarme Nahrung erfordert.

In seinem sechsten Jahresbericht, der das Jahr 53 behandelt, hat Cäsar eine Abhandlung über die Unterschiede der Germanen von den Galliern eingefügt. Ein Abschnitt davon lautet in Übersetzung: „Beim Ackerbau zeigen sie keinen Eifer. Der größere Teil ihrer Nahrung besteht aus Milch, Käse und Fleisch. Niemand hat ein bestimmtes Maß an Ackerland oder eigenes Landgebiet, sondern die Stammesleistungen und die Fürsten weisen für die einzelnen Jahre den Stammesgemeinschaften und den Sippen der Menschen, die an einen Ort zusammengezogen sind, von dem Ackerland zu, wieviel und an welchem Platz es gut erscheint, und zwingen sie, im nächsten Jahre zu einem anderen überzugehen. Für diese Einrichtung führen sie viele Gründe an: Man solle nicht, durch beständige Gewohnheit befangen, die Hingabe zur Kriegführung mit dem Ackerbau vertauschen; man solle nicht danach streben, weiten Grundbesitz zu erwerben, und die Mächtigeren sollten nicht die

Niedrigeren aus ihren Besitzungen vertreiben; man solle nicht zu sorgsam Gebäude errichten, um Kälte und Hitze zu vermeiden; es solle keinerlei Begierde nach Geld entstehen, aus der Parteilungen und Zwiste hervorgehen; man solle das Volk im seelischen Gleichgewicht erhalten, indem jeder sehe, daß seine Mittel denen der Mächtigen gleich sind."

Ein Irrtum der Wissenschaft

Der erste Satz dieses Abschnitts lautet im lateinischen Urtext „agri cultura non student“. Diese Worte können, wenn der Zusammenhang unbekannt ist, auch bedeuten: „den Uckerbau betreiben sie nicht“. In diesem Sinne hat der Grieche Strabo, für den das Latein nicht die Muttersprache war, Cäsars Worte aufgefaßt, und dieser Irrtum hat sich von einem Buch ins andre bis 1931 fortgepflanzt; aber Strabo hat übersehen, daß Cäsar dicht dahinter ausführlich von dem Uckerland der Germanen und seiner jährlichen Verteilung gesprochen hat. Es gab also bei den Germanen Uckerland! Schon im 19. Jahrhundert haben mehrere Forscher mit Recht ausgesprochen, daß Cäsars Worte übersetzt werden müssen: „Beim Uckerbau zeigen sie keinen Eifer.“ Der römische Feldherr hat hier den Standpunkt des hochkapitalistischen römischen Großgrundbesitzes, der Getreide zum Verkauf erzeugte, unzutreffend auf den Uckerbau der Germanen angewendet, die infolge mangelnder Verkehrswege Getreide nur für den Eigenbedarf ihrer Stammesgemeinschaft anbauten, ihre Fluren also viel weniger stark ausnutzten. Bei den Worten „man solle nicht die Hingabe zur Kriegsführung mit dem Uckerbau vertauschen“, muß man den Zusatz „durch beständige Gewohnheit befangen“ beachten; Cäsar hat vermutlich an den jährlich wechselnden Kriegsdienst und Uckerbau der Sweben gedacht, aber keineswegs gesagt, daß die germanischen Krieger überhaupt keinen Uckerbau betrieben. Die Worte „man solle nicht zu sorgsam Gebäude errichten“ kann man nicht als das Verbot von Bauernhäusern und das Leben in Nomadenzelten auffassen, wie es Strabo getan hat; die gesamte Begründung der Germanen hat den Leitgedanken, das Entstehen gefährlicher sozialer Unterschiede zu verhindern. Die Reicherer sollten nicht bessere Häuser bauen als die Armeren; der Einbau von Heizungen außer dem Herdfeuer wurde als Verwischung betrachtet.

Cäsar hat in beiden Berichten eindeutig geschrieben, daß die Germanen ihr Uckerland in jedem Jahr an einen anderen Ort verlegten; niemals aber hat er dasselbe von den Häusern und Wirtschaftsgebäuden behauptet! Wenn man Cäsars Worte liest, wie sie sind, und nicht Strabos irrige Auffassung hineinlegt, dann besagen sie nur, daß jedes Landstück, das in einem Jahr mit Getreide bebaut war, danach mindestens ein Jahr lang brachliegen mußte, und daß das Uckerland Gemeineigentum der Dorfgemeinschaft, nicht Privateigentum der einzelnen Sippen war. Genau dazu paßt die Schilderung, die der Römer Tacitus im Jahre 98 unserer Zeitrechnung im 26. Abschnitt seines Buches Germania niedergelegt hat:

„Die Acker werden entsprechend der Zahl der Bebauer von der Gesamtheit abwechselnd in Besitz genommen; bald danach verteilen sie sie unter sich gemäß des Ranges. Die Ausdehnungen der Feldmarken machen die Teilung leicht. Die Saatenfelder wechseln sie jährlich, und es bleibt Uckerland übrig. Denn sie wetteifern nicht mit der Fruchtbarkeit und der Weiträumigkeit des Bodens durch die Arbeit, daß sie

Obstgärten ansäen, Wiesen abtrennen und Gärten bewässern; dem Boden wird allein die Saat abgefordert." Im 16. Abschnitt der Germania schildert Tacitus die Häuser der Germanen: „Die Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise mit verbundenen und zusammenhängenden Gebäuden an; jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum, sei es als Abwehrmittel gegen Feuersgefahr, sei es aus Unkenntnis der Baukunst. Behauene Steine oder Ziegel sind bei ihnen nicht in Gebrauch; zu allem verwenden sie Bauholz, das unförmlich und außerhalb von schönem Ansehen und Gefälligkeit ist. Einige Stellen bestreichen sie sorgfältiger mit einer so reinen und glänzenden Erde, daß sie Malerei oder farbige Zeichnung nachahmt. Sie pflegen auch unterirdische Höhlen auszugraben und bedecken diese oben mit viel Dung; dies sind Zufluchtsstätten für den Winter und Aufbewahrungsraum für die Feldfrüchte." Der an die Steinbaukunst gewöhnte Römer Tacitus hat keinen Sinn für die germanische Holzbauweise gehabt; trotzdem sind seine Angaben sehr wertvoll, denn sie beweisen, daß die Germanen in festen Häusern wohnten und keine Nomadenzelte hatten. Auch unterirdische, mit Dung gewärmte Vorratsgruben sind bei Wandernomaden nicht üblich.

Unsere Vorfahren waren keine Nomaden!

Die Worte des Cäsar, richtig gedeutet, und die des Tacitus bezeugen übereinstimmend, daß unsere germanischen Vorfahren feste Häuser und Wirtschaftsräume neben sährlich wechselndem, im Gemeinbesitz befindlichem Ackerland hatten. Diese Agrarverfassung lag auch der Dreifelderwirtschaft zugrunde, die in Deutschland zuerst unter Kaiser Karl bezeugt ist und bis ins 18. Jahrhundert bestanden hat. Nur die Erkenntnis, daß ein Landstück auch zwei Jahre hintereinander bebaut werden kann, wenn es das dritte Jahr brach liegt, hatten die Germanen in den Zeiten des Cäsar und Tacitus noch nicht; diese Entdeckung, das Kernstück der Dreifelderwirtschaft, ist in Deutschland zwischen den Jahren 100 und 750 unserer Zeitrechnung irgendeinmal gemacht worden. Die Zeitspanne von rund 650 Jahren ist lang genug dafür, daß diese Neuerung allen deutschen Volksstämmen bekannt werden konnte.

Nach heutiger Ausdruckweise war der Ackerbau der Germanen extensiv, noch extensiver als die spätere Dreifelderwirtschaft. Das können wir gegenüber den eindeutigen und übereinstimmenden Angaben von Cäsar und Tacitus nicht leugnen; es ist weltanschaulich auch gar nicht nötig. Entscheidend ist der Nachweis, daß unsere Vorfahren keine Nomaden waren und daß ihre Agrarverfassung, die das Gemeineigentum an der Feldflur mit dem Privateigentum an Häusern und Viehverband, sozial gesund war; demgegenüber ist der Abergang zum zwei Jahre hintereinander auf demselben Flurstück betriebenen Ackerbau nur ein technischer Fortschritt ohne grundsätzliche Umwälzung.

Nicht nur die germanische Agrarverfassung ist in alten Schriftquellen geschildert, sondern auch einige Feldfrüchte sind dort erwähnt. Strabo berichtet, daß der Grieche Pytheas aus Marseille auf seiner Forschungsfahrt durch Nordeuropa, die um 330 vor unserer Zeitrechnung stattfand, bei den im Bernsteinland an der Nordsee wohnenden, sicherlich germanischen Völkern den Anbau von Hirse vorfand; diese heute fast gar nicht mehr angebaute Getreideart war in alten Zeiten sehr verbreitet. Der Römer Plinius hat etwa im Jahre 75 unserer Zeitrechnung

im 18. Buch seiner Naturgeschichte etwas von der Gerste geschrieben, das bei allen heutigen Lesern ein Lächeln hervorrufft: „Der erste aller Krankheitszustände des Getreides ist der Hafer, und die Gerste entartet in ihn, so daß er selbst so gut wie Getreide ist, säen ihn doch die Völker Germaniens und leben von keiner anderen als Hafergrütze. Besonders durch die Feuchtigkeit des Bodens und des Klimas tritt diese Entartung ein.“ Es ist zwar allgemein bekannt, daß Klimaunterschiede das Erscheinungsbild von Pflanzen zuweilen überraschend stark ändern, und die Römer hatten dies offenbar beobachtet; aber so groß, daß aus Gerste Hafer wird, ist der Einfluß des Klimas nicht! Da die Gerste Ähren, dagegen der Hafer Rispen trägt, muß Plinius oder der Römer, der ihm die irrige Meinung mitteilte, entweder nur junge, vor der Blüte stehende Haferfelder oder nur Haferkörner gesehen haben. Zutreffend ist, daß der Hafer eine Pflanze des feuchten Klimas ist; sehr wertvoll sind trotz des Irrtums die Worte des Plinius als Beweis dafür, daß der Hafer den Römern unbekannt war und von den Germanen selbst zur Uderbaupflanze gemacht worden ist.

Tacitus sagt im 23. Abschnitt seiner Germania: „Als Getränk dient ein Saft aus Gerste oder Weizen, der zu einer gewissen Ähnlichkeit mit Wein gegoren ist.“ Mit diesen Worten meinte der Römer nicht den aus Honig hergestellten Met, sondern die im Süden unbekannte Vorstufe unseres Biers; der Hopfenzusatz ist nachweislich erst im Mittelalter üblich geworden. Die Germanen bauten also Hirse, Hafer, Gerste und Weizen; der Roggenbau ist für die Germanen in keinem alten Schriftwerk bezeugt, das ist aber kein Gegenbeweis.

In einem Abschnitt über die Düngung beschreibt Plinius im 17. Buch seiner Naturgeschichte ausführlich das Mergeln der Uder; eindeutig nennt er dies eine Erfindung der Gallier. Dazwischen sagt er aber: „Wir kennen allein unter den Völkern die Uwier als solche, die, trotzdem sie den fruchtbarsten Boden bebauen, jedes Stück Land bis zu drei Fuß Tiefe umgraben, mit einer fußdicken Schicht bestreuen und so zum Gedeihen bringen. Diese Düngung nützt höchstens für zehn Jahre.“ Die Uwier waren ein Germanenstamm, der zu Cäsars Zeit an der Lahn wohnte und dann von den Römern in der Umgebung von Köln angesiedelt wurde; für dieses germanische Volk ist also zuerst die einen erheblichen Arbeitsaufwand erfordernde Bodenverbesserung bezeugt, die man heute Rigolen nennt. Die fußdicke Schicht, mit der die Uwier die umgegrabenen Uder bestreuten, hat Plinius gemäß dem Zusammenhang seiner Worte für Mergel gehalten; reiner Mergel ist sie aber kaum gewesen, sondern eine Mischung aus Mergel und der ausgegrabenen Udererde.

Einwandfreie Zeugnisse für das Bauertum der Germanen

Eine erhebliche Zahl von alten Schriftzeugnissen erwähnt den Uderbau, die Felder oder die Feldfrüchte der Germanen ohne nähere Einzelheiten in anderen Zusammenhängen. Auch diese Zeugnisse sind als Beweise dafür, daß die Germanen wirklich Bauern waren, wertvoll. Cäsar beginnt seinen vierten Jahresbericht über den Gallischen Krieg mit den Sätzen: „In dem folgenden Winter“ (56 auf 55 vor unserer Zeitrechnung) „überschritten die germanischen Ufipeter und die Tenchterer gleicher Volksart mit einer großen Menschenmenge den Rhein nicht weit von dem Meer, in das der Rhein einmündet. Die Ursache des Ubergangs war, daß sie von

den Sweben mehrere Jahre lang beunruhigt, durch Krieg bedrängt und am Ackerbau behindert wurden." Im Sommer 55 überschritt Cäsar mit seinem Heere den Rhein und rückte ins Land der Sugamben ein; er berichtet von sich: „Cäsar verweilte nur wenige Tage in ihrem Gebiet, ließ all ihre Häuser und Dörfer in Brand stecken, das Getreide abmähen und zog sich dann in das Gebiet der Ubier zurück.“ Zwei Jahre später überschritt Cäsar zum zweiten Male den Rhein und zog gegen die Sweben; im sechsten Jahresbericht erzählt er: „Nachdem Cäsar durch Kundschafter der Ubier erfahren hatte, daß sich die Sweben in Wälder zurückgezogen hatten, fürchtete er Mangel an Getreide, denn, wie wir früher dargelegt haben, wenden die germanischen Menschen sehr wenig Mühe beim Ackerbau an. Daher beschloß er, nicht weiter vorzurücken.“ In demselben Sommer 53 stand ein römisches Heer unter einem Unterfeldhern Cäsars in Aduatuca, der Hauptstadt des germanischen Stammes der Eburer (Eburonen), der heutigen Stadt Tongern in Belgien. Wie Cäsar berichtet, schickte der Unterfeldherr „zum Getreideholen fünf Kohorten (Truppenabteilungen) auf die benachbarten Felder“; später sagt er, daß die Soldaten „die Getreidebeschaffung erledigt hatten“. Im Jahre 28 unserer Zeitrechnung empörten sich die Friesen, die in Form eines „Freundschaftsverhältnisses“ vom Römerreich abhängig waren, weil der römische Statthalter willkürlich die Abgaben erhöht hatte; wie Tacitus im vierten Buch seiner Annalen überliefert, mußten die Friesen „zuerst die Kinder, dann die Acker und zuletzt die Körper ihrer Frauen und Kinder in die Knechtschaft übergeben“, um die Abgaben bezahlen zu können. Im Jahre 54 besetzte ein Teil der Friesen ein menschenleeres Land östlich vom Niederrhein, das die römischen Legionen für ihr Weidevieh vorbehalten hatten; im 13. Buch der Annalen schreibt Tacitus von den Friesen: „Schon hatten sie feste Häuser errichtet, Saaten in die Fluren eingebracht und mühten sich wie mit dem Boden ihrer Väter.“ Von 166 bis 181 tobte ein erbitterter Krieg zwischen den Römern und den germanischen Markomannen und Quaden, die damals in der heutigen Slowakei lebten. Der Grieche Dio Cassius berichtet im 71. Buch seines Geschichtswerkes aus dem Jahr 179: „Den Quaden und den Markomannen, die Gesandte geschickt hatten, verwehrten zwanzigtausend Soldaten, die in Kastellen standen, zu weiden oder das Land zu bebauen“; im 72. Buch schreibt Dio, daß eine Bedingung des 181 zwischen dem Römerkaiser und den Markomannen geschlossenen Friedens war, daß sie „eine bestimmte Menge Getreide lieferten, die jährlich festzusetzen sei, jedoch verzichtete er später auf diese Forderung“. Der Römerkaiser Maximinus der Thraker überschritt 235 den Rhein und bekämpfte die Germanen; Herodianus erzählt im 7. Buch seines Geschichtswerkes: „Er verheerte das ganze Land, besonders, wo die Felder reif waren, ließ die Dörfer in Brand stecken und überließ sie dem Heer zur Plünderung.“ Im Jahre 278 unterwarf Kaiser Probus die Alamannen, die das ehemals römische Land am Neckar besetzt hatten; Flavius Dopsicus schreibt vom Kaiser: „Zuerst forderte er von ihnen Geiseln, die sofort gegeben wurden, dann Getreide und zuletzt Rüge und Schafe.“ Von 355 bis 360 kämpfte der römische Feldherr und spätere Kaiser Julian gegen die Alamannen und die Franken am Rhein; dies hat Ammianus Marcellinus ausführlich geschildert. Julian ließ das zerstörte Römertastell von Rheinzabern, dessen Umgebung die Alamannen mehrere Jahre lang besiedelt hatten, wieder aufbauen und, wie Ammianus schreibt,

„für die dort unterzubringende Besatzung Lebensunterhalt, der durch seine Soldaten von der Ernte der Fremdlinge nicht ohne Gefahr eingebracht war, für den Bedarf eines ganzen Jahres aufspeichern“. 357 überschritt Julian mit seinem Heer in der Nähe von Mainz den Rhein und durchzog alamannisches Land; Ammianus Marcellinus erzählt, daß die römischen Truppen „infolge der Flucht der Feinde unbehindert umherzogen und die an Vieh und Korn reichen Gehöfte plünderten“. Im nächsten Jahre bekämpfte Julian den fränkischen Stamm der Chamaerer, der zwischen Lippe und Issel siedelte; dabei hoffte er, wie Ammianus überliefert, „die den Truppen abgenommene Getreidemenge aus der Ernte der Chamaerer ergänzen zu können“. Bald darauf zog Julian wieder ins Alamannenland; der alamannische Kleinkönig Suomar unterwarf sich der Obermacht und erhielt, wie Ammianus schreibt, Frieden „unter der Bedingung, daß er unsere Gefangenen zurückgäbe und unseren Truppen im Bedarfsfalle Lebensmittel lieferte, wobei er wie ein anderer Lieferer Empfangscheine für das zum Lagerhaus gebrachte Getreide annehmen sollte; falls er diese nicht zur rechten Zeit vorweisen würde, möge er wissen, daß von ihm dasselbe noch einmal gefordert werden würde“. Der Grieche Libanos, der zur Zeit Julians lebte, hat in einer Rede die kriegerische Kraft der Franken beschrieben und darin übertreibend gesagt: „In der ganzen Zeit bisher konnten die Könige in ihrer Nachbarschaft weder Gründe finden, sie zu überreden, noch eine Streitmacht sie zwingen, Ruhe zu halten; sie durften weder Getreide außerhalb ihres Waffenbereichs ernten, noch konnten sie sorglos ausruhen.“ Im Jahre 368 durchzog der römische Kaiser Valentinian I. kriegerisch das Alamannenland; Ammianus Marcellinus berichtet: „Alles an Saaten und Gebäuden, was erblickt wurde, verwüstete die durch die Hand der Kohorten angelegte gefräßige Flamme außer den Lebensmitteln, die der unsichere Ausgang des Feldzugs zu sammeln und zu hüten zwang.“ Zwei Jahre später verbündete sich Valentinian gegen die Alamannen mit dem ostgermanischen Stamm der Burgunder, die damals im Mainland lebten; von deren König erzählt Ammianus: „Nach altem Brauch wird er der Macht entkleidet und entfernt, wenn unter ihm das Kriegsglück geschwankt oder die Erde den Ertrag der Saaten verweigert hat.“

Fünf Römer und zwei Griechen haben also bei mehr als elf Germanenstämmen Acker, Saaten, Ernte oder Getreide erwähnt, und zwar als etwas Selbstverständliches, ohne ihren Lesern besonders zu erklären, daß auch die Germanen Getreide anbauten. Strabo ist der einzige alte Schriftsteller gewesen, der den Germanen den Ackerbau abgesprochen hat! Schon dieses Zahlenverhältnis der Schriftzeugnisse muß jeden Forscher, auch wenn er die Landwirtschaftskunde, die Sprachwissenschaft und die Vorgeschichtswissenschaft nicht berücksichtigt, zu dem Schluß führen, daß die Übereinstimmung aller andern Schriftwerke kein Zufall ist, sondern auf Wahrheit beruht, und daß Strabos Worte irrig waren.

Wie ist dieser zu seinem verhängnisvollen Irrtum gekommen?

Eine Feindschaft gegen die Germanen kommt nicht in Frage, denn Strabo gehörte als Grieche einem Volke an, das nie mit den Germanen Kriege geführt hat und selbst von den Römern wie damals ein Teil der Germanen seiner Freiheit beraubt war. Der Irrtum war unbeabsichtigt und entsprang keiner feindseligen Lust zur Fälschung. Das Rätsel löst sich, wenn man bedenkt, wann und unter welchen Eindrücken Strabo

den die Germanen behandelnden Abschnitt seines Werkes schrieb. Dies tat er nach dem Triumphzug, den der römische Feldherr Germanicus am 26. Mai 17 über den allerdings unbeflegten Cheruskerfeldherrn Arminius abhielt, und vor dem Zusammenbruch des Reiches des Markomannenkönigs Marobod, der im Jahre 18 stattfand. Diese beiden Ereignisse beendeten eine dreißigjährige Kampfeszeit, die damit begonnen hatte, daß seit dem Jahre 12 vor unserer Zeitrechnung die Stiefköhne des Römerkaisers Augustus, Drusus und Tiberius, die zwischen Rhein und Elbe wohnenden Germanen unterwarfen. Diese teilten sich damals in zwanzig Volksstämme. Von diesen haben während Strabos Lebenszeit neun Stämme völlig und vier teilweise ihre Heimat mit einer neuen vertauscht, und nur sieben Stämme blieben unverändert in ihren Gebieten wohnen. Die Leser mögen sich mit dem folgenden ihr Gedächtnis nicht beschweren; aber einmal muß man einen Eindruck davon mitnehmen. 38 oder 19 vor unserer Zeitrechnung zogen die Ubiere freiwillig über den Rhein in die Umgebung von Köln; ihr rechtsrheinisches Land übernahmen die Chatten, verließen es aber, von Drusus bedrängt, im Jahre 10 und zogen nach Osten ins Fuldaland, das bisher einen Teil des Gebiets der Cherusker gebildet hatte. Im Jahre 29 zog ein Teil der Sweben, indem er die bisherigen Bewohner hinauswarf, in das Land zwischen dem Speßart und dem Rhein. Die zu Cäsars Zeit in Südwestdeutschland siedelnden Markomannen zogen, nachdem sie von Drusus im Jahre 11 besetzt waren, unter ihrem König Marobod nach Böhmen; in ihr Land wanderte eine Gruppe von Hermunduren ein, die ihre Heimat hatte verlassen müssen. Im Jahre 8 vor unserer Zeitrechnung siedelte der Römerfeldherr Tiberius einen Teil der Sugamben zwangsweise auf der linken Rheinseite nördlich von den Ubiern an; einige Sugambische Kleinstämme entzogen sich aber durch Auswanderung der römischen Macht: die Marsen wanderten ins südliche Westfalen, die Chamawer, deren Namen später ein neuer Volksstamm übernahm, und die Tubanten von der Iffsel an die obere Werra. Im ehemaligen Ubieland saßen nach dem Abzug der Chatten die Usipeter und die Tenchterer, die während Cäsars Zeit von den Sugamben aufgenommen worden waren. Als im Jahre 5 unserer Zeitrechnung Tiberius bis an die Elbe vordrang, wanderte der links dieses Flusses lebende Teil der Langobarden zu den rechtselbischen Volksgenossen hinüber. Nur sieben Germanenstämme, nämlich die Nemetes und die Wangier am Oberrhein, die Kanninefaten, Friesen und Chauchen an der Nordsee, die Brukterer an der Ems und die Chattwaren in Südwestfalen, blieben in ihren Heimatgebieten. Nie wieder ist in geschichtlicher Zeit die Bevölkerung zwischen Rhein und Elbe derart stark umgeschichtet worden.

Diese Wanderungen kannte Strabo; einen Teil davon hat er selbst in seinem Erdkundebuch aufgeführt. Daß aber die Germanenstämme nur unter dem Zwang der Römer oder, um ihre Freiheit zu bewahren, ihre Heimat verließen, hat der Grieche nicht erfaßt; daß sie in den neuen Wohnsitzen jahrhundertlang festhaft waren, hat er nicht mehr erlebt. Von den Nachrichten über die Wanderungen befangen, las Strabo Cäsars Worte und glaubte nun, die Germanen seien Nomaden; so ist - ohne bösen Willen - sein verhängnisvoller Irrtum entstanden, dem die heutige Weltanschauung des deutschen Volkes, das auf sein Bauerntum in Vergangenheit und Gegenwart stolz ist, jederzeit scharf entgegengetreten muß.



Ofuno

Kiefern am Fujiyama

Chikao Fujizawa

Der Hüter des Lebensbaumes

In Japan bricht sich heute auf allen Gebieten des Staatslebens eine umfassende geistige Umwälzung Bahn. Der politischen Bewegung zur Bildung einer Einheitspartei unter dem Fürsten Konoye liegt die dem japanischen Volke eigentümliche Weltanschauung zugrunde, die der „Shintoismus“ genannt wird; folglich wird man kaum die Weiterentwicklung der japanischen Politik nach innen sowie nach außen ohne tiefes Verständnis für das Kernwesen dieses nationalen Glaubens verstehen und würdigen können.

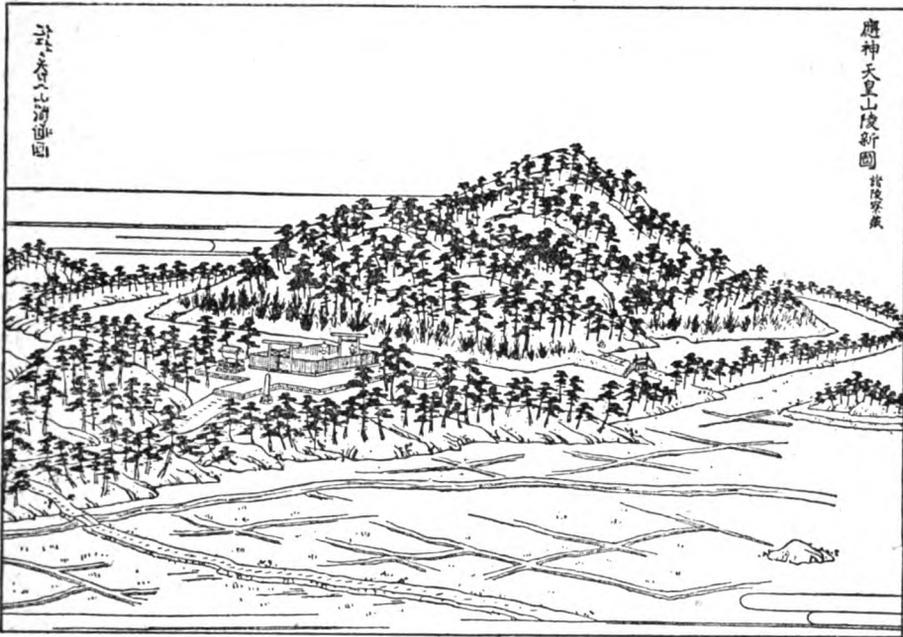
Der Shintoismus hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem altgermanischen Glauben, der sich im Nationalsozialismus erneut ausprägt. Der Hauptgedanke des Shintoismus liegt darin, daß eine

blutmäßige Einheit zwischen Vorfahren und Nachkommen besteht, im Gegensatz zum Christentum, das Diesseits und Jenseits voneinander trennt. In der altjapanischen Sprache heißt unser nationaler Glaube auch häufig „Kaminagara-no-michi“, d. h. „das aus dem Urgott herausquellende heilige Blut“. In diesem Fall versteht man unter dem Urgott die kosmische Urkraft, die alle Lebewesen einschließlich der Menschheit geschaffen hat.

Das Geheimnis dieser kosmischen Lebenskraft, der alle Seienden entstammen, versucht man in Japan mit dem Sinnbild des heiligen Lebensbaumes darzustellen. Dieser Baum heißt auf japanisch „Simorogi“, d. h. „ein in sich die Sonnenkraft (hi) einschließender (moro) Baum (ki)“. Es ist leicht zu verstehen, daß die Sonne die Urquelle der kosmischen Kräfte tatsächlich darstellt. Die Ausländer nennen unser Land „Das Land der aufgehenden Sonne“, und mit Recht, denn unser traditioneller Glaube ist es, daß sich das Zentrum der von der Sonne verfinnbildlichten Lebenskräfte in Japan gelagert hat. Aus diesem Grunde braucht man in Japan als Nationalflagge eine weiße Flagge mit roter, runder Scheibe, die das Symbol der Sonne Japans ist. Bezeichnend ist weiter, daß bereits unsere rassischen Vorfahren die über das ganze Universum waltende Sonnengöttin als den Lebensurgrund angebetet haben. Der japanische Kaiser nennt sich oft „der heilige Nachfolger der Sonnengöttin“, und die von ihm ausgeübte voraussetzungslose Autorität ist mit der „Sonnenausstrahlung“ gleichbedeutend (mi-izu). Greift man auf den tiefen Sinn von „Simorogi“ zurück, so wird man sich das Wesen der japanischen Familiengemeinschaft, in der die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einheitlich eingeschlossen sind, vergegenwärtigen können.

Wurzel und Stamm des Lebensbaumes

Die Wurzel und den Stamm des Lebensbaumes symbolisiert das japanische Kaiserhaus, das dem nationalen Glauben zufolge mit der irdischen Verlängerung des durch die Sonnengöttin gekennzeichneten kosmischen Lebenszentrums identisch ist. Unser Kaiser oder der Tennō wird vom japanischen Volk als ein unmittelbarer Nachfolger der Sonnengöttin verehrt. Beachtenswert ist, daß der Kaiser keinen Familiennamen trägt als Zeichen seines göttlichen Ursprunges. Wenden wir hier weiter das Gleichnis des Lebensbaumes an. Aus dem Stamm sprießen große Zweige, diese sind zu vergleichen mit den nahe verwandten Familien des Kaiserhauses, denen auch Fürst Konoye angehört. Aus diesen Zweigen wachsen wiederum kleinere Zweige, die gleichzustellen sind mit den gewöhnlichen japanischen Familien. An diesen Zweigen findet man zahlreiche Blätter, die die einzelnen Japaner symbolisieren. Klassische japanische Bücher nennen die Menschen sinnbildlich Ao-Hito-Kusa, wörtlich „das grüne Menschengras“, im Anklang an den heiligen Lebensbaum. Die Bestattungsstätten der Toten in Japan heißen in klassischer Sprache Jahurino-Niwa,



Kaisergrab (Mitsugai), dem Kaiser Djin errichtet (201—300)

(Aus Kojī Kuten, Telobu Klassifizierter Garten alter Dinge)

„der Garten, wo die Blätter fallen“. Jedem Sturm trotzend bleibt der Stamm und setzt sein Wachstum fort, während die Blätter im Frühling aussprießen, im Sommer sich zu frischen grünen Blättern entfalten und im Winter zur Erde fallen. Diese Symbolik erhellt das Grundverhältnis zwischen dem japanischen Kaiser und dem japanischen Volk. Der erstere stellt das ewigbleibende „Großleben“ und das letztere das durch Leben und Tod bedingte „Kleinleben“ dar. Hierin liegt auch der Grund für das ruhige und ausgeglichene Sterben des japanischen Soldaten auf dem Schlachtfelde, der das Bewußtsein hat, daß sein irdisches Kurzleben sich in das vom Kaiser verkörperte Langleben einfügt.

Politische Erneuerung und Tradition

Dieser Baum trägt in sich Sonnenkraft, die dem heiligen Baume das ständige Wachsen ermöglicht. Dieses Wachstum untersteht einem kosmischen Gesetz, das in Japan mit „Musubi“ bezeichnet wird. Musubi zerlegt sich in „Musu“ - und „hi“: „Musu“ bedeutet „Aufkeimen oder Ausbreiten“ und „Hi“ Sonnenkraft. Aber Musubi, als die „aufkeimende Sonnenkraft“, weist zwei relativ entgegengesetzte Funktionen in ihrer Betätigung auf. Die eine, die taka-mi-musubi heißt, läßt sich als eine vom Lebenszentrum entfernende, stets ausbreitende, sich zergliedernde positive Kraft

benennen, die in den anschwellenden Jahreszeiten, wie Frühling und Sommer, zum Vorschein kommt. Es ist interessant zu bemerken, daß der Frühling auf japanisch „Haru“ genannt wird, d. h. „das auswärts Spannende“. Die andere kosmische Funktion, die „Kami-musubi“ heißt, wird als eine wieder zum Lebenszentrum zurückkehrende, alles Zersplitternde integrierende Kraft aufgefaßt, die sich in den abschwellenden Jahreszeiten, Herbst und Winter offenbart. Durch die neuzeitlichen Forschungen ist der Sinn der echten Religion als re-ligio, das heißt als die „Herstellung der Verbindung zwischen dem Menschen und dem Urgrund kosmischen Lebens“ bestätigt worden. Die wörtliche Bedeutung von „Kami-musubi“ ist die, die vom göttlichen Lebenszentrum entgehenden Menschen wieder zu diesem kosmischen Zentrum zurückzuführen. Kami-musubi fällt also mit dem vierten Sinn der „Religion“ zusammen. Nach japanischen kosmischen Anschauungen ist die moderne Zeit, welcher alle Substantialität fehlt, einseitig nur auf die nach außen ausgerichtete Funktion von „taka-mi-musubi“ angewiesen, indem man dabei das kosmische alternative Grundgesetz außer acht setzte, dem nach der individualisierenden Wirkung die integrierende Wirkung regelmäßig folgt.

Dieses „moderne“ Zeitalter ist schon vorbei, und nun bricht eine neue Epoche an, die auf die von der zusammenziehenden kosmischen Wirkung von „Kami-musubi“ heraufbeschworene Richtung hinweist. Diese Neuorientierung menschlichen Lebens ist in Japan wie in den Achsenmächten in Europa deutlich nachweisbar, während die Westmächte noch immer im veralteten Liberalismus befangen bleiben. Ich spüre die Wiedergeburt des nordischen Glaubens im nationalsozialistischen Deutschland, das den göttlichen Hintergrund in allen Erscheinungen des Lebens sieht. Es ist der Glaube von der Einheit in der Vielheit. Hinter allen mannigfaltigen Formen der Erscheinungen steht das göttliche Selbst.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß „musubi“ das ewige, überall geltende kosmische Gesetz sein muß, dem alle Völker in dem Versuch der Erneuerung ihres Staatslebens zu folgen haben. Der Grundsatz der japanischen Politik ist folgender: Keine politische Erneuerung ohne Berufung auf die gesunde Tradition der uralten Zeit. In diesem Sinne ist alles verwerflich, was im liberalistischen Zeitalter als „Revolution“ bezeichnet worden ist, die von der Vernichtung aller Traditionen ausging. Ein grelles Beispiel hierfür war die Französische Revolution, die die Verantwortung für die meisten modernen Verfallerscheinungen trägt. „Musubi“ bedeutet gleichzeitig die durch die aufkeimende Sonnenkraft durchzuführende Schaffung und Verbindung. Man erblickt den Grund dafür darin, daß durch die Verbindung von zentrifugaler Wirkung von „taka-mimusubi“ und der zentripetalen Wirkung von „kami-musubi“ eine gesunde, weder zur zersetzenden Revolution neigende noch zur Erstarrtheit hinführende Lebensentfaltung entsteht.



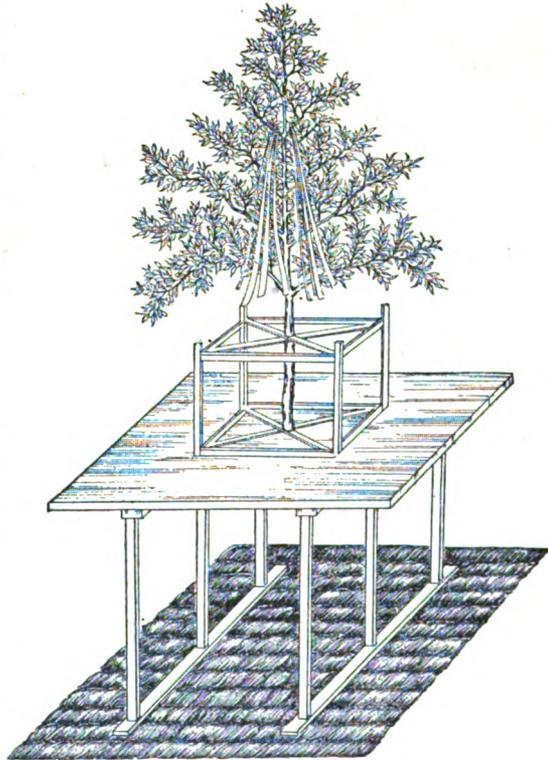
Die Totentafel des japanischen Malers Katsushika Hokusai.

Die Schlange ist das Sinnbild der Sippe. Das Hakenkreuz (Manji) ist das Hauszeichen des Malers, das als Zeichen der Unsterblichkeit überliefert ist.

Hokusai, der Meister ahnenverantworteter Kunst, symbolisiert in der Darstellung der die Totentafel umringenden Schlange, die ewige Wiedergeburt.

Die Vervollkommnung der japanischen Familiengemeinschaft

Das Aussprießen, Wachsen und Vergehen der Blätter des Lebensbaumes untersteht dem kosmischen Gesetz von „musubi“, und durch diesen sich ewig wiederholenden Kreislauf der im Baum eingeschlossenen Sonnenkraft wächst der Baumstamm immer weiter empor. Aus diesem Grunde heißt der Urgott von „Musubi“ auch „takaki-no-kami“, d. h. „der Gott des Hochbaumes“. In Japan symbolisiert man ganz allgemein das schöpferische Leben mit dem wachsenden Baum. Die Symbolik des Sonnenbaumes erklärt uns die kosmische Struktur der Welt. Alle Völker, ganz gleich, welcher Rasse sie angehören, werden letzten Endes auf eine ihnen gemeinsame Lebenswurzel zurückgeführt. Wir Japaner nennen die Völker in der Welt „Jomono-umi-mina-Hatakara“, d. h. „die sich in vier Meeren befindlichen, aus demselben Leib der kosmischen Armutter Geborenen“. Mit diesem japanischen Lebensbegriff vermag man die Wesenheit der „Nation“, deren kosmisch tiefer Sinn durch die Übernahme des dem völkischen Glauben widersprechenden Christentums verschleiert wurde, von neuem an das klare Licht zu bringen. Man weiß ja auch, daß die „Nation“ vom lateinischen Wort „natio“ herkommt, das „das Geborene“ bedeutet. Der Kaiser als Führer und das Volk als Gefolgschaft verfolgen das gemeinsame Ziel der Vervollkommnung der japanischen Familiengemeinschaft. Die vom Kaiser ausgeübte Macht wird durch drei Insignien, nämlich Spiegel, Juwel und Schwert, versinnbildlicht. Der Spiegel ist aufzufassen als die Seele der Sonnengöttin, die die schöpferische Sonnenkraft als solche symbolisiert, wobei aus dem Urquell der Sonnenkraft zwei relativ entgegengesetzte kosmische Funktionen ausgehen, nämlich „taka-



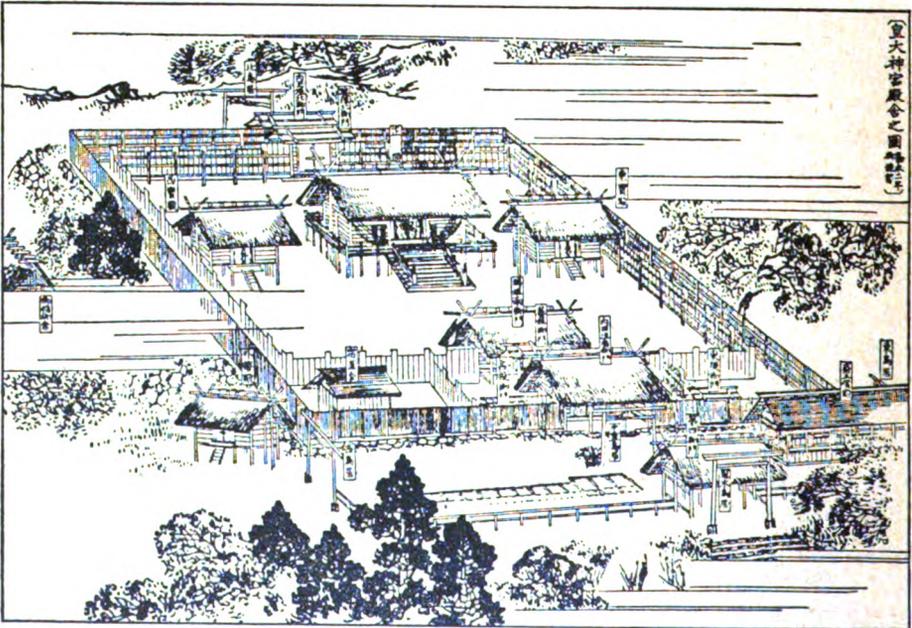
Das Symbol des japanischen Lebensbaumes

Nach einer Zeichnung von Ofuno

mi-musubi" und „kami-musubi". Das eine wird vom Juwel, das andere vom Schwert symbolisiert. Es ist beachtenswert, daß das Schwert in der japanischen Sprache oft als „Shusui" bezeichnet wird, d. h. „Herbstwasser", was auf die alle Sommerschwüle beseitigende, reinigende Wirkung des Herbstes hindeutet. Diese Dialektik vom Juwel-Schwert macht dem japanischen Volk die eigentümliche Grundidee vom Frieden und Krieg verständlich. Daraus erkennt man, daß die japanischen Kriege nicht die bloße Zerstörung, sondern die Erneuerung des erstarrten Lebens bezwecken. Zusammenfassend kann man sagen, daß die Gesamtwirkung des „musubi" in den den japanischen Kaiserthron darstellenden drei Schätzen eingeschlossen ist.

Einheit von Volksglauben und politischer Führung

Um diesem kosmischen ewigen Grundgesetz der Lebensentfaltung treu folgen zu können, wird der Kaiser den feierlichen Shintoistischen Ritus vor den im kaiserlichen Palaß befindlichen Heiligtümern regelmäßig vollziehen. Im Hauptheiligtum „Kashiko-dokoro", dessen Bedeutung „der die Ehrfurcht einflößende Ort" ist, wird der heilige Spiegel verehrt, vor dem der Kaiser seine wichtigsten religiösen Aufgaben



Der Tempel der Sonnengöttin zu Ise

(Aus dem Abschnitt Sinto in Koji Kuien Ingi-bu. Klassifizierter Garten alter Dinge)

erfüllt. Dadurch wird er mit der Sonnengöttin zu einer geistigen Einheit, um frei von unreinen irdischen Gedanken das Volk mit selbstloser Liebe führen zu können. Daraus entsteht eine Einheit von Volksglauben und politischer Führung. Dieses Grundprinzip der japanischen Politik wurde vom großen Kaiser Meiji bei der Restauration im Jahre 1868 wieder belebt, nachdem das Tokugawa Schogunat zusammengebrochen war.

Nach dem Eindringen der westlichen liberalen Idee ist die eigentliche japanische Weltanschauung allmählich zurückgedrängt worden. Die nach liberalistischem Muster gebildeten Parteien haben die politische Macht an sich gerissen, indem sie sich mit den kapitalistischen Interessen unlöslich verknüpften. Diese bedauerliche Tatsache hat dazu beigetragen, den Klassenunterschied auch in Japan zu vertiefen. Diese Sachlage mußte die marxistische Gefahr heraufbeschwören. Es läßt sich nicht leugnen, daß große Teile der japanischen Intelligenz Anhänger dieser unsapanischen Lehre geworden sind. Besonders auf den Universitäten war man für dieses Gedankengut empfänglich, und verbunden damit wurde die Forschung der arteigenen japanischen Kultur erheblich vernachlässigt. Zum Beispiel wurde die japanische Verfassung, die nichts anderes als die moderne Form der von der Sonnengöttin hinterlassenen heiligen Instruktionen ist, im liberalistischen Sinn ausgelegt, als ob der Kaiser und das Volk im Gegensatz zueinander ständen. Die Ausnutzung dieser falschen Theorie durch die politischen Parteien zu ihrem Vorteil hat die politische Lage immer mehr verschlechtert und die patriotisch denkenden Japaner zur Verzweiflung gebracht. Trotzdem blieben die zerfetzenden Einflüsse an der Oberfläche hängen, denen als Basis ein alt überliefertes, stark ausgeprägtes Familiengefühl entgegenstand. Der mandchurische Zwischenfall im Jahre 1932 hat diese bisher im Verborgenen gebliebenen Volkskräfte zur starken Entfaltung gebracht und begonnen, den Liberalismus wie auch den Marxismus wieder zu verdrängen. Die Regierung hielt es für notwendig, das „Institut zur Erforschung der japanischen Geisteskultur“ zu errichten, um dieser neuen Ideerichtung gerecht zu werden. Es war jedoch unvermeidlich, daß sich gewisse Gegensätze zwischen dem betreffenden Institut und den liberalistisch wissenschaftlich eingestellten Universitäten bemerkbar machten. Der japanisch-chinesische Konflikt, der 1937 ausbrach, hat schließlich dem japanischen Gedankengut zu glänzendem Siege verholfen. Im Zusammenhang damit ist wieder das durch den Liberalismus verdrängte Grundprinzip von Kaiser und Volk, Führung und Gefolgschaft in den Vordergrund gerückt worden.

Diese politische Entwicklung hatte zur Folge, daß die liberalistischen Parteien immer mehr an Einfluß verloren.

Die neue Bewegung im Wirtschaftsleben

Auch im Wirtschaftsleben, in dem sich der kapitalistische Individualismus geltend machte, ist eine neue Bewegung der „sangyohokundo“ „Steigerung der Produktion“ im Sommer 1938 entstanden, die dem Staate zu dienen hatte. Diese neue Bewegung ist stark von den Leitfäden der Deutschen Arbeitsfront beeinflusst. Das Hauptmerkmal dieser Organisation liegt darin, daß man das Verhältnis von Kapital und Arbeit im Sinne der japanischen Familiengemeinschaft regelt.

Dementsprechend hat sich die Umstellung der japanischen Außenpolitik vollzogen. Die auf die freundschaftlichen Beziehungen mit angelsächsischen Ländern gewichtlegende Orientierung hat allmählich der Annäherung an die Achsenmächte Platz gemacht. Der Ausbruch des europäischen Krieges, in dem sich Deutschland als Sieger bewährte, hat starke Rückwirkungen auf die radikale Umwandlung der japanischen Auslandspolitik ausgeübt. Die Weltpolitik Japans in der Gegenwart läßt sich von der shintoistischen Weltanschauung führen, die die Welt als eine organisch gegliederte dynamische Einheit betrachtet. In der tiefsinnigen Symbolik des heiligen Sonnenbaumes enthüllt sich das Weltbild des japanischen Volkes. Ebenso wenig wie die Gesamtzahl der einzelnen Blätter nicht sofort den Baum bilden können, so wird die Summierung der abstrakten, voneinander abhängig handelnden, im Individualismus verankerten raumfremden modernen Staaten, wie es das herkömmliche Völkerrecht bisher behauptete, nie die Lebenswirklichkeit der Welt zustandekommen lassen. In gleicher Weise, wie sich die Blätter über die Vermittlung der Zweige an den Baum anschließen, so muß man sich die Welt vorstellen: ihr Gefüge beruht in erster Linie auf naturhaft bedingten Großräumen, in denen eine gewisse Anzahl der Staaten eine schicksalhafte Gemeinschaft bilden. Man kann also die in Betracht kommenden großen Räume mit den großen Zweigen des Lebensbaumes vergleichen. Das rassenraummißachtende universale Prinzip des formalen Völkerrechts, das die angelsächsischen Mächte dem japanischen Reich aufzuzwingen versuchten, soll nun durch das direkt auf die konkrete Großraumordnung bezogene, volkhaft und geopolitisch ausgearbeitete Prinzip des wirklichkeitsnahen Völkerrechts ersetzt werden. Diese völkerrechtlichen drei Schichtungstheorien, denen zufolge zwischen den Staaten und der Welt einige Großräume als Bindeglieder zu bezeichnen sind, werden in Deutschland sowie in Japan gewürdigt werden. Wie Prof. Carl Schmitt andeutete, will das an dem Individualismus orientierte Völkerrecht unter Nichtberücksichtigung der raumhaften Naturgegebenheiten die Einmischung der imperialistischen Großmächte oft rechtfertigen. Amerika und England wollen sich daher in die fernöstlichen, die Lebensinteressen des japanischen Reiches unmittelbar berührenden Probleme nach Belieben einmischen. Aber ein auf den Großraumgedanken eingestelltes zukünftiges Völkerrecht, das nur die Neuordnung der Welt gewährleisten kann, setzt das gegenseitige Verstehen und die Nichteinmischung

der Großräume voraus. So wie das dem asiatischen Großraum angehörende Japan keine Einmischungspolitik im europäischen Großraum, zu dem Deutschland schicksal-mäßig gehört, entwickeln darf, so wird keine europäische Macht wagen dürfen, sich direkt in die Lebensfragen des asiatischen Großraumes einzumischen. Von diesen Grundsätzen ausgehend müssen Japan die fernöstliche Neuordnung und Deutschland die europäische Neuordnung herstellen.

Wie oft das Wasser auch getrübt wird . . .

Ein bekannter Dichter hat einmal den Sinn des japanischen Reiches in einem schönen Gedicht herauszuschälen versucht, das sinngemäß so lautet: „Wie oft das Wasser auch getrübt wird, es wird immer wieder klar. Das ist das echte Bild des heiligen japanischen Reiches.“ Blicken wir auf unsere langjährige Geschichte zurück, so treffen wir Fälle, in denen das Wasser getrübt wurde. Zunächst ist es einmal der *Konfuzianismus*, den wir von China übernahmen. Die Folge war, daß die eigentliche japanische Kultur durch diese mächtige chinesische Kultur zu Anfang erschüttert wurde. Die damalige japanische Intelligenz war der Gefahr ausgesetzt, dem ungeheueren großen Einfluß der chinesischen Idee, ohne sich ihrer bewußt zu sein, anheimzufallen. Es hat sich aber herausgestellt, daß die chinesischen Gedanken, die sich nicht mit dem Wesen des japanischen Staates vereinbaren ließen, im Laufe der Zeit wieder ausgeschaltet wurden. So wurde das getrühte Wasser wieder rein. Denselben Fall finden wir beim *Buddhismus*, der vom japanischen Volk eifrig übernommen worden war. Diese die „diesseitige Welt“ geringschätzende Religion vertrieb sehr stark gegen unsere shintoistische Grundanschauung, die die Lebensfreude und das irdische Glück bejaht. Bald entstanden zwischen den Anhängern der alten japanischen Tradition und den enthusiastischen Anhängern des Buddhismus heftige Streitigkeiten, die oft zu Blutvergießen geführt haben. Endlich aber kam die Zeit, in der diese scharfen Gegensätze ausgeglichen wurden, mit dem Ergebnis, daß die mit dem japanischen Geist unverfügbaren buddhistischen Elemente ausgemerzt wurden. Als Japan sich zu Beginn der Meiji-Ära dem Weltverkehr erschloß, wurde es auf die große Probe gestellt, sich mit der damals in Japan eingeführten mächtigen *abendländischen modernen Zivilisation* auseinanderzusetzen. Es mußte tatsächlich ein halbes Jahrhundert dauern, ehe es uns gelang, diese Zivilisation uns zu eigen zu machen. Im Laufe dieser Zeit wurde das Wasser so sehr getrübt, daß man befürchten mußte, die richtige japanische Ideenorientierung in der Innen- und Außenpolitik aus den Augen zu verlieren. Der gegenwärtige chinesische Konflikt hat uns die beste Gelegenheit gegeben, die durch die Einführung der modernen Zivilisation äußerst bereicherte, aber doch widerspruchsvoll scheinende bisherige japanische Kultur zu einem organischen Ganzen zusammenzuschließen. Somit hat sich der tiefe Sinn des bereits erwähnten japanischen Gedichtes wundervoll erfüllt. Es ist kein Zufall, daß das japanische

Reich sehr oft „Sumera-mikuni“ genannt wird, d. h. „die alle Gegensätze vereinheitlichende Gemeinschaft“. Oft heißt der japanische Kaiser auch „Sumera-mikoto“, d. h. „die heilige Persönlichkeit, die berufen ist, eine große Harmonie der Dinge herbeizuführen“. Aus diesem Grunde wird man leicht verstehen können, daß Japan in der Lage ist, die Ostkultur und die Westkultur zusammenzuschweißen.

Nicht das Gold, sondern der Reis ist der höchste Schatz

Das japanische Volk empfindet ländlich und drückt für die überreiche Reisernte sein Dankgefühl gegen den Kaiser aus. Es ist bezeichnend, daß der „Schatz“ in japanischer Sprache „takara“ genannt wird, d. h. „das aus dem Reisfeld Herauskommende“ (der Reis). Seit alters her betrachtet man als den größten Schatz in Japan nicht das Gold, sondern den Reis. Die japanische Ideographie bezeichnet den Mann mit zwei Zeichen, die „Reisfeld“ und „Kraft“ bedeuten. Daher hat der Japaner als erste Verpflichtung tatkräftige Arbeit auf dem Reisfelde zu leisten. Den Kaiser symbolisiert die die Erde befruchtende „Sonne“, und das Volk symbolisiert die von der Sonnenkraft gesegnete „Erde“. Das ist die Symbolik der untrennbaren Zusammenarbeit zwischen dem Kaiser als Führer und dem Volk als Beführtem.

Bei der Thronbesteigung erklärt der Kaiser feierlich dem japanischen Volk, daß er sich bestreben will, den Willen der Sonnengöttin zu verwirklichen.

Der Thron heißt im Japanischen soviel wie „Hochsitz des Nachfolgers der Sonnengöttin“, denn er symbolisiert die ununterbrochene Kette der Blutsströmung der japanischen Rasse, die aus dem kosmischen Ursprung herausquillt. Nach der Thronbesteigung findet ein feierlicher shintoistischer Ritus statt, um der Sonnengöttin dafür zu danken, daß sie das japanische Volk mit Reis versorgte. Diese Zeremonie wird bis tief in die Nacht in einem uralten, aus einfachem Holz gebauten shintoistischen Schrein abgehalten, wohin der Kaiser geht und den heiligen Reis mit der Sonnengöttin isst. Die Reispflanze heißt in der japanischen Sprache „Ine“, was soviel wie „Wurzel des Lebens“ bedeutet. Tatsächlich bildet der Reis die Basis der Ernährung des japanischen Volkes. Dann ladet der Kaiser als Hauptvertreter des Volkes zu einem gemeinsamen Reissessen ein, um dadurch zu beweisen, daß der Kaiser und seine Untertanen eine geschlossene Schicksalsgemeinschaft sind.

Das große shintoistische Heiligtum in Ise besteht aus zwei Schreinen. Der eine heißt der „Außenschrein“, der den Göttern der reichen Ernte geweiht ist, während der andere, „Innenschrein“ genannt, der Sonnengöttin selbst geweiht ist.

Besucht man irgendeinen shintoistischen Schrein in Japan, ist er stets von Wald umgeben. Der feierliche Ritus vor dem Altar des Schreins verbindet die in der Gegenwart lebenden Japaner mit den uralten Traditionen, so daß die individualistische

Einstellung, der wir auch zu verfallen drohen, von der tiefen völkischen Weltanschauung überwunden wird. Das liefert die Basis der japanischen Ahnenverehrung, die uns immer davor schützt, vom modernen leichten Rationalismus überfallen zu werden.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß in Japan die unsichtbare und die sichtbare Welt eine untrennbare Einheit bilden. Wir glauben daran, daß die verstorbenen Vorfahren unserer Familie uns immer schützen und unser Glück und Gedeihen fördern. Das Familienhaupt in der japanischen Familie muß morgens vor dem Altar des Hausheligtums einen shintoistischen Ritus ausführen, bei dem Reis, Früchte usw. dargeboten werden.

Die dem japanischen Volk innewohnende tiefsinnige Weltanschauung, die in der Einheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einen scharfen Ausdruck findet, ist der Schlüssel für das Verständnis der japanischen Kunst, die sich durch Seelentiefe auszeichnet. Das menschliche Leben und die Natur sind untrennbar verbunden. Nach dem japanischen Mythos hat ein göttliches Paar nicht nur die Vorfahren des japanischen Volkes, sondern die ganze Natur Japans mit demselben heiligen Blut geschaffen. Die Folge davon ist, daß die Bruderliebe Mensch und Natur durchdringt. Beim ersten Anblick eines Meisterstücks der japanischen Malerei kann man sofort trotz Schlichtheit der Linien einen tiefen Lebenssinn spüren. Daraus entspringt die synthetische Geisteshaltung des japanischen Volkes beim Betrachten der Dinge. Dadurch konnte es uns gelingen, nicht nur die chinesische und buddhistische, sondern auch die moderne europäische Kultur einzuführen und auch zu eigen zu machen, ohne daß wir dabei das Wesen unseres japanischen Volkstums eingebüßt haben.



Das Bauerntum im Musikschaffen der Gegenwart

In einem früheren Aufsatz¹⁾ habe ich die Frage zu beantworten gesucht, welche Tonkunst man ihrer inneren Haltung nach bäuerlich nennen könne. Heute soll unsere Betrachtung der Frage gelten, ob das Bauerntum im engeren Sinne, das bäuerliche Leben mit seinen äußeren und inneren Besonderheiten, dem musikalischen Schaffen der Gegenwart Anregungen zu geben vermocht hat.

Unser Blick fällt zuerst auf das volkstümliche Lied als diejenige Schöpfung, die in Kampflied, Feierlied, Lagerlied, Wander- und Marschlied usw. zu einem großen Teil das musikalische Leben der Gegenwart bestimmt. Überlegen wir nun folgendes: Wenn das Bauerntum unserem Volke nichts anderes bedeutete als „Beruf unter Berufen“, so könnte in den Lieder Sammlungen der Gegenwart das Bauerntum vergleichsweise nicht stärker vertreten sein als andere Berufe, die etwa zwanzig vom Hundert unseres Volkes ausmachen, und rein zahlenmäßig könnte es höchstens dort stärker auftauchen, wo man vorhatte, ein Ständeliederbuch zu schaffen. Damit vergleiche man die Wirklichkeit!

Bauernlieder an der Spitze

Am zunächst bei dem letzten zu bleiben: In einer ganzen Reihe von Liederbüchern, die im übrigen keineswegs nach Ständen eingeteilt sind, stößt man - falls sie ihren Inhalt überhaupt in größere Gruppen gliedern - plötzlich auf eine Gruppe „Der Bauer“ oder „Erntezeit“ oder „Im Jahreslauf“ - auch dies eine bäuerliche Bezeichnung; denn im Grunde geht der Jahreslauf nur den Bauern etwas an.

Aber auch wo solche Gruppen sich nicht finden, lohnt es sich, den Inhalt unserer Liederbücher und Lieder Sammlungen einmal rein zahlenmäßig auf den Anteil des Bauerntums hin zu untersuchen. Ich habe das weiter unten in Form einer Übersicht versucht, muß zu dieser aber einige erklärende Worte sagen. Es handelt sich darum, welche Lieder man dem Bauerntum zurechnen will. Aber einen engeren Kreis wird man sich im allgemeinen einig sein. Daß Lieder wie „Im März der Bauer die Rößlein einspannt“ oder „Wir sind die junge Bauernschaft“ zu den Bauernliedern zu rechnen sind, wird niemand bezweifeln. Aber wohin gehört etwa „Wir gehen als Pflüger durch unsere Zeit“, wohin gehört „In den Ostwind hebt die Fahnen“ und ähnliches? Gehören solche Lieder nicht dem ganzen Volke? Sicherlich! Und dennoch möge uns nicht verargt werden, wenn wir sie noch zum Bauernlied im engeren Sinne rechnen. Daß sie trotzdem als Eigentum des ganzen Volkes empfunden werden, zeigt

¹⁾ Was ist bäuerliche Tonkunst? Odal, 9. Jg., Heft 4 (April 1940), Seite 295 ff.

eben, wie stark trotz aller seelischen Verwüstungen immer noch das bäuerliche Grundgefühl unseres Volkes ist: wir empfinden es nicht als unechte Maske, sondern als natürlich, daß das Gesamtvolk seine Arbeit unter dem Bilde des Pflügers sieht, daß das Gesamtvolk im Geiste die Fahnen in den Ostwind hebt.

Naturlieder sind Bauernlieder

Es gibt aber noch einen weiteren Kreis von Liedern, die man gerechterweise dem Bauerntum wird zusprechen müssen, mindestens als mehr bäuerlich denn städtisch wird erklären müssen, weil sie das Bauernleben als Umwelt ihres Entstehens voraussetzen. Ich habe schon vor Jahren im „Odal“ ausgeführt²⁾, daß man in diesem Sinne eigentlich alle Naturlieder für das Bauerntum in Anspruch nehmen muß, sofern sie nicht deutlich den nur ausnahmsweise draußen wandernden Städter verraten. Kann man in der Stadt (das soll hier heißen: mit städtischer innerer Einstellung) singen: „Wach auf, wach auf, es krächte der Hahn“ oder „Es taget vor dem Walde“ oder „Und die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit“ (wo es ausdrücklich heißt: „Die Städte weit und die Felder nah, und die Lerchen hören wir beten“) oder „Wann koa Nacht nimma kam“ oder „Dat du min Leedosten büßt“? Kann man in Berlin oder in Leipzig den Winter austreiben oder ein Sonnenwendlied singen („Feuer steht auf dieser Erde“), dessen zweites Gesäß lautet: „Denn zum Acker wird der Boden, den ein Deutscher je betrat, weil er geht den Schritt der Pflüger, und sein Händewerk ist Saat“? oder ein anderes („Land unter diesen Sternen“), dessen zweites Gesäß lautet: „Land, gute Muttererde, die Halme stehn im Felde gut, frei steht in jedem Herde das Feuer und die Blut“?

Diese Beispiele genügen wohl, um zu zeigen, was ich in der folgenden Übersicht unter Bauernlied im weiteren Sinne verstanden habe. Es sind solche Lieder, die in der eigentlichen Stadt nicht entstehen und dort auch nicht leben können - in der eigentlichen Stadt, d. h. dort, wo man nicht mehr jeden Tag Feld und Wasser, Berg und Wolken sieht. - Es folge nun zunächst die Übersicht. Auf Vollständigkeit macht sie keinen Anspruch, sondern greift eine Anzahl bekannter Liederbücher und Liedersammlungen der Gegenwart heraus.

Verfasser und Titel (Verlag)	Gesamtzahl der Lieder	Bauernlieder	
		im engeren und weiteren Sinne	im engeren allein
Stumme, Liederblätter der Hitler-Jugend (Kallmeyer)	396	103	59
Stumme, Unser Liederbuch, Lieder der Hitler-Jugend (Eher)	264	42	14
Reiners, Wir Mädels singen, Lieder des Bundes deutscher Mädels (Kallmeyer)	270	77	34
Steinbach-Schneider, Lieder der Arbeitsmädchen (Voggenreiter)	315	76	41

²⁾ Unser das Land, Gedanken zu dem Liederbuch des deutschen Dorfes. Odal, 6. Jg., Heft 3 (Sept. 1937), Seite 143 ff.

Verfasser und Titel (Verlag)	Bauernlieder		
	Gesamtzahl der Lieder	im engeren Sinne	im engeren Sinne allein
Scheller, Singend wollen wir marschieren (Der nationale Aufbau)	270	25	16
Frauenamt der Df., Lieder für Werkfrauengruppen (Voggenreiter)	303	96	43
Hölter, Musikblätter der Reichsfrauenführung (Voggenreiter)	40	12	5
NS.-Reichsbund für Leibesübungen, Unsere Lieder (Voggenreiter)	102	15	5
Baumann, Hörch auf, Kamerad (Voggenreiter)	49	15	7
Baumann, Der helle Tag (Voggenreiter)	56	21	11
Baumann, Die Morgenfrühe (Voggenreiter)	53	17	7
Baumann, Morgen marschieren wir (Voggenreiter)	255	23	7
Blumensaat, Lied über Deutschland (Voggenreiter)	390	61	35
Götsch, Der Jungfernkranz (Kallmeyer)	129	22	14
Hensel, Das aufrecht Fähnlein (Bärenreiter)	243	47	26
Hensel, Sinkensteiner Liederblätter, Band I (Bärenreiter)	252	33	20
Hensel, Sinkensteiner Liederblätter, Band II (Bärenreiter)	237	18	7
Hensel, Strampedemi (Bärenreiter)	145	15	6
Heyden, Kein schöner Land (Kallmeyer)	41	15	6
Jöde, Der Muskant (Kallmeyer)	478	75	24
Lauer, Das völkische Lied (Deutscher Volkverlag)	54	20	10
Pallmann, Wohlauf, Kameraden (Bärenreiter)	160	7	5
Schulten, Der Ring (Voggenreiter)	183	47	22
Seifert, Der Jungbrunnen (Bärenreiter)	93	26	12
Steinbach, Deutsches Frauenliederbuch (Bärenreiter)	112	32	15
Waldmann, Singebuch für Frauen (Kallmeyer)	47	28	12

Bei mancher dieser Sammlungen mag man meinen, so überwältigend sei der Anteil an Bauernliedern doch gar nicht. Ich habe aber mit Absicht z. B. auch Soldatenliederbücher herangezogen, ferner solche, die im wesentlichen vor 1933 entstanden sind. Den Rest bilden Bücher und Sammlungen, die ausdrücklich für die singende Volksgesamtheit gedacht sind. Bedenkt man das und denkt man sich hinzu, welche Vergleichszahlen sich wohl ergeben würden, wenn wir Lieder anderer Stände mit erfasst hätten (was wir absichtlich unterlassen, um nicht mißdeutet zu werden), so ist der Anteil an Bauernliedern geradezu überraschend hoch.

Daß die Mehrzahl der untersuchten Liedersammlungen der Gegenwart entstammt, darf nicht wundernehmen. Handelt es sich doch bei dem bäuerlichen Liedgut, abgesehen von den namenlos überlieferten Volksliedern, ganz überwiegend um zeitgenössisches Schaffen. Namen wie Baumann, Blumensaat, Bresgen, Decker, Dowidelt, Hensel, Heyden, Jöde, Knab, von Knorr, Lahusen, Lauer, Maaß, Napierfsky, Rein, Sotke, Spitta, Stahmer, Stürmer, Twittenhoff, Wolters und andere zeigen, daß die Schöpfer oder Bearbeiter dieser Bauernlieder keine anderen sind als die, die auch dem Gesamt-

voll, vor allem der jungen Generation, die neuen Feserlieder gegeben haben. Das ist wichtig: beweist es doch, daß wir es hier keinesfalls mit absichtlich einseitiger Standeschöpfung zu tun haben. Ubrigens sollte einmal untersucht werden, wie viele dieser Komponisten noch mehr oder weniger unmittelbar dem Bauerntum entstammen.

Dichtung und Musik Hand in Hand

Diese plötzliche neue Blüte des Bauernliedes wäre gar nicht möglich gewesen, wenn nicht gleichzeitig die Bauerdichtung einen unerhörten Aufschwung genommen und dadurch den Komponisten die „Unterlagen“ geliefert hätte, soweit sie nicht, wie Baumann und zuweilen auch andere (Napierky, Spitta), Dichter und Sänger in einer Person sind. Wir brauchen nur die beste Sammlung zeitgenössischer Lyrik, Herbert Böhmes „Rufe in das Reich“, etwas eingehender zu betrachten, um zu erkennen, daß wir auf dichterischem Gebiete im Grunde denselben Vorgang erleben wie auf musikalischem: ein plötzliches Wiederauffpringen der tiefsten Quellen, aus denen unser aller Seele im Grunde lebt - und diese Quellen sind eben bäuerlich.

Nun kann man hier einwenden: Unbestreitbar ist das Lied der Gegenwart stark durch das Bauerntum befruchtet, aber damit ist es auch zu Ende. Das höhere musikalische Schaffen steht doch eigentlich dem Bauerntum nach wie vor recht fern.

Wir wollen keinen Eieranz aufzuführen, um diesen Einwand zu entkräften, sondern ruhig zugeben, daß natürlich die Gesamtheit unseres tonkünstlerischen Schaffens kaum nennenswert von bäuerlichen Stoffen, Anschauungen, Haltungen, Ideen oder wie man es sonst nennen will, beeinflusst wird. Ohne uns in Erwägungen darüber einzulassen, ob das überhaupt möglich, ja nur wünschenswert wäre, wollen wir zu dem obigen Einwand nur zwei Überlegungen anstellen.

Erstens darf man nicht sagen: „Nur“ das Lied weist tiefere Spuren bäuerlichen Einflusses in der Gegenwart auf. Denn in jenem „nur“ liegt eine falsche Einschätzung des Liedes. Das Lied ist und bleibt - mindestens im germanischen Kulturkreise - Grundlage jeglichen musikalischen Schaffens, mag dieses Schaffen sich auch in noch so scheinbar liedferne Höhen heben²⁾. Es ist noch gar nicht zu überblicken, ob nicht die kommenden Jahrzehnte gerade auf dem Grunde des neuen Liedschaffens einen neuen musikalischen Schaffensstil überhaupt entwickeln werden.

Von Bauernkantaten

Zweitens stimmt es nicht, daß „nur“ das Lied bisher Einwirkungen vom Bäuerlichen her erfahren habe. Wer mit dem musikalischen Leben unserer Jugend vertraut ist, der wird nicht zögern, neben das Lied eine zweite Form der Musik als zur Zeit wichtigste zu setzen: die Kantate. Und im Kantatenschaffen zeigen sich nun deutliche Einwirkungen neu erwachenden bäuerlichen Geistes.

Kantaten sind größere Werke für Einzel- und Gruppengesang mit Instrumentalbegleitung. Obwohl es nicht im Namen liegt (Cantata heißt wörtlich nur „Singstück“

²⁾ Vgl. den Aufsatz „Was ist bäuerliche Tonkunst?“

im Gegensatz zur Sonata, dem „Klingstück“, d. h. Instrumentalstück), verstand man doch bis in die jüngste Vergangenheit unter Kantaten ganz überwiegend Werke mit religiösem Inhalt, z. B. die aus dem Rundfunk bekannten Kantaten von Bach. Da ist es nun lehrreich, was im zeitgenössischen Kantatenschaffen an die Stelle religiöser Stoffe getreten ist: Vaterland, Soldatentum und Bauerntum. Das Frömmigkeitsgefühl des gegenwärtigen Menschen wendet sich auch im künstlerischen Schaffen ganz deutlich den völkischen Werten zu, und als einem der wichtigsten Gebiete unter ihnen eben den bäuerlichen Werten.

Übrigens gibt es Bauernkantaten, in denen Bäuerliches und Religiöses sich völlig ungezwungen durchdringen. Die schönste unter ihnen ist vielleicht Hans Baumanns „Bergbauernweihnacht“ (Voggenreiter), die er ausdrücklich „den Holzhauern seiner Waldheimat“ geschrieben hat. Die „Dreikönigskantate“ von Paul Hermann (Voggenreiter) darf man sicherlich auch als Bauernkantate bezeichnen: wird doch in ihr ausdrücklich auf das „Perchtenlaufen“ Süddeutschlands Bezug genommen. Hierher gehört auch „Wunder der Weihnacht“ von Gerhard Maaß (Kallmeyer). Die Worte von Herybert Menzel knüpfen sehr deutlich an den germanisch-bäuerlichen Lichtglauben wieder an.

Eine zweite Gruppe könnte man mehr weltanschaulich als religiös nennen. So etwa Herbert Napierstky's Liederkantate „Vom Bauernstand“ (Kallmeyer), die den Vorzug hat, sehr leicht ausführbar zu sein, oder Bruno Stürmers „Bauernweihespiel“ (Bärenreiter), das mehr für den Chor als für die Singschar geschrieben ist. Endlich die mehrfache Vertonung der Dichtung „Bauernkantate“ von Eberhard Wolfgang Möller. Mir sind Vertonungen von Hermann Unger (Tonger), Paul Wege (Tonger), Erich Lauer (Vieweg) und Hanns Mießner (Hochstein) bekannt; jede hat ihre Vorzüge.

Eine besondere Stellung nimmt Christian Lahusens Zyklus „Der Tag des Bauern“ (Bärenreiter) nach Dichtungen von Richard Billinger ein. Ein Dichter von dieser Stärke und Eigenwilligkeit, gepaart mit einem ebenso eigenwilligen Tonsetzer, das ergibt ein Werk, das nichts für ängstliche Gemüter ist, um das aber mutige Geister ruhig einmal ringen sollten.

Der Zahl nach größer sind die Kantaten, die um das Bauernleben und die Bauernarbeit kreisen. Die meisten sind leicht ausführbar, ich kann mich daher mit einer Aufzählung begnügen: Adolf Hoffmann, „Erntefest“ (Vieweg); Fritz Dietrich, „Kleine Erntemusik“ (Bärenreiter); Fritz Dietrich, „Malbaumreigen“ (Bärenreiter) über das Mal lied „Der Mai, der Mai, der lustige Mai“; Edgar Rabsch, „Die Kantate vom ländlichen Leben“ (Kallmeyer), absichtlich etwas altfränkisch nach den hübschen Liedern von J. A. P. Schulz; Hans Fischer, „Kleine bäuerliche Kantate“ (Vieweg), ebenfalls nach Liedern von J. A. P. Schulz; Karl Schüler, „Erntekantate“ (Vieweg); Franz Biebl, „Mutter Erde“ (Vieweg); Paul Hermann, „Herbstkantate“ (Voggenreiter). Etwas abseits steht Cesar Bresgens szenische Kantate „Die Bauernhochzeit“ (Bärenreiter), musikalisch stark wie alles von Bresgen, aber nicht leicht und nicht ohne weiteres ins Leben zu übertragen. Die wundervollen Naturkantaten Cesar Bresgens,

wie z. B. „Trattiro, der Sommer der ist do“ und „Frisk auf zum fröhlichen Jagen“ (Bärenreiter), müssen hier besonders nachdrücklich genannt werden.

Zum Besten in dieser Art gehören die drei „Nährstandskantaten“ von Wilhelm Twittenhoff, betitelt „Lob der Kartoffel“, „Lob des Brotes“ und „Lob des Apfels“ (Nagel). Bei sparsamsten Mitteln geben sie eine Musik, die sich gleich weit von Gefühlseligkeit wie von Kraftmeierei fernhält, rein und frisch wie Quellwasser. Eine „Apfelkantate“ nach denselben Worten von Hermann Claudius hat auch Fritz Werner (Wieweg) geschrieben.

In wie starkem Maße „Der Jahrespiegel“, eine Folge kleiner Monatsmusiken von Gerhard Maaß (Kallmeyer), mit dem Bauernleben verknüpft ist, lehren schon einige Titel: Fasenacht (Februar), Im Märzzen der Bauer (März), Vom Kuckuck auf dem Baume (April), Der Maie, der Maie (Mai), Viel Freuden mit sich bringet (Juli), Erntetanz (August), Nirgends hört man mehr den Schall (November). Auch diese Musik ist, in den einzelnen Stücken wie als Jahresring, unter die Kantaten zu rechnen.

Bauerngedichte und bäuerliche Texte sind in den letzten Jahren auch vielfach zu einzelnen Chorätzen gestaltet worden, die sich in ihrer Technik mehr an bewährte Chorvereinigungen als an Singchoren mit beschränkter stimmlicher Leistungsfähigkeit wenden. Hier und dort hält man diese Gestaltungsweise für „überwunden“, weil sie nicht ohne weiteres jedem singenden Kreise zugänglich ist. Ich glaube dagegen, das deutsche Bauerntum sollte es durchaus begrüßen, wenn auch anspruchsvollere Chorwerke sich wieder mit dem Bauernleben beschäftigen. Wie zu erwarten, handelt es sich hier meist um Männerchöre. Zu nennen sind aus dem Verlag Tonger: Stürmer/Suggenberger, „Bauernbegängnis“; Sendt/Billinger, „Wir Bauern“; Lang/Krupka, „Wir pflügen den Acker“; Siegl/Billinger, „Ein Brotlaib“; Siegl/Reubert, „Die Ernte ist geborgen“; Eckart/Kracht, „Wohlan mit Horn und Seigen“; Butz/Lutz, „Nun zieh ich die Furche“. Das wundervolle „Erntedanklied der Deutschen“ von Hermann Claudius („Erde, du bist das Korn und das Brot und die Traube“) hat neben seiner Vertonung durch Bruno Stürmer im Bauernliederbuch „Unser das Land“ noch mehrere Komponisten gefunden: Karl Folk und Kurt Liskmann, beide Chöre für Männerchor mit Kinder- und Frauenstimmen. Endlich sei noch Hermann Ungers Vertonung von Dehmels Erntelied „Es steht ein goldnes Garbenfeld“ erwähnt. - Bei Hochstein schrieb: Stürmer/Schmidt, „Aus Erdenkraft und Sonnenschein“ (ein Lied vom Reichsbauerntage 1935); Erdlen/Schüler, „Mein stolzes Bauernvolk“; Rinkens/Schröder, „Die Füße fest“; Feilke, „Einst diente der Bauer“; Feilke, „Wir Bauern plagen und mühen uns sehr“; Kranz/Ullmann, „Wir pflügen Erde und wir streuen Saat“. - In diesem Zusammenhange darf auch daran erinnert werden, daß Bruno Stürmer schon bei mehreren Reichsbauerntagen die Musik des Abends „Deutsches Bauerntum“ gestaltet hat.

Die musikalische Aufgabe des Volkstanzes

Neben Bauernlied und Bauernkantate müssen wir als drittes musikalisches Stoffgebiet des Bauerntums noch den Volkstanz kurz betrachten. Hier handelt es sich bisher

weniger um Neuschöpfung als um Wiederzugänglichmachung von altem Musikgut. Die echten bodenständigen alten Bauernkapellen sind nur noch in beschränkter Zahl in Deutschland vorhanden. Diese aber waren bisher fast die einzigen Hüter des echten Volkstanzmusikgutes. Da ist es nun erfreulich, daß von verschiedenen Seiten durch herausgeberische Tätigkeit der Versuch gemacht wird, echte Volkstanzweisen den vielen musizierenden Zeitgenossen wieder zugänglich zu machen.

Ich muß mich auch hier auf kurze Nennung des bisher Erarbeiteten beschränken. Als mustergültig sind zu nennen: Haiding/Nowy, „Tänze unserer Gemeinschaft“ (Kallmeyer), und Hannemann, „Deutsche Gemeinschaftstänze“ (Hanseatische Verlagsanstalt), beide mit ausgezeichneten Einführungen; besonders Hannemanns tief-ernster Aufruf zum entschlossenen Kampf gegen den artfremden „Tanz“ sei jedem Nachdenklichen empfohlen. Bei Nagel läßt Reinhold Heyden eine Heftreihe unter dem Namen „Volk musiziert“ erscheinen, die ein überraschend reiches Tanzgut bringt. Bis jetzt erschienen: Nordische Volksmärsche, Spielmusik aus Ostösterreich, Appenzeller Volkstänze, Lieder und Tänze aus Franken, Alte hessische Märsche, Tänze aus Niederbayern, Tänze und Märsche aus Pommern, Spielmusik aus Deutschmähren, Thüringer Volkstänze, Tänze aus der Lüneburger Heide, Sudetendeutsche Volksmusik, Tänze aus der Steiermark, Tänze und Märsche vom Niederrhein. Die im Bärenreiter-Verlag erschienenen Tanzhefte sind sehr unterschiedlichen Charakters; genannt seien wenigstens: Walther Hensel, „Volkstänze aus deutschen Gauen und Landschaften“ (zwei Hefte); Brenner/von Peinen, „Tanzen und Springen“, drei Tanzhefte für die deutsche Schule. - Es kann auch nur nützlich sein für eine wieder-erwachende deutsche Tanzkultur, wenn unsere Spielscharen die musikalisch kraftvollen deutschen Tänze vergangener Jahrhunderte wieder musizieren. Diesem Zweck dienen Veröffentlichungen wie die bei Kallmeyer erschienenen Tänze von Michael Praetorius von 1612 oder die Festmusik von J. K. F. Fischer von 1695, ferner beim Bärenreiter: Ernst Fritz Schmid, „Tänze des 16. Jahrhunderts“. Bei den Hanseaten hat Walter Kolneder unter dem Titel „Spülleit, spülts auf“ im Sinne der Arbeit von Karl Hannemann Tänze aus Ostösterreich erscheinen lassen.

Man sieht, es regt sich allerlei. Natürlich soll es nicht so sein, daß nun auf diesem Gebiete jegliche Neuschöpfung sozusagen von Amts wegen untersagt würde. Das wäre ebenso unsinnig, wie es z. B. auf dem Gebiete der Tracht wäre, wo wir ja auch im Gegenteil den Versuch machen, aus dem Geiste unserer Zeit heraus zwar Neues, aber Urrechtes und Bodenständiges zu entwickeln. Das wird bestimmt auch beim Volkstanz einmal kommen.

Vor allem gilt es sich von der Vorstellung frei zu machen, als ob es sich hier nur um Musik zweiter Klasse handle, die allenfalls Duldbung und vielleicht noch ein gewisses volkskundliches Interesse beanspruchen könne. Aus dem Volkstanz ist ein Großteil der edelsten Musik unserer großen Komponisten emporgestiegen, und niemand vermag zu sagen, ob nicht ein „Gesamtkunstwerk“, aus dem Geiste unserer Zeit geboren, einmal gerade aus dem volkstümlich Tänzerischen in Verbindung mit dem Musikalischen die stärksten Anregungen empfangen wird.

Wenn wir also von einem Einfluß des Bauerntums auf das „hohe“ Musikschaffen reden, so meinen wir nicht gerade, daß nun jemand die Stedinger oder die Bauernkriege oder was sonst in Opern oder Oratorien verwandeln müsse.

Bäuerliches im zeitgenössischen Musikstil

Drückt sich vielleicht über das bisher Betrachtete hinaus bäuerliches Wesen auch im Musikstil unserer Zeit aus? Da ich hier mit Notenbeispielen nicht arbeiten kann, greife ich auf den erwähnten Aufsatz „Was ist bäuerliche Tonkunst?“ zurück und bitte meine Leser aus der älteren Generation, einmal am Rundfunk die Sendung einer guten HJ.-Musikschau mit einer beliebigen Sendung sogenannter „Unterhaltungsmusik“ unbefangen zu vergleichen. Solche stimmungsmäßigen Unterschiede sind zwar sehr schwer in Worte zu fassen; folgendes aber dürfte auch der gar nicht „musikalisch Gebildete“ heraushören: in den guten Liedern der heutigen Jugend klingt ein anderer Ton als der war, den wir Älteren in unserer Jugend als angeblichen Volksliedton kennenlernten: es klingt heute herber, klarer, zurückhaltender trotz innerer Leidenschaft, weniger gefühlselig, oft genug ausgesprochen schroff und eckig (bitte nicht mit „zackig“ zu verwechseln!); es klingt eine Keuschheit des Ausdrucks durch, die vom schwülen Überschwang einer kaum vergangenen Zeit weit hinwegführt; zugleich eine innere Bereitschaft, die auch der völlig unpolitischen Musik dieser Art ihre kämpferische Spannung leiht. Gleichsam unsichtbar steht über dieser Musik das Wort Baumanns: „Und die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit“. Das prägt sich nicht nur in den Weisen selbst aus: auch in der Art der Mehrstimmigkeit, im Gebrauch und der Auswahl der Instrumente, ja selbst im Stimmklang der singenden Scharen finden wir diese seelische Haltung wieder. Sie herrscht keineswegs in allem, was heute geschaffen wird; mancher sehr beliebte Schlager von 1940 - und seien wir ruhig offen: auch manches oft gesungene Soldatenlied von 1940 - zeigt keine Spur von ihr.

Und was hat das mit Bauerntum zu tun? Ich meine, das liegt auf der Hand. Die Worte, mit denen ich eben sehr unvollkommen die Haltung einer großen Gruppe unserer zeitgenössischen Musik zu umschreiben suchte, passen unverändert auch auf die seelische Haltung wirklich bäuerlicher Menschen. Man mache selbst den Versuch! Das will nun keineswegs heißen, daß die Komponisten dieser Art sich bewußt vorgenommen hätten: ich will jetzt Musik bäuerlichen Stils schaffen. Sondern das sind unbewußte Vorgänge, deren Echtheit gerade in ihrem Unbewußten liegt. Und wenn mir jemand entgegenhielte: „Ja, so musiziert aber doch nicht nur unsere Landjugend, sondern ebensogut die Jugend unserer Großstädte“, so würde ich darauf erwidern: Gerade das beweist nochmals, daß es hier um keine hochmütige Vereinzelnung eines Standes geht, sondern daß eine ihrem Wesen nach bäuerliche Haltung die Gesamthaltung der gesunden Jugend von heute und der vorwärtsweisenden Musik von heute ist.

Der Bauernaufstand unter Martin Sterzinger

In der Zerrissenheit des Deutschen Reiches stellten sich während des Nordischen Krieges und des Spanischen Erbfolgestreites die Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und dessen Bruder Joseph Clemens von Köln auf die Seite Ludwigs XIV. von Frankreich. Nachdem der österreichische Feldherr Prinz Eugen von Savoyen den Krieg in Italien mit Erfolg aufgenommen hatte, setzten im Frühjahr 1702 die Feindseligsten auf deutschem Boden ein. Im Herbst besetzte der bayrische Kurfürst die freien Reichsstädte Ulm und Memmingen. Gleichzeitig überschritt eine französische Armee den Rhein, um die Verbindung mit den Bayern herzustellen. Die Vereinigung gelang aber erst im Mai des nächsten Jahres. Auf das Betreiben des französischen Feldherrn Villars wurde dann der ursprüngliche Plan, Wien anzugreifen, aufgegeben, um zunächst Tirol zu unterwerfen und mit dem von Italien heranziehenden Heer des Generals Vendôme die Verbindung aufzunehmen.

Während die Franzosen in Südwestdeutschland durch die Gegenoperationen Ludwigs von Baden und des kaiserlichen Generals Styrum aufgehalten wurden, überschritt der bayrische Kurfürst Max Emanuel mit seiner Streitmacht im Juni 1703 bei Wintershausen die Grenze und drang in Tirol ein. Die Verteidigungsmöglichkeiten des Landes waren gerade zu diesem Zeitpunkt denkbar ungünstig. Trotz der drohenden Gefahr standen nur wenige reguläre kaiserliche Truppen für die Verteidigung zur Verfügung, so daß die Tiroler fast ausschließlich auf ihre eigenen Kräfte bei der Abwehr des feindlichen Angriffes angewiesen waren. Aber auch deren voller Einsatz wurde durch die Zwistigkeiten zwischen den österreichischen Verwaltungsräten und Militärstellen einerseits und der Landbevölkerung andererseits stark gehemmt. Die vorherrschenden Mißstände und die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes ließen den Kurfürsten von Bayern annehmen, nur geringem Widerstand in den Tiroler Bergen zu begegnen. Er glaubte, „das Volk würde seinen Herrn leicht wechseln“. Um so überraschender mußte es ihm erscheinen, daß die Tiroler Bevölkerung dem Aufgebot überall willig und pünktlich Folge leistete.

Der Bauer stand auf im Lande

Die Widerstandskraft der Tiroler Bauern war aber während der ersten Angriffe durch das offensichtliche Mißtrauen gegen die österreichischen Offiziere und den Adel des Landes gelähmt. Hinzu kam der unglückliche Zufall, daß bei der bayrischen Belagerung von Kufstein ein Brand in der Festung ausbrach, der die fast kampflöse Abergabe des stärksten Tiroler Bollwerks nach zog. Dadurch gelang es dem Kurfürsten, ohne nennenswerte Opfer bis tief nach Tirol hinein vorzustößen und die Hauptstadt Innsbruck einzunehmen. Den letzten Widerstand glaubte er durch die Entsendung kleinerer Truppenabteilungen in die einzelnen Tiroler Täler brechen zu

können. Währenddessen richtete er sich in Innsbruck ein, um den Neuaufbau der Regierung für das Land vorzunehmen, das er schon fest in seinem Besitz wähnte. Seine erste Sorge galt der Beruhigung der Landesbewohner. Vornehmlich sicherte er den Bauern, wenn sie als seine getreuen Untertanen die Waffen niederlegen und in ihre Höfe und Dörfer zurückkehren würden, seinen Schutz und eine so milde und liebevolle Behandlung zu, „daß sie den Unterschied zwischen dem vorigen alten Traktament und seiner neuen Regierung gründlich verspüren sollten!“

Indem sich der Kurfürst voreilig den Titel „Gefürsteter Graf von Tirol“ anmaßte, rechnete er schon insgeheim mit den erhöhten Einkünften, die ihm aus dem Besitz des Landes erwachsen würden. Zu diesem Zweck legte er der Landschaft eine unmäßig hohe Kontribution auf, die zwangsläufig den größten Widerstand der Tiroler Bauern gegen die bayrisch-französischen Eroberungspläne auslösen mußte. Besonders stark wurde die bäuerliche Bevölkerung durch die Einquartierung und Verpflegung der fremden Truppenmassen belastet. Bald machte sich der Mangel an Lebensmitteln bemerkbar; die Preise stiegen ins Unermeßliche, und neben dem Hunger und der Not brachen verheerende Seuchen aus.

Als den Bauern die hohen Kontributionsforderungen bekannt wurden, brach zuerst in Südtirol der Aufstand aus. Die Gerichtsbezirke des Etsch- und Eisackviertels sowie die Bauern aus dem Burggrafenamte waren gemeinsam mit ihrem Landesadel zum äußersten Widerstand entschlossen. Bezeichnend für den Freiheitswillen des Landsturms war der Totschlag an dem Pfleger Georg Plankenstein. Als dieser am 26. Juni den Bozener Bauern auf die Frage „ob man sich wehren wollte“ die unbefonnene Antwort erteilte: „Was die großen Herren tun, müssen wir halt auch tun, auch kann es uns gleichgültig sein, ob wir dem Bayernfürsten oder dem Kaiser angehören“, wurde er als Landesverräter buchstäblich in Stücke zerrissen.

Am 27. Juni versammelten sich aus den umliegenden Tälern die Bauernscharen mit Heugabeln, Morgensternen, Reithauen und Axten bewaffnet in Meran. Gemeinsam mit den Scharf- und Scheibenschützen besetzten sie unter Führung von Johann Mirdinger am 1. Juli die Stadt Sterzinger. Am nächsten Morgen rückten die Bauern bis zur Brennerschanze vor, um die Bayern am weiteren Vordringen zu verhindern. Gleichzeitig wurde die Salerner-Klause und die Schanze im Sack von den inzwischen herbeigeekilten österreichischen Rekruten in Verteidigungszustand gesetzt. Währenddessen hatte sich auch der Behauptungswille für die alte Freiheit und das Recht in den vier hochgelegenen Gerichtsbezirken des Oberinntales: Laudeck, Laudeck, Pfunds und Raudersberg durchgesetzt.

Der Bauernführer Martin Sterzinger

Die Erhebung dieser Bauernschaften war das Werk des Landpflegers von Laudeck, Martin Andreas Sterzinger. Es wird über ihn berichtet, daß er zu dem

„guten, der Landmatrikel einverleibten Adel“ gehörte, und daß seine Vorfahren bereits 150 Jahre dem Kaiser und dem Vaterland treu gedient hätten. Der Ruf unbefcholtenener Rechtllichkeit hatte ihn schon lange talauf und talab beim Volke beliebt gemacht. Dazu verfügte er über bedeutende Kenntnisse, die ihm in Verbindung mit seinen überzeugungskräftigen Aufrufen die bereitwilligste Gefolgschaft der Landesbewohner sicherten.

Am 24. Juni kam Sterzinger nach Landeck, um mit den versammelten Gemeindevorständen die Verteidigungsmaßnahmen des Unterinntales festzulegen. Bevor aber ein fester Plan gefaßt werden konnte, wurde der Ort von etwa 300 französischen Dragonern und bayrischen Grenadieren besetzt. Während die Offiziere und Soldaten des Kurfürsten in den unteren Räumen des Gasthauses von Johann Linser ein Zechgelage veranstalteten, entwarfen die immer noch versammelten Gemeindevorsteher im gleichen Hause, also mitten unter den Augen der Feinde, den Plan zu deren Vernichtung. Danach sollte sich Landeck ruhig verhalten und den Feind in die Schluchten gegen Pruz hineinlassen, wo man ihn überfallen wollte. Die Bauern aus den oberen Gerichtsbezirken erhielten den Auftrag, die Pontlazerbrücke abzutragen und die beiden Talseiten zu besetzen. Nach dem Abmarsch der Feinde sollten sich dann auch die Landecker erheben und ihm den Rückzug aus der Schlucht versperren.

Der Landpfleger Sterzinger war schon vorher nach Laudeck zurückgekehrt, um den Aufstand vorzubereiten. Mit Unterstützung seiner Vettern Peter, Christian Joseph und Andreas richtete er an die Sturmmassen der Tiroler Bauern von Laudeck, Pfunds und Raudersberg das Aufgebot. In einer kraftvollen Rede an die Versammelten gedachte er des Mannesmutes und der Erfolge in den Tiroler Freiheitskämpfen der Vergangenheit. „Jetzt ist das Land wieder in Not; das Unterinntal verloren, Innsbruck in Feindesgewalt, der Bayer und Franzose bereits in Landeck . . . Lassen wir sie ziehen, so ist das ganze Land hinein und hinein verloren; denn Pässe und Schluchten, wie bei uns, so leicht zu verteidigen, gibt es keine mehr. Widerstehen aber wir, hemmen wir ihren Lauf, so wendet sich das Glück. Die Ober- und Unterländer bekommen Mut, und uns gebührt neuerdings das Verdienst, das Vaterland für den Kaiser gerettet und unsere unerschütterliche Treue bewiesen zu haben . . . Also auf Männer! Bewahrt euern alten Ruhm!“

Unverzüglich brachen die von der Rede begeisterten Bauernscharen auf. Nachdem Sterzinger die Pontlazerbrücke hatte abtragen lassen, legte er an den beiden Bergseiten gut gedeckte Verstecke für die Scharfschützen an. Gleichzeitig ließ er an dem steilen Hang des Fließerberges, oberhalb der Paßstraße, gewaltige Steinlager aufschichten. Die Schützen, die sich zu beiden Seiten der Schlucht im Gebüsch und hinter Steinen versteckt hatten, erhielten die Aufforderung, den Feind bis an die zerstörte Brücke vorrücken zu lassen. Sie sollten sich auf das verabredete Zeichen hin erheben und den Gegner mit einem Stein- und Kugelhagel überschütten. Trotz

der umfangreichen Vorbereitungen war die innere Geschlossenheit und Treue der Tiroler Bauern so groß, daß das Geheimnis dem Feind gegenüber streng gewahrt blieb.

Der Bauernsieg bei Landed

Unbewußt der drohenden Gefahr marschierten die Bayern und Franzosen am 1. Juli von Landed aus in die verhängnisvollen Schluchten nach Prutz zu. Tief in die fast überall steil aufragenden Berge einschneidend, windet sich der Talweg am linken Ufer des wilden Inns dahin. Beide Gebirgsseiten, mit Gebüsch und Wald bedeckt, lagen nirgends weiter als eine Schußweite auseinander. Bei regnerischer Witterung und dem Halbdunkel tief herabhängender Nebelschwaden hielt der Feind in unbegreiflicher Gedankenlosigkeit seinen Einzug in das Tal, ohne einen Vortrupp oder Kundschafter vorauszuschicken. Erst kurz vor der Innbrücke schöpfte der Führer Verdacht, weil auf der Straße frisch herabgerollte Steine und Baumsplitter herumlagen. Als er mit einem Fernglas die Berghänge absuchte, entdeckte er zu seiner Bestürzung überall zu beiden Seiten des Tales die lang dahingezogenen und gedeckten Brustwehren. Bevor er aber noch irgendeinen Entschluß fassen konnte, blitzte schon das verabredete Zeichen zum Aberfall auf. Die Berghänge wurden lebendig; ein wohlgezielter Kugelhagel riß die Reihen der überraschten Bayern und Franzosen auseinander. Schrecklich mischte sich mit dem lautschallenden und vom Echo zurückgeworfenen Siegestufen der Tiroler Bauern das dumpfe Rollen und krachende Aufschlagen der losgelassenen Steinslager. Die fast senkrecht herabstürzenden Felsmassen übten eine geradezu verheerende Wirkung aus. Eingeklemmt zwischen dem reißenden Inn auf der einen und dem steilen Berghang auf der anderen Seite, nach vorn durch die abgebrochene Brücke am Durchbruch gehemmt, blieb nur der Rückzug nach Landed als Ausweg vor der drohenden Vernichtung übrig. Denn für einen Gegenangriff bot die vorherrschende Lage nicht die geringste Möglichkeit. Bevor sich aber aus dem Wirrwarr der erschlagenen und verwundeten Menschen und Pferde die Flucht bewerkstelligen ließ, forderten die Kugeln der geübten und sicherschießenden Scharfschützen noch manches Opfer. „Es war ein Elend, die Straße mit toten Soldaten und Pferden besät zu sehen“, schrieb Sterzinger, der den Fliehenden nachgeeißt war, später an den Landeshauptmann.

Die restlose Vernichtung der Bayern und Franzosen wurde aber gerade erst durch ihre Flucht vollendet. Nach ihrem Abmarsch aus Landed hatten sich auch hier die Sturmmannschaften versammelt. Das Ausweichen der zurückflutenden Feinde nach Zams wurde durch das Abtragen der dortigen Brücke und die Errichtung einer Wegsperrre verhindert. Um auch den Weg nach Landed zu versperren, wurden die Innbrücke und Baumgärten unter Perfsuch von den Bauern besetzt. Rasperle Tsch mit einigen anderen verwegenen Bauern hielt die heransprengenden feindlichen Offiziere so lange auf, bis hinter ihm die Baumfalle fertiggestellt war. Be-

vor die Reiter ihre Pistolen ziehen konnten, schlug er ihrer mehrere mit der Keule vom Pferd und warf sie in den Inn. Vernichtend wütete unter den verwirrten und ratlos zusammengedrängten Gegnern das Büchsenfeuer der Bauern. Was übrig blieb, wurde mit den Axten vom Pferd geschlagen. Vergeblich war auch die in aller Eile durchgeführte Verschanzung des bayrischen Grenadierhauptmanns Graf Porzia, der sich mit einigen Soldaten in einen Jägerstall geflüchtet hatte. Er wurde ebenso wie seine Männer von den empörten Bauern erschlagen. Nur einigen zwanzig Dragonern gelang es, gemeinsam mit vier höheren Offizieren dem Gemekel zu entkommen und über die Landecker Brücke zu flüchten. Doch wurde auch diese Abteilung in dem Ort gestellt und gefangengenommen.

Das feindliche Heer der Franzosen und Bayern war restlos von den Tiroler Bauern vernichtet. Es gelang nicht einem Mann zu entkommen, um den Kurfürsten von dieser Niederlage in Kenntnis zu setzen. Die bäuerlichen Verluste beschränkten sich dagegen nur auf einen Toten und mehrere Verwundete. Bezeichnend für den Edelmut des Siegers war die Sorge und Pflege, die er den Verwundeten und Gefangenen angedeihen ließ; „denn nicht gegen den Menschen kämpfte der Tiroler, sondern gegen den Feind, der mit bewaffneter Hand sein Vaterland anfiel“.

Entmutigung und Rückzug des Gegners

Der Landpfleger Sterzinger faßte nach dem glänzenden Erfolg sofort den Plan, mit der etwa 4000 Köpfe zählenden Sturmmannschaft nach der Festung Ehrenberg zu ziehen, um sie gegen den neu heranrückenden Feind zu verteidigen. Vorher war er nach Telfs geeilt, um gemeinsam mit dem dortigen Landpfleger Reinhart die Bauern aus den Gerichtsbezirken Petersberg und Hörtenberg für den Anschluß zu bewegen. Dieses Ansuchen wurde aber von den Gemeinderäten mit den Worten abgelehnt: „Haben die Oberländer viel angefangen, sollen sie viel auskochen.“

Unbeeinflusst von dieser zurückhaltenden Vorsicht setzte Sterzinger mit den Oberländern dem Feind nach Ehrenberg nach. Hinter sich ließ er den Miemingerberg in Verteidigungszustand setzen, die Brücke von Magerbach beseitigen und bei Wens das rechte Innufer durch Scharfschützen sichern. In einem zwölfstündigen hartem Kampfe gelang es den Bauern, die auf dem Paß von Ehrenberg angelegte Schanze des Feindes zu erobern. Bevor sie jedoch in Ehrenberg einmarschieren konnten, erhielten sie die Kunde, daß diese wichtige Landesfestung bereits von den Bayern eingenommen war.

Der Kurfürst Max Emanuel erhielt erst fünf Tage nach dem Aberfall von Landeck Kenntnis von der Vernichtung seiner Heeresabteilung. Bei seinen weiteren Maßnahmen mußte er bald feststellen, daß der mutige Aufstand der Oberinntaler unter ihrem Führer Sterzinger den Widerstandswillen in Tirol erweckt hatte. Vergeblich versuchten seine Truppen in immer wieder neuen Angriffen, den Brenner zu erobern. Die Entmutigung nahm unter dem bayrischen Heer immer stärker zu.

Wo es sich in kleinen Abteilungen im Land zeigte, wurde es von den empörten Bauern angegriffen und aufgerieben. Die Verluste gingen schon in die Tausende. Der Widerstand auf dem Brenner war so stark geworden, daß die Bayern bis Stafflach zurückweichen mußten. Bei einem Gefecht, das hier am 17. Juli stattfand, wurden von ihnen 700 Mann vernichtet. Die letzte Hoffnung knüpfte der Kurfürst an die Ausgestaltung eines festen Waffenplatzes in der Stadt Hall. Aber auch hier mußte er feststellen, daß von den angeforderten zweitausend Schanzarbeitern kein Mann erschien.

Inzwischen waren alle Vorbereitungen zu dem Aufstand des gesamten Landes durchgeführt. Während der Kurfürst in Innsbruck eine neue Landesregierung zu bilden versuchte, entstand in Briren eine nationale Notregierung unter dem Landeshauptmann, der vom Kaiser alle Vollmachten erhalten hatte. Hier liefen alle Fäden für den gemeinsamen Aufstand zusammen. Durch die Waffenerfolge der Bauern im Unterinntale und am Brenner war das Selbstvertrauen der Tiroler Landesbevölkerung auf ihre eigene Kraft so gestärkt, daß überall in den einzelnen Gerichtsbezirken die Vorbereitungen für den Angriff aufgenommen wurden. Dem stärksten Widerstand begegneten die Bayern am Brenner. Innerhalb von 14 Tagen verloren sie hier 1500 ihrer besten Soldaten. Ein weiterer Angriff des Kurfürsten auf den Brenner wurde durch die Eroberung der Städte Ratenberg, Kropsberg und Hall von den Unterinntaler Bauern vereitelt. Auch im Oberinntal wurden die bayrischen Posten von den Bauern vertrieben, so daß die Sturm Massen nun freien Weg nach Innsbruck hatten. Der Kurfürst mußte zum Entsatz der Stadt zurückzucken. Unter großen Verlusten gelang es ihm, noch einige kleine Erfolge zu erzielen. Schließlich mußte er sich aber doch der Erkenntnis beugen, daß der Tiroler Landsturm nicht zu überwinden war. Wurden die Bauern auf einer Stelle zum Rückzug gezwungen, so schlossen sie sich gewöhnlich schon wieder hinter dem Rücken des Feindes zusammen, um ihn erneut anzugreifen.

In der Nacht zum 27. Juli 1703 faßte der Kurfürst den Entschluß zum allgemeinen Rückzug. Die Tiroler Bauern hatten dafür gesorgt, daß ihm aus dieser Kriegstat weder Ruhm noch Ehre, sondern nur großer Schaden erwachsen war. Zwischen drei- bis viertausend seiner besten Soldaten hatte der Kurfürst einbüßen müssen. Auch als er nach wenigen Tagen noch einen letzten Versuch zur Unterwerfung des Landes unternahm, wurden seine Soldaten wieder mit blutigen Köpfen von den ergrimmtten Tiroler Bauern abgewiesen. Damit waren die Eroberungspläne des Kurfürsten endgültig gescheitert. Der Freiheitswille der Gebirgsbauern hatte sich auch in diesem Kampfe wieder durchsetzen können, so daß Tirol den Österreichern erhalten blieb.

Der Halligbauer

Zwischen Sylt und Föhr im Norden und Eiderstedt im Süden liegen, vom grauen Wattenmeer umspült, die Halligen, kleine Felsen grünen Landes, die die Sturmfluten überdauerten. Sie haben keine Dünen wie die großen Brüder Sylt, Föhr, Amrum, auch keine Deiche wie die Marschinseln Nordstrand und Pellworm. In stürmischen Herbstten rollt die Brandung über sie hin, und aus der schäumenden Wasserwüste sehen nur noch die Häuser heraus, die einzeln oder zu mehreren vereint auf künstlichen Erdhügeln stehen, den sogenannten Warfen. Mitunter auch dringt die See in Wohnung und Stall ein, und Mensch und Tier müssen auf dem Boden Zuflucht suchen. In den meisten Hallighäusern tragen die Möbel Spuren eingebrochenen Wassers. Wenn die Mauern einstürzen, halten immer noch die tief in die Warf eingerammten Balken, die den Boden tragen. Aber die Chronisten wissen immer wieder von Springfluten zu berichten, die auch dies Gebälk, ja die Warfen und ganze Teile der Halligen wegrißen und Mensch und Vieh ertränkten.

Die See ist um den Halligbewohner jahraus, jahrein; sie erfüllt seine Erinnerungen und Gedanken, seine Sorgen und auch seine Freuden. Die See gab das Land, auf dem er wohnt, und sie zerstört es wieder. Sie gibt den Tod, aber auch die Ferne, das Wagnis, ein tüchtiges Mannesleben und guten Verdienst. Der Halligbauer kannte nicht die Bodenständigkeit und das ruhige Gleichmaß des Binnenlandbauern. Sein Leben ist ruheloser Selbstbehauptungskampf mit den Naturelementen. Der Landbesitz ist nur klein. So fuhr er die Jahrhunderte hindurch zwischen Frühjahr und Herbst zur See und überließ den Frauen die Bauernarbeit. Bekannt sind die Fahrten nach Grönland, wo, seit etwa 1600, auf holländischen, aber auch auf eigenen Schiffen die Wale gefagt wurden. Viele Männer, ganze Flotten kamen dabei ums Leben. Und als der Wal seltener wurde - um 1800 - und sich die Reisen nicht mehr lohnten, wurden die Halligleute wie auch die Bewohner der Nordfriesischen Inseln Handelschiffer auf holländischen, englischen, dänischen und Hamburger Schiffen und fuhren - jetzt oft jahrelang von zu Hause fort - nach Afrika, Amerika, Ostasien.

Die Nordfriesen sind immer wegen ihrer Seetüchtigkeit begehrteste Seeleute gewesen. Sie hatten eigene Seemannsschulen auf Föhr und Sylt. Viele Kapitäne sind aus ihnen hervorgegangen. Auf Inseln und Halligen zog Wohlhabenheit ein. Noch heute erzählen in Hallighäusern Delfter Rachein, Bilder von Schiffen, auf denen Vorkahren Kapitän waren, alte Uhren, schwerer Silberschmuck und Erinnerungsstücke mannigfacher Art, vergilbte Atlanten und messingne Fernrohre von jenen Fahrten, und in den Halligkirchen berichten Stiftungen von Errettung aus Seenot bei Kap Horn und von bestandenen Seeräuberüberfällen. Aber seitdem 1869 die eigenen Seemannsschulen durch Staatsverfügung geschlossen und durch eine umständlichere und kostspieligere staatliche Ausbildung in den Städten ersetzt wurden, seitdem zumal die Segelschiffe den Dampfschiffen und einem neuen Lebensstil weichen mußten, ging die Seefahrt zurück. Der Halligbewohner wurde Bauer. Er übernahm selber die Arbeit, die früher

weitgehend den Frauen und solchen Männern oblag, die für den Seedienst zu alt geworden waren.

Der Halligboden, jetzt alleinige oder zumindest Hauptnahrungsquelle, gewann an Wert und Beachtung. Gerade im 19., aber auch noch im 20. Jahrhundert hatten die Halligen großen Gebietsverlust. Schon die gewöhnlichen Fluten brachen jährlich einen mehrere Meter breiten Ufergürtel ab. Die Landfläche wurde kleiner und kleiner, die Zahl der Wohnungen verringerte sich. Man konnte ausrechnen, daß in etwa hundert Jahren die Halligwelt untergegangen sei. So begann man, durch Steinböschungen der Zerstörung entgegenzuwirken. Diese Arbeit fand seit der Machtübernahme die großzügigste Unterstützung des Staates. Heute hat, mit Ausnahme des winzigen unbewohnten Eilandes Norderoog, jede Hallig einen Steinschutz. Bühnen greifen ins Watt hinaus, und schon verbinden Dämme Langeneß und Oland, ferner Nordstrandischmoor mit dem Festland. In ihrem Schutz setzt sich Schlick ab, der spätere fruchtbare Marschboden. Die Halligen wachsen wieder und sind heute Vorposten und Stützpunkte der großen Neulandgewinnung.

Die Haupthalligen, wie Langeneß und Hooge, haben sogar einen Sommerdeich, der die höheren Fluten des Sommers und selbst die durchschnittlichen Herbstfluten abhält. Ja, der Hooger Deich ist so hoch, daß mit einem „Landunter“ kaum gerechnet wird. Seit 1933 gibt es deshalb auf Hooge an einigen Stellen Ackerbau. Der Pflug fürcht den fruchtbaren Boden. Gerste- und Hafersfelder wogen im Winde.

Das ist etwas völlig Neues für die Halligen, geradezu eine Umwälzung. Und genau genommen, hat Hooge aufgehört, noch Hallig zu sein. Ackerbau draußen im nordfriesischen Wattenmeer war bisher allein den Inseln vorbehalten. Auf den Halligen aber, wo dauernde Überflutungsgefahr herrscht, kann sich kein Ackerbau entwickeln. Der Halligbauer ist auf Viehzucht angewiesen: Rinder- und Schafzucht.

Oben auf der Warf, im Schutze des Hauses - denn immer weht der Wind -, werden in einem kleinen Garten Gemüse, Beerensträucher und Blumen gehalten. Am Gartenzaun wächst verkrüppelter Holunder. Als einzige Feldarbeit bleibt nur das Heuen. Der Boden ist fruchtbar und bedarf keiner künstlichen Düngung. Nur nach Überflutungen muß er unter Umständen von Muscheln gereinigt und muß vielleicht ein Abzugsgraben vertieft werden. Das Gras ist äußerst nahrhaft, aber kurz. Es wird deshalb nur mit dem Rechen bearbeitet und in Bettlaken oder großen Tüchern zusammengeknötet und auf Wagen oder Boot zur Warf geführt. Ein Pferd entleht man für die Heuernte vom Festland. Möglichst schnell wird das Heu in Sicherheit gebracht. Wer weiß, ob nicht am nächsten Tag schon eine höhere Flut die Wiesen überläuft und die Ernte davonträgt. Die Halligen vertiefen sich von den Ufern zur Mitte hin, einer flachen Mulde gleich. Erst die Schleusen vor den Prielen und Wasserrinnen, die vom Wattenmeer aus weit in die Hallig eindringen, und die Sommerdeiche verhindern solche kostspieligen Überraschungen.

Aber nur die größeren Halligen haben diesen Schutz. Infolge der ausbleibenden salzigen Überflutungen verändert sich auf diesen Halligen der Pflanzenwuchs. Die Bonnestave stirbt aus, diese immer wieder von Jakob Alberts und anderen Künstlern gemalte violette „Halligblume“. Sie braucht salzigen Boden und wird - holzig und saftlos - vom Vieh verschmäht. Statt ihrer wächst jetzt der weiße, saftige Klee. Das Gras wird länger und reichlicher, so daß die Mähmaschine die Sense ablöst. Obgleich die Landfläche kleiner ist als vor fünfzig oder hundert Jahren, hat der Viehbestand

zugenommen. Die „blühende Hallig“ gibt es jetzt aber nur noch einmal im Jahr: im Frühling. Im Mai legen die Grasnellen einen roten Schimmer über den grünen Teppich; noch ehe sie verblüht sind, tauchen zwischen ihnen die Köpfe des weißen Klees auf; das Weiß geht dann über in das leuchtende Gelb des Löwenzahns.

Rinder- und Schafzucht und im Sommer die Heuernte - so war es schon von allem Anfang her. Die Jahrhunderte haben kaum etwas an dieser Wirtschaftsweise geändert. Deshalb konnte sich hier noch altgermanisches Flurrecht bis in unsere Zeit hinein erhalten. Noch heute ist das Halligland Gemeinbesitz. In jedem Frühjahr kommen die Bewohner einer Warf zusammen und verteilen für das laufende Jahr nach einem altüberlieferten Verfahren die verschiedenen Anrechte auf Weideland und Meedeland.

Diese Beständigkeit der Aelterlieferung wäre bei Ackerbewirtschaftung nicht möglich gewesen. Denn der Acker gibt zurück, was der einzelne an Arbeit und fortschrittlichem Können in ihn hineinsät. Wie hat sich der Ackerbau allein in den letzten hundert Jahren durch Mergeln, Drainage, bessere Ackergeräte, künstliche Düngung und neuzeitlichen Fruchtwechsel entwickelt! Der Mensch will für seine Mehrarbeit auch ein Mehr an Erfolg haben und nicht den Tragen mit durchschleppen. Und so sehen wir, daß Hooge 1935 in Eigenbesitz aufgeteilt wurde.

Ein Dithmarscher Bauer wird auf einen Halligbauern leicht von oben herabblicken. Er ist gewohnt, ins Große zu planen und mit neuen Methoden immer höhere Erträge aus seinen Äckern herauszuwirtschaften. Die Arbeit auf einem Marschhof läuft im Sommer auf allen Touren. Ganz ohne Zweifel geht es auf einer Hallig gemächlicher zu. Aber man darf doch nicht verkennen, daß auch der Halligbauer einen ausgefüllten Tag hat. Er ist zum Beispiel sein eigener Handwerker. Nach der Schulentlassung fährt der Halligjunge gewöhnlich zum Festland hinüber, um hier zusätzlich ein Handwerk - meistens die Tischlerei - bis zur Gesellenprüfung zu erlernen. Die Hallig kann einen eigenen Handwerkerstand nicht ernähren. Der Halligbauer muß selber Haus und Boot instandhalten können. Er schustert und schmiedet selber. Wenn das Frühjahr da ist, breitet er den (auf allen Halligen strohlosen) Dunghaufen auf der Warf aus, damit die Sonne ihn trocknet. Die Schicht wird dann in kleine Stücke zerteilt, die er „Ditten“ nennt. Sie sind die einzige, seit Jahrhunderten bewährte Feuerung. Es folgt die Wollschur. Die Wolle wie auch eine Anzahl Lämmer und Jungvieh werden verkauft. Alle paar Tage muß die Milch zu Butter und Käse verarbeitet werden. Wöchentlich fährt ein Halligboot nach Wyk oder Husum hinüber, wo die Frauen gegen Butter und Käse Mehl, Tee (für den berühmten Teeunsch!) und andere Nahrungsmittel einhandeln, die die Hallig nicht erzeugt. Auch darf der Fischfang nicht vernachlässigt werden; er liefert billige und wichtige Nahrung: Krabben, Aale, Schollen.

Einen großen Teil dieser Arbeit übernehmen die Frauen. Sie haben ein schweres Leben. Fahren die Männer auch nicht mehr im Sommer nach Grönland, so zwingt die Kleinheit ihres Besitzes sie doch oft, sich nach einem Nebenerwerb umzusehen. Sie haben zum Beispiel einen Posten beim Wasserbauamt, fahren Sommergäste und Fracht oder arbeiten am Dammbau.

So sind, alles in allem, die Halligbauern zwar keine „Schrittmacher“ der Landwirtschaft - der Charakter des Bodens verhindert das. Eher stellen sie - und vielleicht mehr als anderswo in Deutschland - eine Art Urbauerntum dar, auf das noch

ein weitgehendes Maß wirtschaftlicher Autarkie zutrifft. Die Bedeutung des Halligbauern liegt ja auch gar nicht in seinem Bauerntum; sie liegt in völkisch menschlichen Werten, die in ihm besonders sichtbar werden.

Jäh hält der Halligbauer an seinem kleinen Stück umdrohter Erde fest. Die unaufhörlichen Naturkatastrophen, die völlige Unsicherheit der eigenen Existenz und der der Angehörigen, ein Leben in Sparsamkeit und Entbehrung, einsame, lange Winter, trostlose Nebel- und Regentage, grauer Himmel und ständiger Wind, bei Krankheiten kein Arzt zur Hand, bei Aberflutungen nicht einmal Trinkwasser - alles das hat nicht vermocht, ihn von der Hallig zu vertreiben. Ja, in der Fremde reichgewordene Halligkapitäne kamen zurück, um hier und nirgendwo anders ihren Lebensabend zu verbringen. Und wie am Lande, so haben sie an ihrer friesischen Sprache, an alten Sitten und Erinnerungen festgehalten. Noch heute besitzen sie ihre friesische Tracht. Freilich ist sie nur noch in seltenen Fällen Alltagskleidung, auch als Festtagskleidung ist sie am Aussterben. Dennoch ist das nordfriesische Inselgebiet die einzige Gegend Schleswig-Holsteins, wo alte Trachten noch bis in unsere Zeit hinein getragen werden. Auch an das altgermanische Flurrecht, das bis heute auf den Halligen gilt, sei noch einmal erinnert. Eine ungewöhnliche Selbstbehauptungskraft und Festigkeit des Wesens ist dem Halligmenschen eigen.

Diese Eigenschaften sind das Ergebnis jahrhundertelangen Ringens mit der See. Die See - und nicht das Land - hat den Halligbauern geprägt. Ihre Weite und die Notwendigkeit, jederzeit Lebensgefahren zu begegnen, hat ihn zur festumrissenen Persönlichkeit gemacht, die freien Raum um sich braucht. Die Abgeschlossenheit der Hallig treibt diese Veranlagung zum Einzelgängertum bis ins Geistige und Sinnierende vor. Viele Fertigkeiten und eigenwillige Liebhabereien werden im stillen gepflegt. Erwähnt sei nur Ludwig Andresen von Langeneß, der, Bauer unter Bauern, die Kulturspuren im heimatischen Watt erforschte und zu wissenschaftlichen Erkenntnissen vordrang, die mit alten, überholten Ansichten über die Entstehung der Halligen gründlich aufräumten. Großes Ansehen hat, wer eine tüchtige Mannestat vollbrachte. Man liebt das markant Persönliche, das individuell Tüchtige. Jedes Haus, jede Warf steht allein unter dem weiten Himmel, man kennt jeden Insassen mit Vornamen, man weiß, was er geleistet hat; hier wird niemand übersehen. Und am Horizont heben sich die Warfen anderer Halligen ab. Man kennt auch deren Bewohner. Bei Nachbarbesuchen oder an den Winterabenden unter der Petroleumlampe bleibt lebendig, was Bemerkenswertes auf Hallig und Schiff geschehen ist. Da fällt dann wohl der Name Hugo Hintichsen, der vorletzten Herbst mitten in der Nacht bei schwerstem Sturm und Nebel nach Wyt hinüberfuhr und den Arzt holte. Oder man erinnert sich der „olen Margret“, die im letzten Kriege Woche für Woche und bei jedem Wetter das Butter Schiff über das reißende Tief nach Föhr hinübersegelte. Und die Kinder sitzen dabei und nehmen sich heimlich vor, später auch einmal etwas von der Art aufweisen zu können.

Solche und andere Geschichten halten sich in steter Erinnerung der Halligleute. Die Ereignisse sagen hier einander nicht. Das Gedächtnis ist herrlich unverbraucht. So erzählte mir letzten Sommer Peter Hansen - ich traf ihn, wie er vor seinem Haus auf Nordehörn stand und übers abendliche Wasser guckte - von einem toten Walfisch, der bei ihm angetrieben war. Vorher müsse er schon anderswo gestrandet sein, meinte Peter Hansen, an verschiedenen Stellen; und jedesmal habe man sich

ein beträchtliches Stück herausgeschnitten. Ja, ein Jahr könnte er wohl so unterwegs gewesen sein. Aber die Hälfte war noch dran. Wie nun Sönke Hinrichsen von der Ketelwarf, mit beiden Beinen im Bauch des Walfisches, das Fleisch herauschlug und dann sein Frühstücksbrot aß, indes ihm von den Fingern der Tran heruntertropfte, wie sie das Fleisch kochten, mit einer Elmshorner Fettfabrik ein Ferngespräch hatten und die Aberreste draußen im Watt verguben - das wurde in allen Einzelheiten erzählt. Wann war denn das? Ich wunderte mich, daß Hans Jakobs, der „Koptain“, bei der Aberfahrt davon nicht schon gesprochen hatte. Und dann kam es heraus: es war 1912 gewesen! Aber er erzählte es in einer Frische, als sei es erst kürzlich geschehen.

Mit dem Worte ist der Halligmensch im allgemeinen nicht schnell zur Hand. Die Halligwelt macht schweigsam. Wenn er aber spricht, hat alles Sinn und Verstand. Ruhiges und klares Denken und entschlossenes, festes Zupacken sind die Eigenschaften, mit denen man den Tücken der See begegnet. Dem klaren Verstand gesellt sich eine wortelose, schicksaldurchwitterte, allerfüllte Frömmigkeit. Beides widerspricht einander nicht, wie denn auch neben dem Grundsatz des Hilf-dir-selbst ein echtes, hilf-bereites Mitgefühl mit denen besteht, die unverschuldet in Not geraten. Nach großen Flutzerstörungen werden sofort Schiffe mit frischem Wasser, Nahrung und Kleidungsstücken zu den Geschädigten gebracht.

Die See schließt ab und verbindet. Sie führt den Menschen in sich hinein, verinnerlicht ihn - und weitet den Blick. Während sonst Wortkargheit oft nichts anderes als Verlegenheit ist, tritt der Halligbauer dem Fremden in bescheidener und freundlicher Sicherheit gegenüber. Der Lehrer und auf größeren Halligen auch ein Pastor haben, wenn sie kluge, zurückhaltende Menschen sind, keinen Mangel an umsichtigen Gesprächen und an einer freien und herzlichen Gastlichkeit, die ihnen entgegengebracht wird.

Der Besitz des Halligbauern liegt wie eine eigene Burg im Meer und unter dem unendlichen, wolkendurchzogenen Himmel. Wohl nirgendwo anders in Deutschland findet man in solcher Dichte rassistige Herrenköpfe und vornehme Frauengesichter, wie unter diesen Kleinbauern der Hallig. In ihnen ist die Freiheit und Selbstverantwortung eingeschrieben, womit jeder einzelne dort dem Leben wie dem Tod gegenübersteht.

Die Geschichte der Nordfriesen ist arm an politischen Schöpfungen. Die Verteilung über ein zersplittertes Inselgebiet und der dauernde Kampf der einzelnen um die Existenz waren kein günstiger Boden für jene Instinkte und Fähigkeiten, die Staaten gründen. Sie wurden nur vorübergehend politisch, wenn ihre Freiheit bedroht war. Das war so bei Uwe Jens Lornsen und bei der Abstimmung nach dem Weltkrieg. Es gilt dies besonders auch für die Halligbewohner. Nicht von hier aus wurde das Reich neugestaltet. Die Halligen lagen weitab von der politischen Wetterzone, wo Entartung und fremder Machtwille die geschlossene Nation zur Lebensnotwendigkeit machten. Ihre Sorge gehört der See. Unverändert ebbt und flutet, brandet und brüllt sie durch die Jahrhunderte. Von der „Zivilisation“ unberührt (was man wegen des starken Fremdenzustroms von den Inseln nicht mehr in dem gleichen Maße sagen kann) haben die Halligbauern ihr angestammtes Wesen bewahrt. Sie sind ein Stück urwüchsigen, unverbrauchten Volkstums. Sie lassen sich nicht gerne zu etwas zwingen. Aber sie sind am rechten Platz, wenn es auf den einzelnen Mann ankommt, auf mutiges, selbstverantwortliches Handeln.

Bergbauern

Als sie vor beinahe tausend Jahren ins Waldland kamen, Sendboten von Fürsten, Städten und Klöstern, hatten sie nichts als ihre Manneskraft, zähen Lebenswillen und unbeirrbaren Mut, fanden sie nichts als wenig Erde, viel Holz und Gestein. In warmen Mulden, am sonnigen Hange und im windstillen Tale schlugen sie den Wald oder brannten ihn nieder, richteten sich aus den gefällten Stämmen Blockhütten auf, die sie mit der geschälten Rinde mächtiger Tannen deckten, und düngten mit der Holzasche ihr erstes Ackergeviert. Mit der Keuthau und dem eschenen Tremel wuchteten sie die Steinriegel aus dem Grunde, und wenn sie die Platten und Brocken, die ihren Kräften gehorchten, von einem Flecke herausgearbeitet hatten, den sie mit hundert Schritten umgingen, dann umringte diesen Platz ein übermannshoher steinerner Wall. So gingen sie der Wildnis zu Leibe, Tag für Tag, eroberten ein neues Stück Erde und schirmten das Gewonnene gegen Wild und Wasser und die gierig wuchernden Wurzeln des Waldes. Sie saßten die wilden Brunnen des Berganges in Gräben, leiteten das Wasser in Holzrinnen zum Troge, der vor Jahren noch als dicker Buchenstamm auf ihrem Felde stand, ließen es über trockene Grasflächen rieseln und zwangen es zum Bache, der es mitriß zum Flusse, zum Strom, zum Meer. Die Weiber halfen ihnen, und die Kinder, die herantwuchsen wie die Schößlinge am Waldrande, mußten ihre geringen Kräfte mit einspannen in das gemeinsame Werk. Immer war das Dickicht ihr Feind und die Lichtung ihre Aufgabe.

Jahrhundertlang bauten sie ihre Bergäcker, rodeten Waldstreifen aus und legten Wiesen und Hutweiden an, auf denen die Kinder, die Geißen, die Schafe grasen konnten. Das Raubwild vertrieben sie von ihren Hausungen, jagten es in die unergründlichen Wildnisse der Schluchten und Grate und rotteten es endlich völlig aus. Aber die Steine und das Gestrüpp konnten sie nicht vertilgen. Jahr für Jahr aderten sie neue Steine aus dem Grunde, Jahr für Jahr hieben sie kriechende Baumwurzeln ab, gruben sie junge Aorne und Tannen aus, sengten sie Buschwerk und Dornstauden weg. So blieben sie Keuter, auch als sie schon große Feldflächen, stattlich gezimmerte Höfe und fest gemauerte Ställe besaßen, denn hier oben im Waldgebirge gibt die Erde niemals Ruh.

Aber da nur eine spröde und dünne Erdhaut das Steingeripp der Erde überspannte, da der Fruchtterrag der steinreichen Furchen lärglich blieb, da oft genug die Winterfaat erfrore oder unter den tiefen Schneewehen erstickte, suchten sich spätere Nachfahren derer, die zur Landnahme in den Wald gezogen waren, einen anderen Erwerb, der sie sicherer und besser nährte.

Sie zerschnitten das Holz ihrer Wälder zu Brettern und Bohlen, drehten es zu Leuchtern, Tellern und Schüsseln, fügten und hobelten es zu Hausrat aller Art, banden es zu Fässern und Zubern, kloben es zu Dachschindeln, schnitzten es zu Rechen und

Sensenwarben und Kochlöffeln, verarbeiteten es zu Holzdraht, Garnspulen und Spielzeug und hundert anderen hölzernen Dingen, die ihnen die Leute in der Stadt und auf dem ebenen Lande abnahmen.

Sie gruben sich in die Berge ein und förderten zutage, was drunten verborgen lag: Gold und Eisen, Flußspat und Kies und den schwarzspeckigen Graphit.

Sie spannen den Flachs ihrer Acker zu Garn und webten aus Garn und Wolle die Tuche, die weit in der Welt draußen getragen wurden, wirkten Korbhaargaze und Zwillich und die Leinwand zu Wäsche und Bettzeug, und die Frauen und Mädchen klöppelten die zierlichsten Spitzen.

Sie sotten den mehlfein zerpochten Kiesstein, der das Gebirge als Felsenmauer durchzog, zusammen mit der Holzasche der geschwendeten Wälder zum goldroten Teig, aus dem sie das zerbrechliche Glas bliesen. An den Waldrändern bauten sie die Glashütten mit den gewaltigen durchbrochenen Schindeldächern auf, und um die glutgefüllten Rundenöfen herum standen die Männer, Burschen und Buben und formten die zähflüssige Masse zu Bechern, Schalen und Krügen, die in den alten starken Bauernfarben leuchteten, himmelblau oder rubinrot, goldbraun oder walddgrün, und kunstreiche Gesellen schliffen und ägten die Gläser mit Tierberant und Sprüchen, Blumen und Bäumen, mit dem Jäger, der den Hirsch verfolgt, oder dem Holzhauer, der von der Arbeit heimkehrt. Buntfarbige Perlen wurden zu Tausenden und Millionen geblasen, mit denen man im fernen Afrika die Sklaven kaufte.

Noch andere aber wanderten aus, in die Städte, in die gewerbereichen Gebiete oder übers Meer, und viele von denen, die daheim blieben, und von denen, die fortzogen, wurden wohlhabend, und manche vergaßen schon, daß ihre Voreltern bedürfnislose Keuter gewesen waren.

Da drehte sich das schwere Rad der Not über den Bergwald. Das Holzgewerbe ging zurück, und die Stollen und Schächte der Bergwerke stürzten ein. Riesige Webwerke in anderen Landschaften sorgten dafür, daß im Gebirge die Wirkstühle leer und still standen, bis sie eines Winters die Stube heizten. Und die Öfen der stolzen, großmächtigen Glashütten wurden nicht mehr in Brand gesetzt und nicht mehr gespeist. Ihre Dächer deckte der Sturm und der Herbstregen ab, ihre Gemäuer zerbröckelten, und nur die glatten, schillernden Glaschlacken im Schutte mahnen noch an die alte Herrlichkeit.

Aber die Berge und die Wälder sind stehengeblieben, wie sie vor tausend Jahren schon standen, als die ersten Bauern ins Land kamen, und in den Jahren der Not bewiesen die heutigen Bergbauern, daß sie vom gleichen Stamme sind wie ihre Urväter, die die ersten Acker gruben. Wieder sind sie auf die Frucht angewiesen, die sich die Erde abringen läßt, und statt des Schnigmessers, des Schützen und des Blasrohrs führen sie wieder die Keuthaue, den Steinschlegel und den Pflug. Sie finden nichts als wenig Erdreich, viel Holz und Gestein und besitzen wenig mehr als ihre Manneskraft, einen zähen Lebenswillen und unbeirrbaren Mut, aber damit beißen sie sich durch, wenn es auch zuweilen hart wird. Sie sind wieder zu dem Ursprunge zurückgekehrt und werden dem Ursprunge nahe bleiben, solange sie hier oben haufen.



Nereo Annoni:

Aus den Ähren entspringt das Leben

Walter Horn

Italiens Kunst bekennt sich zum Bauerntum

Zur Ausstellung „Die Getreideschlacht“ in Hannover

Die lombardische Stadt Cremona, das Herz einer fruchtbaren bäuerlichen Landschaft Norditaliens, hat für die faschistische Kulturentwicklung eine führende und richtungweisende Bedeutung gewonnen. Cremona war eine der ersten Hochburgen des Faschismus, von der aus Roberto Farinacci, der Mitkämpfer des Duce, mit Unterstützung des lombardischen Landvolks den innerpolitischen Totengräbern Italiens ein entschlossenes Veto entgegensetzte. Roberto Farinacci, Weltkriegssoldat und faschistischer Stoßtruppführer, als Offizier der jungen italienischen Großmacht im Abessinienfeldzug

schwer verwundet, wurde einer der ersten Vorkämpfer der kulturellen Erneuerung Italiens. Er erkannte frühzeitig die Gefahr, die Judentum, Freimaurerei, politisierender Klerus und andere überstaatliche Mächte für das italienische Volk bedeuteten. Auch in Italien hatte das Judentum bei dem Versuch, die Volkskraft zu zerstören, vor allem die kulturellen Schlüsselstellungen besetzt.

Die kulturelle Erneuerung Italiens

Einem Volk, das seit dem frühen Mittelalter gemeinsam und in stetem schöpferischem Austausch mit dem germanischen Norden der Welt unvergängliche Kulturleistungen geschenkt hat, wurde noch in den ersten Jahren der faschistischen Ära von getarnten Vorkämpfern des jüdischen Liberalismus erzählt, die entartete Kunst sei allein seinem Wesen gemäß. Farinacci kam als Kämpfer und Revolutionär frühzeitig zu der Überzeugung, daß das faschistische Regime, das „mit hinreißendem Schwung nicht nur nach der physischen, sondern vor allem auch nach der moralischen Wiedergesundung des italienischen Volkes strebt, keine Kunsterscheinungen dulden konnte, bei denen . . . an Stelle des Verstandes die Torheit und an Stelle der Kunst eine entstellende Verzerrung herrschte“. Die führenden Künstler des faschistischen Italiens bekannten sich nach dem Beispiel des Duce und seines tapferen Mitkämpfers Farinacci für eine klare Führung der italienischen Kunst, für eine Gemeinsamkeit von Volk und schöpferischer Leistung, wie sie im nationalsozialistischen Deutschland durch die revolutionäre kulturpolitische Planung des Führers verwirklicht worden ist.

Die junge italienische Kunst hat seit dem Weltkrieg die Nähe zum Volk gesucht und um eine Verwurzelung des Schöpferischen in der Gemeinschaft des tätigen Volkes in Stadt und Land gerungen. Das Kriegserlebnis gab auch dem geistigen Schaffen Italiens einen mächtigen Antrieb. Die Jahre der Not, die das von den Westmächten betrogene Italien durchzukämpfen hatte, bis es sich im Faschismus seine artgemäße Lebensform schuf, brachten der italienischen Kunst die Ideale des einfachen, bodenverbundenen Lebens nahe. Auf der großen Ausstellung „Italienische Kunst“ in Berlin im Jahre 1937 war diese volksverbundene Richtung der jungen italienischen Malerei, die der bäuerlichen Lebenswelt dient und liebevolle Naturbetrachtung mit einer daseinsfrohen Schilderung der harten Arbeit des Bauern und Siedlers verbindet, mit beachtenswerten Werken vertreten. Wir erinnern uns der lebensvollen Bilder aus dem Toskanischen Landleben, wie sie Giovanni F a t t o r i zeigte, oder an die wuchtigen Tierstudien Ferruccio Farrazzi, deren unbekümmerter Gestaltungsdrang in der belebten Form zugleich Fülle und Schönheit des Daseins ausdrückt. Zu dieser künstlerisch und gesinnungsmäßig geschlossenen Gruppe gehörten noch viele junge italienische Künstler, die bemüht waren, sich der großen schöpferischen Überlieferung der altitalienischen Kunst würdig zu erweisen.

Kunst im Dienst der politischen Erneuerung

Nicht nur der politische Befreiungskampf, sondern auch das kulturell-schöpferische Wollen hat die Völker der beiden Achsenmächte in einer gemeinsamen Zielsetzung zusammengeführt. Die Führung des deutschen wie des italienischen Volkes hat von der Kunst die tödliche Gefahr der intellektuellen Vereinsamung abgewendet und dem



Gianni Rodari:

Getreidefeld



Biagio Mercadante:

Die Getreideschwingerinnen

Künstler große Aufgaben im Dienst der Gemeinschaft erteilt. Von Farinacci stammt jener schöpferische Auftrag an die junge italienische Kunst, „die gegenwärtigen patriotischen und zivilen Werte zu preisen und der Nachwelt die höchsten und edelsten Phasen der Geschichte, an der wir jetzt schaffen, zu übermitteln“. Diese klare Zielsetzung hat die junge italienische Kunst bereitetgefunden. Die revolutionierende faschistische Kunsttheorie vom Dienst des schöpferischen Menschen an seinem Werk und seiner geschichtlich einmaligen Zeit wurde mit Recht begeistert aufgenommen und in die Tat umgesetzt. Um der jungen italienischen Kunst einen sichtbaren Ansporn zu geben und die schöpferische Leistung mit dem Impuls der großen Aufgabe zu erfüllen, hat Roberto Farinacci den Wettbewerb von Cremona, den „Premio Cremona“ geschaffen, für den alljährlich ein großes nationalpolitisch bedeutsames Thema gestellt wird.

Italiens soldatisches Bauerntum

Zum erstenmal hat die junge Kunst des faschistischen italienischen Volkes vor der deutschen Volksgemeinschaft ein Bekenntnis fanatischen Leistungswillens und unbeirr-



Antonio Rizzi:

Mähen

barer Glaubenskraft abgelegt. In Hannover wurde die Ausstellung des „Premio Cremona“, des jährlich wiederkehrenden großen Kunstwettbewerbes der faschistischen Kulturführung, eröffnet. Als Thema war den jungen Künstlern Italiens vom Duce Mussolini selbst das Erlebnis der „Getreideschlacht“ gestellt worden, der fanatische Kampf Italiens um seine Nahrungsfreiheit, der Aufstand des italienischen Bauern gegen die Aushungerungspläne der zum Tode verurteilten Plutokratienkaste. Das mit uns in der entscheidenden Wende der europäischen Geschichte verbündete italienische Volk, das im Herzen immer bäuerlich gesinnt war - braucht man seine unsterblichen Dichter von Virgil und Petrarca bis D'Annunzio als Zeugen aufzurufen? -, hat sich durch seine Künstler in dieser ausdrucksstarken Leistungsschau erneut zu bäuerlicher Gesinnung bekannt, im seelischen Gleichklang mit dem deutschen Volk.

Im Künstlerhaus in Hannover sind 69 Bilder des Wettbewerbs „Die Getreideschlacht“, darunter die Preisträger, in einer ungemein wirkungsvollen Schau zusammengestellt. Es sind Gemälde von monumentalen Ausmaßen zu Andachtsbildern unserer Zeit geformt, vor denen das Volk das Gefühl ernster Dankbarkeit und stiller Ehrfurcht für den restlosen Einsatz des Landvolks lernen soll.

Heinrich Schnepf

Ein Dorfbild

Buchfink sitzt mit roter Weste,
Weißer Schärpe, leder Geste
Auf dem krummen Apfelzweige
Dicht bei Brinkmanns Hühnersteige,
Sucht sich um, horcht auf und singt,
Daß es hell durchs Dörfchen dringt.

Kommt ein U-Boot-Held vorbei,
Hinkend, aber frisch und frei,
Der den Tommy's und Franzosen
Ausgelopft die prallen Hosen,
Trumpf geboten ihren Lüften
Mit dem Tod an Englands Küsten.
Er war mit bei Scapa Flow
Und mit Prien noch irgendwo ...
Unterm Birnbaum bleibt er stehn,
Um sich erst mal umzusehn,
Und zur Rechten und zur Linken
Freudig ein „Grüß Gott!“ zu winken.
Hei, wie strahlt das Heldenkreuz
Auf der Brust ihm, und wie freut's
Eine von den Spinnerinnen
In der hellen Stube drinnen.

Wieschen Brinkmann, die ich meine,
Hat die Augen nicht im Schreine;
Flüht heraus und lockt die Hühner,
Jauchzt der Buchfink immer kühner:
„Wieschen, Wieschen, sieh doch mal
Diesen hübschen Admiral!“

Wieschen wehrt ihn ganz erschrocken:
Würde sie denn Hühner locken,
Hätte sie ihn nicht gefeh'n
Draußen unterm Birnbaum steh'n!
Doch je mehr sie nun verlegen,
Wird der „Admiral“ vertwegen:
Geht stracks auf das Wieschen zu,
Streckt die Arme aus: „O du!“ ...

Da hört Wieschen auf zu locken,
Ist auch gar nicht mehr erschrocken,
Und sie hat nun mehr zu tun,
Als zu füttern Fink und Huhn:
Tapfere Helden muß man lieben,
Küssen, daß die Funken stieben!

~ ZUCHT UND SITTE ~

Krieg und Familie

Im deutschen Volke hat es durch die Jahrhunderte zwei höchste deutsche Tugenden gegeben: Soldatentum und Muttertum. Diesen höchsten deutschen Tugenden der Männer und Frauen unseres Volkes ist es zu danken, daß die deutsche Art über die Brücke der Generationen bis in unsere Gegenwart erhalten worden ist. Durch den Führer wissen wir erneut um die biologischen Zusammenhänge, die in der Systemzeit vergessen worden waren. Besonders im deutschen Bauerntum sind diese höchsten deutschen Tugenden von Generation zu Generation selbstverständliche Lebensgesetze gewesen. Erst in der Systemzeit gelang es, auch in der Wurzelhaftigkeit des deutschen Landvolkes diese Werte verblässen zu lassen. Durch eine zielbewußte Aufklärungs- und Erziehungsarbeit des Reichsbauernführers ist hier frühzeitig Wandel geschaffen worden. Die Partei hat die Aufklärungs- und Erziehungsarbeit auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik so glücklich in Gang gebracht, daß schon heute eine wesentliche Besserung in der biologischen Sicherstellung der deutschen Zukunft mit Stolz festgestellt werden kann. Dieser Erfolg, der den vereinten Kräften der sich damit befassenden Parteidienststellen nach der Weisung des Führers zu danken ist, muß besonders in Kriegszeiten verstärkt ausgebaut werden.

Im Kriege ist die kleinste Zelle des Volkes, die Familie, nicht nur die geschlossenste Möglichkeit des Widerstandes gegen feindliche Gedanken und Unterdrückungsversuche, sondern gleichzeitig die kraftpendende Quelle für das Schwert und die Sicherstellung des endgültigen Sieges. In klarer Voraussicht sind die Lebensbedingungen der deutschen Familie auch für den Krieg in einer Weise sichergestellt worden, wie sie in der Geschichte des Volkes noch nicht verzeichnet war. Die gleichmäßige Ordnung in der regelmäßigen Zuweisung ausreichender Deckung aller Lebensbedürfnisse hat neben der Klarheit der Stimmungsführung

zu einer unerschütterlichen Zuversicht an den endgültigen Sieg in den deutschen Familien geführt. In stolzer Selbstverständlichkeit tragen heute die deutschen Familien auch die Opfer, die bei dem Einsatz um die Sicherung und Freiheit der deutschen Zukunft von der Volksgemeinschaft getragen werden müssen.

Aus dem ewigen Quell deutschen Muttertums ist die deutsche Soldatenkraft emporgewachsen. Im Schutze dieses deutschen Soldatentums gedeiht in der Heimat wieder der ewig versüßende Quell neuen deutschen Muttertums. Diese Wechselbeziehung ist zu einer polaren Wirkung im Bewußtsein unserer deutschen Familien gekommen, aus der die Bereitschaft wächst, nicht nur dem Schwerte kraftvolle Träger zu geben, sondern dem deutschen Leben seine Dauer durch neue Kinder erbtüchtiger Eltern sicherzustellen.

Zur Aufklärungs- und Erziehungsarbeit im bevölkerungspolitischen Denken hat sich Partei und Staat des Reichsbundes der Kinderreichen bedient, dessen organisatorisches Hauptziel war, erbtüchtige deutsche Eltern zur Befahrung des Lebenswillens zu erziehen. Gleichzeitig hat der Reichsbund der Kinderreichen ein Ausleseverfahren entwickelt, nach dem es möglich ist, für die Aufzucht unseres Volkes jene erbtüchtigen deutschen Familien von den unerwünschten asozialen Großfamilien klar abzuheben.

Die gewaltigen Aufgaben, die der deutsche Sieg auf allen Lebensgebieten unseres Volkes mit sich bringen wird, brauchen Träger dieser Arbeit: deutsche Menschen. Reichsminister Darré hat im „Odal“ klar herausgestellt, wie notwendig es ist, daß das kommende deutsche Volk in Kindern aufwächst, die in Familien erzogen werden. Aus der Erkenntnis, daß wir noch viel stärker als bisher Familien denken, Familienbefahrung, Familienfreude und Familienglück wieder in jedem deutschen Menschen zur Befahrung bringen müssen, hat das Rassenpolitische Amt der Reichsleitung

der NSDAP. mit dem Reichsinnenministerium die vom Reichsbundesleiter Pg. Dr. Kaiser beantragte Erweiterung des Reichsbundes der Kinderreichen in einen Reichsbund Deutsche Familie zugestimmt. Die Ausrichtungsarbeit für deutsches Familiendenken soll auf breitester Grundlage gestellt werden. Zu den ordentlichen Mitgliedern des Reichsbundes Deutsche Familie, das sind diejenigen Familien, die mindestens vier erbtüchtige Kinder besitzen und das Ehrenbuch für die deutsche kinderreiche Familie erhalten haben oder erhalten werden, treten außerordentliche Mitglieder solcher Aufbau- und Jungfamilien, die weniger als vier Kinder haben, aber kinderreich werden wollen. Dazu können schon diejenigen erbtüchtigen deutschen Männer und Frauen treten, die sich den Auslesebedingungen, die ebenfalls zwischen dem Rassenpolitischen Amt der Reichsleitung der NSDAP., Reichsinnenministerium und R.D.F. abgestimmt sind, unterwerfen.

Deutschland muß wieder Kinderland werden, will es das jetzt im Stahlgewitter des Krieges vom Führer in den Grundlagen gegründete tausendjährige Reich mit deutschem Leben erfüllen. Nur wenn unser Volk die tiefe schlichte Einsicht sich bewahrt, daß ein tausendjähriges Reich nur einem wachsenden Volke gehört, dann werden auch in den jetzigen Stunden deutschen Lebens und Erlebens die heroischen Haltungen zur Lebensbefähigung die deutschen Wiegen füllen, von denen es abhängt, ob das gigantische Werk des Führers ewige Dauer haben wird oder nur einem kurzen Jahrhundert gehören dürfte. Der tiefe Glaube und die im Herzen wohnende Dankbarkeit unseres Volkes an den Führer und seinen Opfergang unserer Gemeinschaft gegenüber, wird den schönsten ewigen Dank der Nation blühen und wachsen lassen als den Garanten des ewigen Deutschen Reiches.

J a n n e s S c h m a l s u ß

Wladimir Cecotta

Bäuerin

**Gebräuntes Antlitz. Warmer Mund.
Reifer Körper: Urfesund.
Blondes Haar. Und himmelweit
Blauer Augen schönes Kleid.
Junges Herz, Gott zugekehrt.
Hüterin von Haus und Herd.
Sterne, Wolke, Wind und Licht,
Leben tief im Angesicht.
Starker Schoß, schicksalerfüllt,
Zeugt der Mutter Ebenbild.
Reicht es weiter an die Zeit:
Bauerntum in Ewigkeit.**

DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

Weltpolitik

Der Jahrestag des Krieges

Der 3. September 1940 sah in England anders aus, als jene Verbrecher, die an diesem Tage dem Deutschen Reich den Krieg erklärt hatten, es sich ausgemalt hatten und von denen der erste, der bibelsteife Kriegsheizer Chamberlain, bereits ausgebootet wurde. Der englische König mußte die Verteilung von Tapferkeitsmedaillen im Buckingham-Palace vornehmen, weil die deutschen Flieger wieder über London waren. Der Schlusssakt des großen Kampfes kommt immer näher.

Es handelt sich einmal um die Abschneidung der Außenverbindungen der britischen Inseln. Während England gehofft hatte, die Verbindungen über See so gründlich abzuschneiden zu können, daß in Deutschland Hungersnot ausbrechen würde, war in Wirklichkeit infolge der vorförmlichen Agrarpolitik des Nationalsozialismus die britische Blockade ohne die erhoffte Wirkung. Auf der anderen Seite sind die deutschen Gegenaktionen viel wirksamer geworden. Die höchste Versetzungsziffer des Jahres 1917 zur Zeit des „uneingeschränkten U-Bootkrieges“ erreichte 840 000 BRT. Diese höchste Monatsziffer des Weltkrieges konnte im Juli 1940 bereits um 38 000 BRT. überschritten werden. Insgesamt hat England (der ihm dienstbare neutrale Schiffsraum inbegriffen) seit Kriegsbeginn 5 000 000 BRT. verloren, 1,5 Millionen sind beschädigt worden - da die gesamte Handelsflotte des Britischen Reiches nicht mehr als 21 000 000 BRT. beträgt, so stellt der überwiegend englische Ausfall eine außerordentlich starke Schwächung dar. Im Weltkrieg stand der Handel des ganzen übrigen nichtdeutschen Europa England offen - heute ist es vom

Festland völlig verdrängt, eine abgeschnittene Insel, deren Verbindungen so gut wie abgerissen sind.

Die totale Blockade

Am 17. August hat nunmehr die Reichsregierung die totale Blockade der britischen Inseln als Gegenaktion gegen die englische Hungerblockade verkündet. Das Deutsche Reich handelt damit im Interesse von ganz Europa, denn seitdem man in London eingesehen hat, daß Deutschland nicht auszuhungern ist, versucht man nunmehr, den Hungerkrieg auch auf andere europäische Staaten wie Norwegen, Dänemark, die Niederlande, Belgien und Frankreich, auf Schweden, Spanien und Portugal auszu dehnen, so trägt sich mit dem anmaßenden



Blockade ... und Gegenblockade
„La Stampa“ (Turin)

Gedanken einer „Fernblockade Europas“. So ist jetzt um ganz England ein Sperrgebiet gelegt, und nachdem schon bisher einige Länder wie die Vereinigten Staaten von Amerika und Argentinien die Meere um England als Kampfgebiet erklärt und den Schiffen, Flugzeugen und Bürgern ihrer Staaten verboten hatten, sich in diese Gefahrenzone zu begeben, hat nunmehr die Reichsregierung allen neutralen Staaten mitgeteilt, daß das gesamte

Gebiet um England mit Minen verseucht ist, daß die deutschen Flugzeuge jedes Schiff, das dort angetroffen wird, angreifen und die Reichsregierung in Zukunft ohne Ausnahme die Verantwortung für alle Schäden ablehnt, die Schiffen oder Personen in diesem Gebiet zustoßen. Parallel damit hat Italien die Küstengewässer der britischen Kolonien, Protektorate und Länder unter britischem Mandat sowie die Küstengewässer Ägyptens zur ständigen Operationszone erklärt und die neutralen Regierungen aufgefordert, ihre Schiffe diese Gebiete meiden zu lassen.

Bis zur klaren Entscheidung

Bei der Eröffnung des Winterhilfswerks für das 2. Kriegsjahr wies der Führer darauf hin, daß nunmehr das Deutsche Reich die letzte, entscheidende Auseinandersetzung mit England erzwingen werde: „Ich habe dem englischen Volk so oft die Hand zur Verständigung gereicht. Sie wissen es selbst; es war mein außenpolitisches Programm. Ich habe es neulich zum allerletzten Male gesagt. Ich ziehe es jetzt vor zu kämpfen, bis endlich eine ganz klare Entscheidung herbeigeführt ist.“

Dieses Wort des Führers ist der Schlußstrich unter einer sehr langen Entwicklung der deutschen Politik, unter ein Suchen und Tasten, das eigentlich seit 1870 durch die Geschichte der deutschen Außenpolitik geht und das man ein wenig oberflächlich gelegentlich auf die Formel: „Mit England oder mit Rußland“ gebracht hat. In Wirklichkeit handelt es sich darum, ob es möglich sein werde, den Aufstieg des deutschen Volkes neben dem Britischen Reich und unter dessen freundlicher Förderung durchzusehen, oder ob England entschlossen war, sich jedem deutschen Aufstieg in den Weg zu stellen. Bismarcks Politik hat hierbei den Ausgleich gesucht, ging aber von dem Grundgedanken aus, daß uns Rußland nicht im Wege steht, während man erst klären mußte, ob uns England im Wege stehen werde. Er pflegte darum die Freundschaft mit Rußland und ließ es an Versuchen nicht fehlen, mit England soweit „hinzukommen“, wie es überhaupt möglich schien. Kaiser Wilhelm II. optierte für Eng-

land, ohne daß England für ihn optiert hätte, beging den unverzeihlichen Fehler, den Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht zu erneuern, den schlimmsten Fehler seiner ganzen Außenpolitik, gewann dennoch England nicht, sondern mußte erleben, daß die britische Politik ihn einkreiste, sich mit Wonne der deutsch-russischen Spannung bemächtigte, und am Ende einer über hundertjährigen Freundschaft konnte das Unheil eintreten, daß für die Londoner Börsenhaisfische die grünen Regimenter des russischen Volkes gegen Deutschland in Marsch gesetzt wurden.

Der Weltkrieg brachte dann mit dem Wegfall der deutschen Seemacht und Kolonialmacht die Ausschaltung der beiden stärksten Reibungsflächen zwischen dem Deutschen Reich und England. Es mußte sich nun zeigen, ob jetzt England jedenfalls dem deutschen Volke seine natürliche Stellung auf dem Kontinent Europas zu entwickeln vergönnen würde.

Gerade von nationalsozialistischer Seite sind die stärksten Versuche auf eine Verständigung mit England jahrelang gemacht worden. Die große Verschiedenheit der in Deutschland und Rußland herrschenden politischen Anschauungen ließ eine Annäherung dieser beiden Mächte, so natürlich sie realpolitisch war, außerordentlich erschwert erscheinen. England benutzte wieder nur diese vorhandenen Spannungen, um Deutschland, während es seine Verständigungsbereitschaft entgegennahm, in Wirklichkeit einzukreisen und aufs neue zu Fall zu bringen. Die britische Politik bewies, daß sie uns auch auf dem Kontinent Europas nicht Luft und Licht gönnte. Da schlug der deutsch-russische Konsultativ- und Nichtangriffspakt, die große Wiedergutmachung jener unglückseligen Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages durch Wilhelm II., England die Möglichkeit der „großen Einkreisung“ wie im Weltkrieg aus der Hand. Es blieb die „kleine Einkreisung“ durch Polen und Frankreich, durch Einbeziehung Norwegens, der Niederlande und Belgiens. Diese wurde auch zerschmettert - die Stunde wäre dagewesen, da England hätte Frieden machen müssen.

Es machte ihn nicht und wird ihn nicht machen. Warum nicht? Aus dem rasenden, hochmütigen Haß des Engländeriums gegen uns.

Der englische Haß

Im Jahre 1925 schrieb der Dichter Rudolf Straß aus eigenen Erlebnissen einer langen Reise in der Welt folgende Eindrücke in „Del-hagen und Klafings Monatsheften“: „Vor dem Spielpalast in Monte Carlo. Ein Gibson-girl zu einer britischen Miß: ‚Wer ist die Lady dort?‘ - ‚Das ist keine Dame! Das ist eine Deutsche.‘“

„Auf einem Dampfer im Roten Meer . . . ein anglo-indischer Gentleman nachdenklich: ‚Richtig wäre es, die deutsche Flotte zu versenken.‘ Darauf ich: ‚Glauben Sie nicht, daß wir einen guten Teil der britischen Schiffe mit uns nehmen würden, und dann Amerika stärker ist als Großbritannien?‘ Er freundlich: ‚Well, wenn das nicht wäre, hätten wir euch schon lange untergetunkt.‘“

„Der Britte verachtet im Grunde seines Herzens alle anderen Nationen, aber die deutsche begann er mit dem Grimm einer Bulldogge zu haßen. Er zeigt es dem Deutschen - nicht dem, der mit dem Baedeker in der Hand in die Kirchen und Museen stürmte, sondern dem, der die Augen offen hatte -, er zeigte es ihm auf Schritt und Tritt. In Biarritz, dem Pyrenäenseebad, führen ganz schmale Gassen des Städtchens hinab zum haushohen Donner der Brandung des Atlantischen Ozeans. Ein mächtiger, breitschultriger Engländer kam mir entgegen. Er hatte sich vorgenommen, unter keinen Umständen vor einem Deutschen auf den Fahrdramm zu weichen. Ich umgekehrt auch nicht. Wir blieben voreinander stehen. Wir sahen uns an. Wir machten stillschweigend halb rechts und halb links und schoben uns langsam aneinander vorbei. Es geschah nichts, aber es war dicke Luft. -“

In Wirklichkeit waren wir für das Engländerium immer zuviel auf der Welt.

Jetzt ist der tödliche Haß gegen uns offen ausgebrochen. Der Erzbischof von Canterbury an der Spitze, fordert das britische Volk die Vernichtung der Deutschen. „Daily Mail“ schrieb im März 1940: „Stecken wir alle



Soz der Invasjon: Churchill: „Im Vertrauen, Moses, wie ist es dir nur gelungen, trockenem Fußes durch das Rote Meer zu kommen?“

Apolloni in „Il Travaio delle Idee“

Deutschen in ein Lager und geben wir Ihnen Polen als Wächter. Ich wette, niemand käme mit dem Leben davon. Diese Methode würde es uns ermöglichen, unsere Jungen für eine andere militärische Verwendung freizubekommen.“ „News Chronicle“ schrieb: „Ganz offen gesagt, ich bin dafür, jedes in Deutschland lebende Wesen auszurotten. Mann, Frau, Kind, Vogel und Insekt. Ich würde keinen Grassalm wachsen lassen. Deutschland müßte düsterer werden als die Sahara.“ Das tal-mudische Pfaffentum Englands, Träger einer die menschliche Vernunft entwürdigenden Seelenverjudung, brüllt am lautesten. Der Vikar von Leicester, Whipp, schreibt in seinem Kirchenblatt zur Erbauung: „Lösch die Teufel aus! Alle totschlagen! Es darf kein englischer Flieger zurückkommen mit der Meldung, er habe kein militärisches Ziel gefunden. Die ganze Wissenschaft ist aufzubieten, damit sie neue und schrecklichere Explosivstoffe erfinden. Wenn ich könnte, würde ich Deutschland von der Erdkarte vertilgen. Die Deutschen sind eine böse Rasse, seit Jahrhunderten das Unglück Europas. Kein Frieden darum, bis alle, die an Hitler glauben, zur Hölle geschickt sind.“

Das ist derselbe Geist, wie er schon im Weltkrieg von den Kapitänen und Mannschaften des „Baralong“ und „King Stephen“ bewiesen wurde, der Geist eines kalten Ver-

nichtungswillens, der solche Worte nicht nur daheredet, sondern wirklich grimmig ernst meint. So wurden die Luftangriffe auf deutsche Städte gesteigert und neuerdings Nacht für Nacht Berlin angegriffen, Dachhöfe, Arbeiterwohnungen, Krankenhäuser, Kirchen, Gärtnereien, Bauernhöfe angefallen.

Besonders verkommen ist die neueste Methode, im Dunkel der Nacht Zündplättchen abzuwerfen, die sich im Sonnenschein entzünden und die Ernte in Brand stecken sollen. Wie weit von jedem bäuerlichen und germanischen Empfinden ist das Engländerum bereits entfernt, daß es sich der Erntebrennstiftung als Kriegsmittel bedient - wie hundertmal moralisch höher standen die Menschen des Mittelalters, die den pflügenden Bauern von jeder Fehde ausnahmen, selbst die nomadischen Krieger des Kalifen Omar, denen ausdrücklich verboten war, Palmbäume umzuschlagen und die Ernte zu schädigen. Wie tief steht der feige Stotterkönig von England selbst unter einem Attila, dessen Hunnen trotz aller Greuelthaten jedenfalls niemals die Felder angesteckt haben. Dieses feige Kriegsmittel, das tief der menschlichen Ehrfurcht vor dem lieben Brot widerspricht, ist Englands eigenste Erfindung.

Auf diese nächtlichen Angriffe nun hat die deutsche Luftwaffe unter dem Reichsmarschall Hermann Göring zum Gegenschlag auf die militärischen Ziele Londons eingesetzt. Die riesige Weltstadt wird bombardiert, steht in schwarzen Qualmwolken. Aber von innerer Umkehr ist keine Spur. Die Angriffe auf Berlin und auf die deutschen Städte sind dennoch gesteigert worden - obwohl sie bis zu 10 Stunden in ihren Luftschutzkellern hocken, heulen diese Satane nach neuen Vernichtungsaktionen gegen das deutsche Hinterland. Ein wahrhaft apokalyptischer Haß gegen unser Volk ist da aufgebrochen, ein Krampf des Vernichtungswillens, der solange unter kühlen äußeren Formen verdeckt war. England will unseren Tod - im Qualm des brennenden London ist es ein Vernichtungskampf der beiden germanischen Völker gegeneinander geworden, wie ihn nur die Völkerwanderungszeit in ähnlicher Form gekannt hat - weil England seine Seele dem Juden verschrieben hat.

Die Auflösung des Empire

Um 50 Zerstörer zu bekommen, die zu jener Klasse von 100 Zerstörern gehören, die USA nach dem Waffenstillstand von 1918 fertiggestellt, dann aber nie gebraucht hat, verpackete England Flottenstützpunkte auf Neufundland, den Bermuda-Inseln, den Bahama-Inseln, Jamaica, Santa Lucia, Trinidad, Antigua und Britisch-Guayana. Damit ist die ganze Sperrkette von Flottenstützpunkten, durch die England den amerikanischen Kontinent jederzeit von der Welt abriegeln konnte, in die Hand von USA übergegangen. Die Aufrechnung dieser Gebiete gegen die britischen Kriegsschulden an USA hatte Senator Reed in USA schon 1923 gefordert; in der amerikanischen Öffentlichkeit ist diese Forderung dann häufiger erhoben worden. England hofft mit diesen Zerstörern seine Geleitzüge besser schützen zu können und vertritt die Auffassung, daß trotz ihrer geringen Geschwindigkeit von durchschnittlich 30 Seemeilen die Zerstörer bei der Geleitung der ja auch ziemlich langsam fahrenden Geleitzüge gute Dienste leisten würden.

Mögen sie es immerhin - schwerer wiegt der ungeheure Prestigeverlust Englands - und wer weiß, wie lange die britische Insel noch Geleitzüge brauchen wird. Der Führer sagte im Sportpalast: „Und wenn man in England heute sehr neugierig ist und fragt: ‚Ja, warum kommt er dann nicht?‘ - beruhigt euch, er kommt.“

Der Schiedspruch im Südosten

Der Schiedspruch von Wien vom 30. August 1940, durch den im Schloß Belvedere die neue Grenzziehung in Siebenbürgen getroffen worden ist, hat nicht geringe Schwierigkeiten gemacht. Die Mischung der Volkselemente in Siebenbürgen ist sehr stark. Rumänisches Bauerntum ist in allen Landschaften Siebenbürgens vertreten, das Ungarntum siedelt nicht etwa nur an der Grenze, sondern gerade mit seiner stärksten bäuerlichen Gruppe, den Székeln, weit im Nordosten vorgeschoben. Dazwischen liegen die drei Siedlungsgebiete der Siebenbürger Sachsen, im Nöszergau um Bistritz, um Hermannstadt und um Kronstadt.

Geschichtliche, wirtschaftliche und ethnographische Gesichtspunkte überschritten sich. Bedeutend vom Standpunkt einer von den Werten des Bauertums ausgehenden Betrachtung ist, daß in der Tat der große reinbäuerliche Kern der Székler, den man gar nicht umfiedeln konnte, mit einer Veranlassung dafür gewesen zu sein scheint, der Grenze diese eigenartige Keilform zu geben, durch die jedenfalls diese größte magyarische Gruppe aus der rumänischen Herrschaft herauskam. Allerdings sind kleinere rumänische Bauernbezirke an Ungarn gekommen. Beide Staaten, insonderheit Ungarn, haben sehr eingehende Garantien für gute Behandlung der Minderheiten übernehmen müssen; von den Siebenbürger Sachsen ist das Deutschtum des Nöfner Gauces und Klauenburgs unter ungarische Herrschaft gekommen.

In Rumänien ist nach dem Schiedspruch ein Umsturz erfolgt, der endlich einmal mit der Judenwirtschaft des Königs Carol ein Ende macht. Der König wurde gezwungen, zum zweiten Mal auf den Thron zu verzichten, eine neue Regierung unter General Antonescu, der der Eisernen Garde sehr nahe steht, ist gebildet worden und beginnt die innere Neuausrichtung Rumäniens. Einschneidende Gesetze gegen das Judentum sind bereits erlassen, und es wird zu hoffen sein, daß es nunmehr dem rumänischen Volke gelingt, wirklich zu einer inneren Neugeburt zu kommen. Der Ausgangspunkt für eine gesunde Entwicklung ist da, die Grenzen sind neu geordnet, der jetzige Bestand Rumäniens, der über die Grenzen des Rumäniens vor dem Weltkrieg erheblich hinausgreift und mindestens den größten Teil des rumänischen Volkesiedlungsgebietes umfaßt, wird von den Achsenmächten garantiert. Von 295 000 qkm mit 20 000 000 Menschen, die Rumänien hatte, sind ihm 50 000 durch die Wegnahme Bessarabiens, 10 000 durch die Abtretung der nördlichen Bukowina, 45 000 durch den Wiener Schiedspruch abgenommen, die Abtretung der südlichen Dobrudscha kostete ihm noch einmal 10 000 qkm, so daß Rumänien immer noch 180 000 qkm bleiben, ausreichend für

die Entwicklung des rumänischen Volkes, wenn es gelingt, das parasitäre Judentum auszuschalten. Rumänien hat große Opfer gebracht, gerade die völkischen Kreise Rumäniens haben aus großen Gesichtspunkten der Zusammenarbeit mit der Achse auch äußerlich bittere Verluste auf sich genommen. Die prächtigen Männer der Eisernen Garde, wirkliche Märtyrer für die Zukunft ihres Volkes und ein jüdenfreies Europa, verdienen jede Sympathie, so daß das neugeschaffene Rumänien jedenfalls auf weitgehende Förderung seitens des Deutschen Reiches rechnen kann.

Enderung der bulgarischen Landnot

Das bulgarische Volk hat wirklich unverdient viel Unglück gehabt. Im ersten Balkankrieg 1912 bis 1913 trug es die Hauptlast der Kämpfe gegen die Türkei; die Schlachten von Kirk Kilisse und Lüle Burgas, die Entscheidungsschlachten jenes Kampfes, wurden von den Bulgaren gewonnen. Dann aber geriet Bulgarien in einen Kampf mit seinen Bundesgenossen Serbien und Griechenland. In der Stunde der bittersten Not Bulgariens rückten auf einmal die Rumänen in die südliche Dobrudscha ein und besetzten sie bis zur Linie Baltisch-Tutrakan, angeblich, um einen Ausgleich für bulgarische Gebietsgewinne zu haben. - Die armen Bulgaren - sie machten gar keine Gebietsgewinne, sondern sie mußten die schönen Tabakdistrikte von Kawala, Seres und Drama, Doiran und jeden Ausgang zur Ägäis an Griechenland, Monastir und Pristina an Serbien, Adrianopel an die Türkei abtreten - dennoch behielt Rumänien die Dobrudscha, die reichste Provinz Bulgariens. Im Weltkrieg eroberten die Bulgaren dieses Gebiet zurück, aber im Frieden zu Neuwillig mußten sie es wieder an Rumänien abtreten. Rumänien hatte viele Gründe für seine anderen Erwerbungen - aber nur verzweifelt wenig für die Wegnahme dieser Landschaft, wodurch die Bauernnot Bulgariens ohne Grund und Ursache für die Rumänen, die an Bodenknappheit nicht leiden, aufs äußerste gesteigert wurde. Die Dobrudscha hat noch ziemlich viel freies Land, ist fruchtbar und wirklich ganz überwiegend von bulgarischen Bauern be-

siedelt. Ihre Absperrung und Schaffung künstlicher Rumänensiedlungen verlegte dem bulgarischen Volke einen Ausweg aus seiner Landnot, ohne eigentlich dem Rumänentum viel zu nützen.

Die bulgarische Landnot, deren Bild Landwirtschaftsminister Bagrianoff kürzlich in der bulgarischen Kammer zeichnete, ist eine echte Volksnot. Ein ausnehmend tüchtiges Bauernvolk, das mit rührender Liebe an seiner Scholle hängt, hat einfach zuwenig Land. Bulgarien hat heute 120 000 Höfe mit weniger als 1 ha, weitere 120 000 Höfe mit 1 bis 2 ha, 117 000 Höfe mit 2 bis 3 ha und nur 55 000 Höfe mit 3 bis 3,5 ha. Großgrundbesitz besteht gar nicht, die Bauernwirtschaft nähert sich der Gartenwirtschaft. Der Landhunger ist riesengroß. Minister Bagrianoff schlug vor, den Waldboden um 20 vH zu vermindern und so etwa 500 000 ha Ackerland zu gewinnen - der geschätzte Bedarf an Ackerland beträgt aber 1 Million Hektar. Eine großzügige Bewässerung soll außerdem gewisse Trockengebiete ertragreicher machen, durch Entwässerung von Sümpfen will man 50 000 ha Land gewinnen - aber all das kostet Geld, die Aufwendungen für die künstliche Bewässerung werden auf 7 bis 8 Milliarden Lema geschätzt. Das sind sehr große Lasten für ein kleines Land.

Die Gewinnung der südlichen Dobrudscha gibt jetzt dem tüchtigen Bulgarentum endlich etwas neues Siedlungsland. Man kann verstehen, daß in Sofia die Bevölkerung in großen Kundgebungen ihre Dankbarkeit gegenüber dem Führer und dem Duce zum Ausdruck gebracht hat. Wir Deutsche sollten nicht vergessen, daß dieses außerordentlich tüchtige und aufsteigende Volk, das mit seiner zähen und fleißigen bäuerlichen Grundhaltung, seiner hohen Geburttlichkeit (dabei den wenigsten unehelichen Geburten von Europa), seinem deutsch ausgerichteten Schulwesen, seiner ernsten Arbeitsamkeit und charaktervollen Tüchtigkeit jede Förderung verdient. Es hat in bösen Tagen zu uns gehalten, ohne in schülerhafte innere Abhängigkeit sich zu begeben, dem deutschen Geiste sich stets eng verbunden gefühlt, und sollte darum von uns gefördert werden, wo immer das sich ermög-

lichen läßt. Da ja leider die Politik der Westmächte und ihres Geistes im letzten Jahrhundert dazu führte, daß wir mit einzelnen slawischen Völkern in scharfe Gegensätze, mit einem von ihnen, den Polen, in tiefe Feindschaft kamen, so sollte das herzliche Verhältnis zu den Bulgaren und Südslawen, das Schutzverhältnis zu den kleinen tüchtigen Slowaken und hoffentlich auch einmal eine innere Annäherung mit dem Tschechentum, das ja schließlich viele Jahrhunderte „Freunde und Verbündete“ des Reiches darstellte, der Welt zeigen, daß wir mit dieser großen Familie tief bodenverwurzelter Bauernvölker in Wirklichkeit sehr gut zusammenarbeiten können, wenn der Westen nicht die Grundlagen dieser Zusammenarbeit stört.

An kleineren Ereignissen ist nachzutragen, daß die französische Regierung 15 Parlamentsmitglieder und Bankiers, darunter 5 Rothschilds, dem Juden Pertinax-Grünbaum, Madame Tabouis und dem früheren Luftfahrtminister Pierre Cot die Staatsangehörigkeit entzogen, Daladier, Reynaud und den ehemaligen Generalissimus Gamelin eingesperrt hat. Der infamste Kriegsheer, der Jude Lecache, läuft leider noch frei herum.

Die Engländer haben die französische Küste beschossen und die in der unbesetzten Zone liegende kleine offene Stadt Digne bombardiert. Die französische Regierung ist umgebildet, General Hunzinger ist Kriegsminister geworden. Die geflüchtete holländische Regierung ist geplagt; Ministerpräsident de Geer ist zurückgetreten, ebenso die geflüchtete belgische Regierung. In den Niederlanden ist die Auflösung der Freimaurerlogen angeordnet - damit wird eines der wichtigsten Einfallstore des Judentums geschlossen.

*

Am Mittwoch, 27. September, wurde im Botschaftersaal der Reichskanzlei in Berlin der Dreimächtepakt zwischen Deutschland, Italien und Japan unterzeichnet. Der Pakt ist ein Militärbündnis der drei mächtigen Staaten. Er richtet sich gegen die Kriegsheer und ihre Kriegsausweitungspläne. Geschlossen wurde er für einen dauerhaften Frieden in der Welt.

Weltwirtschaft

Unter den Schlägen der deutschen Wehrmacht wankt die englische Wirtschaftsmacht. Der englische Einfluß ist aus Südosteuropa verschwunden. Diese Tatsache findet ihren Ausdruck im Wiener Schiedspruch, der das nördliche Siebenbürgen von Rumänien los-trennte und Ungarn zuerkannte. Hierdurch verbessert sich die Holzversorgung Ungarns. Gleichzeitig verlängert sich auch die ungarische Grenze gegenüber der Sowjet-Union, mit der Ungarn soeben einen Güteraus-tausch-vertrag abgeschlossen hat. Rumänien hat die Staatsaufsicht über die Erdölindustrie eingeführt und damit den ersten Schritt getan, um den mächtigen britischen Einfluß zurückzudrängen. In Jugoslawien wurden die in britischem Besitz befindlichen Trepca-Minen unter staatliche Überwachung gestellt. In welchem Umfange es zu einer Nationalisierung dieser Bodenschätze kommt, bleibt abzuwarten. In Brasilien wurden bereits englische Eisenbahngesellschaften nationalisiert. Japan verdrängt in China den Einfluß der englischen Gesellschaften durch die Gründung japanisch-chinesischer Gesellschaften. Italien hat den in seinem Bereich befindlichen Besitz des Shell-Konzerns beschlagnahmt, während Argentinien den dortigen Besitz der Standard-Oil käuflich übernommen hat. All dies sind Anzeichen dafür, daß verschiedene Völker bereits den Versuch machen, sich von der angelsächsischen Herrschaft loszulösen.

Der Kampf um den südamerikanischen Markt

Der Plan einer panamerikanischen Wirtschaftsunion ist in den Hintergrund getreten. Denn gerade für die wichtigsten südamerikanischen Länder, insbesondere die ABC-Staaten (Argentinien, Brasilien und Chile) sind dauernde Absatzmärkte wichtiger als Garantien, Kredite und Absatzkartelle, wie sie die Vereinigten Staaten angeboten haben. Der

Absatz der wichtigeren südamerikanischen Länder ging:

Bel	Nach Europa	Nach USA	Nach Europa	Nach USA
	(in Mill. Dollar)	(in Mill. Dollar)	(in vH)	(in vH)
Argentinien .	45,6	5,2	72,6	8,1
Brasilien . . .	18,3	12,3	50,9	34,3
Chile	12,1	2,3	53	15,7
Venezuela . .	2,7	3,7	10	13,6
Bolivien . . .	3,4	0,2	90,3	4,0

Die wichtigsten Ausfuhr-güter bestehen hier meist in landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Hier ist die Aufnahmefähigkeit der Vereinigten Staaten recht begrenzt, ein gegenseitiger Leistungsaustausch also erschwert. Hier liegen auch die Schwierigkeiten für Japan, das gleichfalls sich um stärkere Absatzmöglichkeiten in Südamerika bemühte. Es ist nicht ohne weiteres in der Lage, die landwirtschaftlichen Ausfuhr-güter in dem Umfange abzunehmen, wie es für Südamerika notwendig wäre. Aus-sicht-reicher sind dagegen die Verhandlungen Japans mit Niederländisch-Indien. Hier forderte Japan erleichterte Einwanderung, bessere Bedingungen für japanische Unternehmungen und Sicherstellung des Rohstoffbezuges. Ein Abkommen zwischen Batavia und Tokio wurde bereits erzielt. Ob allerdings Japan ebenso leicht in den indischen Markt eindringt, ist fraglich. Voraussichtlich werden hier die Vereinigten Staaten die Bemühungen verstärken, sich diesen wichtigen Absatzmarkt zu sichern.

Die Kapitalanlagen der Gläubigerländer

Es ist in diesem Zusammenhange zweckmäßig, die Kapitalanlagen der drei wichtigsten Gläubigerländer unmittelbar vor Beginn dieses Krieges zu überblicken. Die englischen Kapitalanlagen betragen rund 45 Milliarden Reichsmark.

Davon waren im englischen Weltreich angelegt . . . rd. 25 Milliard. RM
davon in

Australien	5,6	"	"
Indien	5	"	"
Kanada	5	"	"
Südafrika	2,5	"	"
in Amerika	12	"	"
davon in			
Süd- und Mittelamerika	9,5	"	"
Asien (insbesondere Shanghai)	3	"	"
Europa	3	"	"
Afrika	1	"	"

Die Kapitalanlagen der Vereinigten Staaten betragen rund 27 Milliarden Reichsmark, die zu etwa je einem Drittel auf Kanada, auf Mittel- und Südamerika und auf Europa entfielen.

Die französischen Anlagen betragen 1935 rund 17 Milliarden Reichsmark, davon in

Europa	10	Milliard. RM
Skandinavien	2,4	" "
Italien	2,1	" "
den Niederlanden	1,4	" "
Südosteuropa	1,1	" "
der Schweiz	1	" "
Belgien	0,7	" "

Hier werden sich zweifellos erhebliche Umschichtungen vollziehen.

Schiffahrt und Erdöl im englischen Bereich

Die wankende Seegelung Englands zeigt sich vor allem in der Tatsache, daß die letzten europäischen Länder sich von der Befahrung der britischen Gewässer zurückziehen. Die griechischen Trampreeber bevorzugen nunmehr die außereuropäischen Gewässer. Auch die Japaner laufen die britischen Häfen nicht mehr an. Die New Yorker Versicherungen versichern keine Schiffs Ladungen mehr nach der englischen Süd- und Ostküste. Die Mehrzahl der europäischen Versicherungsgesellschaften im neutralen Ausland decken ihre Rückversicherungen nicht mehr in London, sondern in New York. Die weltbekannte englische Versicherungsgesellschaft Lloyd verlegt ihren Sitz nach diesem neuen Mittelpunkt des internationalen Versicherungswesens. Nach der

Beschlagnahme der dänischen, norwegischen, niederländischen und belgischen Schiffe hat England nunmehr auch die 20 von der Schweiz erworbenen oder gecharterten Schiffe angehalten und damit beschlagnahmt. Dadurch werden aber die immer bedrohlicher anwachsenden Schiffsverluste nicht ausgeglichen.

Die gewaltigen Tankanlagen und Erdölraffinerien des Shell-Konzerns an der Themsemündung und der Anglo-Italian Oil-Co. am Bristol-Kanal sind wiederholt unter dem Feuer deutscher Bombenflugzeuge emporgelodert, ebenso die Schwel- und Hydrieranlagen in Billingham. Haifa mit seinen großen Tankanlagen ist durch die italienische Luftwaffe des öfteren angegriffen worden. Auch das rumänische Erdöl fließt nicht mehr für britische Rechnung.

- und der Margarine-Konzern

Inzwischen hat auch der weltumspannende Margarine- und Seifenkonzern Unilever seine außereuropäischen Interessen und Beteiligungen in eine Tochtergesellschaft in Durban Port Natal eingebracht. Schon seit Jahren hat der Konzern sein Schwergewicht nach Aberssee verlegt, da in Europa die Verhältnisse für ihn immer undurchsichtiger wurden. Die Gesamteinnahme des Konzerns betrug im Jahre 1938 1,8 Milliarden hfl. Auf dem Margarinegebiet betrug der Absatz rund 800 000 t. Das wichtigste Absatzgebiet sind heute die Vereinigten Staaten, wo der Schwerpunkt im Seifengeschäft liegt. In Afrika stützt sich der Konzern auf die United Africa Co., eine umfassende Handels- und Schiffsahrtsgesellschaft. Sie besitzt nicht nur den maßgebenden Einfluß auf dem Kakao-markt, sondern unterhält auch ausgedehnte Pflanzungen im belgischen Kongo. Auch obliegt ihr die Wahrnehmung der Konzernbelange in Vorderasien. In Asien sind vor allen Dingen die Seifen- und Fettbetriebe in Indien, Niederländisch-Indien und Shanghai zu erwähnen. Ferner nimmt diese wirtschaftliche Weltmacht eine hervorragende Stellung im Walfang ein. Endlich bestehen noch enge Beziehungen zu dem wichtigen amerikanischen Konzern Armour, einem der „Big Five“ von Chicago, der gewaltige Be-

triebe auf dem Gebiet des Schlächtereiwesens, der Fett- und Seifenwirtschaft unterhält.

Der Aufbau des skandinavischen Europas

Während der Margarine-Konzern als Repräsentant britischer Weltwirtschaftspolitik sein Schwergewicht verlagert, bildet sich in Europa unter deutscher Führung ein neuer Wirtschaftsraum. Zu dem neuentstandenen einheitlichen Wirtschaftsgebiet in Oberschlesien tritt Lothringen, ohne daß heute schon gesagt werden kann, welchen Umfang der endgültige Ausbau nehmen wird. Für ein rein industrielles Denken mag sich hier ein berauschesendes Zukunftsbild eröffnen. Manche träumen schon von einem industriellen Aufschwung Deutschlands, der den der letzten Jahre noch übersteigt, von einer Durchdringung und Eröberung gewaltiger Märkte, von einer Blüte

der Ausfuhr, des Handels und des Verkehrs. Solchen Vorstellungen fehlt aber die entscheidende Grundlage. Die Geschichte hat an Rom und an England deutlich gezeigt, daß Weltreiche zugrunde gehen, wenn sie die Lebensgrundlagen der Völker vergessen. Diese ruhen aber stets im Bauerntum. Das Bauerntum ist der Unterbau, auf dem sich der Oberbau des städtischen gewerblichen Lebens gründet. Beide müssen im richtigen Verhältnis zueinander stehen, sonst entsteht das Bild einer auf den Kopf gestellten Pyramide. England hat diese Grunderkenntnis nicht berücksichtigt. Um der Weltherrschaft willen ist das eigene Bauerntum geopfert worden. Auch hier ist aber die Weltgeschichte das Weltgericht. Ihr Urteil wird in diesen Monaten gesprochen.

WALTHER H. HEBERT

Die Landwirtschaft in der Welt

Die Achtung vor dem täglichen Brot

Wie wenig man im Zeitalter der Weltwirtschaft „weltwirtschaftlich“ dachte, zeigt eine zuwenig beachtete Tatsache: In vielen Teilen der Welt mußte man vor diesem Kriege den Eindruck gewinnen, daß es Nahrungsmittel in Hülle und Fülle gibt, während zu gleicher Zeit viele Hunderte von Millionen Menschen dieser Erde kaum das Nötigste hatten, um ihren ärgsten Hunger zu stillen. Der scheinbare Überfluß, den es in einigen kapitalistisch infizierten Ländern gab, beherrschte aber die Geister (sofern man da von Geist sprechen kann) so sehr, daß demgegenüber das wirklich weltwirtschaftliche Problem des Hungers gänzlich vernachlässigt wurde. Hätten die Menschen aber über diese schwierige Frage nachgedacht, so wäre ihnen sicherlich mindestens zum Bewußtsein gekommen, daß die Nahrungsmittel eigentlich verhältnismäßig knapp auf der Welt sind und deswegen einer pfleglichen Bewirtschaftung bedürfen. Der Gedanke einer weltumspannenden Pflege des Wichtigsten, was der Bo-

den dieser Welt bietet, wäre vielleicht in dem einen oder anderen Hirn gekeimt.

Jetzt im Kriege drängt sich die Notwendigkeit der „Bewirtschaftung“ fast allen Völkern dieser Erde auf, entweder als neue oder als verstärkt zu behandelnde Aufgabe. Denn dieser Krieg hat nun, von gewissen Ausnahmen abgesehen, fast allen Völkern die Achtung vor dem täglichen Brot wieder beigebracht. Nicht nur das: sie beginnen auch die Leistung der eigenen Landwirtschaft und des eigenen Bauerntums plötzlich ungemein zu schätzen, was vordem in der liberalen Ara nicht der Fall war. Ja man scheut sich selbst in Ländern, die die „freie“ Wirtschaft in Erbpacht genommen haben, nicht, „Eingriffe“ zugunsten der bedrohten Landwirtschaft oder der in ihrer Ernährungsicherung bedrohten Völker zu machen, - man stelle sich vor: Eingriffe in den freien Wirtschaftsablauf! Und was ehemals noch nationalsozialistische Unvernunft, deutscher Bürokratisierungswahn genannt wurde, erscheint nun auch dort überall als ein durchaus gangbarer Ausweg.

Wir wollen darüber nicht rechten, aber doch immerhin mit einiger Genugtuung feststellen, daß das Richtige und Wahre sich langsam Bahn bricht. Wir freuen uns, daß wir „einige Posttage früher ankamen“, denn das kommt uns in dem Blockadekriege, den uns England zugedacht hatte, recht vorteilhaft zustatten.

England hat eine ausgezeichnete Pflaumen- ernte - und sonst?

„Eine ausgezeichnete englische Pflaumen-ernte!“ - Das verkündet das englische Informationsministerium neben anderen Hinweisen, die offensichtlich dem Zweck dienen, die schwere Beunruhigung des englischen Volkes über seine mangelhafte Ernährungssicherung zu mildern. Wenn wir je keinen Anlaß hatten, an einer britischen „Information“ zu zweifeln, so ist es diese Meldung. Wir bezweifeln nicht, daß es in England in der kommenden Zeit „Pflaumen“ nur so hageln wird, sobald einmal im Volke selbst die politische „Klugheit“ und „Tüchtigkeit“ der britischen Politiker restlos herumgesprochen und alle Lügen des britischen Informationsministers zerflattert sind. Was an dieser Stelle wiederholt vorausgesagt wurde, das trifft nämlich mehr und mehr ein: Die englischen Bemühungen um eine Ausweitung ihrer eigenen landwirtschaftlichen Erzeugungsmöglichkeiten sind kein nennenswerter Erfolg gewesen. Man kann eben nicht in wenigen Monaten eine ruinierte Landwirtschaft, die zudem weitgehend spezialisiert war, umstellen und aus ihr einen „autarken“ Musterbetrieb machen. Wir wundern uns deswegen nicht, wenn das britische Informationsministerium in seinen Berichten über die zu erwartende Ernte keinerlei Zahlenangaben macht, obwohl es doch sonst gerade in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig läßt. Sollte es etwa an lügenhaften landwirtschaftlichen Sachverständigen fehlen? Denkbar wäre auch, daß die südlichen Informatoren auch auf dem englischen Lande nicht gerade zu Hause sind.

Die wahre Lage kann man aus den Piratenstücken der britischen Royal Air Force entnehmen. Sie greift zu dem verzweifeltsten Mittel, auf die deutschen Felder und Wälder Zündplättchen zu werfen, damit die deutsche

Ernte in Flammen aufgehe. Aber diese krampfhaften Versuche zeigen, daß man den Gegner an einer Stelle treffen will, an der der Briten selbst schon schwer verwundet ist.



Cherhill: „Ich wiederhole: Zuerst die ganze Gegend mit Bomben anheulen und dann die Kartoffelkäfer abwerfen. Geht sorgsam um mit diesen modernen Waffen, denn es sind die letzten, die England für seinen Sieg einzusetzen hat!“

Deutsche Zeitung in den Niederlanden

Die deutsche Gegenblockade läßt die britische Einfuhr dahinschwinden, und die Bomben auf Docks und Lagerhäuser, denen bereits große Nahrungsmittelvorräte zum Opfer fielen, tragen auch nicht zu einer Vermehrung der englischen Bestände bei. Die Vergeltungsangriffe auf London haben das bereits zur Genüge bewiesen. Wir befürchten, daß eine selbst sehr reiche Pflaumenernte das Schicksal der britischen Inseln nicht mehr aufhalten wird.

Merkwürdiges aus Argentinien

Bekanntlich ist in Argentinien die Ausfuhr von Weizen und Mehl verboten worden, weil die Bestände angeblich so stark abgenommen haben und noch große Verschiffungsbefehle vorliegen. Der ausfuhrfähige Bestand ist nach Ansicht der Regierung auf 850 000 t gesunken. Man befürchtet, die Nachbarländer, die bisher ihren Weizenbedarf in Argentinien zu decken pflegten, nicht mehr beliefern zu können, wenn die Verschiffungen nicht eingestellt würden. Die argentinische Getreidebörse ist anderer Meinung als die Regierung. Das ist, scheint's, ein Vorrecht der Börse, die fast immer etwas anderes meint als die zu-

rändige Regierung. Sie meint, daß die Lage eine solche Maßnahme nicht rechtfertige, die Müller hätten genügend Weizen eingelagert, um den Inlandsbedarf zu decken, die britische Einkaufspolitik decke ihren Bedarf in den Dominions. Dagegen habe das Ausfuhrverbot den Weizenpreis gedrückt, wodurch die Landwirtschaft weniger einnehme, während die Baisse Spekulation die Möglichkeit der Bereicherung habe. Wir notieren lediglich diese Meinungsverschiedenheit!

Ergänzend sei bemerkt, daß seit Aufhebung der Mindestnotierungen an den Getreidebörsen die Preise für Leinsaat um 33 vH und für Weizen um 7 vH fielen, in der Tat gute Aussichten für eine Spekulation à la baisse. Die Maisvorräte sind so groß - zu Beginn der neuen Ernte wird mit einem Maisbestand von 6 Millionen t gerechnet -, daß staatliche Stützungsdarlehen gegeben werden müssen, doch wohl, um hier die Preise nicht allzu sehr abruttschen zu lassen. Demgegenüber ist bemerkenswert, daß trotz unausführbarer oder nicht auszuführender Lebensmittel die Lebensmittelpreise in Argentinien anziehen. Das geht jedenfalls aus einer Anfrage der radikalen Fraktion des Stadtrates von Buenos Aires hervor, in welcher Auskunft darüber verlangt wird, welche Maßnahmen getroffen worden seien, um eine unberechtigte Preissteigerung wichtiger Lebensmittel zu verhindern, unter der vor allem die Arbeiterklasse leiden müsse, weil sie unter den derzeitigen Verhältnissen mit geringeren Einnahmen zu rechnen habe. Also auf der einen Seite Preis senkungen zum Schaden der Landwirtschaft, auf der anderen Verteuerung der Lebensmittel zu Lasten der Arbeiterschaft! Sollten da

etwa schon Emigranten ihre „Arbeit“ begonnen haben? Wir wissen es nicht, aber vielleicht kann die radikale Fraktion dies radikal aufklären!

Vor einer Neuorganisation der französischen Milchwirtschaft?

Wie der JdR. meldet, hat die französische Regierung jetzt als erste Maßnahme zur organisatorischen Umgestaltung der französischen Landwirtschaft ein Gesetz über die Milchwirtschaft erlassen, dessen Durchführung - soweit man nach den mitgeteilten Einzelheiten urteilen kann - eine Ordnung in diesem Gebiete herbeiführen wird. In jedem Departement wird ein Organ geschaffen, das aus höchstens acht vom Landwirtschaftsminister auf Vorschlag der betreffenden Organisationen ernannten Mitgliedern besteht. Die Entscheidungen dieser Organe, die für alle Fragen von der Erzeugung bis zur Verteilung und industriellen Verwertung der Milch und Milchnebenenerzeugnisse zuständig sind, sollen für die Beteiligten bindend sein.

Es handelt sich also offenbar um eine Art „Milchräte“. Aber die Form ist schließlich weniger wichtig, wenn der Erfolg nicht ausbleibt, denn die Aufgabe, die es zu lösen gilt, ist sicherlich die, die Einnahmen des Bauern, für den das Milchgeld eine große Rolle spielt, zu erhöhen, ohne gleichzeitig den Verbraucherpreis zu steigern. Warten wir ab, ob und wie weit beides gelingen wird. Vielleicht kommt man in Frankreich auch hier zu der Erkenntnis, daß eine „autoritäre“ Regelung auf die Dauer besser wirkt als ein achtköpfiges Organ. Aber: Chacun à son goût! Jeder nach seinem Geschmack!

WALTER HORN

Kulturpolitische Umschau

Mit Hermann Stehr ist einer unserer innerlichsten, aus der Tiefe der deutschen Volksseele schöpfenden Dichter von uns gegangen. Sein Leben, im menschlichen wie im schöpferischen Bereich gleich eigenartig, eigen-

willig und rastlos, ist in einem stillen Dorf des schlesischen Riesengebirges erloschen. Die literarische Entwicklung dieses seltenen und seltsamen Menschen, die vom Naturalismus der letzten Jahrhundertwende über Jahr-

zehnte inneren Ringens zu Werken tiefster Gott- und Menschenschau führte, ist anlässlich seines Todes vielfach gedeutet worden, immer mit der Behutsamkeit, die eine Lebensleistung von so ehrfurchtgebietender Größe dem Schreibenden auferlegt. Der bäuerliche Mensch wird in dem Schaffen dieses Dichters stärker und ursprünglicher als der Stadtgebundene die landschaftsbestimmte Geschlossenheit von Werk und Mensch empfinden, die in Stehrs Persönlichkeit fordernd vor das deutsche Volk getreten ist.

Der Schaffensweg des Dorfschulmeisters

In dem schlesischen Gebirgsstädtchen Habelschwerdt wurde Stehr am 16. Februar 1864 als fünftes Kind eines armen Sattlermeisters geboren. Seine Mutter entstammt einem alten schlesischen Bauerngeschlecht. Die geistige Enge des Vorkriegsdeutschland bedrängte den jungen Menschen, der sich frühzeitig zum Dichter berufen fühlte und mit furchtlosem Mut seinen Eigensinn gegen das Muckertum kirchlicher und weltlicher Behörden durchsetzte. Die Einsöde der Großstadt und ihrer literarischen Betriebbarkeit war für diesen zähen und hartgeschnitzen Gebirgler keine Verlockung. Stehr wurde Dorfschulmeister und hat jahrzehntelang in den ärmsten und einsamsten Gebirgsdörfern des Riesengebirges unter Bauern gelebt, ihre Armut und ihr hartes Leben geteilt, von dem Mißtrauen seiner Vorgesetzten und der Mißgunst der „guten Gesellschaft“ jener Zeit verfolgt.

Wesentlich ist uns, wie in dieser selbstgewählten Einsamkeit sein Werk durch schwere innere und äußere Kämpfe, unbehirt durch Krankheit und Not, allmählich wächst, zu tieferen Gesichten und Einsichten vordringt und sich immer mehr zur Klarheit steigert. Seine ersten Schriften, die Erzählungen „Auf Leben und Tod“, „Leonore Griebel“, „Der begrabene Gott“, sind noch von einer Dunkelheit erfüllt, die sich mit Vorliebe der Schilderung scheinbar auswegloser Schicksale zuwendet. Nur mit Erschütterung vermag man zu lesen, wie dieser unbeugsame Mensch sich Schritt um Schritt aus dem Dunkel befreit, von den geheimen Kräften der Landschaft durchsäftet wird, immer tiefer in der Heimat Erde Wurzeln faßt und am Vorbild des einfachen bäuerlichen

Lebens die innere Ruhe zum Schaffen und die große einfältige Kraft seiner bilderstarken Sprache gewinnt. Seine großen Romane, der „Heiligenhof“ vor allem, auch der „Peter Brindeisener“ und der „Nathanael Macher“, sind mit einer bäuerlichen Einsicht in das Getriebe der Welt geschaffen.

Nur ein Dichter, der sein Leben unter Bauern verbracht hat, konnte eine Gestalt wie den Sintlinger-Bauern des Heiligenhofes nicht nur ersinnen, sondern mit Leben durchbluten und mit tiefer naturnaher Weisheit erfüllen. Alle Menschen, die uns in Stehrs Werken begegnen und uns seitdem in der Erinnerung begleiten, wie der Schindelmacher in der gleichnamigen Novelle, der seltsame Graveur, oder der verwegene Holzschneidemeister Pantratus Schieded in der zarten Erzählung „Der Himmelschlüssel“, die Stehr selbst eine „Geschichte zwischen Himmel und Erde“ genannt hat, sind Menschen der bäuerlichen schlesischen Erde, Schicksale und Charaktere, die nur unter freiem Himmel wachsen können. Das äußere Schicksal führt die Menschen dieses Dichters oft seltsame Wege. Wesentlicher bleibt der Blick auf das innere Sein, den der Dichter uns öffnet, das ruhelose Fragen nach dem Sinn des Lebens, das Ringen um die Einsicht in die letzten Geheimnisse von Leben und Tod, Schöpfung und Allmacht. Stehr findet auf diese Fragen Antworten, die abseits von dogmatischer Gebundenheit aus einer tiefen innerlichen Glaubenshaltung aufsteigen, die der deutschen Mystik verwandt und dennoch zeitnah, den Menschen aus der Anrast befreien und zu seinem innersten Selbst, zu seinem „himmlischen Inneren“ führen.

Künder des Großdeutschen Reiches

Diese diesseitsbefahende Weltanschauung findet für den deutschen Menschen die klare Begrenzung seiner geschichtlichen Sendung: in seinem natürlichen angeborenen Raum, im großen, mit dem Blut seiner besten Söhne erkämpften Reich. Hermann Stehr hat dieses Großdeutsche Reich, für das er selbst im Weltkrieg einen seiner Söhne hergab, mit heißem Herzen herbeigesehnt und in den Tagen der Vollendung freudig begrüßt: „Das

deutsche Volk ist wieder ein lebendiges geworden, kein Gebilde der Gleichheit, nicht liberal, sondern voll deutscher Freiheit, nicht konservativ, sondern deutsch; nicht bloß kirchengläubig, sondern fromm; das Göttliche in jedem von uns leibhaftig lebend, und alle vereint zu einem sich immer weiter rundenden Kreise."

So steht Hermann Stehrs Lebenswerk vor uns in einer Reise, die selten einem Dichter vergönnt ist, nicht als „literarisches Erbe“, sondern als die Frucht eines langen und einsamen Lebensweges, der diesen bäuerlichen Menschen zur inneren Vollendung geführt hat. Möchten die Deutschen Knut Hamsuns Wort beherzigen: „Ich weiß nicht, was Ihr an uns Scandinaviern so liebt, da Ihr doch Eueren Hermann Stehr habt.“

Ein Dichter der mecklenburgischen Landschaft

Hermann Stehr hat über den mecklenburgischen Dichter Friedrich Griefe einmal ein Urteil gefällt, aus dem mehr als nur die Verwandtschaft der äußeren Lebensumstände spricht, die beide über den Beruf des Dorfschullehrers zur Schilderung bäuerlicher Lebensschicksale führten. „Friedrich Griefe, gehört zu den bescheidenen, starken Naturen, die sich nur nach dem Ruf ihres Inneren richten, das so eng mit dem Himmel und der Erde, der sie entstammen, verwachsen ist, daß diese geheime Stimme zugleich von den Geheimnissen, Schicksalen und Wundern des Landes kündet, in dem diese Männer wurzeln.“ Friedrich Griefes Schaffen dient dem bäuerlichen Menschen seiner Heimat, erzählt die Geschichte einer norddeutschen Landschaft, deren Bauern jahrhundertlang durch die Schmach der Leibeigenschaft entrechtet waren.

Auch unter Griefes Vorfahren befinden sich Leibeigene und Fronbauern. In dem Dorfe Lehsten bei Waren in Mecklenburg wurde der Dichter vor 50 Jahren, am 2. Oktober 1890, als Sohn eines Kleinbauern geboren. Frühzeitig muß er mit seinen beiden Brüdern auf den schmalen Äckern seiner Eltern bei der geringen Saat und Ernte helfen, während der Vater als Tagelöhner auf dem Gut arbeitet. Bei der Bauernarbeit, beim Hirtenleben in Wald und Feld offenbart die heimatische Erde dem jungen Menschen viele Geheimnisse.

„Überall im deutschen Boden liegen Bauerngeschlechter begraben, überall kündet er von zerbrochenem, zerschlagenem Leben, von Kriegen, Bedrängnissen, Verwirrungen, die sein urtümliches Kennzeichen sind, immer wieder einmal ist ein Dorf auf alten Grabstellen erbaut.“

Der junge Bauernsohn begreift, daß der Erde eine besondere Kraft innewohnt, daß der Boden den bäuerlichen Menschen stark macht und ihn befähigt, auch die schwersten Prüfungen des Schicksals zu ertragen, solange der Quell bäuerlichen Blutes nicht versiegt. Dieses Wissen zwingt Griefe später, als er Dorfschullehrer geworden ist, die Feder in die Hand. Er wird „aus Erfahrung und Aberglaube“ zwangsläufig zum Rührer lebendigen deutschen bäuerlichen Lebens“.

Die Chronik seiner Heimatlandschaft ist nicht hell und freundlich. Es ist die Erfahrung vieler Generationen bäuerlicher Vorfahren, die Griefe aufzeichnet: Krieg und Fron, Verwüstung, Gewalt und Zerstörung. Der Bauer der mecklenburgischen Landschaft ist in Griefes Werken der Mann, der „immer wieder von vorn beginnen, immer wieder den neuen Anfang suchen, die Einheit zwischen dem Blut und dem Boden für sich herausstellen muß“.

Es ist der Kampf des bäuerlichen Blutes gegen die feindlichen Mächte, den Griefe immer wieder schildert, die Gefahren, die dem Bauerntum durch die Vermischung mit dem Blut fremder östlicher Knechte drohen - am eindrucksvollsten hat der Dichter dieses Thema in seinem „Dorf der Mädchen“ künstlerisch gestaltet - die bäuerliche Not in den Jahrzehnten der großen Kriege und den Jahrhunderten der Herrenfron. Der bäuerliche Mensch behauptet sich gegen alle diese feindlichen Mächte, denn in ihm und mit ihm kämpft das Leben selbst, lehnen sich die guten Kräfte der Natur gegen die bösen und lebensfeindlichen Gewalten auf.

Griefe bedient sich einer einfachen und bildhaften Sprache. Seine Naturschilderungen, die oft mythische und zwielichtige Färbung annehmen, lassen eine ungewöhnlich starke innere Spannung erkennen, die, durch das äußere Erlebnis hervorgerufen, geformtes Bild werden will.

DIE BUCHWACHT

Bernhard Kummer: „Herd und Altar, Wandlungen altnordischer Sittlichkeit in Glaubenswechsel“. Band 2: „Der Machtkampf zwischen Volk, König und Kirche im alten Norden“. Adolf Klein Verlag, Leipzig 1939, Preis 9,50 RM.

Das Buch hat aus zwei Gründen eine hohe Bedeutung: einmal haben die meisten Darstellungen dieser Fragen sich auf Übersetzungen der Sammlung „Thule“ aus den isländischen und altnorwegischen Quellen bezogen; in Wirklichkeit stellt diese Übersetzung aber nur eine Auswahl dar. Kummer arbeitet dagegen aus der Fülle des alten Schrifttums; zum anderen wußten wir wohl, daß die Befragungsgeschichte der Nordgermanen eine kaum weniger blutige war, als die der Germanen auf dem Festlande. In dem Buch steckt der Stoff für Hunderte großartiger Balladen aus dem Untergangskampf altfreien, nordgermanischen Bauerntums.

Sehr klar und richtig zeigt Kummer zugleich, wie es der Bauer war, der Recht und Glauben des alten Nordens verteidigte. Es war keine „Elkstafe“, „Dämonie“ oder beaufsichteter „Männerbund“, sondern rechtwährendes germanisches Bauerntum, das die Frömmigkeit der Heimat schützte, bis es schließlich durch geistigen Trug und brutale Gewalt wurzelloser Menschen, die den neuen Gott brachten, niedergeschlagen wurde. Hier liegt zu einem der wichtigen geistigen Kämpfe unserer Tage der entscheidende Schlüssel: „Wie verpflichtend ist das germanische Erbe allein in der Wortbedeutung der Worte Erbe, Sippe, Bauer, Heim, Wehr, Adel, Ehre, Held, Führer, Volk, Gefolgschaft, Eid, Wissen, Recht, Sitte, Brauch, Welt, Weihe, Schuld und Gott . . . das Wort „Odal“ weist auf den Erbhofadel, den Karl wie Harald (Schönhaar) einst zugunsten des christlichen Lehnsstaates niederbrachen.“ Es ist viel großartig Erschütterndes in dem Buch - klar stellt es den auf Heimat und Recht, Blut und Boden gegründeten germanischen Bauernstaat dem kirchlichen Obrigkeitsbegriff, dem

Lehnsstaat der Könige von Gottes Gnaden und seiner inneren Rechtlosigkeit gegenüber.

Nachdem eine Zeitlang gerade auf dem Gebiet der Germanenforschung reichlich viel Wirrwahn und Vernebelung, hier und da sogar spürbare katholisierende Tendenzen sich vordrängten, ist dieses Buch eine wahre Wohltat. Bernhard Kummer ist übrigens an ihm gewachsen - nach diesem tapferen Buch des Ringens um das alte Recht und die Freiheit der eigenen Seele wird der ihm gelegentlich gemachte Vorwurf wohl verstummen, als habe er die friedevollen Züge in der germanischen Midgard-Vorstellung übertrieben. Manche Gestalten, die er zeichnet, so der norwegische König Sverric mit seinem stolzen Kampf gegen die päpstliche Weltherschaft sind ihm prachtvoll gelungen. Vom Standpunkt deutscher Bauerngeschichte und germanischen Bauernrechtes verdient das Buch alle Anerkennung - im geistigen Kampf wird es hoffentlich auch denen einen Augenblick den Atem verschlagen, die in ihrem unablässigen Bestreben, vor allem nur ja die von ihnen und der Kirche so geliebten Karolinger zu „retten“, noch nachträglich die Seelenvergewaltigung und Rechtsberaubung an unseren Vorfahren beschönigen möchten.

Prof. Dr. Johann von Leers

„Das Schirmhewergewerbe im Thüringer Holzland.“ Herausgegeben von Dr. Karl Borchart. Verlag H. Böhlau Nachf., Weimar, 1939, 175 Seiten, Preis kartoniert 6,80 RM.

Landschaftliche Monographien, der Wille, die gegebene Wirklichkeit unserer Wirtschaft erst einmal genau zu durchforschen und studentische Gemeinschaftsarbeit als Ausdruck einer neuen forschereischen Haltung kennzeichnen den wissenschaftlichen Betrieb der heutigen deutschen Wirtschaftswissenschaft. In den Rahmen solcher Arbeiten gehört auch die vorliegende Untersuchung. Strukturuntersuchungen und Zustandsschilderungen ein-

zelter Wirtschaftsgebiete haben aber nur dann einen Sinn, wenn sie sich über die Erforschung von zufälligem und Bedeutungslosem erheben zu einem Beispiel, an dem als Einzelfall allgemein gültige und bedeutungsvolle Einsichten zu gewinnen sind. In der vorliegenden Arbeit ist es die Tatsache gewesen, die den Anreiz zur Untersuchung gab, daß das feste Verharren der Menschen in ihren Familien- und Sippenverbänden auch eine wirtschaftliche Daseinsform ermöglicht hat, die sie fast unberührt von den Einwirkungen der Verstädterung läßt und sie vor wirtschaftlichen Krisen bewahrt hat.

Karl Kleeberg

Albert Schröder: „Bemalter Hausrat in Nieder- und Ostdeutschland“. Schwarzhäupter Verlag, Leipzig 1939. 152 Seiten mit 103 Bildern, 8 farbigen Tafeln und 1 Karte. Preis geb. 9,50 RM.

Endlich auch einmal ein Buch, das die Schönheit des nieder- und ostdeutschen Hausrates zeigt, sind doch diese Gebiete so reich an künstlerisch wertvollen Stücken, die sich der fast allgemein bekannten süddeutschen Möbelmalerei würdig zur Seite stellen können. Das vorliegende Werk gibt einen guten Überblick über die auch hier noch wieder landschaftlich bedingten Ausdrucksformen der Bemalung. Die Anpassung der Gestaltungsweise an das zur Verwendung kommende Hart- oder Weichholz wird gezeigt, auch der Unterschied zwischen den Wohnräumen der Küstenbewohner und denen des inneren Landes, ebenso wie die durch Abwanderung entstehende Wechselwirkung. Das Ganze ist eine Wanderung durch die niederdeutschen Gebiete von Nordwesten nach Osten vorwiegend im 18. und 19. Jahrhundert, zeigt aber die viel älteren Wurzeln dieser schönen Wohnkultur.

Die Bilder sind vorzüglich, der Begleittext gründlich und sorgfältig. Das Ganze zugleich eine vielseitige Anregung für die landschaftsgebundenen Dorftischler.

Marie Adelheid Reuß-zur Lippe

Heizer-Sauter: „Gemeindliche Büchereipflege, Kommunalschriften.“ Verlag J. Lehle, München 1938. 79 S. Preis 2,90 RM.

Das in der Schriftenreihe „Die Praxis des Bürgermeisters“ erschienene Büchlein hat es sich zum Ziel gesetzt, Bürgermeister und Büchereileiter bei Gründung und Führung von Volksbüchereien zu beraten. Diese Absicht der Verfasser wird zweifellos in weitem Maße erfüllt. Unsere Leser seien besonders auf den Abschnitt über die Dorfbücherei hingewiesen. Einmal wird hier manch Wissenswertes und zugleich Verwertbares über Ordnung und Aufstellung der Bücherei, über Ausleihe und Statistik mitgeteilt. Zum andern erhält man nützliche Hinweise auch zur Werbung, zur Buchpflege und Büchereibenutzung. Aber auch die übrigen Kapitel bieten für das Dorfbüchereiwesen wichtige Aufschlüsse, so vor allem die beigebrachten Statistiken über Buchbedarf und -benutzung, so ebenfalls die Berechnungen der notwendigen Mittel zur Errichtung und Unterhaltung von Volksbüchereien. Indem dabei schon auf Orte bis zu 500 Einwohnern Bezug genommen wird, in denen übrigens bei vorhandenen Büchereien die Leserschaft im Verhältnis am stärksten ist, wird die Neuersehung zu einem brauchbaren Hilfsmittel bei der Verwirklichung der Forderung des Reichsbauernführers: „Jedem Dorf eine Bücherei!“

Bernhard Sommerlad

Bruno Tanzmann: „Vor dem Angesicht, Chronik eines deutschen Geistesländers“. 3 Bde., Hatentkreuz-Verlag, Dresden-Hellerau 1937.

Der Verfasser legt uns mit seinem dreibändigen Werk das dichterische Ergebnis eines Jahrzehntelangen völkischen Kampfes vor. Tanzmann entstammt einem alten Bauerngeschlecht der sächsischen Oberlausitz, dem Grenzland gegen Böhmen, wo sich schon früh zu Axt und Pflug der Webstuhl gesellte, der, wie überall, so auch in unseres Dichters

Heimat die Brücke vom Dorf zu den politischen und vor allem sozialen Fragen der Städte bildete und den Sinn der bäuerlichen Jugend revolutionierte. Auch Tanzmann, der nach langer Wanderschaft den väterlichen Hof übernommen hatte, blieb nicht im bäuerlichen Werktag; er gab sein Gut auf, um als völkischer Schriftsteller gegen alle die Kräfte zu Felde zu ziehen, deren zerstörende Wirksamkeit ihm seit früher Jugend vor Augen lag und nach 1918 zur Katastrophe führte.

Sein Werk, zu dessen Herausgabe nun endlich geschritten werden konnte, ist das Bild eines nie verzagenden, männlichen Geistes, dessen Kraftquelle immer wieder sein Heimatboden bleibt, dessen Geschichte und Schicksal er uns im ersten Band in Form eines Dorfganges darstellt. Diese Dorfschronik ist so natürlich und neuartig, daß sie ein wirkliches Kunstwerk, und ihre Sprache zugleich die dem Dichter gemäße Ausdrucksform, genannt werden darf. Hans Midderhoff

Emil Lauber: „Metternichs Kampf um die europäische Mitte“. Adolf Lufner Verlag, Wien und Leipzig 1939, 221 S. Preis Leinen 5,50 RM.

Der Verfasser beabsichtigt, mit seinem Buch die politische Leistung Metternichs für das Reich und Europa darzulegen und dabei die Stellung und die Aufgaben der beiden deutschen Staaten Preußen und Österreich nicht mehr im Gegensatz, sondern als Ergänzung zu sehen. - So sehr wir heute auch jede großdeutsche Geschichtsschau begrüßen, erscheint es doch recht gewagt, Metternich in einem Atem mit Bismarck als großen Deutschen und europäischen Staatsmann des 19. Jahrhunderts zu bezeichnen und als Kämpfer für die deutsche Einheit herauszustellen. Lauber muß selbst in seinem - übrigens mit einem guten kritischen Apparat ausgestatteten Buch - immer wieder zugeben, daß der Politik Metternichs jede einheitliche Linie fehlt, daß seine diplomatische Taktik im dauernden Lavieren zwischen den Parteien besteht, daß er zeit-

wellig bereit ist, sogar das französische Übergewicht anzuerkennen und - kurz gefagt - seine „Gleichgewichtstheorie“ nie ein Deutsches Reich geformt hätte. Er unterstreicht den Satz Metternichs: „Keine heroischen, aber sichere Mittel“ und neigt dazu, die Volkserhebung in Preußen von 1813 als wesentlich ausschlaggebenden Faktor zum Sturze Napoleons zu verkennen. Auch in diesem Punkte ist ihm nicht zuzustimmen. - Der Verfasser kann, bei aller Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistung, mit seinem Buch den Leser nicht davon überzeugen, in Metternich einen Kämpfer für Großdeutschland zu sehen.

Albrecht Timm

Harald Hornborg: „Das stärkere Blut“. Roman, 268 Seiten, 4,80 RM. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1939.

Die finnische Erzählkunst der Gegenwart hat eine starke Eigenart und unterscheidet sich wesentlich von der skandinavischen durch ihre oft beklemmende Schwere und dämonische Leidenschaftlichkeit, die ihre Gestalten wie unter einem Zwang handeln läßt. „Das stärkere Blut“ ist das der Kristine Torvölander, Tochter des verkommenen Pfarrers der Oedmark „am Rande der Welt“, deren lebensvolle Weiblichkeit die Kraft ihrer guten und bewährten Sippe über diese eine verzagende Generation hinweg rettet. Ihr Mann ist der seelisch feinbesetzte, aber lebensuntüchtige Pfarrer Martin Ryselius, der, aus einer verwöhnten, rein geistigen Welt kommend, in diese Einsamkeit geflüchtet ist, weil er unter der Zwangsvorstellung lebt, seine Tochter aus erster Ehe sei vielleicht nicht sein eigenes Kind. Es fehlt ihm aber die Kraft, dem Geheimnis auf die Spur kommen zu wollen, und so zerbricht er an dieser Ungewißheit, zumal ihm die endlose Einsamkeit der Oedmark und die primitiven, leidenschaftlichen Menschen seines Kirchspiels ewig fremd bleiben. Der Roman spielt im 18. Jahrhundert, kurz nach dem russisch-finnischen Kriege.

Marie Adelheid Reuß-zur Lippe

J. Montgomery Hyde: „**Stiekin Liewen**“. Die diplomatische Sibylle Europas. Steuben Verlag, Paul G. Esfer, Berlin 1939. 312 Seiten mit 17 bisher unveröffentlichten Bildern. Preis geb. 7,80 RM.

Indem der englische Historiker die größtenteils bis zum Jahre 1936 sekretierten Briefe dieser politischen Frau zur Darstellung ihres so inhaltsreichen Lebens benützt, gibt er uns dadurch gleichzeitig ein neues und anschauliches Bild von den verantwortlichen Persönlichkeiten und bedeutsamsten Ereignissen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. - Als Gemahlin des russischen Botschafters am englischen Hof entfaltete sie in der Zeit, in der sie die Geliebte des damals allgewaltigen Metternich war, eine rege politische Tätigkeit, ihr gutes Einvernehmen mit zwei englischen Königen, drei Ministerpräsidenten und vier Außenministern ausnützend. Während ihres darauffolgenden Aufenthaltes in Paris war sie zwanzig Jahre lang die Geliebte des französischen Außenministers Guizot und unterhielt bis in die Zeiten Napoleons III. und des Krimkrieges den berühmtesten politischen Salon.

Mannigfaltige bedeutsame Bekanntschaften, zahlreiche politische Beziehungen und eine weitreichende Korrespondenz dieser Frau geben dem vorliegenden Werk, dem die Porträts der hervorragendsten Persönlichkeiten beigegeben sind, eine außerordentliche geschichtliche Bedeutung.

A l f r e d T h o ß

May Mathies: „**Bauernbrot**“. Gedichte aus dem Bayer. und Böhmerwald. 63 Seiten. Heinrich Buchner-Verlag, München. Preis 1,20 RM.

Wolfram Brodneier: „**Einkehr und Wandlung**“. Gedichte. 101 Seiten. Propyläen-Verlag, Berlin. Preis 2,- RM.

Karl Hans Böhrer: „**Dem Führer**“. Gedichte. G. Trudenmüller Verlag, Stuttgart. Preis 1,- RM.

May Wegner: „**Wir glauben**“. Junge Dichtung der Gegenwart. 124 S. G. Trudenmüller Verlag, Stuttgart. Preis 2,- RM.

Hans Sponholz: „**Eine Hand voll Erde**“. Erzählungen. 46 S. G. Trudenmüller Verlag, Stuttgart. Preis 1,- RM.

W. Schloß: „**Die große Prüfung**“. Geschichten um einen Kriegsfreiwilligen. 111 Seiten. G. Trudenmüller Verlag, Stuttgart. Preis 2,- RM.

Die Vorliebe, Gedichte oder kurze Geschichten in kleinen feinen Ausgaben herauszubringen, bricht sich mehr und mehr Bahn und kommt dem Bedürfnis des gehegten Arbeitsmenschen, der in geringer Zeit möglichst Wertvolles lesen möchte, dankenswert entgegen. Die hier gebotenen Gedichtsammlungen sind vielseitig und verraten kraftvolle Gestalten. Zumal das Büchlein „Wir glauben“ enthält gesinnungsmäßig viel Gutes und auch dichterisch Reifes. Die Gedichte um den Führer zeigen, wie stark er bereits als mythische Persönlichkeit im Volk eingezogen ist. Die Erzählungen von Hans Sponholz sind schön, tief empfunden und zum Verschenken recht geeignet. Es ist wohl nicht taktlos, zu sagen, daß das Schönste an Wilhelm Schloß' „Die große Prüfung“ das ist, daß man sein eigenstes Kriegserleben ganz stark hinter jedem seiner Worte stehen fühlt. Dies macht den Wert dieses Büchleins für die vielen aus, die es hoffentlich lesen werden.

M a r i e A d e l h e i d R e u ß - z u r L i p p e

Verantwortlich für den gesamten textlichen Inhalt: **Hanns Deetjen**, Berlin-Lichterfelde
Stellvertretender Schriftleiter: **Hans Bodenstedt**, Berlin-Wilmersdorf. Anschrift der Schriftleitung:
Berlin W 8, Friedrichstraße 167/168. Verlag: Verlag Blut und Boden G. m. b. H., Reichsbauernrat Goslar.
Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortlich für den Anzeigenteil: René Busse, Goslar. Anzeigenabteilung:
Goslar, Bäckerstraße 22. Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsnährband Verlags-Ges. m. b. H., Berlin R 4,
Lindenstraße 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7. **Bezugspreis:** Jedes Heft 1,25 RM,
vierteljährlich 3 Hefte 3,50 RM zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postämter
und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar, Postvertrieb ab Berlin.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte keine Gewähr!

Sachgemäße
KALIDÜNGUNG
im Herbst
macht die Pflanzen
durch eine Erhöhung
des Zellsaftgehaltes an
Mineral- und Zuckerstoffen
widerstandsfähiger
gegen die Gefahren
RAUHER WINTER

Wirtschaftlichkeit

7.

*durch regelmässige
Maschinenkontrolle*

Der praktische Wert eines jeden Schleppers steht und fällt mit seiner Betriebsbereitschaft und Betriebssicherheit. In klarer Erkenntnis dieser Momente schuf LANZ schon vor 12 Jahren den Bulldog-Überwachungsdienst. Seine Aufgabe ist, durch einen erstklassigen, fachmännisch gebildeten Ingenieur- und Monteurstab die gelieferten Schlepper in angemessenen Zwischenräumen auf stete Betriebsbereitschaft und Wirtschaftlichkeit zu kontrollieren. Mehr als 12 000 Bulldog-Besitzer haben die Vorteile der LANZ-Überwachung erkannt und sich ihr angeschlossen.

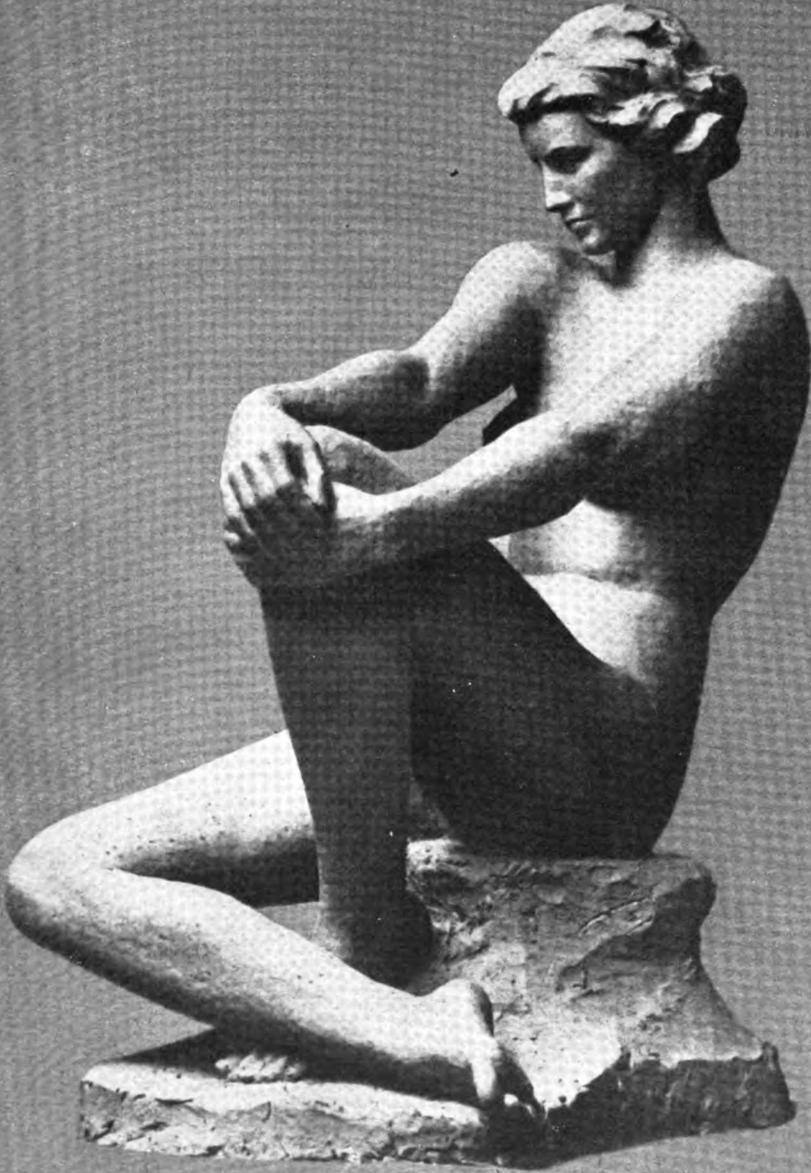
BJ 2005C/VI

LANZ

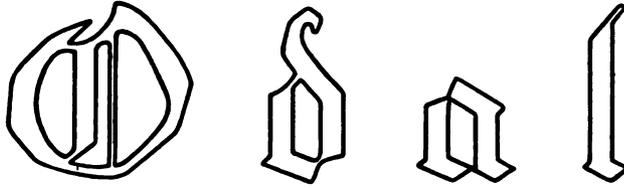
Bulldog

8. 105
29 13

W d a l



Monatsschrift für Blut und Boden
Herausgeber R. Walther Darré
Ausgabe 2
Digitized by Google
November 1940



Monatschrift für Blut und Boden
Herausgeber: R. Walther Darré
Hauptschriftleitung: Hermann Reischle
Für den Gesamtinhalt verantwortlich: Hanns Deetjen

Inhalt

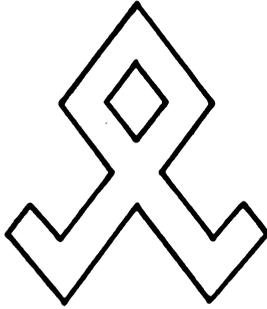
Heft 11 · 9. Jahrgang · November 1940

Zucht als Gebot. Von Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft R. Walther Darré	821	Bauerngut und Bauernblut. Von Prof. Franz Huber	859
Sieben Jahre. Von Dr. Hermann Reischle	837	Boden in Gefahr. Von Prof. Dr. Paul Ehrenberg	869
Bauernsegen. Gedicht von Wolfram Brodmeier. (Mit Genehmigung des Verlages G. Kallmeyer entnommen dem Gedicht- band „Sturm und Beschwörung“)	840	Die Kette. Gedicht von Börries von Münchhausen	878
Die erbhofrechtliche Bodenverfassung als Zuchtgesetz. Neubildung deutschen Bauerntums beim Sippenwechsel von Bauernhöfen. Von Eduard Dellian	841	Der Moorkönig. Erzählung von Otto Hennemann	879
Erbhof und Pacht im Reich. Von Prof. Dr. Hans Merkel	851	Kleine Liebesgeschichten. Erzählung von Josef Martin Bauer	881
Eine volkspolitische Zwischenbilanz. Zur Berufs- und Volkszählung 1939. Von Günther Pacyna	855	Samurai. Gedicht von Dr. Franz Lüdtké	884
		Zucht und Sitte. Von Oberlandwirtschaftsrat Hanns Deetjen	885
		Die Umschau	887
		Die Buchwacht	897

Bildnachweise: Das Titelbild zeigt die „Dampfa“ von Professor Erik Klimsch (Aufnahme: Franz Linhorst). Das Bild „An Sonne und Wind“ nach der Plastik von Professor Erik Klimsch wurde aufgenommen von Berolina-Photo. Die weiteren Einstreubilder in dem Aufsatz R. Walther Darrés stammen von Professor Koppig, Wien. Die Bilder zum Aufsatz „Boden in Gefahr“ stellte der Verfasser zur Verfügung.

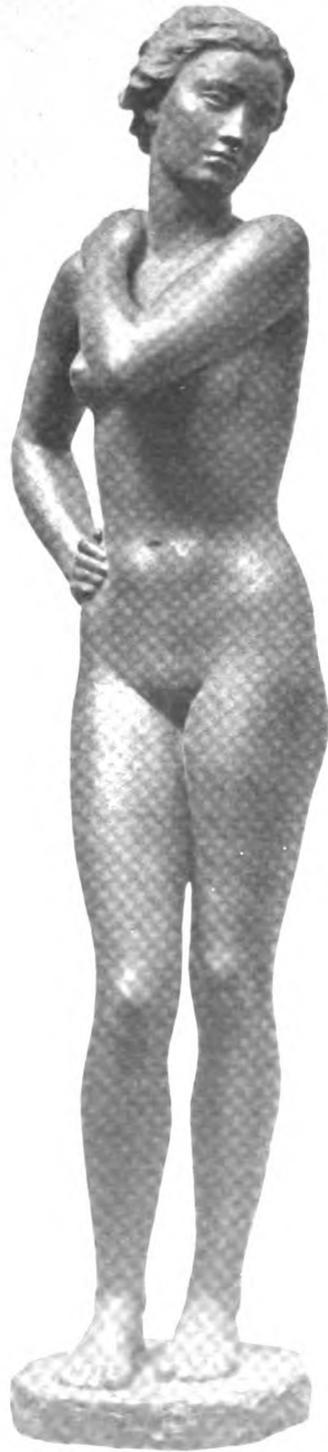


Verlag Blut und Boden / G. m. b. H.
Reichsbauernstadt Goslar / Bäckerstraße 22



Zum erstenmal vielleicht,
seit es eine Menschengeschichte gibt,
ist in diesem Lande die Erkenntnis
dahin gelenkt worden,
daß von allen Aufgaben, die uns gestellt sind,
die erhabenste
und damit für den Menschen heiligste,
die Erhaltung der von Gott gegebenen
blutgebundenen Art ist

Adolf Hitler



R. Walther Darré

Zucht als Gebot

Man kann diesen Aufsatz mit der Frage beginnen: Warum spielt eigentlich das Jüdische Volk eine so entscheidende Rolle in allen Überlegungen des Nationalsozialismus? Es mag zunächst verblüffen, diese Frage gestellt zu bekommen. Tatsächlich rechtfertigen aber alle Umstände, diese Frage zu stellen.

Es wird heute wie selbstverständlich hingenommen, in der Gegnerschaft gegenüber dem Judentum ein Kernstück der nationalsozialistischen Weltanschauung zu sehen. Aber damit ist weder die Frage beantwortet, warum in der nationalsozialistischen Weltanschauung diese Gegnerschaft eigentlich eine solche entscheidende Rolle spielt, noch die andere Frage beantwortet, warum das Jüdische Volk eine solche Sonderstellung in allen Überlegungen des Nationalsozialismus einnimmt.

Der Weltherrschaftsanspruch des Judentums auf Grund seiner Auffassung, das auserwählte Volk Gottes zu sein, ist zwar eine erwiesene Tatsache. Dieser jüdische Anspruch könnte ein Kernstück im politischen Programm der NSDAP. darstellen. Er könnte es etwa so sein, wie - beispielsweise - der Nationalsozialismus alle aus dem „Versailler Diktat“ sich ableitenden Vorherrschaftsansprüche anderer Völker gegenüber dem Deutschen Volke stets grundsätzlich abgelehnt hat und daher diesen Völkern gegenüber auch zu einer bestimmten politischen Haltung gekommen ist. Aber wir Nationalsozialisten lehnen deswegen doch nicht diese Völker als solche ab oder bekämpfen sie gar aus weltanschaulichen Überlegungen grundsätzlicher Art. Wir tun dies aber zweifellos dem Jüdischen Volke gegenüber. Allein an diesem Vergleich wird die Grundsätzlichkeit der ganzen Fragestellung offenkundig.

Man kann die obige Fragestellung auch nicht auf das wirtschaftliche Gebiet verlagern und glauben, daß man die obigen Fragen mit wirtschaftlichen Begründungen beantworten könnte. Eine einfache Überlegung beweist dies. Das Jüdische Volk wurde der deutschen Wirtschaft abträglich, weil es seinem Wesen nach reines Schmarotzervolk verkörpert, d. h. mit ausbeuterischen Eigenschaften ohne Verantwortungsbewußtsein gegenüber der deutschen Volkswirtschaft und ohne werteschaffende Arbeitskraft veranlagt ist. Diese Eigenschaften des Judentums erklären und begründen nun zwar viele wirtschaftspolitische Maßnahmen der deutschen Reichsregierung seit 1933. Aber diese Maßnahmen sind im Grunde noch keine Antwort auf die Frage, warum das Jüdische Volk ein Kernstück in der nationalsozialistischen Weltanschauung darstellt. Die Schmarotzerischen Fähigkeiten hat das Jüdische Volk z. B. auch mit den Zigeunern gemeinsam: Am mit solchen Eigenschaften eines Fremdvolkes fertig zu werden, müßten wirtschaftspolitische, verwaltungsmäßige und polizeiliche Anordnungen der deutschen Staatsführung ausreichen. Deswegen brauchte die Judenfrage aber noch lange kein Kernstück in der nationalsozialistischen Weltanschauung zu sein.

Was aber die Judenfrage für den Nationalsozialisten durchaus entscheidend und grundsätzlich macht, ist die Blutsfrage. Indem das Jüdische Volk für sich und sein Blut eine

Sonderstellung unter den Völkern beansprucht und indem das Jüdische Volk seine Blutsfrage mit seinem Weltherrschaftsanspruch verknüpft, ergibt sich folgerichtig und zwangsläufig für den Nationalsozialismus die Notwendigkeit, diesem auf dem jüdischen Blut aufgebauten Weltherrschaftsanspruch des Judentums eine gesonderte Beachtung zu schenken. Alle Sondereigentümlichkeiten des Jüdischen Volkes erhalten erst hierdurch ein weltanschauliches und damit grundsätzliches Gewicht und zwingen den Nationalsozialismus, die ganze jüdische Frage ebenfalls grundsätzlich und weltanschaulich zu beantworten, auch dort, wo es scheinbar nur um die Politik und um die Wirtschaft geht.

Indem der Nationalsozialismus den Kampf gegen den Oberherrschaftsanspruch des Jüdischen Volkes über das Deutsche Volk aufgenommen hat, mußte der Nationalsozialismus zwangsläufig auch Stellung gegenüber der Blutsfrage einnehmen, weil sich der politische Weltherrschaftsanspruch des Judentums vom Blute her ableitet. In dem Maße, wie der Nationalsozialismus das Jüdische Volk wegen seiner Blutsfrage ablehnen lernte, mußte der Nationalsozialismus die eigene Blutsfrage innerhalb seines eigenen Volkes ebenfalls in die entscheidende Stellung einweisen. Damit ist erklärt, warum von der Blutsfrage her die Gegnerschaft des Nationalsozialismus gegenüber dem Judentum für den Nationalsozialismus zum Kernstück seiner Weltanschauung wird.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft“, so heißt es im „Faust“. Und weil der Nationalsozialist und der Jude - beide - diesen Satz grundsätzlich bejahen, gleichzeitig aber auch zu einer grundsätzlichen Verschiedenheit in der Bewertung ihres Blutes kommen, treten sich auch beide in der Blutsfrage gegenüber. Die Blutsfrage wird eben zu der grundsätzlichen Frage zwischen Nationalsozialismus und Judentum. Wenn ein bekannter Jude gesagt hat, daß die Blutsfrage (Rassenfrage) der Schlüssel zum Verständnis der Weltgeschichte ist, so antwortet der Nationalsozialist, daß er diese Tatsache durchaus erkannt und die Folgerungen für den Nationalsozialismus daraus gezogen hat: Die Blutsfrage ist für einen Nationalsozialisten die Achse und das Kernstück seiner Weltanschauung!

Vielfach wird noch zweifelnd die Frage aufgeworfen, ob der Nationalsozialismus tatsächlich auf dem richtigen Wege ist, die Schlüsselstellung der ganzen jüdischen Frage in der Blutsfrage zu sehen. Darauf ist zu antworten, daß der Nationalsozialismus aus den geschichtlichen Erfahrungen über das Wirken des jüdischen Blutes im deutschen Blute zu seiner gegensätzlichen Einstellung gegenüber dem jüdischen Blute und damit dem Judentum überhaupt gekommen ist und seine Haltung daher zum mindesten mittelbar gerechtfertigt ist. Die Gegnerschaft des Nationalsozialismus gegenüber dem Judentum ist ja nicht als blutleere Theorie in den Köpfen einiger wirklichkeitsfremder Geister entstanden, sondern sie entstand aus der bitterernsten Notwendigkeit heraus, das Deutsche Volk vor dem Untergang zu bewahren und der dabei gemachten Erfahrung, es vor der blutsmäßigen Verseuchung retten zu müssen. Es ist nicht so, daß ein Nationalsozialist die Blutsfrage in der jüdischen Frage entdeckt

hätte. Sondern das Judentum hat durch seine Blutsfrage und seine Haltung in allen Fragen des Blutes den Nationalsozialismus erst gelehrt, in der Blutsfrage die entscheidende Frage des Judentums zu sehen.

Aber die Stellungnahme des Nationalsozialismus in dieser Frage läßt sich auch unmittelbar begründen und aus den Tatsachen ableiten. Man hat dem Deutschen Volk jahrhundertlang vorgeredet, daß das „Wunder des ewigen Juden“, d. h. die Tatsache, daß das Jüdische Volk ewig zu leben scheint, während die anderen Völker, zum mindesten die Völker des Abendlandes, den Gesetzen des Werdens, Seins und Vergehens unterworfen bleiben, auf eine religiöse Auserwähltheit des Jüdischen Volkes zurückgeht. Diese religiöse Auserwähltheit des Jüdischen Volkes wurde uns dann als ein „Wunder“ aufgetischt und daraufhin, eben weil es sich angeblich um ein Wunder handelt, allen gefühlsmäßigen und verstandesmäßigen Überlegungen entrückt.

Oberflächlich gesehen ist es allerdings ein Wunder, daß wir seit zwei Jahrtausenden im Bereich des Abendlandes den Aufstieg und den Niedergang von Völkern sozusagen aktenmäßig, d. h. auf Grund geschichtlicher Quellen, nachzuweisen vermögen, während das mit dem Schicksal dieser Völker in Berührung geratene oder mit ihnen gar schicksalsmäßig verflochtene Jüdische Volk von diesem Völkerzerfall kaum oder gar nicht berührt worden ist. Die Gastvölker des Juden starben, das Judentum selber blieb von dieser Tatsache unberührt. Am Judentum starb jedes seiner Gastvölker, aber noch nie starb der Jude an einem seiner Gastvölker. Dieses Grundgesetz der abendländischen Geschichte ist von vielen Geschichtsforschern längst eindeutig erkannt worden; es ist auch ebenso eindeutig ausgesprochen worden, spricht doch z. B. Mommsen vom Judentum als dem Ferment der Dekomposition. Aber was sich bei diesem eigentümlichen Vorgang vollzogen hat, ist kein „Wunder“, oder erklärt sich gar aus einer religiösen Auserwähltheit dieses Volkes vor allen anderen Völkern. Sondern was sich hierbei klar und eindeutig im Lichte der Geschichte abspielt, das ist ein sehr einfacher lebensgesetzlicher Vorgang, der in dem Augenblick alles Wunderbaren entkleidet ist, sowie man erst einmal lebensgesetzlich zu denken und zu beobachten gelernt hat. Untersucht man die Erscheinung des „Ewigen Juden“ nüchtern und unvoreingenommen einmal auf Ursache und Wirkung hin, dann offenbart sich einem zwar ein fesselndes Spiel lebensgesetzlicher Tatsachen, aber gleichzeitig entkleidet sich die Erscheinung alles Wunderbaren und wird folgerichtig von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende.

Allerdings, in einer Beziehung haben diejenigen recht, welche dieses geschichtliche Wunder des Ewigen Juden auf seine Religion, auf seinen Glauben, zurückführen möchten. Und zwar deswegen, weil die jüdische Religion nichts anderes ist als die in einer Glaubenslehre zusammengefaßte Weltanschauung von den Lebensgesetzmäßigkeiten des Jüdischen Volkes: Das Geheimnis des Ewigen Juden, das ganze geschichtliche Wunder seines offenbar unsterblichen Daseins, geht ganz einfach auf die Tatsache zurück, daß das Judentum die Gesetze seines Blutes zur obersten Richtschnur seines Lebens und zur Achse seiner Religion gemacht hat.

Im folgenden sei gezeigt, daß die Blutsfrage die Achse aller jüdischen Religion ist. Aus Gründen der Raumbeschränkung bringen wir nur das Wesentliche:

1. Gebot der Fortpflanzungspflicht:

1. Mose 1, 28: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan“.

In den talmudischen Ausführungsbestimmungen des Schulchan Aruch, dessen erstes Buch Eben haäfer sich ausschließlich mit dem Eherecht befaßt, wird dieses Gebot dahin erläutert, daß die Versäumung der Fortpflanzungspflicht einem Morde, also der Vergießung jüdischen Blutes, gleichbedeutend sei. Demgemäß treten in ihrer Rangordnung alle jüdischen Vorschriften hinter das Gebot der Fortpflanzungspflicht zurück, wenn sie sich beim einzelnen Juden ebehindernd oder ebehemmend auswirken. Dieser Tatsache kommt eine entscheidende und in jedem Falle grundsätzliche Bedeutung zu.

2. Gebot zur Reinhaltung des jüdischen Blutes:

5. Mose 7, 1-3: „Wenn dich der Herr, dein Gott, ins Land bringet, darenin du kommen sollst, daselbe einzunehmen und austrottet viele Völker vor dir her, die Hethiter, Sirgaster, Amoriter, Kananiter, Pheresiter, Heviter und Jebusiter, sieben Völker, die größer und stärker sind denn du; und wenn sie der Herr, dein Gott, vor dir dahingibt, daß du sie schlägst, so sollst du sie verbannen, daß du keinen Bund mit ihnen machst, noch ihnen Gunst erzeigest. Und sollst dich mit ihnen nicht befreunden; eure Töchter sollt ihr nicht geben ihren Söhnen, und ihre Töchter sollt ihr nicht nehmen euren Söhnen“.

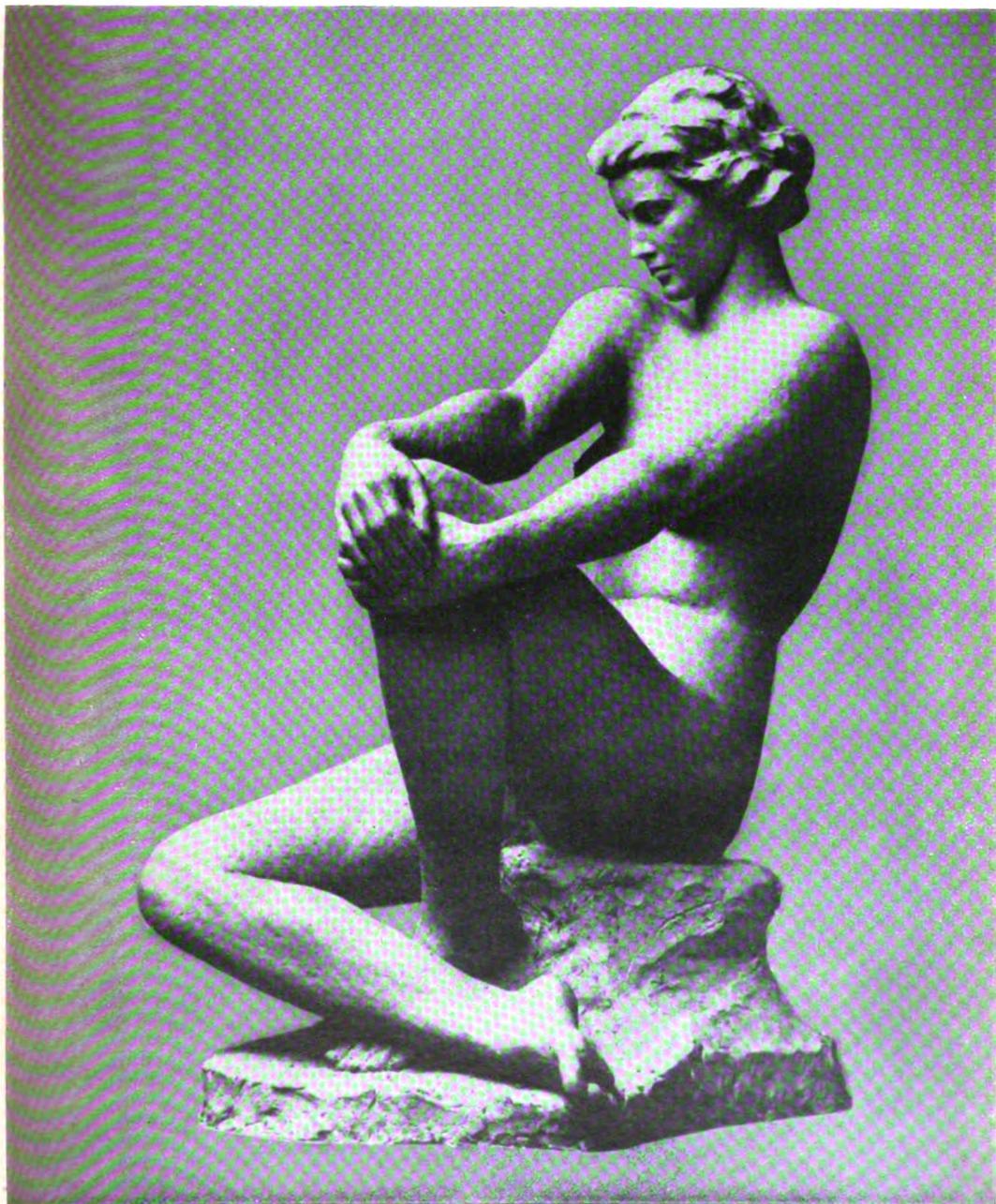
2. Mose 34, 12: „Hüte dich, daß du nicht einen Bund machest mit den Einwohnern des Landes, da du hinein kommst, daß sie dir nicht ein Argernis unter dir werden“.

2. Mose 34, 16: „Und nimmst deinen Söhnen ihre Töchter zu Weibern und dieselben huren dann ihren Göttern nach und machen deine Söhne auch ihren Göttern nachhuren“.

1. Mose 28, 1-2: „Da rief Isaak seinen Sohn Jakob und segnete ihn und sprach zu ihm: Nimm nicht ein Weib von den Töchtern Kanaans. Sondern mache dich auf nach Mesopotamien zu Bethuels, deiner Mutter Vaters Haus und nimm dir ein Weib daselbst von den Töchtern Labans, deiner Mutter Bruders“.

3. Mose 21, 13-21: „Eine Jungfrau soll er (der Priester) zum Weibe nehmen. Aber keine Witwe, noch Verstößene, noch Geschwächte, noch Hure, sondern eine Jungfrau seines Volkes soll er zum Weibe nehmen, auf daß nicht sein Same entheiligt unter seinem Volke, denn ich bin der Herr, der ihn heiligt. Und der Herr redete mit Mose und sprach: Rede mit Aaron und sprich: Wenn jemand deines Samens in eurem Geschlecht ein Fehl ist, der soll nicht hinzu treten, daß er das Brot seines Gottes opfere. Denn keiner, an dem ein Fehl ist, soll herzu treten; er sei blind, lahm, mit einer seltsamen Nase, mit ungewöhnlichem Glied. Oder der an der Hand oder Fuß gebrechlich ist, oder höckrig ist, oder ein Fell auf dem Auge hat, oder scheel ist, oder den Grind oder Flechten hat, oder der gebrochen ist“.

Die Nichtbeachtung dieser Gesetze zur Reinerhaltung des jüdischen Blutes wird von den Propheten als Ursache aller Plagen, welche die Juden nach ihrer Aus-



Freig Klimsch

Olympia

treibung aus Agypten und während ihres Marsches durch die Wüste betroffen hat, angeführt. Besonders Esra und Nehemia griffen die nach mehreren Jahrhunderten vergessenen und von den Juden kaum noch beachteten Bluts Gesetze wieder auf.

Esra 9,12: „So sollt ihr nun nicht eure Töchter ihren Söhnen geben und ihre Töchter nicht für eure Söhne nehmen“.

Esra 10,2: „Wir haben treulos gehandelt gegen unseren Gott und haben fremde Weiber aus den Völkern des Landes heimgeführt. . . . So laßt uns jetzt einen Bund machen mit unserem Gott, daß wir alle Weiber und die von ihnen geboren sind, hinaustun, nach dem Räte meines Herrn und derer, die da zittern vor dem Gebote unseres Gottes, und es soll nach dem Gesetz gehandelt werden“.

Nehemia 9,2: „Und der Same Israels sonderte sich ab von allen Kindern der Fremde“.

Nehemia 13,30: „Und so reinigte ich sie von allem Fremden“.

Der Geschichtschreiber der Juden, Graetz, bestätigt, daß diese Rassengesetze auch noch heute wirksam sind, wenn er schreibt: „Die Gesetzgebung von Esra und Nehemia hat einen festen Grund für einen Bau gelegt, der Tausenden von Jahren trocken sollte“.

Im Eben haäßer wird ebenfalls die Forderung aufgestellt, keine Frau zu heiraten, die nicht von einer reinen israelitischen Familie herkommt, in deren Familie sich vielleicht ein Bastard (Mamser) oder sonst dergleichen eingeschlichen hat. Besonders streng wurde das Gebot der Bluterhaltung für die Priesterehe gehandhabt, und die Rabbiner treten geradezu als Hüter der Blutsreinheit auf. Aber auch Fragen der Gefunderhaltung des jüdischen Blutes - Eugenik oder Volksaufartung würden wir heute sagen - finden sich im Eben haäßer klar beantwortet. Im jüdischen Eherecht des Eben haäßer gibt es zahlreiche Vorschriften, die dem Juden die Verheiratung mit Taubstummen, Betrunknen, Verschnittenen, Geschlechtlosen und Mißgeburten - alles auf jüdische Vollblutehen bezogen - untersagen und Verlobnisse mit solchen Personen für ungültig erklären. Kinderlosigkeit ist ein Scheidungsgrund.

Die Verquickung des jüdischen Zuchtgebotes mit den jüdischen Lebensgesetzen und der jüdischen Religion findet sich als Voraussetzung, Mittel und Zukunftsverheißung im Alten Testament ebenfalls eindeutig ausgesprochen. Die Verheißung, daß der Same Israels gesegnet und sich über die ganze Erde ausbreiten soll, findet sich in den Büchern Moses mehrfach und in verschiedenem Wortlaut.

Beispiele:

1. Mose 28, 14: „Und dein Same soll werden wie der Staub auf Erden und du sollst ausgebreitet werden gegen Abend, Morgen, Mitternacht und Mittag, und durch deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet sein“.

1. Mose 13, 6: „Und will deinen Samen machen wie den Staub auf Erden. Kann ein Mensch den Staub auf Erden zählen, der wird auch deinen Samen zählen“.

1. Mose 22/16, 17: „Ich habe bei mir selbst geschworen, spricht der Herr . . . daß ich deinen Samen segnen und mehren will wie die Sterne am Himmel und wie Sand am Ufer des Meeres, und dein Same soll besitzen die Tore der Feinde“.

1. Mose 26/4: „Und will deinen Samen mehren wie die Sterne am Himmel und will deinem Samen alle diese Länder geben. Und durch deinen Samen sollen alle Völker auf Erden gesegnet sein“.

Aber das Judentum begnügt sich durchaus nicht nur mit der Reinerhaltung, der Hege und Pflege seines jüdischen Blutes. Sondern das Jüdische Volk kennt die unheimliche Macht des Blutes in allen seelischen Fragen und weiß, daß der Mischling im Grunde seiner Seele immer ein zwiespältiger Mensch sein wird, dessen Wollen unsicher ist und dessen Tatkraft daher sich im Zwiespalt seines eigenen Ichs bricht. Diese Zwiespältigkeit und innere Zerrissenheit des Mischlings braucht nun der Jude, um Nichtjuden beherrschen zu können: Daher wird folgerichtigerweise für den Juden die zielbewußte Zersetzung des nichtjüdischen Blutes geradezu eine jüdische Aufgabe, die jedem Juden wie eine religiöse Pflicht auferlegt ist.

Der Jude erreicht hierbei sein Ziel mittelbar, indem er den nichtjüdischen Völkern das Bewußtsein vom Werte des reinen Blutes verwirrt, möglichst ihnen sogar das Wissen vom Wert des reinen Blutes nimmt: und er erreicht sein Ziel unmittelbar, indem er ganz planmäßig das Blut der anderen Völker der Vermischung zuführt. So muß man beim Jüdischen Volke geradezu von einem Gebot und von Vorschriften zur Verseuchung nichtjüdischen Blutes sprechen. Wir bringen hierfür Beispiele: Im Eben haäfer werden alle nichtjüdischen Mädchen als Huren bezeichnet. Die Mischehe wird Hurerei (Konkubinat) genannt, was sich mit der Tatsache deckt, daß im Talmud die Nichtjuden Tiere oder Affen genannt werden. Jedem Juden ist der Geschlechtsverkehr mit einer Nichtjüdin erlaubt, soweit dadurch nicht jüdisches Blut in Gefahr gerät. Außerehelicher Geschlechtsverkehr mit einer Nichtjüdin wird nach dem Talmud für den im jüdischen Sinne verheirateten Juden nicht als Ehebruch angesehen. Diese Vorschrift hat nur einen Sinn, wenn man weiß, daß immer nur das Weib und niemals der Mann ein Kind unbekanntem oder unerwünschten Blutes heimlich das Licht dieser Welt zu erblicken lassen vermag; wer der wirkliche Vater eines Kindes ist, weiß letzten Endes immer nur die Mutter des Kindes, während die mit unerwünschten Frauen gezeugten Kinder eines Mannes in ihrer Abkunft von der Mutter Seite her stets offenkundig sind.

Desgleichen finden die obengenannten erbgesundheitlichen Vorschriften auf Nichtjuden keine Anwendung. Bezeichnenderweise wird Nichtjuden, die zur jüdischen Religionsgemeinschaft übertreten, dies zwar erleichtert, allein, ihr und ihrer Nachkommen Schicksal hängt wesentlich davon ab, ob sie sich den jüdischen Blutgesetzen unterwerfen, und ob die Söhne durch Heirat mit Vollblutjüdinnen sich der jüdischen Blutsgemeinschaft einzuschmelzen versuchen. Aber die Töchter aus solchen - sagen wir: „Vorhof-Ehen“ - (Vorregister-Ehen möchte man sie nennen, wenn man gebräuchliche Fachausdrücke der Tierzucht anwenden wollte) - gelangen üblicherweise trotzdem nicht zur Verehelichung mit den Abkömmlingen der alten jüdischen Vollblutgeschlechter: sie bleiben in der jüdischen Auffassung noch nach Generationen eine Gefahr für das erlauchte Blut der jüdischen Vollblutgeschlechter, welches reinblütig zu erhalten zu

den Obliegenheiten der Leviten (erbliches Priester Geschlecht) gehört. Denn, wie der Jude Martin Buber (Drei Reden über das Judentum) betont: „Das Blut ist die tiefste Machtschicht der Seele“.

Zusammenfassend dürfen wir also sagen: Von seinem Blute aus regelt der Jude das Verhältnis seiner Blutsgenossen untereinander wie auch das Verhältnis des Jüdischen Volkes oder einzelner seiner Mitglieder zu ihrer jeweiligen Umwelt.

Indem der Jude es versteht, beim Nichtjuden das Bewußtsein vom Wert des Blutes zu verwirren oder in Vergessenheit geraten zu lassen, er selber aber gleichzeitig die Lebensgesetzlichkeiten seines eigenen Blutes peinlichst achtet, erhält er seinem Volk das ewige Leben. Der „Ewige Jude“ ist also eigentlich kein „Wunder“. Er ist als Erscheinung lediglich das folgerichtige Ergebnis einer sehr nüchternen Befahrung der in diese Welt gesetzten Ordnungen des Blutes, welche das Jüdische Volk zugunsten des jüdischen Blutes anzuwenden verstanden hat. Es spricht für die Schlaueit des Judentums und bestätigt nur unsere eigene Harmlosigkeit in diesen Fragen des Blutes, wenn wir uns bisher diese einfachen lebensgesetzlichen Zusammenhänge vom Judentum als „Auserwähltheit“ haben aufschwätzen lassen.

Die eiserne Folgerichtigkeit, mit welcher der Jude alles und jedes unter die Lebensgesetzlichkeit seines Blutes stellt und diese Haltung zur Religion erhebt, hat etwas Gewaltiges an sich. Den einzelnen Juden mögen die Auswirkungen oftmals un menschlich und grausam treffen. Für das Jüdische Volk als Ganzes gesehen ist aber seine bedingungslose Unterwerfung unter das Gebot der Zucht von entscheidender Wirkung in seiner eigenen und in der Geschichte der Menschheit gewesen. Das Jüdische Zuchtgesetz ist der Schlüssel zur Enträtselung des Rätsels vom Ewigen Juden. Wenn es wahr ist, daß der jüdische Gott den Samen Israels gesegnet hat, dann hat er ihn nur deshalb gesegnet, weil Israel sich bedingungslos den Lebensgesetzen seines jüdischen Samens zu unterwerfen gewillt gewesen ist und diese Unterwerfung zur bedingungslosen Richtschnur seines Lebens in allen Lebenslagen gemacht hat. Gewiß, das jüdische Blut verlangt vom einzelnen Juden seinen Preis; entscheidend aber ist, daß das jüdische Blut diesen Preis vom Jüdischen Volk auch erhält. Das Jüdische Volk ist kein auserwähltes Volk im Sinne einer gottgewollten Vorrangstellung gegenüber anderen Völkern, sondern es ist nur ein kluges Volk, welches die Lebensgesetzlichkeiten seines Blutes zur Grundlage seines Volksrechtes und seiner völkischen Weltanschauung zu machen verstanden hat und dieses alles in seiner Religion zu verankern wußte.

Diese grundsätzliche Einstellung des Judentums seiner Blutsfrage gegenüber bedingt auch die Grundsätzlichkeit der Blutsfrage im Nationalsozialismus. Die Härte der Entschlossenheit, mit welcher der Antipode des Nationalsozialismus, das Judentum, sich den Lebensgesetzen des jüdischen Blutes unterwirft und diese Lebensgesetze zum Grundplan der jüdischen Weltherrschaftsträume macht, zwingt den Nationalsozialismus zu einer entsprechenden Haltung in der Frage des Blutes. Diese Erkenntnis ist entscheidend und wichtig, weil sie bereits in der Voraussetzung jeden Irrtum über die grundsätzliche Bedeutung der Blutsfrage in der nationalsozialistischen Weltanschauung unterbindet.

Es muß immer wieder klar hervorgehoben werden: Die Blutsfrage ist keine Nebenfrage oder gar nur eine geistige Spielerei weniger Gruppen innerhalb des

Nationalsozialismus: Die Blutsfrage ist die Achse aller nationalsozialistischen Weltanschauung. Der Schöpfer des Nationalsozialismus, unser Führer Adolf Hitler, hat sich hierüber auch so eindeutig und klar ausgesprochen, daß eigentlich keine Zweifel hierüber zu entstehen brauchen. Man kann nicht Nationalsozialist sein und gleichzeitig glauben, einer Stellungnahme in der Blutsfrage geistig, seelisch oder in der Wirklichkeit unseres Daseins ausweichen zu können.

In den alten nationalsozialistischen Kreisen wird man auch kaum noch einem Zweifel darüber begegnen, daß die Gegnerschaft des Nationalsozialismus dem Judentum gegenüber seine Wurzeln in der Blutsfrage hat und daß alle politischen, kulturellen, wirtschaftspolitischen und sonstigen Maßnahmen des Nationalsozialismus von hier aus ihren Anfang nehmen und ihre Begründung finden. Die Schwierigkeiten tauchen aber für Nationalsozialisten an einer ganz anderen Stelle auf, nämlich dort, wo man die Folgerungen aus dieser ablehnenden Haltung gegenüber dem jüdischen Blute in bezug auf das Lebensgesetz des deutschen Blutes ziehen will. Es entsteht damit nämlich die schwerwiegende Frage, welche Haltung man den Lebensgesetzlichkeiten des eigenen Blutes gegenüber einnehmen will oder muß. Ein Beispiel aus dem Gartenbau möge diese Fragestellung bildlich erläutern: Man ist sich sozusagen darüber klar, was man säen muß, aber damit ist noch nichts darüber gesagt, was man in seinem Garten pflanzen und hegen soll.

Nun sagt zwar G. R. Ritter ganz richtig: „Wichtiger als das Richtige zu tun, ist schon oft, das Falsche nicht zu tun!“ Der Nationalsozialismus befolgt im Bereich der jüdischen Frage diesen Grundsatz auch schon lange, staatsrechtlich insbesondere seit den Nürnberger Gesetzen. Der Nationalsozialismus unter Adolf Hitler hat nach der Machtübernahme im Jahre 1933 Zug um Zug und eindeutig eine Scheidewand zwischen jüdischem Blute und deutschem Blute errichtet. Es ist kein Zweifel, daß damit die Entjudung des Deutschen Volkes in blutsmäßiger Beziehung eingeleitet und gemäß dem Gesetz, nach welchem dieser Vorgang eingeleitet worden ist, sich fortlaufend weiterwirkend verwirklichen wird. Die Entjudung des deutschen Blutes wird zwar ihre Zeit gebrauchen. Alle Fragen des Blutes sind ja Fragen, welche Geschlechterfolgen hindurch beantwortet werden müssen und sind keine Aufgaben zeitgenössischer Erledigungen. Hierin geht es dem Deutschen Volke im ganzen so, wie es dem einzelnen Deutschen als Gärtner, als Landwirt oder als Forstwirt geht: man kann Maßnahmen einleiten, man kann sie dann hegend und pflegend betreuen, man kann säend diese Bemühungen unterstützen, aber man kann die Gesetzhaltungen des Lebens dadurch nicht ändern und muß sich in Geduld fassen lernen. Die Gesetze des Lebens haben ihre Zeit und brauchen ihre Zeit. Die Techniker haben es darin bequemer; sie arbeiten stets nur mit dem toten Stoff, den sie nach Belieben und Leistungsfähigkeit umwandeln können. Der tote Stoff hat noch nirgends dem schöpferischen Menschen unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt. Aber die Gesetze des Lebens hat der Mensch noch nicht entthront. Wenn der Mensch das Leben meistern will, muß er sich dessen Gesetzen unterwerfen. Noch kein Mensch hat sich aus dem Rhythmus des Lebens ausschalten können, ohne im gleichen Augenblick das Leben auszuschalten. Solange der Mensch lebt, kann er sich aus dem ewigen Kreislauf des Seins nicht loslösen. Diese Erkenntnis ist nicht neu, sie ist uralte, und sie ist eine eherne Begebenheit unseres menschlichen Daseins auf dieser Erde.



Kunstaufnahme von Prof. X. Koppig

Doch zurück zur jüdischen Frage! Jede Ablehnung birgt eine Befähigung in sich. Denn, wenn ich weiß, daß ich etwas nicht will, setzt dies voraus, daß ich dann auch einmal weiß, was ich will. Im Bereich des Lebens kann man nicht in der Verneinung beharren, sondern muß sich zu einer Befähigung aufraffen mit der gleichen Kraft und der gleichen Entschlossenheit, welche man der Verneinung zukommen läßt. Ein Beispiel: Adolf Hitler überwand nicht das parlamentarische System jüdischer Demokraten, weil er es verneinte, sondern er überwand es, weil er der unverantwortlichen und unperfönlischen Mehrstimmigkeit eines solchen Parlaments das verantwortungsbewußte Führertum seiner Persönlichkeit gegenüberstellte: Adolf Hitler stellte einem falschen Grundsatz des Lebens einen richtigen Grundsatz des Lebens gegenüber. Und weil sein Grundsatz den Lebensgesetzmäßigkeiten seines Volkes entsprach, deshalb siegte er auch.

Wenn wir wissen, daß der Kraftquell des Jüdischen Volkes die Heiligung seines jüdischen Blutes ist, dann können wir als Deutsches Volk dem Jüdischen Volke auf die Dauer nur entgegentreten und auch auf die Dauer nur entgegenwirken, wenn wir mit der gleichen Entschlossenheit, mit der das Jüdische Volk sich den Lebensgesetzen seines Blutes unterworfen hat, das Blut unseres Volkes heiligen, d. h. es befehen und uns seinen Lebensgesetzen unterwerfen. Wenn wir das jüdische Blut ablehnen, müssen wir wissen, welcherlei Art das Blut des Deutschen Volkes ist und was wir hieran befehen sollen oder wollen, denn das eine bedingt das andere.

Es ist ein Grundgesetz allen Lebens schlechthin, daß alles Lebendige nur gesund zu erhalten ist, wenn es der ewigen Auslese unterworfen bleibt. Leben kennt keinen Stillstand, sondern ist ewige Bewegung. Stillstand ist Tod! Das Deutsche Volk lebt nicht ewig, wenn es sich nicht der ewigen Auslese und Vermehrung seines als wertvoll erkannten Blutes unterwirft. Der Nationalsozialismus überwindet niemals das Jüdische Volk, wenn er nicht dem Blute seines Volkes die gleiche Aufmerksamkeit widmet, wie es das Jüdische Volk seit Jahrtausenden der Frage seines jüdischen Blutes gegenüber tut.

Sich den Lebensgesetzen seines Blutes unterwerfen, heißt aber grundsätzlich den Begriff der Zucht zu befehen, und zwar sowohl im buchstäblichen, wie im grundsätzlichen, wie im allgemeinen Sinne des Wortes. Kein Mensch kann geboren werden, ohne daß zwei Menschen zusammenkommen, um einem Kinde das Leben zu schenken. Nach welchen Gesetzen aber sich die Menschen hierfür zusammenfinden und welcher Art sie dabei sind, entscheidet die Entwicklungsrichtung unseres Blutes in die Zukunft hinein. Denn das Blut fließt in die Zukunft hinein, wie ein Strom zu fernem, unbekanntem Gestaden. Da stets zwei Menschen einem Menschen das Leben schenken, so greift jede Paarung zum Zwecke der Erzeugung eines Kindes in das Wesen und die Art der kommenden Geschlechter unmittelbar ein und bestimmt deren Blut.

Laufend entsteht so die Schicksalsfrage an den verantwortungsbewußten Nationalsozialisten, welche Menschen sich eigentlich zusammenfinden sollen, um die kommenden Geschlechter lebendig werden zu lassen. Hiervon wird das Gesicht unseres Volkes in den kommenden Jahrhunderten geprägt werden. Eine solche Befähigung erbwertlicher (blutwertlicher) Anlagen innerhalb unseres Volkes und die bewußte und verantwortungsbewußte Auswertung im Hinblick auf die deutsche Zukunft ist aber bereits Zucht in des Wortes ureigenster Bedeutung. Im Zusammenhang mit unserer Betrachtung über die Bedeutung der Blutsfrage beim Jüdischen Volke können wir

dies aber auch folgendermaßen ausdrücken: Die Befahrung des Zuchtgedankens für das Deutsche Volk ist die Antwort und der Gegenangriff des Nationalsozialismus auf den Welt-herrschaftsanspruch des jüdischen Blutes und seiner jüdischen Zuchtgesetze.

In dieser Beziehung begegnet man zweierlei Einwänden häufiger. Es ist einmal die Sorge, ob die Befahrung des Zuchtgedankens und damit des Blutsgedankens innerhalb unseres Volkes nicht die gerade erst gewonnene Einheit unseres Volkstumsbegriffes wieder zerstört, zum anderen die Frage, was denn blutsmäßig gesehen in unserem Volk gehegt und gepflegt werden soll, mit anderen Worten, woraufhin der Zuchtgedanke innerhalb unseres Volkes eigentlich ausgerichtet werden soll.

Was den ersten Einwand anbetrifft, so ist hierauf zu erwidern: Die französische Revolution von 1789 führte in ihren Auswirkungen, insbesondere durch Napoleon I., den Begriff der „Nation“ ein. Zwar war der Begriff „Nation“ damals durchaus bekannt, aber durch die liberalen „Ideen von 1789“ erhielt er einen völlig neuen Begriffsinhalt. Dieser damals also durchaus revolutionäre Begriff der „Nation“ überwand aber noch nicht die zu jener Zeit herrschenden Dynastien als solche, und zwar weder ideenmäßig noch tatsächlich. Und zwar insbesondere deshalb nicht, weil Napoleon I. selber, der Zertrümmerer von Dynastien, dem revolutionären Gesetz der „Nation“, nach welchem er für seine Person angetreten war, nicht treu bleiben konnte oder wollte und durch seine Krönung zum Kaiser die Dynastie als Idee und als Einrichtung wieder über die Idee der Nation stellte. Die Kaiserkrönung Napoleons I. mag von politischen Zweckmäßigkeitsbetrachtungen bestimmt gewesen sein, ihre Tatsache aber schuf jene Zweifelhait der Ideen, Begriffe und Einrichtungen, die sich mit den Worten „Dynastie“ und „Nation“ kennzeichnen lassen. Das Europa des XIX. Jahrhunderts ist erfüllt von dem Versuch, beide Begriffe miteinander in Einklang zu bringen. Es ist dies dem XIX. Jahrhundert aber nicht gelungen. Am allerwenigsten gelang dies innerhalb des deutschen Lebensraumes, wo „Nation“ und „Dynastie“ schließlich geradezu zu politischen Gegensätzen wurden, was sich dann ja in den revolutionären Explosionen des Jahres 1848 eindeutig offenbarte. Fast zwangsläufig entwickelte sich in dem deutschen Lebensraum der Volkstumsbegriff vom deutschen Menschentum her. Das geschah ursprünglich fast ungewollt, weil man dem „Kaiser Napoleon“ gegenüber weder mit nationalen noch mit dynastischen Begriffen seine eigene deutsche Art zum Ausdruck zu bringen vermochte. Man mußte einen Begriff finden, welcher über die politischen Begriffe der Nation und der Dynastie hinweg dasjenige Menschentum, das sich zusammengehörig fühlte, zusammenzufassen gestattete. Damals entstand neu der an und für sich uralte Begriff vom deutschen Volkstum. „Volkstum“ konnte aber nur vom Blute her bestimmt und begriffen werden, wenn es überhaupt einen Sinn erhalten und - behalten wollte.

Napoleon I. führte zwar den Begriff der Nation zum Siege, obgleich er die Dynastien nicht überwand, sondern diese ihn überwand. Aber seine Siege lösten in Deutschland die Wiederentdeckung des deutschen Volkstumsbegriffes aus und leiteten damit die völkische Revolution Deutschlands ein. Man braucht z. B. nur von Friedrich Ludwig Jahn sein im Jahre 1810 erschienenenes Werk „Deutsches Volkstum“ zu lesen, um den Beweis hierfür zu erhalten. Männer wie Scharnhorst, Freiherr vom Stein, Gneisenau, Ernst Moritz Arndt und nicht zum wenigsten Clausewitz

beweisen in ihren geistigen Werken ihre innige Verbundenheit mit dieser Bewegung des Turnvaters Jahn. Der Stab des Feldmarschalls von Blücher wird während der Befreiungskriege 1813/15 geradezu zum Kristallisationspunkt dieser geistigen Revolution um die Erneuerung des deutschen Volkstums. Um diesen Kern geistig bedeutender Männer gruppieren sich in vielfältiger Zahl die Vertreter der „Romantik“, als deren letzten Ausläufer man Richard Wagner nennen kann. Wenn nach dem Zusammenbruch Deutschlands im Jahre 1918 ein Jude sagen konnte, daß die deutsche Romantik die Pest des XIX. Jahrhunderts war, dann sollte uns dieser unbedachte Ausspruch eines Juden mehr zu denken geben als dickleibige Wälzer über die deutsche Romantik als solche.

Durch das ganze XIX. Jahrhundert ziehen sich diese politischen und geistigen Auseinandersetzungen hin. Im ewigen Streit der Meinungen ringen die Begriffe „Nation“, „Volk“ und „Dynastie“ um ihre Geltung. Erst in unserem Jahrhundert, im Nationalsozialismus Adolf Hitlers, erleben wir den Durchbruch der Idee des Volkes und damit den Sieg des Volkstumsbegriffes. Auf dieser Befahrung der Volkstumsfrage hat der Nationalsozialismus als politische Lehre aufgebaut.

Damit hat aber der Nationalsozialismus sein Gesetz auf dem Gesetz des Blutes aufgebaut. Mögen daher auch die Blutsfragen innerhalb unseres Volkes im einzelnen noch umstritten sein: der Nationalsozialismus muß und wird auch diesen Engpaß umstrittener Fragestellungen überwinden, um sich selber getreu zu bleiben. Der Nationalsozialismus ist seiner Lehre und seinem Wesen nach ein Staatsgedanke des Blutes. Der Nationalsozialismus hat daher gar keine andere Wahl als die, der Tatsache ins Auge zu sehen, daß der Staatsgedanke des Blutes das Schicksal des Nationalsozialismus ist.

Den anderen Einwand oder besser die Frage, was denn blutsmäßig gesehen in unserem Volke gehegt und gepflegt werden soll, mit anderen Worten, woraufhin der Zuchtgedanke innerhalb unseres Volkes eigentlich ausgerichtet werden muß, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, ist verhältnismäßig einfach zu beantworten.

Das Bekenntnis zum Blute schließt innerhalb des Deutschtums das Bekenntnis zum Germanentum ein. Denn das Deutschtum ist auf dem Mutterboden des Germanentums erstanden und erlischt sichtbarlich dort, wo dieses germanische Blut verfließt. Dies festzustellen, bedeutet nicht, zu bestreiten, daß romanisches, gallisches und slawisches Blut ebenfalls am Bilde des geschichtlichen und heutigen Deutschtums mitgewirkt haben. Es bedeutet auch nicht, daß Deutschtum und Germanentum dasselbe sei oder sein müßte. Aber es besteht der unzweifelhafte Erfahrungssatz der Geschichte, daß das Deutschtum immer dann erlischt, wenn sein germanischer Blutsbestandteil erloschen ist. Es besteht mithin eine Wechselwirkung und gegenseitige Abhängigkeit von Germanentum und Deutschtum, die es rechtfertigen, das Deutschtum blutsmäßig auf das Germanentum zurückzuführen.

Die Feststellung ungermanischer Blutsbeimischungen an dem Erscheinungsbild eines bedeutenden Deutschen sind kein Beweis gegen den Wert des germanischen Grundstockes im deutschen Blute. Solche Feststellungen beweisen zunächst noch gar nichts über den Wert oder Unwert dieser Blutsbeimischungen; sie beweisen nur, daß solche

Deutsche mit derartigen ungermanischen Blutseinschlägen fertig geworden sind. Es ist dabei völlig gleichgültig, wie und warum der Betreffende mit seinen ungermanischen Blutseinschlägen fertig geworden ist. Die Tatsache als solche ist entscheidend, nicht der Vorgang. Es hat noch niemand den Beweis erbracht, daß ein großer Deutscher nicht auch deutschen Blutes gewesen wäre, mindestens vorwiegend deutsche Vorfahren gehabt hat. Deutsches Blut ist aber stets mit germanischem Blute weitestgehend oder völlig gleichzusetzen.

Voraussetzung, Entwicklungsmöglichkeiten und damit die Zukunft unseres Deutschen Volkes sind zweifellos an sein germanisches Blut gebunden. Für unsere vorliegende Betrachtung ist damit die Blickrichtung auf das germanische Blut - oder wie man heute sagt: das Blut der Nordischen Rasse - gegeben. Außerhalb unserer Betrachtung lassen wir die Frage, welches nichtdeutsche Blut ungermanischer Herkunft innerhalb unseres Volkskörpers ohne Gefahr für seine schöpferischen Fähigkeiten aufgesogen werden kann bzw. werden könnte. In dieser Beziehung ist unser Wissen über diese Fragen noch lange nicht abgeschlossen. Alles ist noch im Fluß, und täglich, so könnte man sagen, erleben wir neue Erkenntnisse. Gerade ein Blick auf die preußische Geschichte beweist die auslesende und damit prägende Kraft eines artgemäßen Staatsgedankens und mahnt dazu, die gestaltenden Kräfte der Seele und des Geistes im Staatsleben nicht zu gering einzuschätzen. Der preußische Staatsgedanke, wie er vom Ritterorden nach Deutschlands Ostgrenze gebracht wurde, ist ursprünglich durchaus nicht germanisch in seinem Wesen. Aber indem ihn die großen Hohenzollern aufgriffen und eindeutschten, konnte das Deutschtum über diesen preußischen Staatsgedanken sich wieder die Freiheit erkämpfen, um wieder einen deutschen Reichsgedanken zu gestalten.

Wir bekennen uns also in züchterischer Hinsicht zum germanischen Blutsbestandteil innerhalb unseres Volkskörpers, oder, wie es schon gesagt wurde: zum Blute der Nordischen Rasse. Wir wissen, daß alles, was wir als deutsche Kultur seit zwei Jahrtausenden verehren, auf dieses Blut zurückgeht, und wir wissen heute auf Grund der neuesten Forschungsresultate der Wissenschaft über die Vererbungslehre, daß auch noch in den folgenden Jahrtausenden alle deutsche Kultur auf dieses Blut zurückgehen wird, wenn das Deutschtum sich lebendig erhalten will. Keinerlei Maßnahme gesetzlicher oder eigenmächtiger Art wird uns je gestatten, diese ehernen Lebensgesetze zu mißachten, zu betrügen oder zu umgehen.

Vielen von uns ist es heute noch durchaus un bequem und unangenehm, derartige unerbittliche Lebensgesetze des Blutes in ihre Vorstellungswelt und ihr Denken aufzunehmen und daraus die Folgerungen zu ziehen. Viele unter uns sind noch umfangen von dem Fortschrittsrausch, den die germanischen Völker des Abendlandes in Wirtschaft, Wissenschaft und Technik während der letzten 250 Jahre miterlebt haben. Man hat sich so an den Begriff des Fortschritts gewöhnt, daß er gewissermaßen zum festen Bestandteil des Denkens geworden ist. Man vergißt ganz, daß dieser „Fortschritt“ sich stets nur auf die Lebensäußerungen des Menschen bezog, aber nirgends die Lebensgesetze des Menschen berührte. Man erhofft daher um der eigenen Bequemlichkeit und auch - Denkfaulheit willen, daß der menschliche Geist schon irgendwie Mittel und Wege finden wird, um auch die Unerbittlichkeit eherner Blutgesetze zu umgehen. Man gibt sich dabei gerne der Selbsttäuschung hin, als ob der Bereich unserer wissenschaftlichen und technischen Erfindungen uns einmal die Mög-



Kunstaufnahme von Prof. X. Koppig

lichkeit geben würde, die ehernen Gesetze des Lebens zu mißachten. Das ist aber ein grober Irrtum in bezug auf die lebensgesetzlichen Tatsachen:

Wir mögen erfinden, was immer wir wollen: Aus dem ehernen Gesetz des ewigen Kreislaufes menschlichen Geborenwerdens, menschlichen Seins und menschlichen Vergehens kommen wir dadurch nicht heraus. Wir sind Deutsche kraft unseres germanischen Blutes. Dieses germanische Blut ist die Voraussetzung unseres Daseins, ist das, was einmal entstanden ist und seit nunmehr zwei Jahrtausenden unsere deutsche Kultur trägt. Es gibt daher keine deutsche Entwicklung, die nicht diese Voraussetzung unseres Blutes besaht und von dieser Voraussetzung ausgeht.

Die Entwicklungsmöglichkeiten unseres deutschen Blutes sind aber ausschließlich Fragen der Lebensgesetze dieses Blutes. Welches die Lebensgesetze dieses Blutes sind, wissen wir heute nur zu einem Teil. Wenn dem nicht so wäre, dann brauchten wir auch nicht die große Zahl von Ärzten und die für diese geschaffenen Lehrstühle, Schulen und Hochschulen, welche nichts anderes tun, als zu versuchen, hinter die Geheimnisse dieser Lebensgesetze zu kommen. Was wir einigermaßen sicher wissen, ist die Tatsache der Vererbung von Eigenschaften. Die Vererbungslehre ist aber auch nur ein Teil innerhalb des Lebensgesetzes unseres Blutes. Immerhin ist die Vererbungslehre die Voraussetzung und Achse aller Befahrung der Blutgesetze.

Es gibt heute viele Menschen, denen es durchaus genügt, auf die Abstammung eines Menschen zu achten. Wenn diese Abstammung bekannt ist, dann - so folgern sie - ist dies ein ausreichender Freibrief für alle Blutsfragen und benötigt keine weiteren Überlegungen in züchterischer Hinsicht oder benötigt gar den vielen so unbequemen, weil neuartigen Zuchtgedanken als solchen. Diese gedankliche Folgerung ist richtig und unrichtig zugleich! „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“, sagt ein altes Wort, allein, damit ist noch lange nicht gesagt, was aus solchem Apfel zu werden vermag. Daher sagt ein anderes geflügeltes Wort von uralter Volkswisheit ergänzend: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“. In beiden Sprüchworten liegt eingeschlossen die Wahrheit und die Erkenntnis, daß die Abstammung immer nur der Ausweis dafür zu sein vermag, was einer sein kann, daß aber die Bewährung im Leben und durch die Nachkommen immer erst den Beweis dafür ergeben, was einer blutsmäßig tatsächlich wert ist.

Kein Mensch besitzt nämlich alle Eigenschaften seiner Vorfahren in sich vereinigt, sondern immer nur einen Teil davon: welchen Teil von diesen Erbeigenschaften der Vorfahren der einzelne Mensch aber besitzt, vermag man dem Menschen von außen nur schwer anzusehen; man kann es vielleicht vermuten, aber wissen kann man es erst, wenn eine Eigenschaft in den Nachkommen wieder durchschlägt. Daher gilt das oben angeführte Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“

Die Befahrung der Zucht ist daher die Voraussetzung aller völkischen Zukunft unseres Volkes. Es nützt nichts, ein Licht zu entzünden, d. h. unser Volk um eine Erkenntnis zu bereichern, wenn man nicht gleichzeitig dafür sorgt, daß eine solche Erkenntnis sich innerhalb unseres Volkes bewußt

erhält und in die Zukunft hinein von Menschen des gleichen Blutes weitergereicht wird. Es ist mithin auch klar auszusprechen, daß z. B. auf der Grundlage der Ahnenverehrung allein dem Gesetz des germanischen Blutes innerhalb unseres Volkes nicht Genüge geschehen kann: Die Ahnenverehrung bedarf des Zuchtgedankens, um das Blut des Volkes im Gleichgewicht zu halten.

Dies ist schon aus erzieherischen Gründen notwendig, weil nur ein klares züchtereisches Auslesevorbild das Bewußtsein vom Wert des schöpferischen Menschentums germanischer Art immer innerhalb der Volksgemeinschaft wach zu erhalten vermag.

Ahnenverehrung ist Achtung vor Gewesenem: Zucht ist Achtung vor Werdenem. Jenes blickt voll Ehrfurcht in die Vergangenheit zurück, dieses wirkt willensbewußt in die Zukunft hinein. Beides zusammen erst ergänzt sich zur Ewigkeit des Blutes. Ahnenverehrung allein löst bestenfalls nur Beharrung aus, im schlimmeren Falle löst sie aber völkische Erstarrung aus. Hingegen wecken Zucht und das Bekenntnis zum Zuchtgedanken Verantwortungsbewußtsein und Verantwortungsgefühl: Zucht heißt sittliche Zukunftsverantwortung: Zucht heißt Lebenswille: Zucht heißt aber auch demütige Anerkennung der göttlichen Ordnung der Lebensgesetze.

Unsere germanischen Vorfahren wußten noch um diese Dinge. Woher sie dies wußten, kann uns dabei sehr gleichgültig sein, zum mindesten liegt kein erweislicher Grund vor, das, was man dem Judentum zubilligen muß, nämlich das Wissen von der Bedeutung der Zucht, unseren germanischen Vorfahren abstreiten zu wollen. Daher gaben unsere Vorfahren auch derjenigen Einrichtung, welche die Ewigkeit ihres Blutes sichern sollte, den Begriff „Ewigkeit“. Unser Wort „Ehe“ entstammt der Wortwurzel „Ewigkeit“. Das „h“ in unserem heutigen Wort „Ehe“ ist kein echter alter Wortbestandteil. Es ist aus Gründen der Dehnung des „e“ im neueren Deutsch in das Wort aufgenommen worden. Der Stamm heißt „Ew“, nicht etwa „Eh“: ew (langes, geschlossenes e), ewa (weibliche Hauptwortform) bedeutet Ewigkeit im Sinne des weltlichen Zeitablaufes als auch göttlich gesetztes, d. h. ewig geltendes Recht. Die lebendige, gesprochene Sprache der Mundart kennt bis heute nur ê für Ehe, nicht wie die Schriftsprache E-h-e.

Was hier unter ewig verstanden wird, sind aber nicht die rechtlichen oder üblichen Gebräuche bei einer Eheschließung. Die Erhaltung der Ewigkeit des Blutes durch die Rechteinrichtung der Ehe hat der Ehe ihren Namen gegeben. Die Ehe war unseren germanischen Vorfahren ein Mittel zum Zweck, die Ewigkeit ihres germanischen Blutes zu sichern. Diese germanischen Rechtsvorstellungen über die Bedeutung und das Wesen der Ehe haben sich nicht nur in den Rechtsbräuchen erhalten, sondern sie retteten sich in den deutschen Landrechten bis in die geschichtliche Neuzeit hinein. Unsere alten Landrechte sprechen das wie folgt aus: Der Sinn der Ehe ist das Kind. Niemals wäre unseren Vorfahren der Gedanke gekommen, die Ehe als schließlichen Zweck zweier Liebenden zu sehen. Und vom Kinde her, soweit es den Gesetzen des Blutes entsprach, wurde daher auch ursprünglich im deutschen Rechtsbrauch das ganze Eherecht gestaltet und gehandhabt. Die kinderlose Ehe konnte ebenso selbstverständlich geschieden werden - „Eine Ehe ohne Kinder ist wie eine taube Ahre“, sagt ein alter deutscher Bauernspruch -, wie die kinderreiche Ehe stets den Rechtsschutz auf breitestem

Grundlage genossen hat. Das uneheliche Kind traf vor dem Gesetz kein Mafel, wenn es den Gesetzen des Blutes genügte. Die Geschichte des unehelichen Kindes in den alten deutschen Rechtsaltertümern spricht überhaupt die eindeutigste Sprache über die Befahrung des Zuchtgedankens in der Vorstellungswelt unserer Vorfahren.

Was wir hier schreiben, sind keine deutschen Vorstellungen von der Ehe aus ältester, grauer Vorzeit, wie mancher meinen möchte. Es sind das Vorstellungen vom Blut, die noch um das Jahr 1800 im Adel, im Handwerkertum und im freien Bauerntum als selbstverständlich galten. Erst der Einbruch des Liberalismus als einer Weltanschauung hat hier einen Wandel geschaffen. Und erst die Einführung des viel gepriesenen Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB.) im Jahre 1900 hat das Blut und seinen Wert auch rechtlich unter unserem Volke entthront.

Die Einrichtung der Ehe als solche macht ein Volk zunächst weder fruchtbar noch sittlich, wenn es nicht aus sich selbst die Lebenskraft entfaltet, fruchtbar sein zu wollen und seine Sittlichkeit von dem Gesetz gesunder Lebenskraft ableitet. Es ist mit der Ehe wie mit einem Deich: Auch dieser macht an und für sich ein Land noch nicht fruchtbar, aber er sichert die Fruchtbarkeit des eingedeichten Landes, wenn dieses fruchtbar ist. Und wie das Deichrecht von den Gesetzen des eingedeichten Landes her gestaltet wird und niemals von sich selbst heraus - sozujagen vom grünen Tisch her - gestaltet werden kann, so war es auch mit der Rechtseinrichtung der Ehe bei unseren deutschen Vorfahren, die ihre Gesetze vom Blute her empfing und keine blutleere Einrichtung war.

Wir haben aus allen bisherigen Überlegungen zwei Erkenntnisse gewonnen: einmal, daß das Jüdische Volk die Zucht und den Zuchtgedanken zur Achse seiner Glaubenslehre gemacht und damit sein Blut trotz aller mangelnden politischen Befähigung Jahrtausende hindurch lebendig erhalten hat; zum anderen, daß innerhalb unseres Deutschen Volkes der Zuchtgedanke als Forderung und Aufgabe die Voraussetzung zur Erhaltung des schöpferischen Blutes germanischen Menschentums in unserem Volke darstellt. Daraus ergibt sich die sehr einfache Gedankenfolgerung, daß der Zuchtgedanke die entscheidende Schlüsselstellung in der Auseinandersetzung des Deutschen Volkes mit dem Jüdischen Volke einnimmt.

Das ist der Sinn und das Wesen der heutigen Zeit: Das Blut ist gegeneinander aufgestanden! Und das ist hier die Frage: Soll die Erde erfüllt werden vom jüdischen Blut, dem Blut des Schmarokhenden, abgrasenden und daher kulturlosen jüdischen Menschentums, oder soll die Welt erfüllt werden vom schöpferischen Blute des arischen Menschen, dem Menschen Nordischen Blutes, dem Menschen, welcher Recht und Ordnung aus den Gesetzen seines Blutes zu gestalten vermag? Die Antwort ist wohl nicht zweifelhaft. Dann aber ist die Frage der Zucht keine Frage der Gesunderhaltung unseres Volkes und seiner lebendigen Ewigkeit allein, sondern sie ist die Weltaufgabe des Deutschen Menschen schlechthin. Indem wir den Zuchtgedanken unseres Blutes zum heiligen Gebot machen, fordern wir die Zuchtgesetze der jüdischen Religion in die Schranken. Indem wir uns den heiligen Lebensgesetzen unseres Blutes unterwerfen, befreien wir die Menschheit vom jüdischen Joch.

Man kann aber nicht die Lebensgesetze unseres Blutes befehen wollen und gleichzeitig glauben, das Bauerntum als Lebensgrundlage dieses Blutes verneinen oder

missachten zu können: Das Bauerntum ist der Lebensquell unseres Blutes! Das ist eine Tatsache, welche bisher noch keine zivilisatorische Errungenschaft des städtischen Lebens zu ersetzen vermocht hat. Hier sprechen die Erfahrungen der deutschen Geschichte eine durchaus eindeutige Sprache. Wenn wir Nationalsozialisten nunmehr auch die Stadt so gestalten wollen, daß sie zukünftig nicht mehr zum menschenverschlingenden und verbrauchenden Moloch unseres Blutes wird, so steht diese Absicht vorläufig als noch nicht gemeisterte Aufgabe vor uns. Mit einer solchen Absicht ist noch nicht der Beweis angetreten, daß damit auch die Aufgabe gemeistert werden wird. Wir erhoffen dies von Herzen, weil wir Deutsche heute als politische Großmacht ohne Industrie und Stadt uns nicht behaupten könnten. Als reines Ackerbauvolk würden wir keine Machtpolitik treiben können: als reines Industrie- und Stadtvolk würden wir aussterben. Beides scheinen Widersprüche zu sein, die sich nur schwer vereinigen lassen. Und doch müssen wir die Verschmelzung dieser Gegensätze zur Einheit des Deutschen Volkes zu bewerkstelligen versuchen.

Hier harren also noch völlig ungemästerte Aufgaben unserer Tatkraft. Welchen Erfolg diesen Bestrebungen beschieden sein wird, werden wir abwarten müssen. Sicher ist nur, daß sie gemeistert werden müssen, und sicher ist, daß inzwischen das deutsche Landvolk nicht absterben darf, damit die deutsche Blutsquelle nicht verschüttet wird.

Als ewige und sichere Lebensquelle des deutschen Blutes hat sich bisher in einer zweitausendjährigen deutschen Geschichte nur das deutsche Bauerntum, gesundes Landarbeitertum, diesem entsprechender Landadel oder dem Lande sich wieder zuwendendes städtisches Patriziat und Bürgertum erwiesen. Der Grundstock der heutigen deutschen Menschen sind aber ihre bäuerlichen Vorfahren in den vergangenen Jahrhunderten. Es ist kein Zufall, daß der Erlöser des Deutschen Volkes aus tiefster seelischer und politischer Schmach, Adolf Hitler, eine rein bäuerliche Vorfahrtentafel besitzt: es ist dies geradezu das Sinnbild der ganzen deutschen Aufgabe am deutschen Bauerntum.

Man könnte sagen, daß uns Gott hier selber den Fingerzeig gegeben hat, daß wir nur vom Bauerntum aus eine sichere Lebensordnung unseres Volkes in die kommenden Jahrtausende hinein zu bauen vermögen werden, wenn wir als Volk eine ewige Zukunft haben und als Nationalsozialisten die Auseinandersetzung mit dem Jüdischen Volke über die Jahrhunderte, ja, Jahrtausende hinweg, nicht scheuen wollen.

Wir können das Ergebnis unserer Betrachtung in den einfachen Satz zusammenfassen: Aus der Gegnerschaft des Nationalsozialismus dem Judentum gegenüber folgert sich die Heiligung des deutschen Blutes und damit das Bekenntnis zum Zuchtgedanken: Beides aber setzt die Anerkennung des Bauerntums als Grundlage einer lebensgesetzlichen Ordnung unseres Blutes innerhalb unseres Volkes und damit die Befahrung des Staatsgedankens von Blut und Boden voraus.

Aus diesem Selbstbehauptungswillen unseres Volkes entsteht auf neuen Tafeln seine politische Maxime:

Zucht als Gebot.



Kunstaufnahme von Prof. X. Koppig

Sieben Jahre

„Vor sieben Jahren haben Sie, mein Führer, sich auf dem Obersalzberg entschlossen, auf völlig neuem Wege die Sicherung der Nahrungsfreiheit des Deutschen Volkes und die Gesundung des deutschen Bauerntums durchzuführen.“

R. Walther Darré am 15. Oktober 1940 in der Reichskanzlei zu Berlin.

Am 8. September 1933, also vor beinahe genau sieben Jahren, empfing der Führer R. Walther Darré und einige seiner engsten Mitarbeiter im damaligen Haus Wachenfeld auf dem Obersalzberg zum Vortrag. Schwerwiegende Entscheidungen für die Zukunft der deutschen Ernährungswirtschaft und des Bauerntums mußten getroffen werden. Im Bereiche der Ernährungswirtschaft ging es um die Frage, ob und wie eine der liberalen Börsenanarchie entgegengesetzte Wirtschaftsform gefunden werden konnte, mit deren Hilfe sowohl die wirtschaftliche Rettung der Landwirtschaft wie auch die Sicherung der Volksernährung aus eigener Scholle garantiert werden konnte. Der Führer entschied sich für die Durchführung jener revolutionären Ordnungsgrundsätze, welche seitdem unter dem Begriff „Marktordnung“ zunächst die deutsche Binnenernährungswirtschaft, in der Folge den Außenhandelsverkehr landwirtschaftlicher Erzeugnisse schöpferisch neu gestaltet und schließlich auch im Binnen- wie im Außenhandelsverkehr der gewerblichen Wirtschaft fruchtbar gewirkt haben. Es ist nützlich, einmal wieder daran zu erinnern, daß sich der Führer selbst nicht nur allgemein für die Grundsätze der Marktordnung entschieden hat, sondern daß er den entscheidenden Grundsatz dieser Marktordnung selbst formuliert hat in dem Satz: „Feste Preise, ja, aber nur für diejenigen Mengen, welche die Nation wirklich benötigt!“ Die Notwendigkeit einer absoluten Beherrschung von Menge und Preis, dieses Grundprinzip der staatlich geführten, geordneten Wirtschaft ist damals bereits vom Führer persönlich formuliert worden. Wir erinnern uns dabei, daß Reichswirtschaftsminister Funk in letzter Zeit im Rahmen seiner Vorträge über die wirtschaftliche Neuordnung Europas gerade auf diese Notwendigkeit ebenfalls des öfteren hingewiesen hat. Mit diesem Satz des Führers ist nämlich die Produktionslenkung und -ordnung zu einem unabdingbaren Teil jeder Markt- und Preisordnung erklärt worden. Dies ist deshalb wesentlich, weil „auch“-nationalsozialistische Wirtschaftskreise damals zwar sofort gern bereit waren, die Segnungen eines auskömmlichen Festpreises entgegenzunehmen, einen Eingriff in ihre Produktion jedoch als unerträgliche Knebelung ihrer „Privatinitiative“ oder als halbbohschwistische Planwirtschaft brandmarkten. Unter dem Gesichtspunkt des völkischen Gemeinnutzens ist es jedoch selbstverständlich,

daß die an die Volksgemeinschaft zum Festpreis gelieferten Mengen, also z. B. an Weizen, ihre Grenzen nach oben in dem wirklichen Bedarf finden müssen. D. h., daß es nicht angeht, daß ein Großbetrieb etwa in Monokultur den für ihn privat- und betriebswirtschaftlich besonders reizvollen Weizen erzeugt und die Erzeugung anderer, volkswirtschaftlich mindestens ebenso wichtiger Nahrungsmittel, wie z. B. viehwirtschaftliche Erzeugnisse, Faserpflanzen usw., vernachlässigt. Daß wir hier nicht theoretisieren, zeigt ein Rückblick auf die Getreidepolitik des Systems vor der Machtübernahme, wo die halbstaatliche Getreidegesellschaft durch Börsenkäufe den Getreidepreis stützte, dafür irrsinnige Beträge einsetzte mit dem alleinigen Erfolg, daß der Getreidebau zwar weiter zunahm, die Viehwirtschaft jedoch ohne jede Stütze in den Abgrund stürzte.

Dasselbe gilt natürlich auch für die gewerbliche Wirtschaft wie schließlich für den Arbeitseinsatz als entscheidendsten Faktor einer sozialistischen Ordnungswirtschaft. Es wird z. B. nach diesem Kriege nicht mehr möglich sein, daß die Landwirtschaft deshalb auf den notwendigen Arbeitseinsatz Verzicht leisten muß, weil eine falsch verstandene Privatinitiative Landleute landflüchtig werden oder städtische Arbeitskräfte die Landarbeit meiden läßt. Hier wird der Satz Platz greifen müssen: Güter und fester Lohn in der gewerblichen Wirtschaft; ja, aber nur für diejenige Arbeitsmenge, für welche wirklich volkswirtschaftlicher Bedarf vorliegt! D. h., wir werden eine straffe Ordnung des Arbeitseinsatzes und Lenkung des Nachwuchses als einen unabdingbaren Bestandteil unserer künftigen Friedenswirtschaftsordnung haben müssen. Denn, wo die Arbeitskraft eines Volkes nicht ausreicht, um allen Lebensbedürfnissen gleichzeitig gerecht zu werden, wird eine Markt- oder Rangordnung dieser Bedürfnisse autoritär festgelegt werden müssen. Diese Rangordnung aber wäre wiederum sinnlos ohne eine entsprechende Zuordnung von Arbeitskräften, mittels deren die Produktion zur Befriedigung des betreffenden Bedürfnisses erstellt und verteilt werden kann. Reichsleiter Dr. Ley hat diesen Grundsatz in jüngster Zeit bekräftigt, als er davon sprach, daß der Nachwuchs für den besonders schwierigen Bergbau unter allen Umständen sichergestellt werden müsse, und daß deshalb das künftige Friedenslohngesetz auf dem Bergarbeiterlohn aufgebaut werden müsse. Hier darf man ergänzen, daß dasselbe für die Landarbeit gilt.

Als Ergebnis der vorstehenden Überlegung kann also zusammenfassend festgestellt werden, daß wir nach dem Kriege erst recht eine totale Ordnung der Gesamtwirtschaft benötigen, innerhalb deren auch das Gleichgewicht zwischen Landwirtschaft und gewerblicher Wirtschaft nach allen Seiten hin neu ausgewogen werden muß. Zuerst nach Richtung des Arbeitseinsatzes, dann aber auch hinsichtlich des Anteils am Gesamtertrag der volkswirtschaftlichen Arbeit. Denn es ist ersichtlich wiederum widersinnig, der Landwirtschaft zwar im Hinblick auf die Ernährungssicherung im Kriege einen ersten Rang in der Skala der völkischen Notwendigkeiten zuzuweisen, ihr aber den sittlich und wirtschaftlich gerechten Gegenwert für ihre Arbeit zu versagen. Wir werden deshalb nach dem

Kriege eine totale Neuordnung des volkswirtschaftlichen Preisgefüges benötigen, bei der das rechte Verhältnis von Agrarerzeugerpreisen zu gewerblichen und handwerklichen Preisen sowie den Gegenwerten sonstiger Einrichtungen wiederhergestellt wird, das im Zuge der liberalen Entwicklung völlig verzerrt worden ist.

Dabei ist es selbstverständlich, daß der Agrarsektor in sich selbst gleichzeitig alle jene wirtschaftlichen Vereinigungen durchführt, die im Hinblick auf eine höchste Leistungssteigerung notwendig sind. So wird z. B., allein schon unter dem Zwange des Menschenmangels, eine echte Rationalisierung der gesamten Marktordnungsverbände und Reichsstellen notwendig sein mit dem Ziele, aus der Gesamtspanne zwischen Erzeuger- und Verbraucherpreis einen noch größeren Anteil als bisher schon dem Erzeuger im Preise zuzuführen. Derselbe Gesichtspunkt gilt selbstverständlich für den völlig übersehten Verteilungsapparat in der gewerblichen Wirtschaft, dem Bank- und Versicherungswesen. Genau so wird es Aufgabe der produktionsordnenden Stellen sein, die mengenmäßige Ergiebigkeit unserer Produktion in der ganzen Breite unserer 4 Millionen bäuerlichen Betriebe zu erhöhen und damit bei festem Preis den Gesamterlös zu steigern. Wir sind fest davon überzeugt, daß eine erhebliche mengenmäßige Produktionssteigerung durchaus noch möglich ist, auch ohne daß dem Boden künstlich reizende und treibende Mittel zugeführt werden. Allein in der folgerichtigen Anwendung der vererbungs wissenschaftlichen Erkenntnisse, die heute kaum 15 Jahre im Gange ist, liegen noch ungeahnte Möglichkeiten. Eine ganz besondere Aufgabe wird es weiter sein, in gutemäßiger Beziehung die Produktion zu verbessern. Hier wird der Frage des lebensgesetzlichen Landbaues eine zentrale und zukunftsentscheidende Bedeutung zukommen. Es ist auch nicht einzusehen, warum der höheren Güte und Ergiebigkeit der im lebensgesetzlichen Landbau erzeugten Lebensmittel im Rahmen der künftigen Friedensmarkt- und Preisordnung nicht eine Vorrangstellung eingeräumt werden soll. Die kaufkräftige Verbraucherschaft hierfür wird sich nach dem Kriege ohne weiteres finden. Ja, es wird sogar gut sein, wenn ein kleiner Teil der überreichen Kaufkraft nach dem Kriege auf diesem vernünftigsten Wege gebunden und der Entwicklung des lebensgesetzlichen Landbaues und damit dem Landvolk zugute gebracht wird. Es wird sich dergestalt der allmähliche Aufbau einer völlig neuen, gehobenen Preisebene der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ermöglichen lassen, ohne daß die Massenkauftkraft davon zunächst irgendwie betroffen wird. Im Rahmen einer solchen sozusagen doppelgleisigen Preispolitik wird z. B. auch dem vorwiegend schon heute lebensgesetzlich erzeugten Bergbauernprodukt diejenige günstigere Bewertung zugute kommen können, die der Bergbauernhof zu seiner Existenzsicherung braucht. Diese Perspektiven sind weniger abwegig, als es dem reinen Agrarökonom heute noch scheinen mag. Denn z. B. der Übergang zur Bezahlung von Fettprozenten bei der Milch oder von Zuckerprozenten bei den Rüben bedeutete ja auch schon eine Differenzierung zugunsten gewisser Güteerscheinungen. Bei der künftigen Bewertung der Erzeugnisse des

lebensgesetzlichen Landbaues handelt es sich im Grunde um keinen anderen Vorgang, nur daß der Gütebegriff selbst eine neue Wertung erfährt. In den künftigen Gütebegriff müssen neu eingefügt werden jene Wirkstoffe und Lebenskräfte, welche dem lebensgesetzlich erzeugten Produkt besonders eigentümlich sind. Auch hier haben wir durchaus Vorgänge. Denn auch die Vitamine, um die es sich nebenbei gesagt hier nicht handelt, sind ja von den anorganisch denkenden Wissenschaftlern noch vor nicht langer Zeit geleugnet worden. All das wird sich weit organischer und selbstverständlicher entwickeln, als es heute manchem scheinen mag. Der Übergang ist hier auch nicht revolutionärer als z. B. der, den Darré im wirtschaftspolitischen und bodenrechtlichen Bereich durch die Marktordnung und den Erbhof seit 1933 vollzogen hat. Und wie selbstverständlich sind uns heute diese Dinge bereits! Und warum? Weil sie nämlich gleichfalls lebensgesetzlicher Natur waren und deshalb schnell begriffen wurden! Und genau so, wie dem Auftrag des Führers von 1933 eine Vollzugsmeldung vor dem Führer von säkularer Ausmaß setzt am Erntedankempfang 1940 gefolgt ist, genau so wird dereinst die Stunde der Bewährung auch für das Kommen, zu dem von Darré heute die Keime gelegt werden. Daran muß man allerdings ebenso g l a u b e n , wie wir vor Jahren wider allen Verstand, wider alle Ratio an den Sieg des Nationalsozialismus oder an die Durchsetzung der Darréschen Gedanken zur Sicherung des Bauerntums geglaubt haben. Denn nie hat der Verstand, die R a t i o , uns die Kräfte gegeben, sondern immer nur der Glaube. Das schließt beileibe nicht aus, daß wir auch Verstand walten lassen.

Wolfram Brockmeier

Bauernsegnen

Nun ward zur Scheuer eingebracht
das letzte Korn im Abendrot,
drum werde, eh' ihr eßt zur Nacht,
des harten Jahres ernst gedacht.
Dann sitzet hin und brecht das Brot!

Der Boden gab, ihm spendet Dank,
die Wolke segnete, der Wind,
die Sonne rieb die Ähren blank,
nun glänzt der Brotlaib braun im Schrank,
lockt Bauer, Kind und Ingesind.

Nehmt hin das Brot, doch eh' ihr eßt,
denkt noch der Mühsal, die uns band.
Wer sich auf andre nur verläßt,
dem gibt Gott nie ein Erntefest!
Nun schließt ums Brot die schwere Hand.

Die erbhofrechtliche Bodenverfassung als Zuchtgesetz

Neubildung deutschen Bauerntums beim Sippenwechsel von Bauernhöfen

Die Wirkung der erbhofrechtlichen Bodenverfassung als Zuchtgesetz liegt in der Gesamtnachfolge und in der Anerbfolge. Die Gesamtnachfolge, die eine Erbteilung ausschließt, erhält den Hof als Zuchtstätte e i n e r Sippe. Sie verhindert damit nicht nur die Auflösung der Sippenheimat, sie macht auch die wahllose Gründung neuer Familien und Sippen auf unzureichendem, nicht nachhaltig gesichertem Lebensraum unmöglich. Dem Bauern scheint die Eheschließung ohne ausreichende Lebensgrundlage für die Familie und die Aufzucht der Kinder sinnlos, ja geradezu naturwidrig. Es ist nicht egoistischer Materialismus, wenn im bäuerlichen Leben Eheschließung und Existenzgründung aufs engste miteinander verbunden sind, sondern das natürliche, gesunde Gefühl und Bewußtsein, daß der Sinn der Ehe nicht so sehr im persönlichen Glück zweier Menschen, als in der Aufzucht gesunder Kinder, im Wachstum der Sippe liegt. Diese Aufgabe kann aber eine Ehe ohne ausreichende Existenzgrundlage nicht erfüllen. Die Sorge für die wirtschaftliche Existenz der Ehe und die Aufzucht des Nachwuchses aber der öffentlichen Fürsorge zu überantworten, das ist dem Bauern von Grund auf fremd und widerlich.

Die Anerbfolge, das zwangsläufige Ergebnis der Gesamtnachfolge, sichert die Verbindung der angestammten Sippe auf ihrem Hof und führt zu einer Leistungsauslese innerhalb dieser Sippe. Denn: wenn nur einer der Abkömmlinge den Hof erhalten kann, so wird die Wahl auch in Zeiten, denen der Gedanke einer bewußten Leistungshochzucht mehr oder minder abhanden gekommen ist, unter normalen Verhältnissen im allgemeinen ganz von selbst auf den Tüchtigsten und Leistungsfähigsten fallen. So entsteht durch das Festhalten bewährten Blutes die dauerhafte Verbindung des Hofes mit der Sippe und durch die Ausmerze minderwertiger Sippenmitglieder, die von der Hofnachfolge ausgeschlossen werden, ein von Generation zu Generation gesichteter bäuerlicher Nachwuchs, der dem züchterischen Ideal mehr und mehr nahekommt.

Der für die züchterische Funktion des Reichserbhofgesetzes entscheidende Akt ist demnach der B e s i t z w e c h s e l a m E r b h o f. Jeder Besitzwechsel bedeutet die Aus-

Erläuterung der allgemein gebräuchlichen Abkürzungen:

REB. = Reichserbhofgesetz - GVB. = Grundstücksverkehrsbeamtung - RdM. = Recht des Reichsnährstandes, Zeitschrift für Bauern- und Bodenrecht, Reichsnährstandverlag, Berlin - ERp. = Rechtsprechung in Erbhofsachen von Vogels-Hopp. Industrieverlag Späth und Linde, Berlin - REHG. = Reichserbhofgericht - LEHG. = Landeserbhofgericht Celle - EHG. = Erbhofgericht.

lese eines zur Fortpflanzung würdigen und bestimmten Menschen. Denn: der Erbhof ist in erster Linie Lebensgrundlage für das Wachstum bäuerlichen Blutes. Die züchterische Auslese des neuen Eigentümers beim Besitzwechsel am Hof entscheidet über das künftige Gesicht des Bauerntums. Keine nachträgliche erzieherische oder strafende Einwirkung vermag die Unterlassungen und Fehler wieder gutzumachen, die in diesem entscheidenden Augenblick und Zusammenhang gemacht werden.

Für eine Volksgemeinschaft und ihre Führung, die sich wie die nationalsozialistische ein bestimmtes Zuchtziel in der Erkenntnis gestellt haben, daß auch dem Bauerntum unter der Einwirkung artfremder Ideen der gesunde Instinkt für die Reinerhaltung und Hochzucht seiner Art mehr und mehr verlorengegangen ist, hat daher der Besitzwechsel an Bauernhöfen eine überragende Bedeutung. Er bietet ihr einen der wichtigsten Ansatzpunkte für bewußte Zucht. Er gibt ihr - abgesehen von der Neubildung deutschen Bauerntums durch die Errichtung neuer Bauernhöfe - die weitreichendste Möglichkeit, eine züchterische Auslese zu betreiben und das künftige Gesicht des Bauerntums zu gestalten. Der Besitzwechsel an Bauernhöfen ist ein Ausgangspunkt für die Blüte und den Verfall des Bauerntums.

Betrachtet man den Besitzwechsel an Bauernhöfen unter dem Bluts- und Zuchtgedanken, so ergeben sich - völlig unabhängig von der Rechtsform, in der er vor sich geht - zwei Gruppen:

- a) der Besitzwechsel innerhalb der Sippe (Generationswechsel),
- b) der Besitzwechsel außerhalb der Sippe (Sippenwechsel).

Der Besitzwechsel innerhalb der Sippe ist lediglich ein **Generationswechsel** innerhalb des angestammten, in seiner Eigenart durch die Verbindung mit einem bestimmten Hof gekennzeichneten Blutsstammes. Durch den Besitzwechsel, mit dem der Hof an eine sippenfremde Person übergeht, wird eine neue bäuerliche Sippe begründet, ein neuer Blutsstamm mit diesem Boden verbunden und dadurch verbäuerlicht. Der Besitzwechsel innerhalb der Sippe, der Generationswechsel, ist, züchterisch gesehen, vergleichbar der Fortpflanzung einer erprobten Zucht. Der **Sippenwechsel** dagegen, bei dem an die Stelle der bisherigen Sippe eine neue tritt, gleicht der natürlichen oder gewaltsamen Beendigung einer bestimmten Zucht und der Eröffnung einer neuen Zuchtreihe.

Die Möglichkeiten und Maßstäbe der züchterischen Auslese sind bei beiden Arten des Besitzwechsels grundlegend verschieden. Beim Generationswechsel sind die Auslese und die Ausmerze an den überkommenen Blutsstamm gebunden und der Zuchtwahl enge Grenzen gezogen. Beim Sippenwechsel dagegen steht der Auslese und Auswahl des Nachfolgers im Hof als Repräsentanten einer neuen Sippe das Blutserbe des gesamten Volkes zur Verfügung. Die Leistungsauslese muß beim Generationswechsel das Bluts- und Erbrecht der Angehörigen der angestammten Sippe achten. Beim Sippenwechsel dagegen ist die Auslese des Nachfolgers frei von solchen Bindungen.

Dem Staat sind bei seiner züchterischen Einflußnahme auf den Besitzwechsel innerhalb der Sippe auch aus humanitären Gründen Grenzen gezogen. Er kann eine Zucht, deren Ergebnisse seinem Zuchtziel nicht entsprechen, nicht ohne weiteres auflösen. Er muß die Sippe im Besitz ihrer Zuchtstätte, des Hofes, auch dann lassen, wenn sie weit entfernt von seinem züchterischen Wunschbild ist. Die Bindung von Blut und Boden und als deren Ausfluß das **Anerbenrecht** der Sippenangehörigen wirkt also auch hemmend auf das züchterische Wirken des Staates. Das Anerbenrecht der Sippenangehörigen kann nur bei hochgradigen Minderwertigkeitserscheinungen (z. B. mangelnde Blutsreinheit im Sinne des § 13 REB. oder mangelnde Erbgesundheit nach dem Erbgesundheitsgesetz) ausgeschaltet werden. Die Auslese ist in diesem Zusammenhang also mehr negativ orientiert, indem sie sich auf die Ausmerzung schlechthin ungeeigneter Individuen beschränken muß. Eine positive Auslese, die von mehreren, gewissen Mindestforderungen genügenden Sippenangehörigen den Besten wählt, ist nur in engen Grenzen möglich. Schlechthin unmöglich ist es, Anerbenberechtigte, die den Mindestanforderungen genügen, zugunsten sippenfremder, aber höherwertiger Blutsträger von der Hofnachfolge durch Verneinung ihrer Bauernfähigkeit auszuschalten.

Um so größere Bedeutung hat für nationalsozialistische Bauernumpolitik der Sippenwechsel als Ausgangspunkt und Mittel einer Leistungshochzucht. Hier begegnet die zielbewußte Verwirklichung des Zuchtideals - ebenso wie bei der Neubildung deutschen Bauerntums durch die Errichtung neuer Bauernhöfe und deren Besetzung mit ausgelesenen Menschen - den geringstmöglichen Widerständen. Hier ist eine positive Leistungsauslese in denkbar höchstem Maße möglich. Neubildung deutschen Bauerntums durch Errichtung neuer Bauernhöfe und der Sippenwechsel an Bauernhöfen stehen, so gesehen, im nationalsozialistischen Bauern- und Bodenrecht auf einer Stufe.

Der Sippenwechsel enthält aber nicht nur die weitestgehende Möglichkeit zur Leistungshochzucht, sondern auch eine besondere Gefahr für diese. Denn: der Besitzwechsel innerhalb der Sippe, der Generationswechsel, pflanzt nur vorhandenes Bauerntum, dessen Bewährung von aller Augen sichtbar ist, fort. Der Sippenwechsel dagegen überantwortet eine bäuerliche Zuchtstätte einem völlig neuen Blutstamm, dessen Bewährung auf diesem Hof noch in keiner Weise erprobt ist. Die Volksgemeinschaft, die ihr Leben unter ein bestimmtes Zuchtgesetz gestellt hat, hat daher besonderen Grund und die besondere Pflicht, den Sippenwechsel an Bauernhöfen wachsam zu verfolgen. Der Sippenwechsel an Bauernhöfen ist in weit stärkerem Maße als der bloße Generationswechsel das Tor für das Eindringen von minderwertigen Blutstämmen. Gerade er bildet vielfach den Ausgangspunkt für die Unterwanderung des Volkstums mit artfremdem Blut, die in mehreren Generationen zur völligen Umwandlung eines Volkes führen kann. Auf dem Wege über den Sippenwechsel an Bauernhöfen kann, für die jeweils Lebenden fast völlig unbemerkbar, insbesondere fremdes Volkstum allmählich zur Herrschaft gelangen. Dieser Vorgang geht um so schneller vor sich, je geringer die Wachstumskraft des eingeseßenen Bauerntums ist,

se häufiger darum die angestammten Sippen aussterben. Das Volk muß darum gerade hier Wache halten und diesen fortwährend freiwerdenden bäuerlichen Lebensraum seinen leistungsfähigsten und wachstumsfreudigsten Blutsstämmen sicherstellen.

Neubauern entstehen nicht nur auf neugeschaffenen Bauernhöfen, sondern auch dauernd und in zahlenmäßig bedeutendem Umfang durch die Neubesetzung vorhandener Bauernhöfe mit neuen Sippen*). Siedlungspolitik ohne die Fähigkeit und den bedingungslosen Willen, den Sippenwechsel der Neubildung deutschen Bauerntums im weiteren Sinne dieses Wortes dienstbar zu machen, ist ein Widerfynn.

Die „zielbewußte Stärkung und Mehrung des Bauerntums als Blutsquelle“ des Deutschen Volkes (Teil I der Richtlinien des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft für die Neubildung deutschen Bauerntums vom 1. 6. 1935) erschöpft sich also nicht in der Aufgabe, neue Bauernhöfe zu schaffen und mit hochwertigen Menschen zu besetzen; sie enthält auch die Forderung, bäuerlichen Lebensraum, der durch Abtritt der bisherigen Sippe frei wird, im Sinne des allgemeinen Zuchtzieles mit neuen, ausgelesenen Sippen zu besetzen, „zu besiedeln“. Ob und in welchem Umfange der Staat zu diesem Zweck Siedlungsmittel einsetzen kann und muß, das soll hier unerörtert bleiben. Es kommt in diesem Zusammenhang nur auf die Schlussfolgerung an, daß die Auslesegrundsätze für die Wahl der neuen Sippe beim Sippenwechsel im allgemeinen die gleichen sein müssen wie für die Auslese der neuen Bauern auf neugeschaffenen Erbhöfen.

Der nationalsozialistische Staat hat diese züchterische Aufgabe beim Besitzwechsel an Bauernhöfen den Anerbenbehörden anvertraut. Die Genehmigungspflicht für jeden Besitzwechsel an Bauernhöfen enthält nicht nur einen Schutz für die Bodenständigkeit der Bauernsippe; sie dient in gleichem Maße der züchterischen Steuerung des notwendigen, natürlichen* Besitzwechsels. Hierbei hat der Gesetzgeber ebenfalls klar unterschieden zwischen dem Besitzwechsel innerhalb der Sippe (Generationswechsel) und dem Besitzwechsel außerhalb der Sippe (Sippenwechsel). Gemäß § 37 Abs. 3 REB. sollen die Anerbenbehörden die Abergabe - das ist eindeutig umrissen der Besitzwechsel innerhalb der Sippe - genehmigen, wenn der Erbhof hierbei nicht über seine Kräfte belastet wird. Gemäß § 37 Abs. 2 REB. können die Anerbenbehörden die Veräußerung - das ist der Abergang des Hofes von einer Sippe auf eine andere Sippe, der Sippenwechsel - genehmigen, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Die Worte „sollen“ und „können“ bringen eine grundlegend verschiedene Wertung beider Vorgänge im Sinne dieser Ausführungen zum Ausdruck. Sie beziehen sich nicht nur auf die Voraussetzungen für den Besitzwechsel an sich, dem der Gesetzgeber beim Generationswechsel offensichtlich wohlwollender gegenübersteht wie beim Sippenwechsel; sie erstrecken sich auch auf die Person des neuen Eigentümers und auf die Anforderungen, die an diese gestellt werden können und müssen. Die Auslese des neuen Eigentümers beim Sippenwechsel verlangt andere und strengere Maßstäbe wie die Auslese des Hofnachfolgers bei der Abergabe, beim Generationswechsel.

*) Im Jahre 1939 wurden 3497 Anträge auf Genehmigung der Veräußerung des Erbhofes an eine sippenfremde Person gestellt. In 177 Fällen wurde die Genehmigung verweigert.

Der Bauernfähigkeitsbegriff als Auslesemittel

Soweit sich der Besitzwechsel im Erbgang vollzieht, steht den Anerbenbehörden als rechtstechnisches Mittel der Leistungsauslese nur der Bauernfähigkeitsbegriff zur Verfügung. Nur der Bauernunfähige kann von der Anerbenfolge ausgeschaltet werden. Das gilt sowohl für den Generationswechsel, bei dem ein anerbenberechtigtes Mitglied der Sippe des Erblassers zur Hofnachfolge berufen wird, wie auch für den Sippenwechsel, der im Erbgang unter den Voraussetzungen des § 25 Abs. 5 REG. auf Grund gewillkürter Anerbenfolge eintreten kann.

Geht dagegen der Besitzwechsel durch Rechtsgeschäfte unter Lebenden - Übergabe, Veräußerung - vor sich, so sind die Anerbenbehörden, rechtstechnisch gesehen, bei der Leistungsauslese vor eine leichtere Aufgabe gestellt. Denn: im Rahmen der Genehmigung dieser Rechtsgeschäfte sind sie bei der Würdigung der Person des Anehrnehmers oder Erwerbers nicht ausschließlich an den Bauernfähigkeitsbegriff gebunden. Sie können die Genehmigung auch aus Gründen versagen, die sie nicht unbedingt in eine Beziehung zur Bauernfähigkeit des Anehrnehmers oder Erwerbers bringen müssen. So können sie z. B. die Veräußerung eines Erbhofes an einen nicht hauptberuflich tätigen Landwirt trotz Vorliegen eines wichtigen Grundes aus dem allgemeinen agrarpolitischen Grundsatz heraus verweigern, daß landwirtschaftlich genutzter Boden grundsätzlich in die Hand hauptberuflich tätiger Landwirte gehöre, ohne sich in Erörterungen darüber einlassen zu müssen, ob ein Nichtlandwirt überhaupt bauernfähig sein kann. Diese Möglichkeit erörtert z. B. Hopp in seiner Anmerkung zur Entscheidung des EHG. Zweibrücken vom 31. Oktober 1935 EHRsp. § 37 a Nr. 74 (JW. 1936 S. 1075). Das EHG. hatte die Entscheidung darauf gestützt, daß der Erwerber, ein Arzt, nicht als bauernfähig anerkannt werden könne. Hopp stimmt der Entscheidung im Ergebnis zu, meint aber, es sei in solchen Fällen nicht nötig, mit dem Bauernfähigkeitsbegriff zu operieren, die Entscheidung lasse sich auch aus anderen allgemeinen Gründen rechtfertigen, die die Anerbenbehörden im Rahmen ihres freien, pflichtgemäßen Ermessens berücksichtigen können.

Die grundsätzliche Aufgabe, die der Rechtsprechung der Anerbenbehörden bei der züchterischen Steuerung des Besitzwechsels gestellt ist, ist jedoch die gleiche, mag sich der Besitzwechsel im Erbgang oder durch Rechtsgeschäfte unter Lebenden vollziehen. Ob ein Nichtlandwirt das Eigentum an einem Erbhof, dessen Sippe er nicht angehört, durch Veräußerung des Erbhofes an ihn oder auf Grund einer Anerbenbestimmung des Bauern nach § 25 Abs. 5 REG. im Erbgang erhält, ist lebensgesetzlich ein und dasselbe. Wenn es im vorerwähnten Beispiel richtig war, den Arzt vom Erwerb des Hofes auszuschließen, weil er nicht Landwirt von Beruf ist, dann muß diese Möglichkeit auch bestehen, wenn er im Erbgang auf Grund einer Anerbenbestimmung des Bauern nach § 25 Abs. 5 REG. zur Anerbenfolge berufen sein sollte. Im letzteren Fall aber bleibt als rechtstechnisches Mittel, dies zu verhindern, wiederum nur der Bauernfähigkeitsbegriff.

Den Anerbenbehörden blieb also, wenn sie sich überhaupt in den Dienst einer agrarpolitischen Steuerung des Besitzwechsels an Erbhöfen und einer Leistungsauslese stellen wollten und wenn sie hierbei eine lebensgesetzlich nicht begründete Verschieden-

artigkeit der Maßstäbe für den Besitzwechsel im Erbgang und dem durch Rechtsgeschäfte unter Lebenden vermeiden wollten, gar keine andere Wahl als die: den Bauernfähigkeitsbegriff als bewegliches Mittel einer Leistungsauslese zu gebrauchen, mit dem grundsätzlichen Ziel, den tüchtigsten und wertvollsten, für die Aufgaben des einzelnen Hofes geeignetsten und würdigsten Menschen zur Hofnachfolge gelangen zu lassen. Sie mußten also auch in reine Bauernfähigkeitsentscheidungen in bestimmtem Umfang Ermessensfragen hineintragen, die sie im Rahmen von Genehmigungsverfahren nach § 37 Abs. 2 und 3 R.E.G. ohne weiteres zur Geltung bringen konnten. Der Bauernfähigkeitsbegriff mußte aus einem starren Begriffsschema herausgelöst und zu einem Instrument gemacht werden, das es ermöglicht, unter Berücksichtigung der unendlich mannigfaltigen Umstände des Einzelfalles, insbesondere der Wesensunterschiede zwischen Generations- und Sippenwechsel, eine lebensgesetzlich sinnvolle Zuchtaufgabe zu erfüllen. Er mußte nach dem züchterischen Wunschbild, dem bäuerlichen Persönlichkeits-, Berufs- und Lebensideal ausgerichtet werden, zugleich aber beweglich genug bleiben, um Abweichungen hiervon zu gestatten, die aus den verschiedensten Gründen notwendig sein können.

Der Streit, ob der Begriff der Bauernfähigkeit, insbesondere der der bäuerlichen Wirtschaftsfähigkeit, eng oder weit ausgelegt werden müsse, ist in dieser Allgemeinheit müßig und unfruchtbar. Wer sich statt der einen oder anderen Lehrmeinung verschreibt, steht sich bei Bewältigung der einzelnen Tatbestände bald in einer ausweglosen Lage und gezwungen, sie so oft zu revidieren, daß sie allmählich überhaupt keinen Sinn mehr hat. Er muß Ausnahmen über Ausnahmen machen, für die er, ohne seine Lehrmeinung aufzugeben, keinen gemeinsamen Nenner angeben kann. Weder eine enge noch eine weite Auslegung des Bauernfähigkeitsbegriffes kann Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben.

Der Bauernfähigkeitsbegriff ist nicht nur insofern hofbezogen, als er die besonderen wirtschaftlichen Verhältnisse des einzelnen Hofes, um den es sich jeweils handelt, berücksichtigen muß; er ist auch tatbestandsbezogen, weil es maßgeblich auf die innere Natur des jeweils zur Entscheidung stehenden Lebensvorganges, die gesamte Konstellation des einzelnen Tatbestandes ankommt, welche Anforderungen an die Bauernfähigkeit des einzelnen gestellt werden können und müssen; und hierbei spielt der lebensgesetzliche Unterschied zwischen dem Generationswechsel und dem Sippenwechsel eine ganz besondere Rolle. Er klärt und erklärt die hauptsächlichlichen Abwandlungen des Bauernfähigkeitsbegriffes in der Rechtsprechung, läßt eine allen Entscheidungen gemeinsame Grundlinie erkennen und macht sichtbar, daß der scheinbaren Willkür eine höhere Gesetzmäßigkeit zugrunde liegt.

Die Leistungsauslese beim Generationswechsel

Beim Generationswechsel wird die Bauernfähigkeit des Hofnachfolgers mit dem Blick auf die ganze anerbenerberechtigten Sippe geprüft, gleichgültig, ob der Generationswechsel durch die Übergabe oder durch den Erbgang ausgelöst wird. Die Sippe ist der Ausgangspunkt der Beurteilung, und nicht der einzelne, losgelöst von den übrigen Sippenmitgliedern. Das geht sogar so weit, daß auch nicht mehr anerbenerberechtigten Sippenangehörige berücksichtigt werden, die der Reichsbauernführer im Verfahren

nach § 25 Abs. 5 R.E.G. zum Anerben bestimmen kann. R.E.H.G. 1. Senat 19. Juli 1939 RdRM. 1940 Heft 2 S. 54 Nr. 17: Hier wurde die Bauernfähigkeit eines anerbenberechtigten, 58 Jahre alten Schulleiters mit Rücksicht darauf verneint, daß bauernfähige, wenn auch nicht mehr anerbenberechtigte Sippenangehörige vorhanden sind, unter denen der Reichsbauernführer gemäß § 25 Abs. 5 R.E.G. den geeignetsten und würdigsten zur Nachfolge in den Erbhof berufen kann.

Die Rechtsprechung hat nicht nur den Grundsatz entwickelt, daß bei Prüfung der Bauernfähigkeit anlässlich von Erb- oder Übergabefällen, also praktisch bei Prüfung der Anerbenfähigkeit, grundsätzlich erhöhte Anforderungen gestellt werden müssen; sie hat auch klar herausgestellt, daß es entscheidend auf eine vergleichende Würdigung der Sippenangehörigen, insbesondere der anerbenberechtigten Sippenangehörigen ankommt. Der erbrechtlich zunächst zur Anerbenfolge berufene Sippenangehörige wird nicht ohne weiteres schon dann als bauernfähig anerkannt, wenn er nur den Mindestanforderungen der Bauernfähigkeit entspricht; er wird vielmehr in einen Leistungsvergleich zu den übrigen Sippenangehörigen gesetzt. Übertrifft ihn hierbei ein anderes Sippenmitglied, insbesondere eins der gleichen erbrechtlichen Rangordnung, ganz erheblich, dann muß er zurücktreten. Zu diesem Zweck wird und muß seine Bauernfähigkeit - relativ - verneint werden. Der Bauernfähigkeitsbegriff dient beim Generationswechsel als Mittel, das wertvollste, tüchtigste und nach seinen Leistungen für den Erbhof würdigste Mitglied der Hofessippe zur Hofnachfolge gelangen zu lassen. Er trägt den Leistungswettbewerb innerhalb der Sippe und ermöglicht eine lebensgesetzlich sinnvolle Zuchtwahl.

So gesehen, gewinnt auch die Aufgabe des Nachlaßrichters bei der Ausstellung des Hoffolgezeugnisses eine besonders verantwortungsvolle Bedeutung. Der Nachlaßrichter, der in diesem Zusammenhang Bauernfähigkeitsfragen als Vorfragen seiner eigentlichen Entscheidungen zu prüfen hat, muß ebenfalls die ganze anerbenberechtigte Sippe ins Auge fassen. Er darf jedenfalls nicht ohne weiteres dem nach der Folgeordnung zunächst berechtigten Sippenmitglied das Hoffolgezeugnis erteilen, nur weil gegen dessen Bauernfähigkeit keine offensichtlichen Bedenken bestehen. Schon aus diesem Grunde empfiehlt es sich sehr, daß die Nachlaßrichter regelmäßig den Kreisbauernführer hören, bevor sie einen Erbschein für den Erbhof ausstellen.

Das Reichserbhofgericht hat die Auslesefunktion des Bauernfähigkeitsbegriffes im Rahmen des Generationswechsels in seinen Entscheidungen vom 23. März 1937, Sammlung der Entscheidungen des R.E.H.G. Band 4 S. 281, vom 25. Mai 1937, S. d. Entscheidungen des R.E.H.G. Band 4 S. 228, vom 29. Oktober 1937, S. d. Entscheidungen des R.E.H.G. Band 4 S. 449, vom 30. November 1938, S. d. Entscheidungen des R.E.H.G. Band 6 S. 67, entwickelt. Vergl. auch RdRM. 1937 S. 642 Nr. 267 und S. 1000 Nr. 440.

Besonders bezeichnend sind in diesem Zusammenhang folgende weitere Entscheidungen: R.E.H.G. 1. Senat vom 27. Juli 1938, RdRM. 1938 Heft 23 S. 1025 Nr. 422: „Es geht unmöglich an, einen nach der Anerbenordnung besser berechtigten Brudersohn des Bauern im Verhältnis zu einem nachberechtigten Prätendenten für bauernunfähig zu erklären und damit von der Anerbenfolge auszuschließen, obwohl er

hauptberuflich tätiger Landwirt ist, während der Nachberechtigte niemals Landwirt war und lediglich über größere finanzielle Mittel verfügt." - REHG. 1. Senat vom 18. August 1937 RdRn. 1938 Heft 4 S. 156 Nr. 81: „Bei der Beurteilung der Bauernfähigkeit einer als Anerbe in Betracht kommenden Person ist ein strengerer Maßstab anzulegen als bei Prüfung der Bauernfähigkeit zwecks Feststellung der Erbhofoeigenschaft." - REHG. vom 29. Oktober 1937 EHRsp. S. 326 und § 21 Nr. 3: „Bei mehreren etwa gleich nahe Anerbenberechtigten scheidet derjenige als bauernunfähig aus, der die im Einzelfall bestehenden Schwierigkeiten infolge mangelnder Willenskraft und ungenügender Vorbildung oder aus anderen Gründen nicht zu meistern vermag." - REHG. vom 25. Mai 1937 EHRsp. § 15 Nr. 74: „Die weite Auslegung des Bauernfähigkeitsbegriffes ist dann nicht am Platz, wenn es sich darum handelt, welche von mehreren gleichberechtigten Personen Anerbe geworden ist." - REHG. vom 29. März 1939 RdRn. 1940 Heft 2 S. 57 Nr. 19: „Es tritt bei Bauernfähigkeitsfeststellungen zur Regelung der Anerbenfolge der Gedanke in den Vordergrund, daß der Erbhof in die Hand des Anwärters kommen soll, der die beste Gewähr für eine ordnungsmäßige Bewirtschaftung des Hofes und dafür bietet, daß der Hof der Sippe auch in Zukunft erhalten bleibt." - REHG. vom 29. März 1939 RdRn. 1940 Heft 2 S. 56 Nr. 18: „Die Abergangung der Tochter, die dem bäuerlichen Beruf treu geblieben ist und dem Erbhof ihre Lebensarbeit gewidmet hat, zugunsten ihres vor ihr zur Anerbenfolge berufenen 47jährigen Bruders, der seit Jahrzehnten in einem der Landwirtschaft fremden Beruf steht, würde den Grundgedanken des REG. zuwiderlaufen."

Vergl. ferner den Aufsatz „Der Leistungsgedanke im bäuerlichen Recht", RdRn. 1937 Heft 20, und den Kleinen Beitrag „Das Reichserbhofgericht zum Begriff der Bauernfähigkeit", RdRn. 1938 Heft 24 S. 1053.

Der Grundgedanke, daß im Rahmen des Generationswechsels zunächst nur die Angehörigen der Hofesippe in einen Leistungswettbewerb treten, folgt aus dem Sippengedanken des REG. Ihm entspricht es aber auch, daß an die Bauernfähigkeit des Erbanwärters in der Regel dann mildere Anforderungen gestellt werden, wenn er das letzte Bindeglied für die Erhaltung des Hofes in der Sippe ist. Die unterste Grenze dieses Wohlwollens aus sippenrechtlichen und allgemein menschlichen Erwägungen ist durch die absolute Bauernunfähigkeit abgesteckt. Wer bestimmten Mindestanforderungen nicht genügt, kann unter keinen Umständen Anerbe werden. Ein solches absolutes Hindernis der Bauernfähigkeit ist der Mangel der Blutsreinheit (§ 13 REG.). Zwischen diesen Mindestanforderungen und den höchstmöglichen Anforderungen ist aber ein großer Spielraum, der den Anerbenbehörden weitestgehende Bewegungsfreiheit gibt.

Von diesem Grundgedanken, der Achtung des Erbrechts, der Rücksichtnahme auf die besondere Stellung der Anerbenberechtigten zum Hof und dessen bisherigen Eigentümer, der Anerkennung für besondere Verdienste, die sich der Anerbenberechtigte um den Hof und die Sippe erworben hat, sind alle Entscheidungen geleitet, die sich mit milderen Anforderungen an die Bauernfähigkeit begnügen. Es handelt sich hierbei ausschließlich um Bauernfähigkeitsentscheidungen im Rahmen des Generationswechsels, also um Entscheidungen über die Anerbenfähigkeit.

Schon das Gesetz selbst trägt diesem Grundgedanken Rechnung, indem es in § 15 Abs. 1 Satz 2 REG. bestimmt, daß mangelnde Altersreife die Bauernfähigkeit grundsätzlich nicht ausschließt. Das Erbrecht soll nicht dadurch aufgehoben, insbesondere der Sippenzusammenhang nicht deshalb unterbrochen werden, weil die zur Anerbenfolge berufene Person im Zeitpunkt des Generationswechsels noch im Kindesalter steht. Diese Bestimmung besagt aber nicht, daß ein Kind beim Generationswechsel in jedem Fall als bauernfähig anerkannt werden müsse, sofern es den generellen Mindestanforderungen (Blutsreinheit) genügt. Vgl. REHG. vom 29. Oktober 1937 RdRM. 1937 S. 1000 und ERsp. § 15 Nr. 80: Hier wurde einem 1½jährigen Kind bei vergleichender Würdigung mit einem anderen ebenfalls im Kindesalter stehenden Anerbenberechtigten die Bauernfähigkeit aberkannt, obwohl es im Hinblick auf Blutsreinheit und Erbgesundheit den Mindestanforderungen entsprach. Es handelte sich allerdings um einen ganz besonderen und eigenartig gelagerten Fall. Mit der Entscheidung vom 23. Mai 1939 RdRM. 1940 S. 58 Nr. 20 befaßt das Reichserbhofgericht die Bauernfähigkeit eines 7 Jahre alten Rechtsanwaltssohnes mit besonderer Rücksicht darauf, daß andere anerbenberechtigte Personen fehlen, dieser Junge also das einzige Bindeglied für die Erhaltung des Hofes in seiner Sippe ist.

Auch die grundsätzliche Einstellung der bisherigen Rechtsprechung zur Bauernfähigkeit von Personen, die selbst nicht erbkrank sind, also nicht dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses unterliegen, aber aus einer erblich mehr oder minder schwer belasteten Familie stammen (Nur-Anlageträger), bezieht sich ausschließlich auf die Anerbenfähigkeit, d. h. die Bauernfähigkeit als Voraussetzung der Anerbenfolge beim Generationswechsel. Vgl. die Entscheidungen Nr. 24-27 in Heft 3 S. 82 des RdRM. 1940. Die Zurückhaltung der Rechtsprechung bei der Ausschaltung von Nur-Anlageträgern von der Hofnachfolge durch Aberkennung der Bauernfähigkeit ist entscheidend durch die Rücksichtnahme auf das Erbrecht und die engen, allgemein menschlichen und wirtschaftlichen Beziehungen der jeweils in Betracht kommenden Person zum Hof und seinem Eigentümer bedingt. Nur-Anlageträger können und müssen in der Regel dann auch beim Generationswechsel von der Anerbenfolge ausgeschaltet werden, wenn Sippenmitglieder ohne diese Belastung vorhanden sind, die auch in übriger Beziehung für die Nachfolge im Hof geeignet erscheinen. Ein Anlaß, den sippenfremden Anerben oder Erwerber eines Erbhofes zur Anerbenfolge zuzulassen, der erblich erheblich belastet, wenn auch nicht selbst erbkrank ist, besteht in der Regel nicht. Im übrigen hat die Rechtsprechung bereits anerkannt, daß der Bauer selbst jedenfalls im Rahmen seines Anerbenbestimmungsrechts den Anlageträger bei der Anerbenbestimmung mit Genehmigung des Anerbengerichts übergehen kann. REHG. vom 27. März 1937 RdRM. 1937 Heft 14 S. 591 Nr. 249.

Wieweit die Rücksichtnahme auf besondere Umstände des Einzelfalles, insbesondere aber auf die blutmäßige und allgemein menschliche Bindung des Hofnachfolgers mit dem Erbhof und seinem bisherigen Eigentümer führen kann und muß, um die Rechtsprechung in Einklang mit dem gefunden Volksempfinden zu halten, das zeigt die Entscheidung des REHG. vom 13. Juli 1939 RdRM. 1940 Heft 3 S. 86 Nr. 24: Hier wurde sogar einem unfruchtbar gemachten Erbkranken die Bauernfähigkeit und damit die Anerbenfähigkeit im Rahmen des Generationswechsels zuerkannt. Gerade diese

Entscheidung macht aber mit besonderer Klarheit deutlich, daß solche Ausnahmen von den normalen Anforderungen an die Bauernfähigkeit nur in der Rücksichtnahme auf bereits bestehende Bindungen der in Betracht kommenden Person mit dem Erbhof begründet sein können. Außerhalb des Generationswechsels kommt der Gedanke, einem unfruchtbar gemachten Erbkranken das Eigentum an einem Erbhof anzuvertrauen, überhaupt nicht in Betrachtungsnähe. Auf dieser Linie liegt die Entscheidung des EHG. Dresden vom 27. Juli 1936 RdM. 1937 Heft 1 S. 37 Nr. 1: Sie versagt die Genehmigung zur Veräußerung des Erbhofes an eine nicht anerbenerberechtigte Nichte des Bauern, weil diese infolge einer Operation nicht fortpflanzungsfähig ist und daher nicht als bauernfähig anerkannt werden könne. Je entfernter die Blutsverwandtschaft des Hofnachfolgers mit dem Erblasser oder dem Aberggeber ist, je loser also die blutmäßige und in der Regel auch allgemein menschliche Bindung des Hofnachfolgers mit dem in Frage stehenden Erbhof ist, um so strenger und unbedingter können die Auslesemaßstäbe sein, denen er unterworfen wird.

Der Generationswechsel würde seinen lebensgesetzlichen und züchterischen Sinn weitestgehend verlieren, wenn hierbei Personen schlecht hin als bauernfähig anerkannt würden, deren fortgeschrittenes Alter weitere Nachkommenschaft ausschließt. Der Generationswechsel muß grundsätzlich dazu führen, einer wachstumsfähigen Familie der Hofesippe eine Lebensgrundlage zu bieten. Hohes Alter schließt daher in der Regel die Bauernfähigkeit und Anerbenerfähigkeit aus. Vgl. die Entscheidungen des EHG. vom 25. Mai 1937 RdM. 1937 S. 682 Nr. 285 und vom 29. Oktober 1937 EHRp. § 15 Nr. 80. Es wäre ein Verstoß gegen den Sinn des EHG. und seine lebensgesetzliche Zielsetzung, z. B. einen Altbauern, der bereits seinen eigenen Hof seinem Anerben übergeben hat, zur Anerbenerfolge gelangen zu lassen, solange in der Erblassersippe ein Anwärter insbesondere des gleichen oder nächsten Ranges vorhanden ist, der im besten Zeugungsalter steht und auch den übrigen, je nach Lage des Einzelfalles zu stellenden Anforderungen entspricht.

Ausnahmen von diesem Grundsatz läßt die Rechtsprechung in der Regel nur insoweit zu, als sie durch den Sippengedanken oder durch die Ehegemeinschaft begründet sind. Es mag gerechtfertigt sein, daß, bevor ein anderer Sippenfremder zur Anerbenerfolge gelangt, der überlebende Ehegatte des Erblassers Anerbe wird, der mit diesem in jahrzehntelanger Lebensgemeinschaft verbunden war und dem der Hof in gemeinsamem Schicksal mit dem Erblasser zur Heimat geworden ist. Unter solchen und ähnlichen, ganz besonderen Umständen kann man es allenfalls hinnehmen, daß der Hof vorübergehend seiner urreigensten Aufgabe, Wachstumsgrundlage einer neuen Familie zu sein, entzogen wird. Vgl. auch die Entscheidung des EHG. vom 14. Februar 1936 RdM. 1937 Heft 1 S. 38 Nr. 2: Diese im Ergebnis zu billigende Entscheidung anerkennt die Bauernfähigkeit eines 75jährigen Altbauern, der durch den Tod seines Sohnes zur Anerbenerfolge in seinen früheren Hof berufen wurde. Die Begründung hält sich allerdings nicht ganz frei von gefährlichen Verallgemeinerungen; sie sucht den die Entscheidung tragenden Gedanken nicht klar und eindeutig genug im Sippengedanken und in der Tatsache, daß andere geeignete anerbenerberechtigte Sippenangehörige fehlen (vergleichende Würdigung der Sippenangehörigen!).

(Ein zweiter Auffag folgt.)

Erbhof und Pacht im Reich

Ein gutes Bodenrecht sichert den Bestand des Bauerntums, ein schlechtes zerstört ihn. Aus dieser Erkenntnis heraus ist das Reichserbhofgesetz vom 29. September 1933 geschaffen worden. Es erhob zum Gesetz, was gute bäuerliche Erbsitte war. Es hat den bäuerlichen Besitz gefestigt und das Bauerntum eng mit der Scholle verbunden, in der es wurzelt. Das Bauerntum ist nicht nur Träger der Volksernährung und Blutsquell der Nation. Es sichert auch den völkischen Lebensraum. Besonders sehen wir dies in den Grenzgebieten des Reiches, wo seit Jahrhunderten das Bauerntum Grenz- und Schutzwall war. Die Volkstumsgrenzen sind hier unverrückt geblieben, wenn auch die politischen Grenzen sich viel gewandelt haben. Festigung des Bauerntums ist also auch Sicherung des völkischen Lebensraumes. Im Gebirge gibt es Bannwälder. Sie schützen das Tal vor niedergehenden Lawinen. Werden sie abgeholzt, so wird binnen kurzer Zeit das ganze Tal zerstört sein. Einem solchen Bannwald ist das Bauerntum vergleichbar. Wird es geschwächt oder aufgesogen, so wird der Raum unterwandert, der völkische Blutsquell versiegt, die Volksernährung ist gefährdet. Die Schaffung und Erhaltung gesunden Bauerntums ist daher eine völkische Lebensfrage schlechthin.

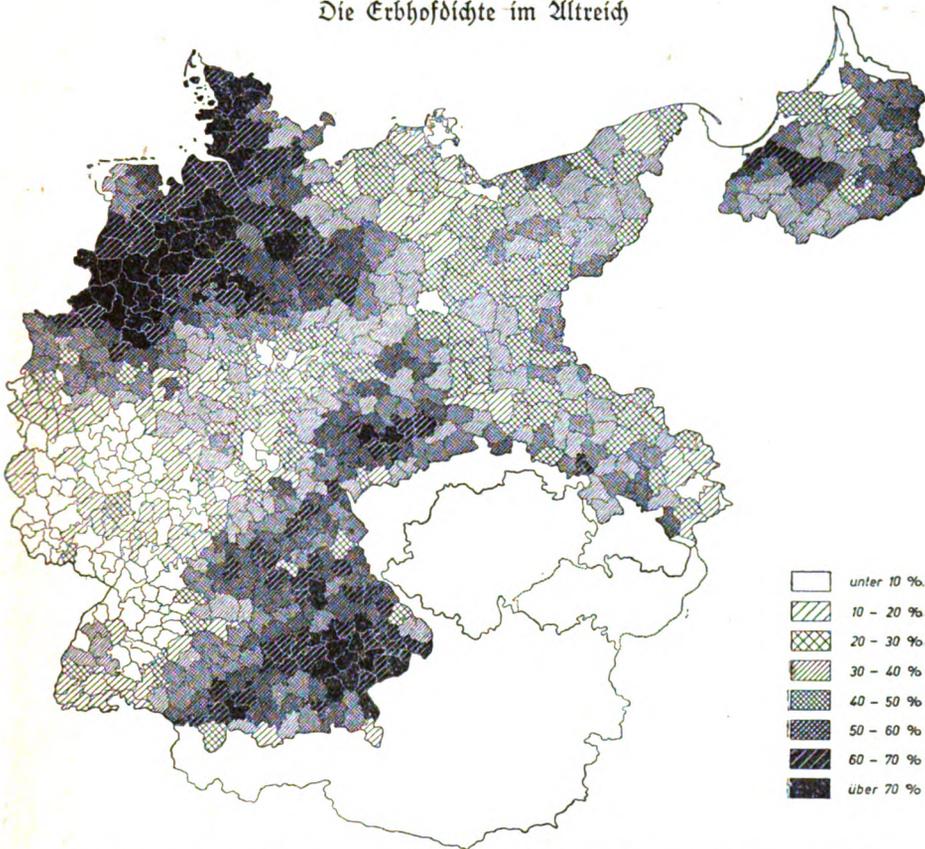
Heute ist der Zeitpunkt gekommen, wo diese für den Bestand des Volkes entscheidenden Fragen von neuem überdacht werden müssen. Sagt doch der Führer selbst: „Unsere Aufgabe, die Mission der nationalsozialistischen Bewegung aber ist, unser eigenes Volk zu jener politischen Einsicht zu bringen, daß es sein Zukunftsziel nicht im berauschenden Eindruck eines neuen Alexander-Zuges erfüllt sieht, sondern vielmehr in der emsigen Arbeit des deutschen Pfluges, dem das Schwert nur den Boden zu geben hat.“

In zwei Karten werden nun zwei besonders wichtige Fragen der heutigen Agrarverfassung einander gegenübergestellt: die Erbhofdichte und die Pachtdichte. Deutlich schälen sich drei große Gebietsgruppen heraus: die Gebiete mit vorwiegender Bedeutung des Großgrundbesitzes, die Gebiete mit vorherrschendem bäuerlichem Gepräge und die Gebiete des Kleinbauerntums. Werden die einzelnen Landschaften des Reiches in diese Gruppen eingereiht und wird der Anteil der einzelnen Betriebsgrößenklassen an der landwirtschaftlich genutzten Fläche einander gegenübergestellt, so ergibt sich folgende Zusammenstellung:

Gruppe 1	über 100 ha	20 bis 100 ha	5 bis 20 ha	2 bis 5 ha	0,5 bis 2 ha	Erbhof- anteil
Mecklenburg	54,0	27,9	13,8	2,8	1,5	22,2
Pommern	45,4	25,7	25,4	2,4	1,1	29,4
Brandenburg	33,5	35,1	24,8	4,5	2,1	32,3
Ostpreußen	35,4	37,7	22,8	3,2	0,9	41,1
Provinz Sachsen	26,2	34,6	29,7	5,8	3,7	39,5
Niederschlesien	30,9	25,2	35,6	6,5	1,8	} 28,9
Oberschlesien	22,7	15,0	45,3	12,4	4,6	
Gruppe 2						
Schleswig	15,6	59,3	21,0	3,2	0,9	62,1
Hannover	11,0	44,5	32,8	8,5	3,2	61,2
Oldenburg	5,1	47,5	37,6	7,8	2,0	67,9
Westfalen	5,9	43,1	36,1	10,4	4,5	50,7
Bayern	4,2	35,8	46,9	10,5	2,6	46,1
Sachsen	14,3	36,2	39,6	7,0	2,9	46,4
Thüringen	11,2	27,3	43,8	11,8	5,9	32,2
Gruppe 3						
Rheinland	4,9	25,4	47,7	16,3	5,7	15,6
Württemberg	3,2	20,1	47,8	22,8	6,7	25,6
Hessen-Nassau	6,6	17,1	44,2	23,7	8,4	19,4
Rurhessen	4,7	11,1	54,5	21,5	8,2	17,5
Baden	5,7	14,8	41,9	26,8	10,8	16,6
Saarland	2,5	7,3	39,0	31,7	19,5	3,9

Zum Vergleich ist der Anteil der Erbhöfe in den einzelnen Landschaften an der gesamten land- und forstwirtschaftlichen Nutzfläche beigelegt. Dieser sinkt in Schlesien, Pommern und Brandenburg auf weniger als ein Drittel, in Mecklenburg sogar auf 22 vH, in den Ländern des Kleinbesitzes auf ein Viertel (Württemberg), ein Fünftel (Hessen-Nassau) und weniger. Dagegen steigt die Erbhofdichte in Niedersachsen und Altbayern auf mehr als 60 vH an. In einzelnen Gebieten werden sogar Anteile von über 80 vH erreicht (Grafschaft Diepholz und Kreis Nilsbiburg). Aber auch in Oberösterreich würden sich hohe Anteilssätze ergeben. Leider liegen für das Gebiet der Ostmark genauere Zahlen noch nicht vor. Im Westen des Reiches liegt der Anteil ganzer Regierungsbezirke unter 10 vH, so im Regierungsbezirk Wiesbaden, Koblenz Trier, Aachen. Aber auch in Mecklenburg und Pommern gibt es Gebiete, deren Erbhofanteil nur bei 10 vH liegt (z. B. Akeründe, Waren). Wer die Erbhofkarte länger auf sich wirken läßt, sieht vor dem inneren Auge Bilder aus der deutschen Agrar-

Die Erbhofsdichte im Altreich

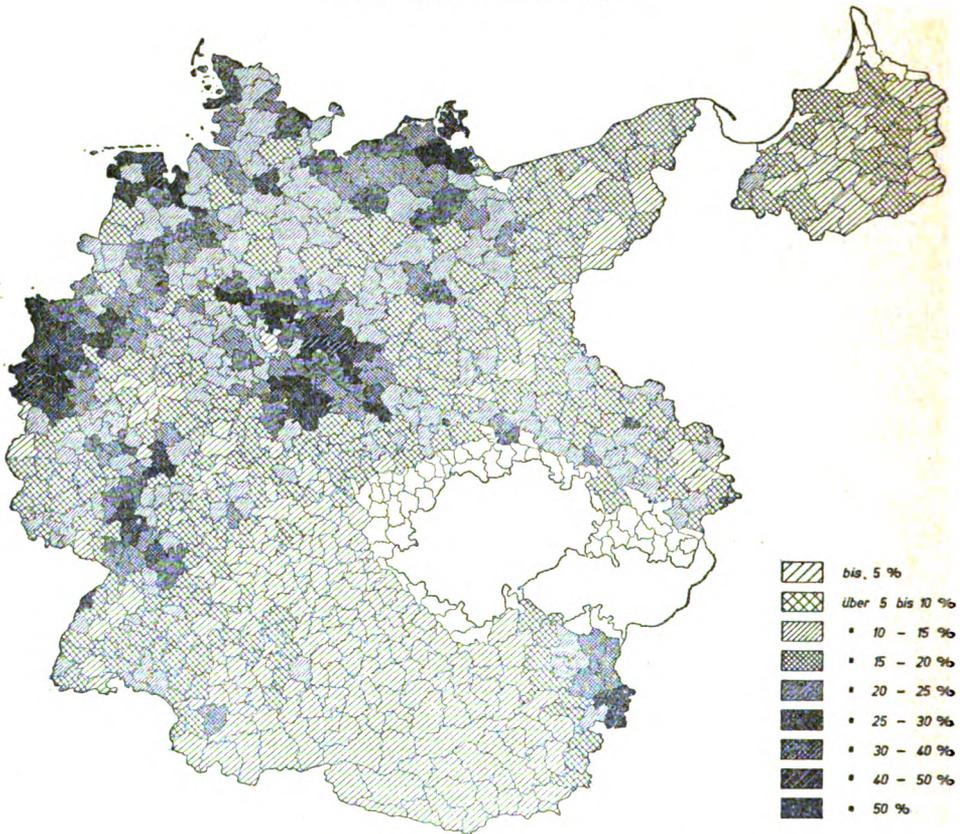


Anteil der Erbhoffläche an der land- und forstwirtschaftlich genutzten Betriebsfläche

geschichte vorübergleiten: die Gebiete der Bauernkriege und des Bauernlegens, die alten deutschen Stammesgebiete und die Gebiete der Ostkolonisation. Aber auch Sonderentwicklungen, wie im Ermland oder im Gebiete des früheren Schwedisch-Vorpommern, heben sich klar ab.

Wird mit der Erbhofkarte die Pachtkarte verglichen, so ergeben sich wichtige weitere Gesichtspunkte. Besonders weit verbreitet ist die Pacht in den Gebieten des Kleinbesitzes. In den fruchtbaren Gebieten des Niederrheins, z. B. in den Kreisen Köln, Bergheim, Jülich, umfaßt sie mehr als die Hälfte des Landes. Dieses ungesunde Gefüge setzt sich nach Holland und Belgien weiter fort. Sehr stark ist auch der Pachtanteil in den Marschgebieten, wo teilweise mehr als die Hälfte des Landes in Pachtform genutzt wird (z. B. Weser-Marsch 55 vH, Eiderstedt 48 vH). Hier ist der Zug zu einer kapitalistischen Nutzung des fetten Marschlandes unverkennbar. Von großer Bedeutung ist auch die Gutspacht in Mitteldeutschland. Besonders gilt dies für die

Die Pachtfläche in Deutschland



Anteil der Pachtfläche an der land- und forstwirtschaftlich genutzten Betriebsfläche

fruchtbaren Zuckerrübengebiete. Der Pachtanteil beträgt im Landkreis Quedlinburg 48 vH. Aber auch in den Kreisen Bernburg, Wanzleben, Ochersleben, Calbe übersteigt der Pachtanteil ein Drittel der Gesamtfläche. Teilweise kann man sogar von Pachtlatifundien sprechen. Auch der Pachtanteil auf Rügen (38,2 vH) ist sehr hoch. Der verhältnismäßig hohe Anteil des Pachtlandes in West-Hannover und Süd-Oldenburg ist auch auf das dort verbreitete Heuerlingswesen zurückzuführen. Dagegen tritt die Pacht in den Bauernländern Bayern und Österreich stark zurück. Nur im fruchtbaren Marchfeld steigt der Pachtanteil wieder.

Die Gegenwart zeigt die Früchte der Vergangenheit und die Aufgaben der Zukunft. Beide Karten weisen auf das agrarpolitische Raumbild des Altreiches hin. Sie zeigen, daß nicht nur in den neuen Gebieten des Reiches wichtige Aufgaben zu lösen sind, sondern auch innerhalb des Reiches selbst.

Eine volkspolitische Zwischenbilanz

Zur Berufs- und Volkszählung 1939

Im Jahre 1882 entfielen 40 vH der Bevölkerung des Deutschen Reiches auf die land- und forstwirtschaftlichen Berufszugehörigen. 1939 umfaßte die Land- und Forstwirtschaft im alten Reichsgebiet (Umfang vom 1. Januar 1938) nur noch 18 vH. Auch bei Einbeziehung der ostmärkischen Reichsgaue und sudetendeutschen Gebiete erhöht sich ihr Anteil nur um ein geringes auf 19,1 vH. Diese Gegenüberstellung bezeugt, daß der deutschen Landwirtschaft in knapp 60 Jahren eine Verdreifachung ihrer Arbeitsleistung gelungen ist, wenn man diese an der Zahl der zu Versorgenden mißt. Diese Tatsache ist das Ergebnis einer Verbesserung auf allen Gebieten des Ackerbaues und der Viehzucht und nicht zuletzt auch der fortschreitenden Technisierung der Landwirtschaft, die dem Bauern und seinen Mitarbeitern einen immer zweckmäßigeren Einsatz ihrer Arbeitskraft ermöglichte.

Aber dies ist doch nur eine Seite der landwirtschaftlichen Arbeitsbilanz. Die Verdreifachung der landwirtschaftlichen Arbeitsleistung ist nicht nur die Frucht erhöhten Arbeitserfolges, sondern auch das Ergebnis einer starken Ausweitung der Arbeitszeit, d. h. Steigerung der Arbeitsmenge. Um sie zu ermöglichen, mußte die Zeit, die früher der Entfaltung bäuerlicher Kultur diente, fast restlos geopfert werden, mußten die für die Auffrischung der menschlichen Arbeitskraft unentbehrlichen Ruhepausen auf ein kaum vorstellbares Mindestmaß beschränkt werden, geriet die Landfrau in einen immer stärkeren Widerstreit ihrer mütterlichen und wirtschaftlichen Pflichten. Diese Seite der landwirtschaftlichen Arbeitsbilanz beweist nicht nur, daß eine weitere Schmälerung der menschlichen Grundlage der Landwirtschaft auf die Dauer ohne eine Minderung des landwirtschaftlichen Arbeitserfolges undenkbar ist, sondern auch, daß darüber hinaus zur Sicherung der landwirtschaftlichen Erzeugungsleistung eine starke Arbeitsentlastung erforderlich ist.

Die Landwirtschaftstechnik hat in dieser Beziehung neue, große Aufgaben zu erfüllen. Nicht minder groß sind in diesem Zusammenhange die erzieherischen Aufgaben des Reichsnährstandes, dem es obliegt, die Errungenschaften der Technik in der landwirtschaftlichen Praxis durchzusetzen. Das bisherige Ergebnis der Erzeugungsschlacht ist ein eindringlicher Beweis der Eignung des Reichsnährstandes und der Aufgeschlossenheit des Landvolks für die Aufgabe, den technischen Fortschritt der Landwirtschaft dienstbar zu machen. Aber selbst bei höchster Einschätzung der durch technische Verbesserungen gegebenen Arbeitsentlastungsmöglichkeiten darf man nicht übersehen, daß durch sie bestenfalls eine Beseitigung der herrschenden Arbeitsüberlastung des Bauerntums und seiner Mitarbeiter, nicht aber der Ersatz eines weiteren Ausfalls von landwirtschaftlichen Arbeitskräften erzielbar ist.

Es wäre jedoch eine gefährlich einseitige Betrachtungsweise, wenn man die eingangs aufgeführten Zahlen lediglich vom Standpunkt der ernährungswirtschaftlichen Aufgaben des Landvolkes würdigte. Mit besonderer Eindringlichkeit hat R. Walther Darré stets auf die lebensgesetzliche Bedeutung des Bauerntums als des Blutsquells der Nation hingewiesen und die nationalsozialistische Agrarpolitik danach ausgerichtet. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, besagen die ein-

gangs gebrachten Zahlen: Während im Jahre 1882 noch 40 Landleute zur Verfügung standen, um den Geburtenausfall von 60 zu anderen Wirtschaftszweigen Berufszugehörigen zu decken, sollten im Jahre 1939 diese Aufgabe 18 Landleute für 82 andere Berufszugehörige erfüllen. Bedarf es, so gesehen, noch eines weiteren Beweises, daß Förderung der Neubildung deutschen Bauerntums mit allen verfügbaren Mitteln die wichtigste volkspolitische Aufgabe der Zukunft ist? Auf diese Frage gibt die beste Antwort die wegweisende Parole des Führers: „Das Dritte Reich wird ein Bauernreich sein, oder es wird vergehen wie die Reiche der Hohenstaufen und Hohenzollern.“

Dieses Führerwort ist zugleich der Wertmaßstab, nach dem das Ergebnis der Berufs- und Volkszählung 1939 beurteilt werden muß. Seit 1933 ist die Zahl der land- und forstwirtschaftlichen Berufszugehörigen im alten Reichsgebiet um 1 450 000, d. h. um 10,6 vH zurückgegangen. Diese gewaltige Kräfteabgabe war notwendig, um in Zukunft eine um so größere Kraftentfaltung des Bauerntums zu ermöglichen; denn diese gewaltige Kräfteabgabe des deutschen Landvolkes hat nicht zuletzt zur Durchführung der deutschen Aufrüstung beigetragen und so die Voraussetzung für die Wiedererstehung des Großdeutschen Reiches mitgeschaffen. Durch die Wiederangliederung der Ostmark und des Sudetenlandes ist die bäuerliche Grundlage des Deutschen Reiches wesentlich verbreitert worden. Durch die Rückgewinnung der neuen Reichsgaue ist der Raum erschlossen, der überhaupt erst eine Neubildung deutschen Bauerntums in dem Ausmaße, wie sie das erwähnte Führerwort fordert, ermöglicht. Durch die Rückführung großer Teile des jenseits der Reichsgrenzen zerstreuten deutschen Bauerntums findet eine Zusammenballung deutscher Bauernkraft statt, die dem deutschen Volke verlorenzugehen drohte. So lehrt uns ein Blick in die Zukunft, das Ergebnis der Berufs- und Volkszählung 1939 als *Z w i s c h e n b i l a n z* über einen notwendigen, aber nach dem Krieg abgeschlossenen Entwicklungsabschnitt zu bewerten.

Diese Feststellung besagt nicht, daß dieses Ergebnis nicht sorgfältigste Beachtung verdiene. Gerade von dem Gesichtspunkt des durch den Führer gewiesenen Zieles aus betrachtet, gibt es wesentliche Aufschlüsse für die zukünftige Arbeit. Die Kräfteabgabe der Landwirtschaft an Industrie und Gewerbe zur Erfüllung ihrer Aufrüstungsaufgabe erfolgte im wesentlichen durch Befriedigung der industriellen Nachfrage nach Arbeitskräften auf dem Wege des freien Angebots. Das hatte zur Folge, daß diese Kräfteabgabe die Landwirtschaft in den verschiedenen Reichsgebieten keineswegs gleichmäßig belastete. Ihr wechselnder Umfang wurde vielmehr von dem Grad der Anziehungskraft bestimmt, den die Lockungen besserer und schnellerer Aufstiegsmöglichkeiten und höherer Verdienstmöglichkeiten ausübten. Daher hat sich die landwirtschaftliche Kräfteabgabe auch in den einzelnen Betriebszweigen und in den verschiedenen Gruppen der Landarbeiterschaft sehr unterschiedlich ausgewirkt.

Die nebenstehende statistische Übersicht gibt einen aufschlußreichen Einblick in die *l a n d s c h a f t l i c h e n B e s o n d e r h e i t e n*, die die Entwicklung der menschlichen Grundlage der Landwirtschaft kennzeichnen. Dabei fallen vor allem die starken Unterschiede innerhalb der einzelnen Provinzen oder Länder (Zahlenreihe 6 und 7 der statistischen Übersicht) besonders auf. Diese Unterschiede wären noch stärker gewesen, wenn die Stadtkreise in den Vergleich miteinbezogen worden wären, doch hätte sich daraus leicht eine Verzerrung des Bildes ergeben, da für die Beurteilung des Landwirtschaftsaufbaues einer Landschaft die Stadtkreise nur dann von wesentlicher Bedeutung sind, wenn es sich um ausgesprochene Industrielandschaften handelt.

Die Zahl der land- und forstwirtschaftlichen Berufszugehörigen

Gebiet	Anteil in vH der Wohnbevölkerung			Zu (+) oder Abnahme (-) 1933 bis 1939				Bevölkerungs- vermehrung ¹⁾ 1889 in vH 1888
	1933	1939	Stellung ¹⁾	in 1000 seit 1888	in vH von 1888	stärkste Abnahme ²⁾	geringste Abnahme ³⁾	
Ostpreußen ⁴⁾	42,2	36,5	I	- 102,0	- 10,4	- 16,7	- 5,8	+ 6,8
Brandenburg	23,1	22,9	II	- 90,7	- 12,0	- 20,7	- 4,9	+ 11,7
Pommern	39,2	33,8	I	- 99,8	- 11,2	- 19,6	- 6,3	+ 5,5
Schlesien	25,2	22,4	II	- 129,4	- 10,8	- 18,4	- 0,5	+ 2,2
Sachsen, Provinz	21,4	18,0	II	- 92,7	- 12,7	- 18,5	- 5,7	+ 6,4
Schleswig-Holstein	25,6	20,9	II	- 42,1	- 11,6	- 13,7	- 2,4	+ 11,9
Hannover	31,1	26,8	II	- 83,0	- 8,3	- 22,6	+ 2,6	+ 8,3
Westfalen	12,8	11,4	IV	- 59,4	- 9,2	- 18,1	- 2,2	+ 3,4
Hessen-Nassau	21,2	18,4	II	- 64,7	- 11,2	- 18,6	- 3,9	+ 3,5
Rheinprovinz	12,2	10,5	IV	- 113,7	- 12,1	- 22,7	+ 1,3	+ 2,9
Oberbayern	24,5	20,0	II	- 50,2	- 11,5	- 19,1	- 4,1	+ 10,2
Niederbayern und Oberpfalz ⁵⁾	47,3	41,0	I	- 84,5	- 12,6	- 27,0	- 6,5	+ 3,1
Pfalz (linksrheinisch)	21,2	19,2	II	- 13,7	- 6,6	- 11,8	+ 5,3	+ 6,6
Ober- und Mittelfranken	25,8	22,7	II	- 49,1	- 10,4	- 15,8	- 3,6	+ 3,4
Mainfranken	38,1	32,4	II	- 37,1	- 12,2	- 23,2	- 4,9	+ 5,6
Schwaben	37,7	32,4	II	- 39,0	- 11,7	- 16,9	- 5,8	+ 5,2
Sachsen	8,3	7,5	V	- 43,1	- 10,0	- 15,2	- 0,0	+ 0,7
Württemberg	27,7	23,2	II	- 83,9	- 11,2	- 17,2	- 7,7	+ 7,4
Baden	25,1	22,2	II	- 58,0	- 9,6	- 14,5	- 4,9	+ 3,8
Thüringen	17,9	17,2	II	- 2,7	- 0,9	- 9,1	+ 20,0	+ 5,2
Hessen	21,5	19,4	II	- 26,8	- 8,7	- 13,0	+ 2,4	+ 2,8
Mecklenburg	38,3	32,0	I	- 28,1	- 9,1	- 15,9	- 3,0	+ 11,9
Oldenburg	33,4	27,9	I	- 10,5	- 6,3	- 11,3	- 0,5	+ 16,7
Braunschweig	18,8	16,1	II	- 4,8	- 5,0	- 7,2	+ 4,4	+ 13,7
Saarland ⁶⁾	6,7	7,1	V	+ 4,6	+ 8,5	- 0,0	+ 18,8	+ 3,7
Deutsches Reich ⁷⁾	20,8	18,0	II	- 1450,0	- 10,6	- 27,0	+ 20,0	+ 3,8

1) In der Reihenfolge nach Anteilsgröße der sechs Wirtschaftsabteilungen (Land- und Forstwirtschaft, Industrie und Handwerk, Handel und Verkehr, öffentlicher Dienst und private Dienstleistung, häusliche Dienste, selbständige Berufsleute), 2) 1939 in vH. von 1933, bezogen auf die Landkreise des betreffenden Gebietes. Die Abnahme der land- und forstwirtschaftlichen Berufszugehörigen in den Stadtkreisen ist in der Regel wesentlich höher, 3) d. h. Geburtenüberschuß, zuzügl. Wanderungsgewinn oder abzügl. Wanderungsverlust, 4) Gebietsrand vom 17. 5. 1839, 5) ohne die hinzugekommenen sudeten-deutschen Kreise, 6) Vergleichsjahr 1936, 7) altes Reichsgebiet.

Von entscheidender Bedeutung ist die Tatsache, daß die natürliche Bevölkerungsvermehrung in keinerlei greifbarem Zusammenhange mit dem Ausmaß der landwirtschaftlichen Kräfteabgabe steht. Zwischen der verschiedenen Höhe der Geburtenüberschüsse und der wechselnden Stärke der Abwanderung aus der Landwirtschaft ist ein natürliches Verhältnis nicht mehr gegeben, d. h. die bauerlichen Geburtenüberschüsse haben ihre ausgleichende Kraft weitgehend verloren. Dies ist selbst nicht einmal mehr in dem Sinne der Fall, daß mit der größeren Höhe der Geburtenüberschüsse eine entsprechend geringere Minderung des Bestandes an land- und forstwirtschaftlichen Berufszugehörigen gegeben ist. Selbstverständlich übt nach wie vor die Höhe der ländlichen Geburtenüberschüsse auf die Entwicklung des landwirtschaftlichen Menschenbestandes Einfluß aus; aber dieser wird durch andere Einflüsse wirtschaftlicher und sozialer Natur so stark überdeckt und durchkreuzt, daß seine Gegenwirkung zusehends an Kraft verliert, zumal ja auch das Landvolk von dem die Vergangenheit kennzeichnenden allgemeinen Geburtenchwund keineswegs verschont geblieben ist und diese gefährlichste Folge des die Vergangenheit beherrschenden liberalen Zeitgeistes noch nicht überwunden hat.

Auch die örtliche Wanderungsbewegung, der zweite Faktor der Bevölkerungsbewegung, deren Ergebnisse Zahlenreihe 8 der statistischen Übersicht bringt, bietet nicht ohne weiteres einen Schlüssel zur Beurteilung der Entwicklung der landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnisse. So steht beispielsweise in der Zeit von 1933 bis 1939 einem Wanderungsgewinn der oberbayerischen Landkreise von 71 404 Menschen oder 7,5 vH eine Abnahme der land- und forstwirtschaftlichen Berufszugehörigen um 50 200 oder 11,5 vH gegenüber. Dieses Ergebnis ist um so bemerkenswerter, als in dem gleichen Zeitraum die oberbayerischen Landkreise auch einen überdurchschnittlichen Geburtenüberschuß von 50 033 oder 5,2 vH aufzuweisen haben. Die Landflucht nimmt also immer mehr die besondere Form der Landwirtschaftsflucht an. Ihre Erklärung ist daher in erster Linie in der besonderen Lage der Landwirtschaft zu suchen. Damit ist auch ein wichtiger Wegweiser zu ihrer Überwindung gegeben.

Durch des Führers Tatkraft sind die raumpolitischen Voraussetzungen für die zur Sicherung der deutschen Zukunft notwendige Verbreiterung der bauerlichen Grundlage des deutschen Volkes geschaffen worden. Damit ist der einzige bisher unüberwindbar erscheinende Grund der Landwirtschaftsflucht weggefallen, eine Raumenge, die die Ausbildung einer wirksamen sozialen Aufstiegsordnung mit dem Ziel steter Neubildung deutschen Bauerntums unmöglich machte. Damit ist auch das agrarpolitische Gesetzgebungswerk R. Walther Darrés in den großen Rahmen hineingestellt, der ihm volle Auswirkung sichert. Nur Schwachmütige können unter diesen Umständen zweifeln, daß auch die Hemmungen werden beseitigt werden, die infolge vordringlicher zeitbedingter Aufgaben einer Mobilmachung der bauerlichen Blutskraft für ihre ureigene Aufgabe noch immer entgegenstehen. Damit ist die Zukunft des deutschen Bauerntums letzten Endes in die Hand der deutschen Landjugend gelegt. Von ihrem Willen zu wesensgemäßer Lebensgestaltung, von ihrer Treue zu der angestammten Art, d. h. von der lebendigen Kraft des ererbten bauerlichen Blutes, wird es abhängig sein, ob das verheißungs-, aber auch verpflichtungsvolle Wort des Führers von dem deutschen Bauerntum der Zukunft Erfüllung finden wird, und wir sind gewiß, daß die deutsche Landjugend der Größe ihrer Verpflichtung gewachsen sein wird.

Bauerngut und Bauernblut

Es mag bestreulich erscheinen, einen Aufsatz, der die Kampfgemeinschaft gegen Landflucht und Stadtsucht verstärken helfen will, mit einer Untersuchung über die Landflucht einzuleiten. Und doch ist es notwendig, auch diesen Tatbestand zu zergliedern, wenn anders das Kampffeld klar und übersichtlich vor uns daliegen soll und die Kampffronten in ihrer Zusammensetzung und Schlagkraft voll und ganz durchschaut werden sollen.

Es ist an sich erfreulich, daß in zunehmendem Maße Großstadt und Großstädter sich des Landes erinnern und sich ihm zuwenden. In den verschiedenartigsten Erscheinungsformen tritt uns diese Hinwendung zum Lande entgegen; aus den verschiedensten Lagern ertönt der Ruf: Zurück zur Natur! Aus den verschiedensten Motiven erklärt sich der Entschluß: Hinaus aufs Land, fort aus der Enge und Unruhe der Stadt! Bald sind es hygienische Gründe, bald wirtschaftliche oder militärische Erwägungen, die Menschen und Betriebe, Veranstaltungen und Einrichtungen aufs Land führen und aus der Stadt drängen. In dem Drang und Streben nach dem Lande verbergen sich bald romantische, bald rationale Hintergründe, Anlaß genug, diesen Dingen auf den Leib zu rücken und Klarheit zu suchen, die verschiedenen Gruppen voneinander zu trennen und vor allem die zu entlarven, die nicht den Hof, nämlich den Sippenhof, sondern nur das Landgut, die rentable Geldanlage suchen, weil sie den Unterschied zwischen Landwirt und Bauer, zwischen Unternehmer und Treuhänder nicht kennen oder mißachten und verachten.

Einige dieser Gruppen von Landsüchtigen hat Hellpach in seinem Buch: „Mensch und Volk der Großstadt“ (Stuttgart 1939) gut gezeichnet; ein paar Sätze mögen angeführt sein: „Der denaturierte Großstadtmensch spürt manchmal, mancher oft und mancher sozusagen immerfort, eine Art Heimweh nach ‚Natur‘, aber er meint damit nicht die g a n z e Natur . . ., er meint vielmehr nur einige ihm zusagende, ihm jetzt fehlende Seiten, Eigenschaften, Züge der Natur . . ., die Sonne, den Wald, die glitzernde Farbigeit, die Vogelstimmen, die ‚Landschaft‘. Gerade das t o t a l e Verhältnis zur Natur, welches ihre praktische Bearbeitung einschließt, das leibhaftige Wiederverbauern, ist nicht gemeint . . . Der letzte Rest von ‚aktivistischem‘ Verhältnis zu ihr erschöpft sich im G a r t e n und im Sport . . . Jenseits dieses aktivistischen Restes aber ist das städtische Naturbedürfnis wesentlich rezeptiv, genießerisch, ja überwiegend geradezu rationalistisch: Kennenlernen von immer neuen Gegenden, Herumreisen wird die eigentliche Sehnsucht des Großstädtlers ins Freie, das Besichtigen, und zwar notgedrungen meist nur ein sehr flüchtiges Besichtigen stellt die Achse der Großstadtmensch-Freimatur-Beziehung dar.“ (S. 110/111.)

Greifen wir aus diesen Gruppen nochmal die Gruppe der aktivistisch Landsüchtigen, und zwar die Gartenbauern, heraus und geben wir nochmal Hellpach das Wort: „Auf kleinem, ziellichem Raume ein bißchen (in den Mußestunden!) graben, düngen,

säen, säten, pflanzen, pflegen, ernten, und gar: aus einem Büchlein, einem Fachblatt sich unterrichten, wie man's anfängt!" (a. a. O., S. 110.)

Und mancher dieser Gartenbebauer glaubt in sich die Berufung zu erkennen, ein Bauerngut zu übernehmen und „Bauer“ zu werden. Gerade heute, wo wir vor der Notwendigkeit stehen, deutschen Raum mit deutschen Menschen zu besiedeln und dem deutschen Schwert, das diese Gebiete wieder deutsch gemacht hat, den deutschen Pflug folgen zu lassen, der den zurückeroberten Boden ewig dem deutschen Blut sichern soll, weil nur der Pflug der Garant des Schwertsieges sein kann, gerade heute ist es notwendig, den siedlungsfreudigen „Auch-Bauern“ vom Blut-Bauern zu scheiden. Nur so können dem Einzelmenschen und dem Gesamtvolk Schicksale erspart werden, die sich dereinst bitter rächen müßten.

Es ist zu begrüßen, daß möglichst vielen Rückwanderern aus den baltischen und wolhynischen Gebieten auf den altverwaisten Bauernhöfen im deutschen Ostraum eine bleibende Heimstatt gegeben wird; es ist auch ein schöner Gedanke, dem deutschen Soldaten, der mit seinem Mut und Blut den deutschen Lebensraum erweitern half, in diesem Lebensraum mit seiner künftigen Familie ein Stück Vaterland zur eigenen Bewirtschaftung zuzuteilen, auf daß auch er dort eine Heimstatt finde. Eine Heimstatt! Die kann er aber nur finden, wenn er auf diesem Fleck Erde sein Wohlergehen und sein Glück findet in einer Arbeit, die ihm Befriedigung gewährt, weil Erfolg seine Mühen krönt. Es ist damit für eine verantwortungsbewußte Staats- und Volksführung Pflicht, nur solche Menschen auf die Bauerngüter im Ostraum zu rufen, die Bauer werden können, weil sie Bauern sind, Bauern dem Blute nach, Bauern ihrer ganzen inneren Haltung nach, in denen noch die Kraft des einstigen nordischen Bauerntums wirksam, wenn auch vielleicht verschüttet ist.

Nicht Sehnsucht nach Natur, nicht „Heimweh“ nach dem Land, nicht Freude an ein „bißchen“ Gartenarbeit in den Mußestunden und am „selbstgebauten Kohl“ genügt, um ein Bauer zu werden, der beim ersten Ansturm und Mißerfolg zusammenknackt, weil er sich „Mutter Natur nicht so hart und nüchtern und mühsam und knauserig vorgestellt hat“ (Hellpach).

Bauerntum steckt im Blut

Es ist eine noch immer weit verbreitete Ansicht, als gäbe es Bauern nur auf dem Lande, und als wären in der Stadt Bauern überhaupt nicht zu finden, so daß es sich gar nicht lohnte, in der Stadt nach Bauern und damit nach Anwärtern für Neubauernhöfe zu suchen. Diese Ansicht ist ebenso falsch wie jene, daß auf dem Dorfe alle Menschen bäuerliche, also Bauernmenschen wären und alle Besitzer und Inhaber von Bauerngütern Bauern.

Der Mensch wird nicht zum Bauern, indem er sich auf dem Lande „zwecks landwirtschaftlicher Beschäftigung“ niederläßt, auch nicht dadurch, daß er einen Bauernhof kauft, nicht einmal dadurch, daß er diesen gekauften Hof selbst bewirtschaftet. So wichtig und wünschenswert es ist, daß alle unsere Bauernhöfe möglichst ertragreich bewirtschaftet werden, ist es doch nicht so, daß der beste Wirtschaftler auf einem Bauerngut auch schon dadurch und deshalb der beste Bauer ist. So wichtig wirtschaftliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit auch ist, sie machen nicht den Menschen zum Bauern. Bauerntum ist mehr; Bauerntum kann man nicht erwerben; Bauerntum kann man nicht lernen, weder auf dem Hof noch auf der Schule, und sei es die beste Fachschule,

ja die landwirtschaftliche Hochschule selber. Entweder das Bauerntum steckt im Blut, dann läßt es sich wecken, wenn es nicht von Anbeginn an von selber erwacht und sich offenbart; oder es ist nicht im Blut, dann ist alles Mühen und Tun, jemanden zum Bauern heranzuzüchten oder heranzubilden, vergeblich.

Was ist es nun, was jemanden zum Bauern macht? Es ist jene innere Berufung, die bei jedem Beruf die letzte Berechtigung für die Berufswahl ausmacht: das innere Berufensein für einen und gerade für diesen Beruf.

Beim Bauernberuf - nur in diesem Sinn kann man auch hier von einem Beruf, nämlich von einer Berufung, sprechen - geht es um die innere Haltung, um die Beziehung zum Boden und zur Arbeit an diesem Boden. Es ist dies so recht eine fromme Haltung, wie dies schon Grundtvig von jeher richtig erkannt und gelehrt hat. Diese fromme Haltung, diese religiöse Einstellung zum Boden und zur Arbeit am Boden hat an sich nichts mit einer Religion im konfessionellen oder kirchlichen Sinn zu tun; es ist jene magische Einstellung, wie sie im Gotteslehentum des nordischen Urbauerntums zum Ausdruck kommt und wie sie sich im Od-als-Glauben kundtat und im Erbhofrecht des Dritten Reiches wiederum offenbart. Darré war es, der schon in der Kampfzeit den tiefen Sinn des Od-als, dieses „Schlüssels zum Verständnis der germanischen Weltanschauung“, wieder freilegte. Die ewige Gottheit hat den Boden dem Menschen zum Lehen gegeben, auf daß ihn dieser bebaue und in seinem Blute vererbe. Nicht der einzelne ist Besitzer des Bauerngutes; der Hof gehört nicht ihm als Einzelwesen, sondern nur als Träger des Blutsstromes, der von Generation zu Generation weiterfließt. So wird auch die Bauernarbeit so recht zu einem Gottesdienst. „Jetzt wissen wir wieder, daß nicht nur der Himmel, sondern auch die Erde heilig ist. Wir wissen weiter, daß die Bebauung dieser Erde kein Geschäft bedeutet, sondern eine heilige Handlung. Sie, die sie ausüben, sind Berufene. Euch, Carlo und Maria, ist dieser Beruf eingeboren. Ihr seid erbliche Priester unserer heiligen Erde, mit priesterlichen Pflichten, die Ihr erfüllen sollt in Liebe zueinander, in Liebe zu unserm Volk. Dann wird Euch Gott segnen. Denn wer der Erde dient in ehrfürchtiger Liebe zu seinem Nächsten und zu seinem Volk, der dient Gott. Und wer Gott dient, den läßt Gott nicht zuschanden werden“ (Werner von der Schulenburg: Land unter dem Regenbogen). „Und während wir mit dem Pflug auf die Anhöhe kommen, rückt unten schon der Hausvater mit dem Sätuch heran. Und wie der ältliche Mann unbedeckten Hauptes in Demut und Würde zugleich über die braunen Schollen dahinschreitet und sein Korn der Erde opfert - so kommt mir das ganz wehevoll, priesterlich vor . . . Ja, Freund, ja, das ist der alte große Adelsstand. Zuerst die Gottschöpfer und gleich unterhalb sein Handlanger, der Bauer“ (Rosegger: Erdseggen). Und noch einmal Rosegger (Jakob der Letzte): „Wenn er als Säemann über die Schollen schritt und die Körner austreute in das Erdreich, da geschah es in ernster, fast feierlicher Weise, als begehe er eine heilige Handlung. Und dann begann sich vor seinen Augen allmählich das Wunder der göttlichen Liebe zu vollziehen. Dieser Mensch wußte nichts Besseres, als die Auferstehung des Samenkorns zu sehen. Da kommt es ihm zu Sinne: Bete das Tischgebet, diese Gegend ist der Tisch eines großen Volkes.“

Man sage nicht: das ist sentimentale Dorf- und Bauernromantik. Gewiß, der Bauer spricht nicht von diesen Dingen, dazu ist er viel zu herb. Aber er erlebt solche religiöse Empfindungen und, was wichtiger ist, er lebt und handelt danach. Diese Einstellung

zum Boden und zu seiner Arbeit ist ihm Kraftquell in seinem schweren Werk; sie läßt ihn alle Mühen und Plagen leichter ertragen; sie hilft ihm weg über alle Schicksalsschläge, die mit Bauernarbeit unentrinnbar verknüpft sind, über Hagelschlag und Seuche, über Dürre und Dauerregen, über Mißwachs und Arbeitermangel; sie steift ihm den Nacken, wenn verführerische Wirtschaftskonjunkturen der Stadt locken; sie gibt ihm aber auch jene innere Ruhe und Selbstsicherheit, die von je echtes Bauerntum auszeichnet.

Bauernblut in Stadt und Land

Nach Günther (Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, Leipzig 1939, S. 95) waren schon im Jahre 1900 von 1000 Deutschen nur noch 437 da geboren, wo sie wohnten; Berlin hatte im Jahre 1903 nur noch 41 vH Berlingeborene, Wien nur noch 44,7 vH Wiengeborene. Diese Zahlen sind eine Bestätigung des inzwischen allgemein anerkannten Satzes: das Dorf erhält die Stadt.

An sich ist es ja ein gesunder Zustand, daß der Überschuß der Landbevölkerung in die Stadt abwandert; woher sollte das Land Beschäftigung für all die Menschen nehmen, die es hervorbringt? Das Land könnte wohl diese Menschen ernähren, nicht aber kann es sie beschäftigen; es könnte ihnen wohl ein Auskommen geben, nicht aber ein Betätigungsfeld. Es ist auch nicht so, daß alle die Menschen, die in der Stadt ein Fortkommen suchen und finden, einen Verlust an Bauernblut für das Dorf darstellen. So mancher Dörfler wird landflüchtig, weil er stadtsüchtig ist, ja noch mehr, weil er Stadtmensch ist und immer schon war - es fehlte ihm das „Bauernblut“, die bäuerliche Haltung. Die Abwanderung in die Stadt, die Umstellung auf städtische Arbeit bedeutet bei solchen „Stadtmenschen auf dem Dorfe“ nur mehr eine äußere, förmliche Klarstellung, den letzten folgerichtigen Schritt einer schon lange eingeleiteten Entwicklung. An solchen Menschen verliert auch das Land nicht viel; ja, ihre Abwanderung trägt vielmehr zur Reinhaltung des bäuerlichen Grundbestandes, des bäuerlichen Blutes bei.

Wenn nur die Dörfler in die Stadt abwanderten, die eigentlich ihrem Wesen nach ohnehin in die Stadt gehören, wäre das Problem der Landflucht viel leichter zu lösen; allein es werden auch so manche Landmenschen landflüchtig, die ihrem Wesen nach Bauern sind, die nicht stadtsüchtig sind, die nur deshalb dem Land und der Landarbeit den Rücken kehren, weil sie die Verhältnisse, die dem Lande heute noch anhaften, nicht mehr tragen und ertragen wollen. Es sind dies die schon so oft erörterten Motive und Gründe der Landflucht: der (scheinbar) geringere Bargeldlohn bzw. bare Arbeitsertrag, die Wohnungsfrage, die tägliche Arbeitsdauer, besonders im Sommer und an Sonntagen, Freizeit und Freizeitgestaltung, die soziale Stellung beim Landarbeiter, aber auch zum Teil noch beim Bauer, die fehlenden Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeiten. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Begründungen (oft sind es nur Ausreden) näher einzugehen und ihre Berechtigung zu untersuchen; wir haben hier nur die Tatsache festzustellen, daß so mancher Landmensch dem Land nur deshalb verlorengeht, weil der eine oder der andere oder mehrere der obengenannten Gründe einen wertvollen Menschen vom Lande vertreiben, obwohl dieser an sich das Zeug zum Bauern in sich hätte und unter anderen äußeren Umständen gut und gern Bauer würde oder bliebe. So aber wird er zum Stadtbewohner, ohne je ein richtiger Städter zu werden; der Bauer steckt ihm im Blut, und noch mancher seiner Söhne und Enkel fühlt sich nirgends so wohl wie auf dem Hof des Onkels und Großvaters, wo sie

Jahr um Jahr ihre Ferkeln zubringen dürfen. Und ließe es der väterliche Stolz zu, so möchte manch einer von diesen wieder Bauer werden; allein hat schon der Vater aus Stolz nicht mehr den Weg ins Dorf zurückgefunden, obwohl ihn vielleicht das „Heimweh“ nach dem Lande und der Landarbeit quälte, so sollen auch Sohn und Enkel nicht mehr die Stufen des sozialen Aufstiegs heruntersteigen, die Vater und Großvater, vielleicht mühsam genug, erklimmen. Wie man nicht so selten Landbewohner mit städtischem Lebensgefühl findet, so birgt die Stadt häufig genug Menschen mit ländlichem Lebensgefühl in ihren Mauern (von den Misch- und Übergangsformen soll hier nicht weiter gesprochen werden). Die Stadt lebt vom Lande; das Dorf lieferte und liefert der Stadt von ihrem Aberschuß, der freilich wieder größer werden muß, wenn das Bauerntum der Blutsquell der Nation bleiben soll. In einem sehr lesenswerten Aufsatz (Odal 1939, Heft 11) werden für jeden Hof 6 Hofföhne gefordert, wenn der bäuerliche Blutsquell wie bisher segensreich ins Volk hineinwirken soll: ein Sohn für den Hof, einer in die Stadt, einer ins Heer, einer auf einen freien Hof, einer als Siedler, einer gehört der Kultur. Von diesen Söhnen, die mit ihrem Beruf in die Stadt verpflanzt werden, zum Teil bestimmt ohne, vielleicht sogar gegen ihren Willen, ist sicher der eine oder andere, in dessen Adern echt bäuerliches Blut rollt, der auch ein guter Bauer hätte werden können. Jedenfalls wird mit solchen Menschen Bauernblut in die Stadt geleitet. Ist es nun notwendig, daß dieses Blut in der Stadt versickert? Muß es sein, daß dieses Blut durch alle Geschlechterfolgen dem Lande und damit dem Volke verloren bleibt? Verloren bleibt, weil es nicht an der Stelle sich auswirken konnte, wo es am stärksten und erfolgreichsten hätte eingesetzt werden können - auf einem Bauerngut. Die Zahl dieser „verhinderten Bauern“ (Günther) ist bestimmt größer, als man gewöhnlich annimmt; wie sollte man sie feststellen, wissen doch viele von ihnen selbst nichts vom Bauernblut in ihren Adern; und wenn, fehlt ihnen der Mut, sich zu ihm zu bekennen, wie anderen die Gelegenheit fehlt, schlummerndes und verschüttetes Bauerntum zu wecken und freizulegen.

Es darf freilich nicht übersehen werden, daß viele in die Stadt Abgewanderte derartig verstädtern, daß eine Wiederverbauung unmöglich wird; mancher von ihnen kam ja schon als Städter in die Stadt; mancher veränderte sich unter dem Stadtklima (in physikalischem und psychischem Sinne) nur zu leicht, so daß dieses Akklimatisieren einen waschechten Städter aus ihm machte.

Es gibt trotz aller Entwicklung, die das Bauerntum in den letzten Jahrhunderten und besonders in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat, in unserem Deutschen Volke noch Bauernblut genug, um damit alle vorhandenen und noch zu gründenden Bauernhöfe zu versehen; es gilt nur eine richtige Bewahrung, Erfassung, Behandlung und Lenkung; es gilt, alles echte Bauernblut in Stadt und Land aufzuspüren und pfleglich zu betreuen, geht es doch um den Fortbestand des Bauerntums und damit des Volkes.

Bauernblut muß dem Lande erhalten bleiben

Zwei große Aufgaben, deren praktische und theoretische Behandlung nicht zu trennen ist, werden hier unsere Volks- und Staatsführung noch auf Jahre hinaus beschäftigen:

1. Bauernblut auf dem Lande zu erhalten,
2. Bauernblut in den Städten dem Lande wiederzugeben.

Die „Wiederverbauung“ von Städten mit ländlichem Lebensgefühl setzt vor allem eine andere Bewertung des Landes und der Landarbeit voraus, als sie in den letzten Jahrzehnten in den Städten üblich geworden ist. „Schon die Anerkennung ländlicher Lebenswerte durch die Stadtbewohner, die Betonung ländlicher Lebenswerte durch den Staat, die Bestärkung der auf ländliche Lebenswerte, die Zurückdrängung der auf städtische Lebenswerte gerichteten Wesenszüge eines jeden Menschen bei sich selbst - schon diese Entstädterung der Denkweise und Gesinnung würde in den verstädterten Völkern des Abendlandes die Zufriedenheit und das Glück der Menschen mehren“ (Günther, a. a. O., S. 645).

In bewusster Erziehungsarbeit ist vor allem die städtische Jugend zu einer neuen und damit richtigen Bewertung des Bauerntums zu führen, schon durch die Schule, aber auch durch Jugendzeitschrift, Film und Funk, hier vor allem auch durch Schulfilm und Schulfunk.

Weit wirksamer als diese immer doch nur mehr oder weniger theoretischen Maßnahmen sind jene Einrichtungen, die die Stadtjugend mitten ins bäuerliche Leben hineinstellen und sie Bauerntum als Lebens-, Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft erleben lassen. Und zwar nicht beobachtend, wie man einen Film oder ein Theaterstück miterlebt, sondern miterlebend in einem echten und hingebenden Mitleben und Mitmachen, in einem oft schmerzhaften, aber doch so beglückenden Mitausharren und Durchhalten. Landjahr, Arbeitsdienst, Landdienst und ländliches Pflichtjahr stellen städtische Jugend mitten hinein in den Hof mit seinem Leben und seiner Arbeit. Dieser praktische Anschauungsunterricht vermag zugleich jene Erweckeraufgabe zu leisten, die die Städter mit ländlichem Lebensgefühl von den Städten mit städtischem Lebensgefühl mit Sicherheit scheidet.

Freilich mag es beim Landeinsatz der Stadtjugend manchmal auch so gehen wie beim Landschulpraktikum der Lehrerstudenten: mancher, der vor Ableistung des Praktikums noch fürs Land schwärmte, ist nach dem Praktikum gründlichst von aller Landsucht kuriert. Glücklicherweise! Denn mit Dorfromantikern und gefühlsduffeligen Landschwärmern ist dem Lande nicht gedient; und es ist nur gut, daß solche Kandidaten schon während ihrer Ausbildung erkannten, daß ihre Liebe fürs Land nicht die wahre Liebe war. So wird auch in Arbeits- und Landdienst, in Landjahr und Pflichtjahr Spreu vom Weizen geschieden. Es wird aber auch schlummerndes und verschüttetes Bauerntum in städtischer Jugend geweckt und entfaltet.

Wenn trotzdem verhältnismäßig wenig Jugendliche der Stadt sich dauernd dem Lande und der Landarbeit zuwenden, so hat dies vielfach ganz bestimmte Ursachen, die mit dem ländlichen Lebensgefühl und mit der Bewertung des Landes und seiner Arbeit an sich nichts zu tun haben. Es sind wirtschaftliche, kulturelle und soziale Verhältnisse des Landes. Es genügt in diesem Zusammenhang, sie mit ein paar Stichworten anzudeuten: Arbeitszeit und Arbeitslohn, Wohnungs- und Lebensverhältnisse, Freizeit und Freizeitgestaltung, soziale Stellung und Aufstiegsmöglichkeit (besonders bei den Mädchen), Minderung der Arbeitslast (wieder besonders bei den Frauen). Solange der Staat mit den großen Aufgaben der Aufrüstung beschäftigt war, solange Krieg und Überleitung vom Krieg zum normalen Friedensleben große Geldmittel verschlingen, ist an eine grundlegende Änderung der Verhältnisse nicht zu denken, die soviel Bauernblut dem Lande entzieht und vorenthält, das bei

günstigeren äußeren Verhältnissen dem Lande erhalten bliebe und diesem wieder zugeführt werden könnte. Doch müssen diese Dinge auch jetzt schon im Auge behalten werden. Von der Zügelung der Industrie durch den Staat angefangen bis zur Bekämpfung jener Landentfremdung des Soldaten, von der schon Heinrich Sohnrey im Wegweiser von 1900 sprach; was müßte er erst heute sagen, wenn man sich den Gegensatz vor Augen hält zwischen so mancher dumpfen Stallkammer eines Pferdeknechtes und dem Komfort in einer neuzeitlichen Kaserne. Daß ein derartig verwöhnter Soldat, gleichgültig ob Hoffsohn oder Landarbeiter, nicht mehr begeistert in seine dürftigen Verhältnisse zurückkehrt, ist wohl zu begreifen. Wenn dann noch beim Verlassen der Kaserne glänzende (vielleicht nur scheinbar) Angebote an den ausscheidenden Landmenschen herantreten, so muß alles erstickt werden, was an ländlichem Lebensgefühl vorhanden ist und die Stimme des bäuerlichen Blutes zu sprechen hätte. Hier hat der Staat wichtige Aufgaben zu lösen, da es ihm bitter ernst ist mit seinem Grundsatz von Blut und Boden als dem Fundament des neuen Reiches.

Die Landschule als Erzieherin

Eine besondere Aufgabe fällt noch der *Landschule* zu: sie soll die Jugend landstolz und landfroh und damit landtreu machen, soweit dies in ihrer Macht steht.

Dazu ist es notwendig, daß sie einerseits der Stadt ihren falschen Nimbus nimmt und auch die Schattenseiten des Lebens und der Arbeitsverhältnisse der Stadt offenbart; andererseits muß sie immer wieder der Jugend die Schönheiten und Werte des Landes und der Landarbeit bewußt machen. Ein gutes Mittel dazu ist das *Dorfbuch*, an dem zur Zeit in vielen Dörfern und Schulen Großdeutschlands gearbeitet wird. Hier wird alles in Wort und Bild, in Schaubildern und Tabellen zusammengetragen, was das Dorf war und ist, wie es so geworden ist, was das Dorf geleistet hat und leistet als Bluts- und Nahrungsquell des Volkes. Gerade die letztgenannten Darstellungen sind besonders dazu angetan, die Kinder, in deren Adern noch reines, echtes Bauernblut rollt, land- und bauernstolz zu machen, wenn etwa dargestellt wird: unser Dorf hat seit 100 Jahren Jahr um Jahr soundso viele Menschen hervorgebracht; wenn ferner durch die Mitarbeit der Kinder zusammengestellt wird: unser Dorf hat an Getreide, an Kartoffeln, an Eiern, an Fleisch usw. so viel erzeugt, daß es damit soundso viele Menschen der Stadt miternähren konnte. Auf diese Weise erleben die Kinder große Wahrheiten, wie: die Stadt lebt vom Lande, das Land erhält die Stadt, die Stadt stirbt ohne das Land!

In allen Fächern vermag die *dorfnahe Schule* dem Kinde das Land und die Landarbeit von einer höheren Warte aus erleben und erkennen zu lassen; freilich setzt das einen landfrohen, landtreuen Landlehrer voraus. Und mit der Landlehrerflucht verhält es sich ganz ähnlich wie mit der Landflucht: gar mancher Lehrer ist im inneren Herzen, seiner ganzen Haltung und Einstellung nach landnahe und bäuerlich; doch vertreiben ihn die ungünstigen äußeren Verhältnisse von einem Posten, auf dem er gern und gut wirken könnte.

Die Berufung eines wirklich berufenen Lehrers aufs Dorf, und zwar unter Lebens- und Arbeitsverhältnissen, die es ihm auch möglich machen, dort auszuharren, ist auch um deswillen so wichtig, weil das *Dorfschulhaus* zum kulturellen Mittelpunkt des Dorfes werden kann, das viel dazu beizutragen vermag, einerseits den Landmenschen vor den Verlockungen der Stadt zu schützen - anderer-

seits ihm das Land und das Leben auf dem Lande lieb und wert zu machen, so daß Landfluchtgedanken nicht erst aufkommen, und wenn sie, ausgelöst durch die Lockungen der Stadt, aufdämmern, bald wieder erstickt werden.

Dorfeigene Kulturgestaltung

Ganz radikale Forderungen zielen darauf ab, die Stadtsucht des Landvolkes mit der Verstädtierung des Dorfes zu bekämpfen. „Sie wird in wichtiger Hinsicht von mächtigen und sichtigen Geistern geradezu als Lösung ausgegeben in der Hoffnung, daß damit allein den Menschen wieder Lust gemacht werden könnte, auf dem Lande zu bleiben, aufs Land zurückzukehren. Kein Geringerer als Mussolini hat gefordert, daß der Bauer im entlegensten Dörfchen mit allen technischen Errungenschaften der modernen Zivilisation ausgestattet werden müsse - erst dann werde er aufhören, den Stadtmenschen zu beneiden und einer werden zu wollen“ (Günther, a. a. O., S. 118).

So bestechend solche Vorschläge zunächst erscheinen mögen, bergen sie doch eine große Gefahr in sich, die Gefahr, daß mit der Verstädtierung des dörflichen Lebens und aus dieser Verstädtierung sich die Verstädtierung der inneren Haltung und des Lebensgefühles der ländlichen Menschen entwickle. Und diese Gefahr besteht.

Schon die Technisierung und Mechanisierung des landwirtschaftlichen Betriebes wird um so mehr zu einer Entseelung der bäuerlichen Arbeit führen, je mehr sich mit der Größe des Grundbesitzes die Ackerwirtschaft zur „Getreidefabrik“ nach Art der nordamerikanischen Farmen, der Bauer vom Treuhänder des nationalen Bodens zum Unternehmer und die Ehehalten zu Arbeitnehmern mit Tarif und Achtstundentag entwickeln. Es wird keinem Menschen einfallen, etwas gegen die Mechanisierung der Landwirtschaft zu sagen; ganz im Gegenteil möchte man gerade heute wünschen, daß die Landwirtschaft und auch ganz besonders die Landfrauen durch einen noch größeren Einfluß von Maschinen und Elektrizität von einem Teil ihrer übergroßen Arbeitslast befreit werden könnten. Nicht in dieser „Bedarfs- und Komfortverstädterung“ liegen die Gefahrenpunkte, sondern im Import der städtischen Freizeitgestaltung auf das Dorf. Es kann nicht verschwiegen werden, daß hier manche gut gemeinte Absicht sich ins Gegenteil verkehrt und Stadtsucht und Landflucht erst recht auslösen. Prüfen wir die dem Lande zur Auslage gemachten Filmvorführungen daraufhin, ob sie den Landmenschen landstolz zu machen und ihm das Gefühl der Landfreude und Landtreue zu wecken und zu stärken vermögen, so kommen wir zu wenig erfreulichen Ergebnissen. Wir stimmen einem Aufsatz im Völkischen Beobachter zu „Der Bauer im Filmgesehen“: „Die Blendkraft herrlicher Villen, prächtiger Autos und der in Wirklichkeit nicht vorhandene luxuriöse Lebenswandel der Stadt rufen allzu leicht bei dem hart und schwer arbeitenden Landvolk Ansichten hervor, die keineswegs geeignet sind, der Stadtsucht Einhalt zu tun... Bei den im bäuerlichen Milieu spielenden Filmen kommt weniger die Bauernarbeit zu ihrem Recht, als vielmehr eine unnatürlich anmutende Schützenkönigs- oder Dorfwirtshausepisode. Deshalb ist es ein Gebot für die Filmindustrie, Filme zu schaffen, die dem Landvolk nicht nur die Notwendigkeit für die Schönheit seines Berufes nachweisen, sondern auch bäuerlichen Stolz, Bauernart und -sitten herausstellen.“

Wie hier eine Errungenschaft städtischer Zivilisation, nämlich der Film, in den Dienst der dörflichen Kulturpflege gestellt wird, so könnten auch auf anderen Ge-

bloten städtische Einrichtungen, Formen und Mittel eingesetzt werden, um dem Lande ein zeitgemäßes Werden und Wachsen bäuerlicher Kultur und bäuerlichen Volkslebens, dörflicher Freizeitgestaltung und dörflicher Bildung zu ermöglichen. Film und Funk, Bücherei und Lesezube, Dorfbad und Dorfbühne, Volkstanz und Singkreis, Spiel- und Sportplatz, Rdf.-Wagen und Fahrten in die Stadt, dies und noch anderes sollte dem Dorf gegeben werden, nicht um Dorf und Landvolk zu verstädtern, sondern um sie durch die Teilhabe an diesen neuzeitlichen Errungenschaften von der Stadt abzuziehen und sie auf dem Lande ihr Genügen finden zu lassen.

Werden so die landgeborenen Bauernblütigen den Lockungen der Stadt leichter widerstehen, so werden die stadtgeborenen Bauernblütigen lieber dauernd auf dem Lande bleiben, wenn sie bei ihren Dienstaufenthalten auf dem Lande Geschmack am Lande und am Landleben gefunden haben.

Aufstiegsmöglichkeiten auf dem Lande

Ist es dann einmal so weit, daß die deutschen Menschen mit dem ländlichen Lebensgefühl wieder auf dem Lande und in der Landarbeit Heimstatt und Beruf finden, dann geht es darum, die wahrhaft Berufenen auf die Bauernhöfe zu bringen, sei es in der alten Heimat, sei es auf Neubauernhöfen. Durch ein wohlüberdachtes System von Bewährungsproben, wie sie heute schon im Reichsberufswettkampf vorbereitet sind, gilt es, die jeweils Besten auszuwählen und auf die geeigneten Stellen zu setzen. Unerläßlich ist eine Stufenreihe von Aufstiegsmöglichkeiten, namentlich auch für die Mädchen. Was in der Stadt und in den städtischen Berufen möglich ist, muß auch für das Land und die ländliche Arbeit möglich gemacht werden, ist doch gerade für die intelligentesten Jugendlichen vom Lande nicht selten der Mangel an Aufstiegsmöglichkeiten der entscheidende Grund für die Landflucht, die von den Tüchtigsten unter ihnen nicht selten als Fahnenflucht empfunden wird. Freie Bahn dem Tüchtigen, freie Bahn den Führernaturen! Jedoch freie Bahn auf dem Lande und im bäuerlichen Bezirk des nationalen Lebens. Was dem Wehrstand recht ist, sollte dem Nährstand mindestens billig sein, wenn es nicht auch hier Recht werden kann: War das deutsche Unteroffizierkorps von jeher das beste der Welt, so verdankt es dies nicht zuletzt dem Zivilversorgungsein, der mit zwölfjähriger bewährter Dienstzeit erworben wurde. Man könnte sich überlegen: Warum wird dem bewährten Landarbeiter nicht auch solch ein Versorgungsein in die Hand gedrückt, wenn er 10 und mehr Jahre als Klein- und Großknecht, in diesen und jenen Obliegenheiten des bäuerlichen Schaffens und in Treuen gedient hat? Und wie dem langgedienten bewährten Soldaten ein Kapital zur Gründung einer zivilen Existenz gegeben wird, so könnte auch dem langgedienten und bewährten Landarbeiter vielleicht ein solches Kapital verliehen werden. Das soll nur ein Vorschlag sein, wir alle kennen auch die Schwierigkeiten, die die Wirklichkeit oft solchen Vorschlägen entgegenstellt.

Ein Teil dieser Forderungen ist ja heute zum Teil schon verwirklicht in der Einrichtung des Neubauernschens; es dünkt mich aber, daß hier noch mehr geschehen müßte, wenn Wehr- und Nährstand, die doch beide für den Neubau und den Bestand der Nation gleich wichtig sind, gleich bewertet und behandelt werden.

Wie sich für den landwirtschaftlichen Arbeiter Aufstiegsmöglichkeiten schaffen ließen, ist beispielhaft im Wochenblatt der Landesbauernschaft Rheinland (27. Mai 1939)

aufgezeigt: Der hier vorgeschlagene organische Aufstieg gliedert sich in folgende Stufen: 1. Stufe: Deputatarbeiter - der Landarbeiter erhält neben einer Werkwohnung einen Teil seines Lohnes in Sachbezügen; 2. Stufe: Anteiller - der Landarbeiter bekommt eine größere Landzulage, um auf diese Weise eine Eigenwirtschaft mit Ruhhaltung zu schaffen; 3. Stufe: D o r b a u e r oder Heuerling - solch ein Landarbeiter muß schon den Neubauernschein besitzen; er bewirtschaftet einen Kleinbetrieb von ungefähr 2 bis 4 Hektar, dessen Nutzfläche und Gebäude vom Betriebsführer gegen entsprechende Arbeitsleistung gestellt werden.

Mancher Leser wird ob solcher Utopien den Kopf schütteln und fragen: Welcher Bauer kann solche „Löhne“ für seine Arbeiter herauswirtschaften, wenn schon heute nicht mehr zurechtzukommen ist? Es wäre erst noch zu untersuchen, ob durch eine solche Lösung der Landarbeiterfrage und mit solchen bodenständigen verheirateten Arbeitern nicht leichter und im Enderfolg billiger zu wirtschaften wäre.

Wenn man bedenkt, unter welchen Schwierigkeiten und mit welchem Geldaufwand die deutsche Aufrüstung bewältigt wurde, vermag man trotz der Kriegslage Mut zu schöpfen: Vermochte Deutschland trotz noch vieler anderer Aufbaumerke 93 Milliarden für die Wehrhaftmachung aufzubringen, wird auch einmal die Zeit kommen, in der die ebenso wichtige Aufgabe der „Wiederverbauung“ Deutschlands und vor allem des deutschen Osttraums in Angriff genommen werden muß, und zwar mit der gleichen Kraft, mit dem gleichen Ernst und den gleichen Riesensummen, wie sie in den letzten Jahren für die Herstellung der deutschen Wehrkraft so segensreich angewendet wurden.

Wie ernst es dem Reichsnährstand mit der Wiederverbauung Deutschlands ist, mag aus einer Einrichtung ersehen werden, deren Gründer und Schirmherr der Reichsbauernführer Darré selbst ist: der „Förderungsgemeinschaft für die Landjugend“, deren zwei Hauptaufgaben sind: Unterstützung der Berufsausbildung unserer Landjugend und Bereitstellung fehlender Mittel zur Existenzgründung der Tüchtigsten aus dem Nachwuchs aller Nährstandberufe. Nachdem ausdrücklich als förderungswürdig die tüchtige l a n d w i l l i g e Jugend genannt wird, sind wohl auch jene stadtgeborenen Bauernblütigen mitgemeint, die im praktischen Dienst auf dem Hof gezeigt haben, daß in ihnen noch die alte bäuerliche Haltung lebendig ist, die ihre Vorfahren in die Stadt gebracht hatten, als sie einst dem Land den Rücken fehrten.

Es fehlen schon in der alten deutschen Heimat da und dort die nötigen Bauern und vor allem Bäuerinnen; die Landarbeiternot ist bereits schon katastrophal geworden; der neue deutsche Ostraum fordert Tausende und aber Tausende von Bauern. Das sind Gründe genug, der Frage der Sicherstellung des Bedarfs an bäuerlichen Menschen alle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Deutsche Volk verfügt noch über gutes Bauernblut in genügendem Ausmaß; es gilt nur, es zu bewahren und zu betreuen, richtig zu bewerten und zu lenken. Alle deutsche Aufbauarbeit ist vergeblich, wenn nicht ein starkes Bauertum der Garant der deutschen Zukunft ist. „Der Westwall aus Stahl und Beton nützt, in die Zukunft gesehen, nichts, wenn er nicht durch einen Ostwall aus deutschem Blut ergänzt wird, das in deutschen Bauerndörfern verwurzelt ist“ (Dr. Reischle). Das Deutsche Volk wird so lange stark und gesund bleiben, als es genügend reines Bauernblut hat.

Boden in Gefahr

Die Wissenschaft von den Veränderungen unserer Erdoberfläche kennt den Bodenabtrag (die Bodenerosion) als Bildner wie Zerstörer der Bodenoberfläche. Man erinnert sich, daß Mittelgebirge, wie Harz und Eulengebirge, nur noch als Überreste ehemaliger gewaltiger Gebirgszüge vorhanden sind, abgeschliffen durch den Bodenabtrag mit Hilfe von Schwerkraft, Wind und Wasser. Auch heute noch können wir zumal im Hochgebirge bei der Schneeschmelze beobachten, wie Sturm und Regen, Eisbildung und Tauwasser das Erdreich, Steine und Felsen niederführen; wie die Wildbäche diese Trümmer weiter in Wasserläufe verfrachten, sie dabei schon zum Teil ablagernd und sondernd; und wie zuletzt unsere Ströme Sand und Schlamm mit sich und zum Teil bis ins Meer führen, hier wieder Deltabildungen und Schlickablagerungen schaffend. Der Bodenabtrag erscheint uns so als gewaltig wirkende Kraft, die nicht immer von Menschen sich zum Guten zwingen läßt.

Es liegt nahe, daß solche unbändige Naturkraft auch in dem Teil der Wirtschaft unseres Volkes, der sich der Nutzung des Erdbodens widmet, in unserer Landwirtschaft, ihre deutlichen Spuren zeigen muß. Im älteren Schrifttum ist mehr darauf hingewiesen worden, daß im Höhenland der Bauer mühsam alljährlich oder in etwas längeren Zeiträumen den herabgespülten Ackerboden wieder nach oben auf die höchsten Furchen seiner Felder hinaufzufahren hatte. Das findet auch heut noch in der Ostmark und manchen süddeutschen Mittelgebirgen statt, man hat sogar besondere Fachausdrücke dafür, wie „Bodenfläschen“, „Radeln“. - Ja, wir sehen selbst bei schwachem Regen, viel mehr aber bei schweren Niederschlägen oder Tauwetter, wie jedes kleine Rinnsal auf dem Acker von mitgeführtem Erdreich getrübt ist und, wo örtlich das Gefälle sich mindert, die etwas gröberen Sandteile zurückläßt, feinsten Sand aber und Schlamm weiter bis in Gräben und schließlich Ströme fortführt. Jeder unserer Flüsse nimmt mit seinem Hochwasser in dessen Trübung große Mengen Feinboden aus den Aekern der Bauern Großdeutschlands auf Nimmerwiederssehen mit, oft mehrfach im Jahre, und mit jedem neuen Lauf der Monate immer wieder. Macht man sich dies erst einmal klar, so sieht jeder Leser ein, daß es nicht ohne im Laufe der Zeit einschneidende Folgen geschehen kann.

Weshalb hat man diesen Erscheinungen und ihren voraussichtlichen Folgen bisher so wenig Beachtung geschenkt? Sind sie für unser Ringen um dauernde, ausreichende Ernährung unseres deutschen Volkes so bedeutungslos?

Wenn wir an dieser Stelle das Augenmerk auf solche Fragen zu richten suchen, so kann das eine gewisse Berechtigung nur darin finden, daß vermutlich hier bislang noch unangegriffene, große und wichtige Aufgaben ihrer Lösung harren; daß aber bei tatkräftigem Meistern derselben mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft und Praxis für Deutschlands Dauer-Lebensmittelversorgung ungeahnt große Erfolge winken.

Wirkungen des Bodenabtrags

Wir beginnen mit Darlegung der mannigfaltigen Wirkungen des Bodenabtrags vom landwirtschaftlichen Gesichtspunkt.

Dem Landmann muß die Bodenabtragung auf seinen Feldern, die zu verhüten er bisher leider nicht gewöhnt ist, schon vor Augen treten, wenn er sich fragt, woher denn der Schlamm kommt, der seine Gräben, Teiche und Wasserläufe immer wieder anfüllt, derart mühsame Räumungsarbeiten fordernd. Daß dies Erdreich recht guter Boden ist, weiß er, und trägt dem Rechnung, indem er es möglichst zum Hauptwiesendünger, zu Kompost verarbeitet. Und wo stammt es her? Natürlich nur von seinen und der Nachbarn Feldern. So wandern in einem Menschenalter je nach der Größe des Hofes und anderen Umständen Hunderte, ja Tausende von Kubikmetern besten Feinbodens von den Äckern einer Bauernnahrung in die Betten der Wasserläufe und lagern sich dort ab, - oder sie werden weitergeführt und sind dann gänzlich verloren. Während Staat und Bauer den Hof zu verbessern, unter Umständen zu vergrößern trachten, während jedensfalls Erhaltung des Bereichs unserer Bauerngüter mit unter unseres Großdeutschen Reiches Grundgesetze geschrieben ist, nagt der Bodenabtrag an der besten Substanz derselben, und man ist sich in weitesten Kreisen noch gar nicht darüber klargeworden, daß es wohl an der Zeit wäre, an Vorbeugung und Abhilfe zu denken.

In der Tat. Der Bodenabtrag arbeitet ununterbrochen und meist sogar in kürzeren Fristen recht merklich an der Entstehung schlechter Böden aus besseren und an der Erhaltung ungünstiger Bodeneigenschaften trotz aller Bemühungen des Bauern, der durch bessere Düngung und Pflege sein Erdreich zu verbessern strebt. So sind die steinigern, armen, flachgründigen Äcker der Gebirgsbauern entstanden, und trotz zum Teil jahrhundertelanger Arbeit des Pfluges und der Verwitterung werden sie nicht tiefgründiger, sondern eher noch flacher im Erdreich. So finden in vielen Höhen- und Hügellagen bis zu sanft gewelltem Gelände die Kuppen im Acker mit ihrem rohen, toten Boden ihre Entstehung. Nicht nur die Feinerde, sondern auch alles, was im Laufe der Jahre mühsam an Humus und Pflanzennährstoffen dem Lande einverleibt war, wird so fast unbeachtet zusammen mit dem Feinboden fortgewaschen. Dafür setzt sich in den Senken die abgespülte Feinerde, soweit sie nicht weiter fortgetragen wird, als toniger Schlamm ab und macht den Boden dort übermäßig schwer, zu wasserhaltend, daher kalt und auch wieder schlecht.

Wind wie Wasser können mit der Zeit an ausgesetzten Stellen den Feinboden sogar so weit beseitigen, daß ihre abtragende Wirkung zur Bildung von Odland führt. Das zeigt sich am deutlichsten im Hochgebirge, kommt aber auch sonst vor. Dazu tritt als häufig noch gefährdender die Überdeckung guten Erdreichs durch unfruchtbare Gesteine. So, wenn der Wind wie bei Wanderdünen Sand herantreibt oder auch nur durch Sandwehen Schaden stiftet. So, wenn Muren und Wildbäche im Bergland wertvolles Gelände überschütten. In gewissem Umfange auch, wenn Gletscher Schutt und Zerstörung verbreiten. Auch mittelbar kann der Bodenabtrag landwirtschaftliche Bodenwerte zerstören: Aufschüttung von Gesteinsmaterial verlegt hin und wieder den Abfluß und die Vorflut und führt derart Versumpfung sonst nutzbringenden Geländes herbei. Auch die als Folge der Abtragung allmählich vor

sich gehende Aufhöhung von Flußbetten durch Schlamm und Sand kann zur Versumpfung der am Flusse sich hinziehenden, meist wertvollen Niederungen führen.

Die Hemmung der sonst durch die jahrhundertelange Pflegearbeit des Bauern zu erwartenden Verbesserung ländlicher Grundstücke ist hier weiter zu erwähnen. Wo von höher gelegenen, fruchtbaren Feldern am Hang immer wieder nährstoffreiche Lösungen hinabrieseln, müßte der Boden mit der Zeit sich verbessern, wenn nicht zumeist bei stärkeren Niederschlägen das Wasser auch die Feinerde mit ihrem Bindungsvermögen für Pflanzennährstoffe vom Hang fortwaschen würde. An manchen Stellen hat der Ahn des jetzt wirtschaftenden Bauern mit unfäglicher Mühe im Acker anstehenden Fels weggesprengt, grobe Steine ausgegraben und derart ein ausreichend tiefes Pflugbett geschaffen. Der Enkel stößt zu seiner höchst unliebsamen Überraschung wieder mit der Pflugchar auf störenden Widerstand, ohne tiefer zu pflügen als frühere Geschlechter. Nicht die Steine wachsen empor, wie Aberglauben gelegentlich meint, sondern der Bodenabtrag hat so viel gutes Erdreich im Laufe einiger Geschlechter fortgeführt, daß nun die sorgliche Mühe der Alvordern nutzlos geworden ist. Das ist ferner der Grund dafür, daß auch schonende Bewirtschaftung und gute Düngung so oft im Laufe der Jahre nicht den Erfolg bringen, den man erwarten sollte. Der Bodenabtrag führt Feinboden und düngende Stoffe immer wieder fort. Man kann das am besten dort sehen, wo in gutem Acker Ruppen und Brand- wie Hungerstellen trotz immer wieder reichlichst bemessener Verbesserungen durch Stalldünger und Abererdung ihre schlechten Eigenschaften alsbald erneut auftauchen lassen. Zumeist liegen dieselben dann so, daß nach wenigen Jahren der Bodenabtrag die mühsam aufgebrauchten Erd- und Humusmengen wieder fortgeführt hat.

Vergessen wir nicht andere Nachteile, welche derselbe mit sich bringt. Kleine Gräben, Bäche und Flüsschen schneiden sich, zumal im Berglande, immer tiefer ins Erdreich ein. Auch die Räumung durch einen sorgfältigen Wirt kann hierbei mitarbeiten. So vertiefen sich die Bachbetten mit der Zeit mehr und mehr, es können sich sogar Runsen und Schluchten bilden. Der Erfolg ist dann zunehmend verstärkte Entwässerung des umliegenden Geländes, die zu höchst nachteiliger Austrocknung werden kann, wenn es nicht gelingt, durch Stauanlagen übermäßigen Wasserentzug zu verhüten. Besonders auffällig werden derartige Erscheinungen, wenn durch plötzlich verstärkten Bodenabtrag Rinnsale oder Bäche in kurzer Zeit tief ins Gelände einfröhen. Aber man übersehe nicht, daß auch örtlich ganz im Kleinen fast auf jedem Felde durch die Wirkung des Bodenabtrags derartige Austrocknungsercheinungen vorübergehend hervorgerufen werden können, wenn auch nur einige Zentimeter tiefe Schlammrisse entstehen.

Ursachen der Bodenabtragung

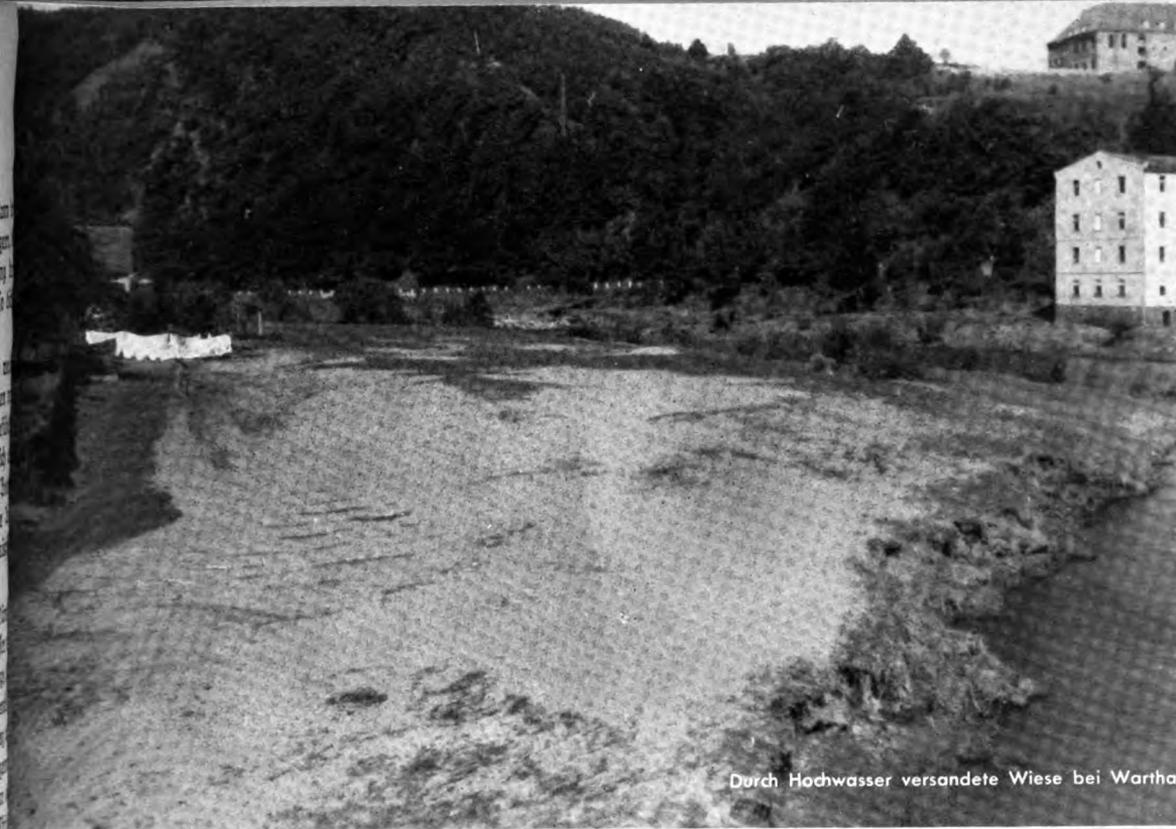
Das führt uns zu einer weiteren Wirkung des Bodenabtrags auf dem Acker durch Schädigung der Wurzeln unserer Saaten. Auf sandigen, trockenen, zumal auch humosen Böden weht der Wind nicht selten, Feinerde fortblasend, die Wurzeln aus. In Steppen eine gefürchtete Erscheinung, tritt sie schwächer auch bei uns auf. In gleicher Weise, nur häufiger und stärker, wirkt das Wasser abtragend und legt die

Wurzeln bloß. Vor allem geschieht das auf geneigten Äckern. Schließlich kann dort, wo der fortgewehrte Sand, die weggeschlammte Feinerde sich wieder ablagern, die Saat dadurch leiden, daß sie überdeckt wird. Wenn diese Benachteiligung durch Bodenabtrag auch bei uns gelegentlich ohne große Bedeutung sein wird, so dürfte sie doch im ganzen gesehen sich recht unangenehm bemerkbar machen.

Findet solche Verlagerung des Erdreiches in größerem Umfange statt, so werden Gräben ausgefüllt; aber auch andere Wasserflächen und Vertiefungen nehmen mehr oder weniger Boden auf. So kommt es, zumal durch Wirkung herangeführten Schlammes und Sandes im Wasser, zu einer zuerst unmerklichen, dann sich aber steigenden Ausfüllung von Seen; hat man doch schon berechnet, wann der Bodensee ausgefüllt sein wird. Rascher und einschneidender kann derart auch die Ausfüllung von Stauweihern und sogar Talsperren vor sich gehen, die dabei ihre nützliche Wirkung je in dem Maße verlieren, wie sich ihr Fassungsraum verringert.

Schließlich leiden durch Bodenabtrag auch Wege, Straßen, Hofstätten und Dämme, um so stärker, je weniger fest sie gebaut sind und je stärker Gefälle und Wasser wie Wind den Abtrag werden lassen. Man braucht nur die Fußwege im Gebirge, die oft nach jedem Frühjahr eine Erneuerung nötig haben, hier als Beispiel zu beachten. Wenn auch weniger, aber doch im Laufe der Zeit sicher, wirkt sich die Abtragung auch an nicht derart ausgesetzten Stellen aus. Wind, Wasser und Eis spielen hier gemeinsam und wechselnd ihre Rolle als Verursacher des Bodenabtrags. Dazu kann auch fördernd ein Einfluß von Menschen und Tieren treten. Man denke an die Wirkung der Wagen aller Art auf Wege, an die Einleitung der zerstörenden Abtragung von Deichen durch Mäuse, Bisamratten und dergleichen, an die Schädigung von Straßen durch Schleifen.

Wenn nun diese und manche anderen Erscheinungen fast überall in der Landwirtschaft zu beobachten sind, so gibt es doch verschiedene Umstände, welche die Bodenabtragung zu besonderer Höhe anwachsen lassen. Entscheidend ist zunächst die Neigung des betreffenden Geländes. Je stärker sie ist, um so mehr reißende Kraft hat das am Boden dahinströmende Wasser, um so leichter vermag auch der Wind den Feinboden in Bewegung zu setzen. Es ist die Schwerkraft, welche, weniger behindert, die Teilchen in die Tiefe reißt. Weiter kommt hinzu, daß mit der ununterbrochenen Ausdehnung eines solchen Hanges die abtragende Wirkung zunimmt. Deshalb ist in vielen Gegenden die Beseitigung von Hecken, Feldrainen, Gräben und anderen Geländestufen so verstärkend für den Bodenabtrag gewesen. Je weniger der Wind, je weniger auch das herabströmende Wasser unterwegs in ihrem Laufe gebrochen werden, um so ausgiebiger ist ihre bodenabtragende Wirkung. Ist noch eine eigene Strömungsrichtung vorhanden, wie beim Wind, auch bei von höheren Lagen hinabfließendem Wasser, so wird diese um so kräftiger Einfluß üben, je mehr sie mit der Richtung des Gefälles übereinstimmt. Dann ist ferner der Geländeeinfluß zu beachten, soweit es dadurch zu einer Zusammenfassung der die Bodenabtragung wesentlich veranlassenden Kräfte kommt. Ob also die Gestaltung der Höhen, ihre gegenseitige Lage und Zusammenhang den Wind zu besonderem Einfluß gewissermaßen sammeln kann; ob dadurch Wasser von verschiedenen Gebieten zu gemeinsamem Schadeneinfluß etwa auf ein Feld gebracht wird. Dabei spielen auch Hohlwege





Überdeckung des Ackers durch Bodenabspülung



Boden...





Erdrutsch unmittelbar neben einem Hof im Kreis Neiße (Oberschlesien)



Erdrutsch im Kreise Nimptsch (Schlesien) als Folge starker Niederschläge, deren Wirkung nicht durch entsprechende Vorsichtsmaßnahmen gehemmt wurde



oft eine sehr gefährliche Rolle. - Schließlich kann die Neigung des Geländes gegen die Sonne, indem sie dieselbe zu besonderer Wirkung kommen läßt oder abschattet, auf Austrocknung wie Frostwirkung und damit mittelbar auf den Bodenabtrag Einfluß gewinnen.

Als zweiter Umstand ist die Art des Erdreichs zu nennen. Natürlich werden leicht verschwimmende Böden, wie sie als solche durch eine ganze Anzahl örtlicher Namen gekennzeichnet werden*), ganz besonders durch Abtragung Schäden erleiden. Dazu kommt, daß vermutlich Böden mit größerem Gehalt an Natronverbindungen infolge ihrer Neigung zu Quellung und Wasseranreicherung leicht abgeschlämmt werden, wie wahrscheinlich auch Wässer mit Gehalt an sauren Humuskolloiden infolge deren „Schutzwirkung“ den Bodenabtrag steigern. Ob, wie es als möglich erscheint, bestimmte Werte der Wasserstoffionenkonzentration (pH-Werte) die Abtragung fördern, bleibe noch dahingestellt. Auch Löß wird zumeist im Laufe der Zeit einer besonderen und starken Abtragung unterliegen, ebenso andere Feinstände ohne besonderes Bindemittel.

Erschwerung der Wasserableitung

Soweit der Boden die ordnungsgemäße Wasserableitung erschwert, muß dadurch der Bodenabtrag gesteigert werden. Wir verzeichnen hier alles, was zunächst den Abfluß nach unten, ins Grundwasser, verzögert, wie dichter Untergrund, der nicht durch Ralf zu einer gewissen Krümelung gekommen ist oder der Dränung ermangelt. Weiter alle Bildungen verdichteter Schichten im Boden, von der jetzt wieder stärker beachteten Pflugsohle an. Endlich kann auch nach starkem Tiefenfroft bei folgendem Regen oder Tauwetter der Abfluß nach unten gehemmt sein, wie zuletzt undurchlässiger Felsuntergrund zumal im Gebirge Nachteile bringen wird. In jedem dieser Fälle weicht das obenlagernde Erdreich, das sein Wasser nicht nach unten abzugeben vermag, mehr oder weniger auf und gerät dadurch ins Gleiten, beziehungsweise wird vom Wasser oberflächlich mitgeführt. - In ähnlicher Weise schädlich wirkt unzureichend geregelter seitlicher Wasserabfluß. Früher war es selbstverständlich, daß im Herbst von den zuverlässigsten und erfahrensten Landarbeitern oder vom Bauer selbst in nicht ganz ebenen Lagen zahlreiche Wasserfurchen vor Winter am Rande und in den Feldern angelegt und häufiger auf ihre Nutzbarkeit nachgeprüft wurden. Sie hatten ebenso Wasseransammlungen auf den Äckern zu verhüten, wie heranfließende Wasser bei Niederschlägen und Tauwetter in sanftem Gefälle unschädlich zu Tal zu führen. Auch Abfanggräben dienten dazu, heranströmendes Wasser vom Auslande fernzuhalten und es gleichfalls ohne Nachteil fortzuleiten. Ob es der bekannte Mangel an ländlichen Arbeitskräften oder die ebenso bekannte Abershäufung des Bauern und der leitenden Wirtschaftler mit sehr mannigfaltigen Aufgaben verursacht haben, oder ob mangelnde Erkenntnis der Gefahren verstärkter Bodenabtragung die Ursache gibt: man vermißt jedenfalls schon seit einer Reihe von Jahren in steigendem Umfange diese zweckmäßigen Hilfsmittel gegen Wasserfchäden und Bodenabtrag. Wo dieselben aber noch eingerichtet werden, erscheinen sie in Anlage wie Ausmaß vielfach unzureichend. Natürlich müssen sie wohl berechnet mit nur

*) Näheres vgl. z. B. P. Ehrenberg, Die Bodenkolloide, 3. Aufl., Dresden u. Leipzig, 1922, 204.

recht schwachem Gefälle in den Linien annähernd gleicher Höhenlage geführt sein, da sonst das zu rasch zu Tal fließende Wasser reißt und so den Schaden, dem man vorbeugen will, wohl gar vermehrt verursacht. Dann ist zu beachten, daß solche Wasserfurchen und Fanggräben wegen der nur langsamen Weiterleitung des Wassers, welche mit dem für sie notwendigen, schwachen Gefälle zusammenhängt, genügend breit und geräumig genug sein sollen. Ist das Erdreich, in das sie einschneiden, wenig widerstandsfähig oder sonst Gefahr dafür vorhanden, daß es doch gelegentlich zu einem Reißen des Wassers kommen könnte, so müssen Furchen und Gräben durch flache, muldenförmige Gestaltung, durch dichte Bepflanzung und an besonders ausgesetzten Stellen sogar durch Holz- oder Steinbelag oder Ersatz durch halbe Ton- oder Zementröhren, auch Holzrinnen, vor Zerstörung durch das Wasser gesichert werden. Solche und ähnliche Schutzbauten müssen aber ganz besonders geräumig gehalten sein, da sie sonst das Wasser anstauen und mehr Schaden als Nutzen bringen. Auch von anderen wasserwirtschaftlichen Kunstbauten, wie Wasserdurchlässen an Wegen und Landstraßen, Brücken und Wehren, ist es bekannt, daß sie bei unzulänglicher Ausföhrung die Bodenabtragung stark zu fördern vermögen.

Dieselbe wird weiter durch alles begünstigt, was den Pflanzenwuchs und seine Dichte beeinträchtigt. Zunächst handelt es sich dabei um Wirkungen der Natur. Dürre, Frost, Eisbildung, stauende Mäße und Beschattung können leicht eine sonst vorhandene dichte Narbe beseitigen oder es schon gar nicht zu ihrer Bildung kommen lassen. Gleicherweise vermögen sich Unzulänglichkeiten des Bodens, wie Pflanzenkrankheiten, bemerkbar zu machen. Je mehr diese Unzuträglichkeiten sich an Stellen zeigen, die günstige Bedingungen für Bodenabtragung aufweisen, um so sorgfältiger und rascher ist ihnen entgegenzutreten. - Aber auch der Mensch und die Tiere wirken häufig zerstörend auf dichte Bodenbedeckung durch Pflanzen. Auf Grünland kann es zu starker Weidebesatz sein oder Beweidung in gefährdeter Jahreszeit und Witterung, etwa kurz nach Winter oder während der Dürre durch ausgehungerte Tiere. Auch vorwiegende Weide durch das die Pflanzen dicht am Boden abbeißende Pferd bringt Gefahren, wie ebenso die Bildung sogenannter Treyen, wenn bei ungünstigen Bedingungen (z. B. aufgeweichtem Erdreich) an steileren Abhängen die Tiere gewohnheitsmäßig in Reihen hintereinander weiden und laufen. In gleicher Weise können Futterstellen, Melkplätze, Zugänge und ähnliche vom Vieh besonders viel betretene Orte den Pflanzenwuchs verderben und damit dem Bodenabtrag eine Anfangsgelegenheit bieten. - Der Mensch endlich schafft gleiches oft in sehr viel größerem Umfange durch Benutzung von Feuer, das er dann nicht genügend mehr zu beherrschen vermag, durch neuzeitliche Reihenkultur und das Hacken und Häufeln in Verbindung mit ihr, durch gesteigerten Hackfruchtbau auf hängigem Gelände und raschen Umbruch der Stoppel - deren sonstiger Nutzen damit natürlich keineswegs in Frage gestellt werden soll -, soweit damit nicht Zwischenfruchtbau verbunden ist. Auch Formen der Fruchtfolge, welche das Land längere Zeit zumal in stärkeren Niederschlägen ausgesetzten Jahreszeiten ohne Pflanzenwuchs liegen lassen, können nachteilig wirken. Nicht weniger Umbruch von Grünland in der Nähe von Überschwemmungen ausgesetzten Flußufem, wie an Berghängen.

Wo ferner an dem Bodenabtrag ausgefetzten Äckern die Bodengare nicht ausreichend gepflegt oder ihrer Zerstörung nicht entgegengearbeitet wird, ergeben sich ähnliche Gefahren. Einmal wird dadurch der Wasserabzug in den Boden hinein, wie auch gelegentlich seitlich beeinträchtigt. Dann vermindert sich der Pflanzenwuchs, dessen Bedeutung soeben gewürdigt wurde, und schließlich ist das Gefüge der Bodenkrümel gelockert oder gar schon zerstört. Um so leichter kann dann der Bodenabtrag sein Spiel treiben.

Die Art der Bodennutzung darf auch nicht unerwähnt bleiben. Gerade die neuzeitliche Landwirtschaft mit ihren großen Ackerflächen ohne Raine und Gräben, mit ihrer Beseitigung von zwischengeschalteten Wald- und Grünlandstreifen, mit ihrem möglichst geraden und kurzen Wegeneß bietet in hügeligem Gelände günstige Verhältnisse für den Bodenabtrag. Das bedeutet natürlich nicht, daß man auf diese und viele anderen neuzeitlichen Fortschritte der Landbebauung verzichten soll. Aber es wird zu wünschen sein, daß die genannten Verbesserungen unter Beachtung der Gefahren des Bodenabtrags getroffen und entsprechend zweckmäßig gestaltet werden. Das dürfte sich vermutlich durchaus als möglich erweisen, wenn man erst lernt, daß hier beachtliche Vorsichtsmaßregeln zu treffen sind. Wo erhebliche Abtragschäden vorkommen, wird freilich daran gedacht werden müssen, statt großer Feldstücke kleinere Einheiten einzurichten oder in anderer Weise den Erfordernissen angemessener Verhütung der Bodenabtragung Rechnung zu tragen. Das wird durch den Umstand erleichtert, daß an gefährdeten Stellen zumeist auch die Abschüssigkeit des Geländes die Maschinenanwendung behindert, für die größere Feldstücke notwendig erscheinen. - Weiter ist Hackfruchtanbau an gefährdeten Orten nur mit Vorsicht zu betreiben. Die häufige Verwundung des Bodens, endlich das Aufreißen desselben bei der Ernte und das Einschneiden der Räder schwerer Erntefuhren ins Erdreich geben leicht günstige Gelegenheiten für den Bodenabtrag. Weiter sollten die Pflugfurchen, die Drillreihen und Hack- und Häufelfurchen nicht in der Richtung des Hauptgefälles verlaufen, sondern senkrecht zu ihr, damit derart die Bodenfortspülung möglichst wenig begünstigt wird. Es kann schließlich wichtig sein, längere Stoppel stehen zu lassen und dieselbe erst im Frühjahr unterzubringen, wenn man nicht eine Zwischenfrucht über Winter stehen lassen kann; ohne daß gewisse Nachteile eines solchen Verfahrens verkannt werden sollen.

Beim Erwägen aller dieser Umstände drängt sich dem Leser wohl nun die Frage auf, wie bedeutend denn zur Zeit die wirklichen Schäden des Bodenabtrags in unserer Landwirtschaft sind? - Leider ist eine Antwort darauf mit Zahlen zur Zeit und auch wohl noch auf lange Sicht hinaus nicht zu geben. Es ist damit noch sehr viel schwieriger, als etwa mit den durch Pflanzenkrankheiten verursachten Nachteilen. Hier kann man wenigstens davon ausgehen, welche Erträge ein Feld ohne Auftreten einer Pflanzenkrankheit erbracht haben würde. Beim Bodenabtrag aber handelt es sich um Nachteile, welche für Jahre, Jahrzehnte, ja Jahrhunderte sich steigend wirken. Weiter um Beeinträchtigungen, die selbst im Einzelfall kaum zahlenmäßig festgestellt werden können, es sei denn im Vergleich mit etwa gleichwertigen Äckern ohne oder mit in festen Anteilen geringer

einzuschätzendem Bodenabtrag. Hier rächt sich, daß sowohl Theorie wie Praxis dieser Bodenschädigung im Laufe der letzten Jahrzehnte kaum Beachtung geschenkt haben, vielleicht, weil sie bei den überaus umfangreichen Aufgaben, die zu behandeln waren, dafür keine Zeit und Mittel mehr finden konnten. Das wird alles nachgeholt werden müssen. Ohne Zweifel ist jedoch die Schädigung der deutschen Ernten durch Bodenabtrag mit zehn vom Hundert weitaus zu niedrig angegeben. In der Ebene tritt sie, wo nicht leichter Boden dem Winde zum Spiel wird, zurück, in bergigen Lagen überwiegt sie weit. Es ist eine ihrer gefährlichen Seiten, daß sie derart zumeist die Armeren unserer Landleute besonders bedroht, und so die schwer zu haltenden Bauernhöfe und Güter gefährdet.

Weshalb aber hört man sehr selten den Bauern selbst von seiner Bedrängung durch den Bodenabtrag sprechen?

Zumeist ist er die alljährlichen, kleineren Schäden aus langen, gleiche Nachteile bringenden Jahren derart gewöhnt, daß er sie mehr oder weniger ausreichend immer wieder beseitigt, ohne viel daran zu denken, daß man damit nur wenig erfolgreiche Arbeit leistet. Vielfach erfährt sogar der Wirtschaftsleiter kaum von den doch alljährlich wieder auftretenden Nachteilen, sie werden von unteren Stellen leidlich ausgebessert, und damit ist die Sache erledigt. In Wirklichkeit ist mit dem Zupflügen oder Zuerwerfen von Wasserrissen, dem Verteilen von Bodenanschwemmungen durchaus die Sache nicht erledigt, weil der lockere Boden einer ausgefüllten Rinne noch weiter wirkt, die unzuweckmäßige Bodenerrhöhung auch nach oberflächlichem Auseinanderwerfen doch im wesentlichen bestehen bleibt. - Aber auch bei größeren Schäden durch Bodenabtrag wird wenig gesprochen. Man weiß allensfalls eine Entschädigung von höherer Stelle zu erwirken, ohne daß dieselbe vielfach den Dauerschaden einigermaßen ersetzt, den man selbst kaum in seiner Größe erkennt. Und im übrigen ist man auch bei weitgehenden Zerstörungen durch Bodenabtrag leider seit Menschengedenken daran gewöhnt, daß außer knappen Entschädigungen für den augenblicklichen Nachteil nichts zu erreichen ist. Die Überschwemmungen, die Erdrutsche, die tiefen Wasserrisse im Acker werden wiederkommen, wenn die Witterung sie hervorruft. Daß man hier vorbeugen, ja, die drohenden Gefahren beseitigen könnte, ist zumeist unserem Landmann noch nicht glaubhaft, und kann es auch unter den vorhandenen Umständen kaum sein, da er das noch nicht hat beobachten können. Es ist wie mit den Erbkrankheiten in der Bevölkerung nach ihrem Stande vor zehn Jahren, oder wie mit den schwarzen Blattern, bevor man von der Schutzwirkung des Impfens wußte. - Wie sollte auch der Bauer von einer grundlegenden Verhütung von Abtragungsschäden etwas wissen, wo bislang weder Forschungen über die nachteiligen Folgen der Bodenabtragung noch Hinweise auf Gegenmaßnahmen zu ihm gedrungen, ja, solche überhaupt noch so gut wie nicht vorhanden sind! Unser Bauer in seiner derzeitigen Bedrängnis durch Mangel an Hilfskräften und Landflucht sogar in seiner eigenen Familie, durch andere Erschwerungen gerade in seinem eigentlichsten Gebiet, der Terhaltung, kann von sich aus gewiß zumeist nicht so weit blicken, daß er seit Jahrhunderten als Schickung hingenommene Erscheinungen, deren eigentliche Ursachen und

Solgen er gar nicht so leicht erkennen kann, nun in ihrer Bedeutung für seinen Hof abzuwägen vermöchte. - Ist doch sogar in weitesten Kreisen besser unterrichteter Personen und Stellen noch kaum solche Erkenntnis verbreitet, und auch kaum besonders willkommen, da man gerade schon mit anderweitigen Schwierigkeiten genug zu tun hat. - Und doch liegt hier ein nur allzu bedeutungsvolles Gebiet für die Erhaltung und Steigerung unserer künftigen Ernten in Großdeutschland.

Was verlangt die Stunde also? Zunächst einmal bei den Stellen, die irgendwie beteiligt sind, den Versuch, nach dem bisher vorliegenden Schrifttum und möglichst an der Hand von Besichtigung unter sachverständiger Leitung sich ein eigenes Bild über die Bedeutung der Bodenabtragung für die Gegenwart und zumal auch für die Zukunft zu verschaffen. Je mehr es sich um Hügelland oder um Berge handelt, um so wahrscheinlicher wird man allerlei Erkenntnis sammeln können. Ebenso im sandigen Flachland. Dann werden auch die bisher ihren Schaden allfährlich stumm tragenden Landleute zu reden beginnen, wenn sie wissen, daß jemand von ihnen hören will.

Weiter sollte durch alle dafür erforderlichen Hilfsmittel die Forschung angeregt werden, Vorhandenes festzustellen und zu erkennen, wie Kommendes zu verhüten oder zu bessern ist. Es ist verständlich, daß der Krieg die Forschung, auch die auf landwirtschaftlichem Gebiete, nicht befruchtet; „inter arma tacent musae“ sagten schon die alten Römer. Aber hier liegt zum mindesten für die Nachkriegszeit unabweisbare Notwendigkeit vor. Wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika jährlich rund 400 Millionen Golddollar im Kampf gegen die Bodenabtragung (die Erosion) auszugeben vermögen, so mag die im einzelnen wesentlich weiter fortgeschrittene Landwirtschaft Großdeutschlands wohl auch einige Aufwendungen des Staates dagegen erwarten dürfen.

So lange aber unsere Forschung nur erst unzureichendes Wissen liefern kann, ist Belehrung ebenso aus dem älteren Schrifttum wie aus dem Ausland zu nehmen, wo man vermutlich Brauchbares finden kann. Besonders sind die Augen unserer Wirtschaftsberater und der Praktiker selbst zu schärfen, damit sie erkennen, was sie bisher nicht sahen. Der Bodenabtrag hat die Eigentümlichkeit, daß man auch als Fachmann nur zu leicht über seine Besonderheiten hinwegsieht, weil man zu sehr an sie gewöhnt ist. - Auch Zusammenarbeit mit anderen Gebieten, zumal der Forstverwaltung, dem Wasserbau, dem Wegebau, ist zu suchen, freilich ohne den Anschein erwecken zu wollen, als wolle man mehr als freundliche, hilfsbereite Nachbarschaft. Die Gefahr von Übergriffen über die einmal notwendige Grenze sollte nach beiden Richtungen in keiner Weise auftauchen. Dann wird auch auf diesem Wege manches zu erreichen sein. Und zuletzt ist ernsthaft zu erwägen, wie man die immer weiter sich entwickelnde Wissenschaft vom Landbau, die nicht aufhört, sich neue Gebiete zu erschließen und immer wieder wichtige Aufgaben ganz neu vor sich sieht, nun einmal in sich für ihre sich rastlos ausdehnenden Forschungsvorwürfe ausreichender rüsten muß; weiter aber, wie sie immer besser durch voll ausgebildete Vermittler ihre Erkenntnisse an die landwirtschaftliche Praxis, zumal an den Bauern, weiterzugeben vermag.

Wer hat mich gemacht?

Hat mich nur eine Mutter in die Wiege gebracht?

Ach nein, hundert Mütter trugen

Mich im Schoße, hundert in Windeln mich schlugen!

Wer hat mich erzogen?

Die in den Sälen haben mich selten bewogen,

Die in den Särgen lenkten Herz und Hand,

Bis das Herz seinen Feinden, die Saust ihre Feinde fand.

Wo ist mein Weg zwischen erstem und letztem Bette?

Aus der Loccumer Gruft liegt her eine Kette,

Die sich über mein Herz in die Zukunft zieht,

Alles ist die Kette, - ich bin ein Glied.

Ein Glied, das an längst versunkenen Abenden hängt,

Ein Kettenglied, das zu künftigen Morgen drängt,

Ein Gruß des Geschlechtes an diese Zeit,

Ein Augenblick, und mehr doch: eine Ewigkeit!

DER MOORKÖNIG

Als vor langen Jahren Jan Henjes sich im Moor ansiedelte, folgte er der Stimme seines Blutes, die ihm riet, lieber als freier Bauer der mageren Scholle mit Sorgen und Mühen den spärlichen Ertrag abzutrogen, als in Abhängigkeit ein bequemes Leben zu führen. Er gehörte zu jenen Menschen, die nicht im Besitz glücklich sind und deshalb auch niemals reich werden können an äußeren Gütern. Er war einer von denen, die nach unentdeckten Ufern suchen und nur auf diese Welt kommen, um zu schaffen und zu formen. Dazu schien ihm das weite Moor in seiner Schwere und Unberührtheit gerade recht. Und je härter und arbeitsreicher die Tage und Jahre waren, die dem dunklen Grunde ein Stück Wiese oder einen Streifen Acker abrangen, um so mehr fühlte er den Triumph des Siegers, wenn das neue Land bezwungen vor ihm lag. Selbst wenn ein nasser Sommer oder Spätfrost ihn um die Frucht seiner Arbeit betrogen, ließ er den Mut nicht sinken, sondern verbiß sich immer mehr darin, um jeden Preis hier auszuharren. So beugten wohl Sommer und Winter in ihrem Wechsel seinen Rücken; aber die trogigen Augen in dem scharfgemeißelten Gesicht wurden nicht matt.

Einmal schien es, als ob sein Lebensweg in eine ruhigere Bahn einmünden wollte. Er konnte durch Heirat Besitzer eines kleinen Bauernhofes in der Geest werden. Als dann aber Jan Henjes in seiner schweren Art die Heirat überdacht hatte, kam er sich vor wie ein Verräter und Abtrünniger. Seit diesem Tage wußte er auch, daß er das Stück Erde, das seinen Arbeitsschweiß getrunken hatte, nicht verlassen konnte. Wohl nur, um seine Freunde, die ihn zu der Heirat drängten, nicht zu erzürnen, lehnte er nicht ab, sondern stellte die Bedingung, seine Bäuerin müsse einige Jahre bei ihm im Moor bleiben, bis er dort alle nötigen Arbeiten vollendet habe. Wie er es erwartet hatte, war die Bäuerin aber nicht willens, diese sonderbare Forderung zu erfüllen. So blieb Jan Henjes in emsigem Werken und Schaffen der Einsiedler im Moor. Als er aber die Höhe seines Lebens überschritten hatte, begann er den Widerstand des Moores zu spüren. Er vermochte kein neues Land mehr zu gewinnen, da die Reinigung der langen Abzugsgräben seine ganzen Kräfte fesselte. Von da ab sah man ihn oft ziellos durch das Moor gehen, mit gebeugtem Rücken, den Blick geradeaus gerichtet. „Seht, der Moorkönig reißt durch sein Land“, sagten dann die Dörfler und schüttelten mitleidig den Kopf. Aber der König der schwarzen Erde kümmerte sich nicht darum, was die anderen sagten. Er trug ein Geheimnis; denn seit er mit seinen Fäusten kein neues Land mehr zu gewinnen vermochte, tat er es in Gedanken. Aller Erdschwere enthoben, wuchsen seine Pläne ins Große, rückten Dämme und Gräben immer weiter ins Moor vor, bis

sie es ganz durchschnitten. Mitten im Moor aber, wo eine Sanddüne wie eine Insel lag, entstand ein neues Dorf. Wenn Jan Henjes das Dorf im Moore sah, ging ein schmales Lächeln über die wetterharten Züge, wie Kinder es haben, die an das Christkind denken. Und je weniger er draußen von der Welt hörte, um so tiefer spann er sich hinein in seinen Traum.

Er war schon alt und grau geworden und vermochte nicht mehr zu schaffen, da sagte eines Tages seine Wirtschaftlerin, die aus dem Dorfe zu seiner Pflege gekommen war: „Seht dort einmal hin, Onkel Henjes! Da kommen nun viele Menschen ins Moor. Überall stehen sie Gräben und werfen Dämme auf. Ein ganzes Dorf soll hier gebaut werden.“ Und als Jan Henjes sie mit großen Augen anstarrte, lachte sie. „Nicht wahr, das habt Ihr Euch nicht träumen lassen, Onkel Henjes!“ Ein leises Zittern lief über Gesicht und Hände des Alten. Aber die Wirtschaftlerin gewahrte es nicht. Sie rückte einen Stuhl ans Fenster und sagte: „Kommt, setzt Euch hier hin. Hier könnt Ihr alles sehen. Ich muß noch ins Dorf und einkaufen, aber gegen Abend bin ich wieder zurück.“ Und dann nickte sie noch einmal und ging.

Nun war der Alte allein. Vor seinen Augen dehnte sich das weite Moor wie ein rotes Meer, erstarrt vom ewigen Ausruhen und Stillesein. Aber Jan Henjes sah es nicht. Er sah nur die lange Reihe junger Burschen, er sah die Spaten blinken im Sonnenlicht. Recht so, da mußte der Hauptgraben hin! Genau hatten sie es getroffen. Ei, das ging ja wie ein Ungewitter! Nun wurde auch der ausgeworfene schwarzbraune Torf des Grabens sichtbar. Wie eine Lanze zeigte er ins Moor, um das tückische Ungeheuer ins Herz zu treffen. – Und dann, wenn alle Gräben gestochen und die Wälle aufgeschüttet waren, dann mußten sie sein Dorf bauen. Da war es gut, daß er die Pläne schon bis ins einzelne überlegt in seinem Kopfe hatte. Ein ungeheures Glücksgefühl ergriff Jan Henjes. Er hatte nicht auf verlorenem Posten gekämpft. Er war ein Wegbereiter gewesen.

Der Alte sah nicht mehr, wie das Kommando des Arbeitsdienstes dem Dorfe zu marschierte. Langsam kam der Abend, und die Luft wurde erfüllt von geisterhaften Schatten. Die Kriebige begannen zu klagen. Dann strich eine Hand über die Erde, wie die Mutterhand über das Gesicht des Kindes streicht, wenn es im Schlafe weint. Und die Stimmen wurden leiser, schliefen ein und versanken in einem unendlichen Abgrund. Ruhig atmete das Moor. Geborgen waren alle seine Geschöpfe.

Als die Wirtschaftlerin verspätet in die Stube trat, lag in der Luft der betäubende, schwere Ruch seltsamer Blumen, die nicht auf dieser Erde gewachsen waren. Im Schein des aufgehenden Mondes saß der alte Jan regungslos im Lehnstuhl und sah mit weitgeöffneten Augen über die schlafende Erde.

Sein Gesicht schien im Tode unverändert. Es war das Antlitz eines Königs, der einen letzten Befehl gegeben hat.

Kleine Liebesgeschichte

Ein sonderbarer Wind war aufgestanden, der über die Hügelhänge kroch und an den Dachseiten hinaufkletterte, um drüben dumpf und schwer niederzufallen. Die Mägde lehrten wie zum Spiel den Hofplatz sauber, und sie lachten dabei, denn bei solchem Wind konnten sie immerzu im Kreis laufend ihre Arbeit tun, ohne daß sie an ein rechtes Ende kamen.

Thomas, der Knecht, lehnte an der Stalltür, als er den Pferden Hafer eingeschüttet hatte, und schaute seelenruhig den Frauensleuten zu. Im Dunkelwerden dann stand Mathilde bei ihm an der Stalltür, klein neben dem steifen Mann, der an der Schulter vorbei zu ihr niederschaute.

„Sie fressen ruhig“, meinte er so nebenbei, und er redete von den Pferden.

„Ja“, sagte Mathilde bloß. Ihr helles Haar wurde dunkler und straffer, je mehr die Helligkeit sich verlor. Sie stand neben Thomas und schaute über den Siebelausschnitt der Gebäude. „Wir haben das Laub nicht auf einen Haufen zusammengebracht“, sagte sie im ruhigen Hinsehen.

„Wenn eben der Wind so ist!“ meinte Thomas ebenso ruhig.

„Mhm. Wenn der Wind so ist.“

Der Mann stand ruhig und bließ den Rauch seiner Stummelpfeife an Mathilde vorbei. Sie war noch Kind, diese lachende Mathilde, die mit dem Gewand des Knechtes spielte, weil der Tag Unruhe über den Hof gebracht hatte. Der Bauer trat vor das Haus und sah dem Wolkentreiben zu, er ging bald wieder weg, und der schwere Riegel schob sich vor die Tür. Da machte auch Mathilde dem Zusammenstehen ein Ende. „Gute Nacht, Thomas!“

„Gute Nacht, Mathilde!“

Und weil sich Thomas dabei ein wenig bückte, konnte das Mädchen beide Arme um den Hals des Mannes schlingen und ihm leise etwas ins Ohr sagen.

Das aber verstand Thomas nicht, denn er war erschrocken über soviel Zutunlichkeit.

Mathilde freute sich des wenigen, was sie dem Knecht ins Ohr gesagt hatte. Sie streifte das Köckchen zurecht, als sie über den Hofplatz lief, drüben sah sie sich noch einmal um, dann verschwand sie bei dem Schatten einer offenen Tür.

Der Hof schlief ein. Zuweilen knarrte es irgendwo im Balkenwerk, als wenn ein Dieb auf schmalen Brettern dahinschlüpfte, hie und da schlug ein Pferd schlafend an die Standwände, und die Stute, die schlecht lag, wieherte dann leise.

Die Nacht stand in der Knechtelammer, und der Mond leuchtete nur matt über das Gesicht des langen Thomas, der im Schlaf die Hände an die Schultern nahm, als

müsse er etwas abwehren, was sich daran geklammert hatte. Blinzeln machte Thomas die Augen auf, und er spürte die Wärme der sonderbaren Nacht unter seinem schweren Deckbett, er stand auf und ging einmal das ganze Hofgeviert aus, weil ihn der Mond heute nicht schlafen ließ.

Da oben schlief Mathilde, die Magd. Die schlief wohl gut und tief, wie alle jungen Leute schlafen, die sich müde laufen und müde lachen bei Tage.

Die große braune Schäferjoppe war um die Schultern des Mannes gehängt, und die Finger zupften nun so an der ausgenähten Tasche, wie Mathilde dran gespielt hatte, diese junge Mathilde, die Magd war, die lachen konnte, die den Knecht so groß von unten her ansah, wenn man sich bei der Arbeit einmal traf. Sie war ganz recht, sie war immer guter Dinge, nun schlief sie, und morgen vielleicht konnte Thomas sie fragen um das, was sie mit dem Lachen und dem Zupfen an der Tasche der Joppe gemeint hatte.

Morgen vielleicht.

Am anderen Tag hätte Thomas das flinke Mädchen fragen müssen. Aber er ließ den Tag verstreichen und wischte die Hand weg, wenn Mathilde mit den Lederknöpfen der Joppe spielte. Er konnte das seine nicht so sagen, wie es gesagt werden mußte, darum ließ er alles ungesprochen, und die Arbeit ging weiter ihren stillen Gang. Einen Winter durch, über das Frühjahr hin, während Mathilde weiter die Arbeit an seiner Seite tat. Ein paar Sommer ließ Thomas verstreichen, und der Gang des Knechtes wurde nicht weicher in dieser Zeit.

Das alles, was an einem söhnligen Abend begonnen hatte, war vergessen. Mathilde lachte nicht mehr zu jeder Zeit, aber sie war dem Knecht gut. Wirklich vergessen war das alles nicht.

An einem Tag war es wieder da, aber dieser Tag wurde von einem heftigen Gewitter zerzaust, das den Knecht vom Acker wegtrieb und Mathilde über die Wiesen jagte, bis das wenige Kleid an ihr klebte und die Magd ein Frieren spürte. Thomas durfte nicht so eilig weglaufen, denn bei ihm standen zwei Pferde, deren Spannstricke der Knecht mühsam lösen mußte, ehe er das Gespann auf den Hof zuwenden konnte.

„Thomas!“

Die Magd lief über den Rain auf ihn zu, das Haar hing ihr strähnig ins Gesicht, vielleicht hatte sie Angst vor dem Gewitter.

„Thomas, siehst du, wie es mich zugerichtet hat?“ Ja, Thomas sah es. Thomas knöpfte seine mächtige große Joppe auf, nahm das Mädchen zu sich heran und schlug die beiden Schlußteile um Mathilde zusammen. Dann war die Regennässe nicht mehr so kalt, aber Thomas durfte nicht heimziehen mit dem Ackergespann, sondern mußte hier stehen, groß und steif, über das Feld schauend die Pferde ein paarmal begütigend. Mathildes Gesicht lugte aus dem Brustauschnitt, und nun lachten diese frohen Augen wieder, während sich eine kurze sonderbare Unterhaltung abspielte.

„Mathilde, wenn wir nun heiraten würden —“

Mathilde duckte das Gesicht ganz in den Brustauschnitt hinein.

„– dann würde ich mein erspartes Geld hernehmen, das sind siebentausend Mark, und dein erspartes Geld würde ich hernehmen. Mit dem könnten wir vielleicht ein kleines Anwesen kaufen.“

„Ja, das schon. Aber weißt du, Thomas – ich habe bloß ein bißel mehr als tausend Mark. Und wenn wir heiraten würden –“

Da war die Unterhaltung zu Ende, denn Thomas wußte, daß dieses Geld nicht reichen würde für ein kleines Bauernanwesen. Er wartete das Nachlassen des Gewitters ab, dann ging er mit Mathilde und den Pferden heim.

Die Bauernjahre, die sich immer gleich bleiben, gingen hin, ein paarmal kam die Ernte, ein paarmal wieder der Herbst, und Thomas sprach mit Mathilde nur das Alltägliche, was man immer bereden mußte.

Die alte braune Schäferjoppe, weil sie ein gutes Stück war, wurde über das Pflugradel gelegt, immer noch mit aufs Feld genommen, an kalten, nebelfeuchten Tagen hüllte sie den großen Knecht ein wie ein treuer Mantel. Die jungen Knechte spotteten zuweilen über dieses alte Stück Gewand, das nicht zerreißen wollte. Sie fragten Thomas, ob er diese Joppe noch einmal umarbeiten lassen wolle zu einem Mantel für seine Kinder.

Dann nahm Thomas die Schultern hoch und bückte sich noch breiter über die Arbeit, die sein mußte.

Und niemand auf dem Hof oder in der Bauerngemeinde hätte sagen können, daß Thomas und Mathilde irgendwann die Liebe ausgesprochen hätten, daß man sie länger als nötig beisammensehen sehe, daß überhaupt irgend etwas sei zwischen diesen beiden.

Dennoch winkte Thomas an einem Abend, als er wieder unter der Stalltür stand, mit einem lässigen Fingerdeuten Mathilde zu sich heran. Mathilde aber hatte nicht viel Zeit, weil sie eben die Milch vom Stall ins Haus tragen wollte. Sie ließ nur den Melkeimer lockerer niederhängen, und so hörte sie im Vorbeigehen dem zu, was Thomas ihr zu sagen hatte.

„Du, paß auf! Es sind jetzt neuntausend bei mir. Und ein alter Vetter, der keine Kinder hat, würde mir sein Anwesen anständig überlassen, wenn ich meine neuntausend hinlegen würde und du deine – wieviel hast nun eigentlich du beisammen?“

„Dreitausend, Thomas, mit dem Sparlaffenzins.“

„So. Dreitausend und neuntausend, das macht zwölf. Dann geht's.“

Als Mathilde noch auf etwas weiteres wartete, sagte Thomas ihr, sie möge doch die Milch ins Haus tragen, denn die Bäuerin warte darauf.

Spät am Abend dann stand Mathilde mit Thomas zusammen im Türstod des Pferdestalles, Mathilde an einen Pfosten gelehnt und Thomas an den anderen. Mathilde hatte wieder etwas von dem Glanz in den Augen, den Thomas an jenem söhnligen Abend und während des Gewitters gesehen hatte, aber die Hand streckte sie nicht aus, um ihn an der alten Schäferjoppe zu fassen. Was andere ausreden, machten sie schweigend aus, und ehe es ganz Nacht wurde, meinte Thomas, seine Joppe betrachtend: „Glaubst du, daß man noch einen Mantel für einen Buben daraus machen kann?“

Und Mathilde nickte bejahend, als sie tastend die Güte des Stoffes geprüft hatte.

Er heißt bei uns: der Pfad. So sprachen Väter,
Urväter, Ahnherrn schon. Immer: der Pfad.
Ein Wort, nicht dran zu deuteln, das die anderen
Völlig umschließt: Gehorsam, Ehrfurcht, Dienst,
Treue im Leben, Treue auch im Sterben.

Es ist der Weg, den einst die Götter wiesen
Den Männern dieser Inseln. Und es wuchsen
An seinem Rande ritterlicher Stolz
Und hartes Kampfertum. Das Ziel war nichts,
Alles der Weg. Denn Ziel wird nur erstrebt,
Der Weg jedoch durchschritten: mit zwei Schwertern!

Ziel ist wohl Sehnsucht, nur der Weg ist Tat,
Und Tat verlangen Väter von den Söhnen,
Ahnern von Enkeln, von den Menschen Götter.
Tat sind wir selbst. Das andere wird geschenkt
Oder versagt. Wir fragen nicht danach,
Uns ist für Ewigkeiten Tat genug . . .

Des Lebens und des Sterbens Straße heißt:
Der Pfad.

— ZUCHT UND SITTE —

Ein neues Werk von R. Walther Darré

„Es gibt nichts Kostbareres auf dieser Erde als die Keime edlen Blutes.“ Als R. Walther Darré diese Worte viele Jahre vor der Machtübernahme des Nationalsozialismus niederschrieb, setzte er sich damit gleichzeitig das große Ziel seines Lebens: Mit allem kämpferischen Einsatz dem Ewigen Leben seines Volkes Kraft und Können zu verschreiben! Die Hege der kostbaren Blutskeime im Bauerntum sollte dann zu den vornehmsten Aufgaben seiner ihm vom Führer übertragenen Pflichten gehören.

In der drängenden Fülle der erfolgreichen Ereignisse im Schaffen R. Walther Darrés auf den vielfältigen Gebieten der Landwirtschaftspolitik, der Ausschaltung des Kapitalismus im Ernährungssektor durch Bodenrecht und Marktordnung, der Niederringung des Liberalismus in all seinen schädlichen Erscheinungsformen, den großen handelspolitischen Entwicklungslinien als Stützen der außenpolitischen Konzeption Adolf Hitlers, und den bedeutsamen Planungen im Landeskulturwerk und in der Neubildung deutschen Bauerntums, ist diese ursprünglich R. Walther Darré profilierende Seite häufig nicht in ihrer ganzen zukunftsträchtigen Bedeutung erkannt und gewürdigt worden. Man hat zwar die organisatorischen Leistungen im Aufbau des Reichsnährstandes als dem zuverlässigen Instrument der Blockadeabwehr gesehen, man anerkennt die in der Geschichte des Bauerntums einmalige Leistung eines ehrenamtlichen Bauernführerkorps in der ländlichen Selbstverwaltung, aber man neigt vielfach dazu, das Fundament dieser Leistungen zu übersehen: den von R. Walther Darré getragenen Blutsgedanken! Man nehme einmal das Reichserbhofgesetz aus dem Jahre 1933 zur Hand und rufe sich die Prä-

ambel dieses säkularen Gesetzes in Erinnerung, in der es heißt: „Die Reichsregierung will unter Sicherung alter deutscher Erbsitte das Bauerntum als Blutsquelle des deutschen Volkes erhalten.“ Man erkennt schon aus der vorbildlichen Wortführung dieses Gesetzes, nach welchem Grundplan im Nationalsozialismus Bauerntumspolitik oder besser gesagt völkische Arbeit geleistet wird.

Wenn durch diese Blätter vom ersten Tage ihres Erscheinens an immer der eine große, leitende Gedanke wie ein roter Faden gewirkt hat, daß die Hege guten Blutes zu den entscheidenden Voraussetzungen unserer politischen Zukunft gehört, so ist das aus dem verpflichtenden Grundsatz gegenüber dem Herausgeber von „Odal“, R. Walther Darré, geschlossen, daß die sich um „Odal“ bildende geistige Gemeinde zu der kampffrohen Vorhut zu zählen hat, die im Wissen um das germanische Blutserbe unseres Volkes ihren Einsatz um Blut und Boden als vornehmste Aufgabe sucht.

Wenn der Verlag Blut und Boden in der Reichsbauernstadt Goslar soeben in einer besonders würdigen Ausstattung Merksätze und Leitsprüche aus den beiden grundlegenden Werken R. Walther Darrés „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse“ und „Neuadel aus Blut und Boden“ (ausgewählt von Marie Adelheid Keuß-zur Lippe) herausbringt, so erfüllt er damit einen dringenden, uns von vielen Seiten immer wieder zugetragenen Wunsch weiter Kreise unseres Volkes, besonders aber unserer Jugend. Das, was Darré über Zucht und Sitte gedacht und geplant hat, wird noch für weite Zukunftszeiten Ziel und Grundlage der Arbeit am deutschen Volke sein. Erst kom-

mende Generationen werden alles das wirklichen Können, was hier im Nationalsozialismus von einem genialen Seher in schöpferischer Kraft als das große Vermächtnis unserer Zeit an die Ewigkeit unseres Volkes niedergelegt ist.

Das Buch beginnt mit Merksätzen zu unserer Haltung gegenüber dem Ahnen-erbe. „Indem wir gottgläubig die Ahnen verehren, die unser Dasein seelisch mit Gott verbinden, dienen wir Gott.“ Daraus entwickelt sich das Gesetz von Zucht und Sitte, denn, so sagt Darré: „Alles Bekenntnis zum Blut setzt die Unterwerfung unter die Gesetze des Blutes voraus, wenn man sich nicht in hohlen Redensarten erschöpfen will. Dies bedingt die Befähigung der Zucht als einer sittlichen Forderung und sittlichen Notwendigkeit.“ In einem anderen Merksatz zum Zuchtziel sagt Darré: „Zucht ohne Zuchtziel ist ein Widerspruch in sich selbst, weil Zucht die Auswertung gegebener Wirklichkeiten im Hinblick auf die Zukunft ist.“ Und weiter: „Züchtung ist angewandtes Wissen von der Vererbung.“ Der Abschnitt Zucht leitet über zu Leitsprüchen, die sich mit dem Gebiet der Rasse beschäftigen: „Die Rasse ist nur der selbstverständliche Rohstoff, aus dem erst in schärfster Leistungszucht und Führerbewährung der Adel herausgearbeitet wird.“ Gute Rasse ist Adel. In diesem Abschnitt des Werkes lesen wir beispielsweise: „Der germanische Adel war nichts weiter als das echte Ergebnis einer bewußten Hochzucht, die dem eisernen Gesetz der Leistungshochzucht folgte.“ „Unser neuer deutscher Adel muß wieder ein lebendiger Quell hochgezüchteter Führerbegabungen werden.“ „Es ist meine Überzeugung, daß die Schaffung eines neuen deutschen Adels ohne den Hegehof-Gedanke oder einen ihm ähnlichen nicht durchführbar ist,

wenigstens nicht als Einrichtung für die Dauer.“

„Kinderreichtum allein nützt uns gar nichts; es kommt auf die Erbmasse an!“, sagt Darré in dem Abschnitt Ehe und Sippe. „Die Erbmasse des deutschen Volkes wird durch die Ehen an die Nachfahren weitergegeben; will es also die Erbmasse haushälterisch verwalten und möglichst nur gute Erbmasse den Neugeborenen zukommen lassen, dann vermag es dies nur zu gewährleisten, wenn es die Erbanlageübertragung an die Nachkommen da reguliert, wo sie regulierbar ist, nämlich bei den Eheschließungen.“ Weitere Kapitel dieses erregenden und aufrufenden Werkes R. Walther Darrés beschäftigen sich mit der Frau, mit der Jugenderziehung und mit dem Bauerntum. So schließt sich der Kreis der überreichen Gedankenwelt R. Walther Darrés in den letzten Worten des Werkes:

Sittlich ist, was der Arterhaltung des deutschen Volkes förderlich ist, unsittlich ist, was dem entgegensteht.“

Wir wünschen auch diesem neuen Werke R. Walther Darrés jenes aufrüttelnde Echo im weiten Reich germanischer Art, das notwendig ist, wenn unser aller Vaterland im Marsch durch seine große Geschichte in den kommenden Jahrhunderten bestehen soll. R. Walther Darré hat als der verschworene Gefolgsmann Adolf Hitlers mit diesem Buch ein Werk geleistet, das uns geeignet erscheint, um alle die zusammenzuführen, die willens und geeignet sind, im Wissen um die Lebensgesetze unseres Volkes, um die Neuordnung unseres Denkens und damit um die Ewigkeit unseres Reiches mitzukämpfen.

Hanns Deetjen

DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

Weltpolitik

Am 27. September 1940 wurde im Großen Saal der Neuen Reichskanzlei in Berlin ein feierlicher Dreimächtepakt zwischen dem Deutschen Reich, Japan und Italien unterzeichnet, der von der größten, alle anderen Ereignisse überschattenden Bedeutung ist. Die drei hohen vertragschließenden Teile bekannten sich zu dem Grundsatz, daß „jede Nation . . . den ihr gebührenden Raum“ erhält, und vereinbarten, daß die Zusammenfassung und Neuorganisation des europäischen Raumes in der Hand Deutschlands und Italiens, des großasiatischen Raumes aber in der Hand Japans liegt. Sie anerkannten gegenseitig diese Stellung - und damit ist der „Großraum-Gedanke“ zum erstenmal in einem diplomatischen Instrument von höchster Bedeutung anerkannt und als Grundsatz eingeführt. Die drei Mächte sagten sich gegenseitige militärische Unterstützung zu, „falls einer der drei vertragschließenden Teile von einer Macht angegriffen wird, die gegenwärtig nicht in den europäischen Krieg oder in den chinesisch-japanischen Konflikt verwickelt ist“. Damit sind wir also in einem Militärbündnis mit Japan. Endlich hat die politische Grundwahrheit gesagt, daß Japan für uns niemals die „gelbe Gefahr“ ist, wie eine geistig von England abhängige Propaganda seit Jahrzehnten behauptete, sondern die große „Entlastung im Osten“. Dieser Vertrag krönt die oft lebenslangen Bemühungen der Freunde einer engen Zusammenarbeit der beiden Reiche in Deutschland wie in Japan, der Verstorbene, wie des großen Feldmarschalls Yamagata und des deutschen Arztes Bälz, wie der Lebenden, unter denen hier der Vorkämpfer eines engen Zusammengehens mit Japan, General Karl Haushofer, wie auf japanischer Seite

der greise Mediziner Ezzellenz Sata, der frühere Botschafter Oshima und so viele andere hier zu nennen sind. Sehr richtig betonte von italienischer Seite Außenminister Graf Ciano: „Die Tragweite und Wirksamkeit des Vertrages gehen über die gegenwärtige Lage hinaus. Es handelt sich um eine ständige Solidarität, über die sich die drei Völker heute geeinigt haben, eine Solidarität, die nicht nur in der Gegenwart besteht, sondern deren schöpferische Kraft sich auch auf die Zukunft auswirkt.“ Der japanische Botschafter Kurusu hob, entsprechend der japanischen Weltanschauung des „Kodo“, des „Kaiserlichen Weges“, die sittliche Bedeutung des Paktes hervor: „Der ritterliche Geist des japanischen Bushido ist ursprünglich durch das Schwert verfinnbildlicht, jedoch besteht der Grundsatz der guten Führung des Schwertes nicht etwa darin, die Menschen mit dem Schwert in unverantwortlicher Weise zu töten, sondern die Menschen damit zu schützen. Es drängt mich, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß dieser Pakt in den Händen der Vorkämpfer der Gerechtigkeit in den drei Ländern Japan, Deutschland und Italien zum Schwert in der Hand des wahren Kämpfers wird und damit zum Wiederaufbau des Weltfriedens beiträgt.“ Reichsaußenminister v. Ribbentrop nannte den Dreimächtepakt die „feierliche Proklamierung des Zusammenschlusses Deutschlands, Italiens und Japans zu einem Block höchster gemeinsamer Interessenvertretung inmitten einer sich neugefaltenden Welt“.

Die hohe Bedeutung des Paktes liegt einmal darin, daß eine dritte Macht, die etwa Lust zeigen sollte, sich zugunsten Englands einzumischen, damit abgeschreckt wird, daß der Großraumgedanke im Gegensatz zu dem ato-



„Use for the Sigrtieg.“

So dachte man sich in der amerikanischen Zeitschrift „Christian Science Monitor“ noch im April den Verlauf des Krieges: An der Westfront bleibt alles ruhig, inzwischen sorgt die Blockade der „Alliierten“ dafür, daß Deutschland verhungert.

miserierenden Gedanken Wilsons vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker“, der in Wirklichkeit zur Zersplitterung der Kontinente im Interesse der Angelfachsen führte, sich durchgesetzt hat, auch durch eine besondere Klausel ausdrücklich bestimmt ist, daß der Pakt keinen Einfluß auf die gegenwärtig bestehenden oder sich entwickelnden Beziehungen zur UdSSR. eines der vertragsschließenden Teile ausüben soll, vor allem aber, daß nunmehr das Todesurteil für das Empire gesprochen ist.

Solange Deutschland allein stand, war die Regelung seines Streites mit England eine Angelegenheit, die nur diese beiden Mächte anging. Seitdem Italien in den Krieg eingetreten ist, mußte England mit dessen Ansprüchen rechnen - und sofort nach der Eroberung von Britisch-Somaliland hat Italien, ohne erst einen Friedensschluß abzuwarten, dieses Gebiet sich einverleibt. - Nunmehr ist

auch Japan von der Partie. Die Japaner kennen England viel zu gut, um zu wissen, daß nur eine Vernichtung des Empire sie vor der späteren Rachsucht eines noch einigermaßen mächtig gebliebenen Englands bewahren kann, nachdem sie einmal durch die Zusammenfassung des groß-ostasiatischen Raumes es gewagt haben, fast hundert Jahre britischer „Kanonenboot-Politik“ in Ostasien rückgängig zu machen. Sie haben alles Interesse daran, daß der weidwunde britische Löwe wirklich niedergerissen wird.

Führer und Duce am Brenner

Am 4. Oktober trafen sich der Führer und der Duce am Brenner - wer Sinn für Symbolik hat, wird notieren, daß es einen Tag nach dem Hinauswurf des alten Sir Neville Chamberlain aus dem britischen Kabinett und fast zwei Jahre nach der Einigung von München war. Am 18. März, am Vorabend der großen Offensive, hatten sich die beiden großen Staatsmänner schon einmal am Brenner getroffen - und am 10. Juni trat darauf Italien in den Krieg ein. Die zweite Zusammenkunft des Duce und des Führers fand dann nach dem französischen Besuch um Waffenstillstand statt. Diesmal zeigt die Hinzuziehung der beiden Außenminister, daß wichtige politisch-diplomatische Entscheidungen beabsichtigt sind, die Anwesenheit von Generalfeldmarschall Keitel, daß die gesamte militärische Lage von der Themse bis zum Suezkanal Gegenstand der Aussprache war.

Von nicht geringerer Bedeutung war auch der Besuch des spanischen Innenministers Serrano Suner in Berlin und Rom. Obwohl noch etwas geschwächt durch das schwere Ringen des Bürgerkrieges, beginnt Spanien wieder in die große Politik sich einzuschalten. Als mittelmeeerische Macht ist Spanien an der Verdrängung des raumfremden Englands nicht nur aus Gibraltar, sondern überhaupt aus dem Mittelmeer interessiert, als afrikanische Macht muß es nicht nur eine Lösung der Tangerfrage in seinem Sinne wünschen, sondern betont auch seine alten Verbindungen

zur afrikanischen Nordküste, als kulturelle Großmacht, die es noch immer mit den hundert Millionen Menschen in der Welt, die Spanisch als Muttersprache sprechen, ist, muß ihm daran liegen, die atlantische Seeseite so freizubekommen, daß seine Verbindungen zu den selbständig und erwachsen gewordenen, aber doch kulturell aus spanischer Art entwickelten Staaten Latein-Amerikas nicht von England kontrolliert wird.

Hinter Spaniens berechtigtem Ruf nach der Rückgabe Gibraltars, des unerträglichen Dorns im spanischen Fleisch, steht der ernste Wille Spaniens, wieder in die große Welt-politik einzutreten. Wir Deutschen haben alles Interesse daran, Spanien zu stärken. Die unendlich fruchtbare und politisch gesunde Zusammenarbeit zwischen uns und Spanien scheiterte zur Zeit Karls V., weil weder wir noch die Spanier es psychologisch verstanden, unsere verschiedene religiöse Entwicklung zu respektieren, der deutsche Verbündete damals für den Spanier als „Keger“, der Spanier für die protestantische Masse in Deutschland als „Kriegsmann der Inquisition“ unerträglich wurden. Auf der Höhe unserer politischen Macht entfremdeten wir uns damals - und gegen uns stieg Frankreich zur Großmacht auf, England vertrieb 1581 die Kaufleute der Hansa aus London und vernichtete 1588 die spanische Armada, so auf deutsche wie auf spanische Kosten sich ausdehnend. Heute müssen wir aus der Geschichte gelernt haben - und gerade, wer vom Gesichtspunkt der Rasse ausgeht, versteht ja am leichtesten, daß auch das religiöse Schicksal und die religiöse Entscheidung eines Volkes tief blutsmäßig bestimmt sind - und man in diesen letzten Dingen einfach das Wesen des anderen, des Kameraden, anerkennen muß, weil es so nun einmal seiner Art entspricht.

Neuordnung in Norwegen

In Norwegen ist eine Neuordnung notwendig geworden. Seitdem am 9. Juni d. J. die letzten englischen Truppen aus Norwegen

flohen, brach auch der Widerstand der letzten noch fechtenden norwegischen Verbände zusammen. König Haakon und sein Ministerpräsident Nygaardsvold gingen nach England. Der deutsche Regierungskommissar, Gauleiter Terboven, nahm mit den bisherigen norwegischen Parteien Verhandlungen auf. Diese Parteien erklärten sich schließlich damit einverstanden, der Absetzung des Königshauses und der Bildung eines Reichsrates zuzustimmen. In Wirklichkeit machten sie unablässig Schwierigkeiten, versuchten sich im Reichsrat den entscheidenden Einfluß zu sichern. Ihr Treiben wurde schließlich unerträglich - darauf löste Gauleiter Terboven am 25. September die alten politischen Parteien auf, erklärte, daß weder das Königshaus - also auch nicht irgendein Prinz -, noch die emigrierte Regierung Nygaardsvold nach Norwegen zurückkehren werden, und untersagte jede Betätigung für das Königshaus und die feindliche Regierung. Kommisarische Staatsräte wurden ernannt, der Reichskommissar wies darauf hin, daß die Entwicklung mit voller Klarheit gezeigt habe, wie nur die „Nasjonal Samling“ unter ihrem Führer Vidkun Quisling die richtigen politischen Erkenntnisse gehabt habe. Norwegen hätte viel Gut und Blut sparen können, wenn es früher diesen Auffassungen ein offenes Ohr gellehen hätte.

So ist heute die von Vidkun Quisling geleitete Partei die einzige in Norwegen gesetzlich existierende Bewegung. Sie wird sehr daran gehen, ein besseres Norwegen aufzubauen. Das norwegische Volk müßte eigentlich die sehr großen Vorteile aus einem engen Zusammengehen mit Deutschland für seine Zukunft erkennen. Das Großdeutsche Reich wird nach dem Kriege mit seinem weitgespannten kolonialen Raum und seinen vergleichsweise kurzen Nordseeküsten nach den schweren Verlusten der Weltseefahrt für die norwegische Flotte die weiteste Betätigung bieten können - statt die immer zurückgedrängten Konkurrenten der Engländer zu sein, könnten die Norweger die wichtigsten Frachtfahrer des nördlichen Europa

werden. Es hat im ganzen Deutschen Reich nie irgendeine „Norwegerfeindschaft“ gegeben, auch nicht nach den schweren Kämpfen dieses Jahres; unser Volk hat die Freundschaft des für uns mit der ältesten germanischen Vergangenheit innig verbundenen kleinen Volkes immer gesucht, selten hat es einer fremden Literatur, einem anderen Volke soviel anerkennende Liebe entgegengetragen wie den Norwegern - jetzt muß das norwegische Volk sich entscheiden. Will es in seinen Massen die deutsche Freundschaft von sich stoßen - oder will es mit uns zusammen den Weg in ein neues Europa gehen? Will es sich als „bedrücktes Volk“ fühlen und auf „Rache“ sinnen - oder will es einmal Kamerad werden? Wir wissen, daß eine innere Umstellung gerade den Norwegern nicht leicht ist. Ganz abgesehen von den jüngst vergangenen Kämpfen - sehr lange haben sie, daheim in allen Welthäfen, im Dunstkreis der demokratischen, flachen angelsächsischen Zivilisation, die niemand so gut angeprangert hat wie Knut Hamsun, gelebt. Bedenklich viel besten Bauerntums haben sie über den „großen Teich“ gehen lassen, wo noch heute in Minnesota, Wisconsin und Norddakota große norwegische Bauernsiedlungen bestehen, bedenklich viel hatte ein sattes Spießertum, Ibsens „kompakte Majorität“, bei ihnen den Ton angegeben. Jetzt müssen sie erst einmal ihr Volk und ihren Boden entdecken. Erst unter deutscher Leitung beginnt man jetzt, die reichen Vorräte Norwegens an Eisen, Bauxit, Molybdän, Nickel, den Reichtum seiner oft recht unforstmännisch genutzten Wälder zu erschließen, die völkischen Stimmen, die schon lange Sicherung des Bauerntums durch ein Erbhofgesetz gefordert hatten, gewinnen Gewicht. So wird man hoffen dürfen, daß dieses Volk sich auch innerlich umstellt.

Schweden erlebte einen neuen britischen Neutralitätsbruch - britische Flieger warfen Bomben auf Malmö.

Italien errang einzelne Erfolge an der Front in Lybien und in Kenia, wo die Italiener sich erfreulich tief in diese britische Kolonie hineinarbeiten.

Die Lage in Ägypten

In Ägypten wird nun die Lage kritisch. Die Engländer haben die Räumung von Alexandria und Kairo erzwungen, wobei es

zu wahren Schreckensszenen unter der Bevölkerung gekommen ist. Die ägyptische Regierung wehrt sich noch immer, auf Englands Wunsch den Krieg an Italien zu erklären, Italien hat erklärt, daß es nicht Ägypten, sondern nur die auf ägyptischem Boden stehenden Engländer bekämpfe, auf der Sinaihalbinsel, die staatlich zu Ägypten gehört, haben die ersten Angriffe von Beduinenstämmen auf englische Truppen begonnen. Jeder Tag kann hier neue Wendungen bringen.

Im Fernen Osten hat Japan mit ausdrücklichem Einverständnis Frankreichs seine Truppen den nördlichen Teil von Indochina besetzen lassen. Die Lage der chinesischen Chungking-Regierung wird mit der Verstopfung dieses letzten Luftloches hoffnungslos, zumal bei der Besserung der Beziehungen zwischen Japan und der UdSSR. auch von Nordwesten keine Zufuhr ihr mehr zukommen kann.

In USA. ist der Wahlkampf um die Präsidentschaft auf dem Höhepunkt. Der Dreimächtepakt wurde in der Presse als große Sensation behandelt. Präsident Roosevelt berief 35 700 Nationalgardisten zur Dienstleistung ein. Den Einzelstaaten wurde, da die Nationalgarde unter Bundesbefehl tritt, die Aufstellung von Heimwehren gestattet. In einer aufsehenerregenden Rede wandte sich Unterstaatssekretär Sumner Welles gegen die japanische Aktion in Indochina.

Der Krieg selbst hat die Formen des reinen Luftkrieges angenommen, wobei die Briten, was ihnen an militärischer Kraft abgeht, durch die Mordgier ihrer Nachtpiraten, durch wüste Bombenangriffe auf Krankenhäuser, Entbindungsstätten, Kirchen, Säuglingsheime und Kliniken ersetzen. London wird indessen von unseren rollenden Vergeltungsflügen in einer Weise heimgesucht, daß es wahrscheinlich nach Beendigung dieses Krieges nicht mehr sein wird. Aber den Trümmern können dann die letzten Engländer Herrn Churchill ein Denkmal mit der Inschrift „Größer als Nero, verbrecherischer als Herodotus und niederträchtiger als alle Welt“ errichten.

Der Welthandel von morgen wird mit der Möglichkeit schon heute rechnen müssen, daß London sich von den Stößen unserer Luftwaffe nicht mehr erholt.

Weltwirtschaft

Der Monat September brachte eine weitere Festigung der neuen europäischen Wirtschaftsordnung. Am 1. Oktober 1940 fällt die Zollgrenze zwischen dem Reich und dem Protektorat. Böhmen und Mähren werden so noch enger mit der großdeutschen Wirtschaft verbunden. Sie werden wieder eingeordnet in ein größeres Reich, während sie in den letzten 20 Jahren nur ein rein binnenstaatliches Dasein führen mußten. Schon jetzt arbeiten die großen Waffenwerke von Pilsen, Prag, Brünn und Witkowitz, die auch im alten Kaiserreich einen Weltruf hatten, für die deutsche Wehrmacht. In gesteigertem Maß wird nun der Rhythmus der großdeutschen Wirtschaft das ganze Leben ergreifen. Erzeugungskraft und Bedarf der beiden früheren Kronländer wird noch mehr abgestimmt werden auf die umliegenden Gebiete des Großdeutschen Reiches und auf die Länder des Südostrons. Gleichzeitig wird eine sinnvolle Arbeitsteilung mit gleichartigen Betrieben des Reichsgebietes Platz greifen. Die Neuordnung des früheren Gebietes des alten Kaiserreiches Österreich-Ungarn ist damit zu einem gewissen Abschluß gekommen. Die Pariser Vorortverträge hatten einst Österreich-Ungarn zertrümmert und ein seit Jahrhunderten zusammengehöriges Wirtschaftsgebiet in höchst ungleichartigen, wirtschaftlich unausgeglichenen neuen Gebilden zusammengefaßt. Was an diesen neuen Gebilden politisch und wirtschaftlich unhaltbar war, ist heute in neue dauerhaftere Formen gegossen. Deutsch-Österreich ist mit dem Reich verschmolzen. Böhmen und Mähren sind wirtschaftlich eingegliedert. Die neue Slowakei hat sich an die wirtschaftliche Führung des Reiches angelehnt. Wesentliche Teile des früheren Galiziens sind Bestandteile des Generalgouvernements geworden und stehen damit unter deutscher Wirtschaftslenkung. Ungarn hat durch den Wiener Schiedspruch wichtige Teile Siebenbürgens wiedererhalten und dadurch eine wirtschaftliche Stärkung erfahren. Rumänien Gebiet wurde verringert und wird unter neuer Führung in enger Zu-

sammenarbeit mit dem Reich auch wirtschaftlich neu erschlossen werden. Das alte Bauernland Kroatiens endlich hat im Ausgleich mit Jugoslawien Autonomie erhalten und stärkt seine Wirtschaftskraft durch einen großzügigen Ausbau des Genossenschaftswesens. Damit ist nicht nur politisch der einstige Zerfall des Kaiserreiches ausgeglichen worden. Es sind auch neue wirtschaftliche Möglichkeiten, Antriebskräfte und Aufgaben für die Nachfolgeländer entstanden, die in einem neuen Europa auch gelöst werden.

Die Einheit der festländischen Wirtschaft

Der Warenaustausch innerhalb Europas von Süd nach Nord und von Ost nach West geht heute zum größten Teil im Durchgangsverkehr durch Deutschland. In steigendem Maß wird auch der Zahlungsverkehr über Deutschland abgewickelt. Die deutsche Verrechnungskasse wird zur zentralen Abrechnungs- und Verrechnungsstelle für den europäischen Warenverkehr. Schon heute haben sich Italien, Jugoslawien, Griechenland, die Schweiz, Schweden und Finnland für ihren Zahlungsverkehr mit Holland, Belgien und Norwegen der Verrechnungskasse angeschlossen. Weitere Verhandlungen schweben noch. Dieser vielseitige Verrechnungsverkehr hat gegenüber dem früheren zweiseitigen mannigfaltige Vorteile. Früher war der Austausch zwischen zwei Ländern, die im Verrechnungsverkehr standen, oft dadurch gehemmt, daß das eine Land nicht genug Gegenlieferungen erhalten oder abnehmen konnte. Man sprach dann von einem Einfrieren des Clearingaldos. Bei einem mehrseitigen Verrechnungsverkehr werden solche bisher ungenützten Guthabensreste übertragbar und so zu einem Verrechnungs- und Zahlungsmittel. Auch der mehrseitige Verrechnungsverkehr ist kein freier Verkehr. Er spielt sich ab im Rahmen der bestehenden Handelsverträge. Aber die Abwicklung des Zahlungsverkehrs wird außerordentlich erleichtert. Gleichzeitig setzt sich die Reichsmark als die für den europäischen Zahlungsverkehr maßgebende Währung durch.

Vom Sterben britischer Weltwirtschaft

Während im festländischen Europa eine Neuordnung aufgebaut wird, stehen die Häfen, Vorratslager und Industriewerke Englands unter dem Bombenregen deutscher Flugzeuge. Einst betrachtete sich England als die Herrscherin der Meere. Um die Meere beherrschen zu können, sind aber nicht nur Schiffe, sondern auch Häfen notwendig. Gerade hier zeigt sich aber das Zerstörungswerk des Krieges besonders augenfällig. Wird der Schiffsverkehr der drei wichtigsten britischen Häfen in der Zeit vor und nach dem Weltkrieg einander gegenübergestellt, so ergibt sich folgendes Bild:

Eingehender Schiffsverkehr in 1000 t:		
	1913	1935
London . . .	13 725	21 829
Liverpool . . .	12 054	13 985
Southampton . . .	6 701	10 756

Ausgehender Schiffsverkehr in 1000 t:		
	1913	1935
London . . .	11 404	19 487
Liverpool . . .	11 209	12 459
Southampton . . .	6 625	10 681

Durch die Zerstörung der wichtigsten Häfen werden die Brückenpfeiler britischer Weltwirtschaft und britischen Weltverkehrs stark in Mitleidenchaft gezogen. Nicht nur ihr wirtschaftliches Leben wird gelähmt, sondern auch das des Hinterlandes, das von den Hafentädten aus versorgt wird. Liverpool ist durch den britischen Sklavenhandel groß geworden. Von hier nahm der berühmte weltwirtschaftliche Dreiecksverkehr seinen Ausgang. Geringwertige Bedarfsgüter wanderten nach Afrika und wurden gegen Sklaven eingetauscht. Die Sklaven wurden in die Zuckerrohrplantagen Westindiens verschifft, der hier gewonnene Rohzucker wurde in Liverpool raffiniert. Neben London ist Liverpool das wichtigste Mühlenzentrum. In den großen Hafenschleppmühlen Liverpools wird kanadischer und argentinischer Weizen vermahlen. Hier war die wichtigste Getreidedeterminbörse Europas. Wichtigste Stätten des wirtschaftlichen Liberalismus sinken nun in Asche.

Neuordnung im Mittelmeer

Der italienische Vormarsch gegen Agypten lenkt den Blick auf dieses fruchtbare Land.

Agypten umfaßt rund 1 Million Quadratkilometer; aber nur 35 000 qkm, also ein Gebiet von der Größe Ostpreußens, sind landwirtschaftlich nutzbar. Der Rest ist Wüste. Die nutzbare Fläche liegt längs des Nilstromes. Dieses Gebiet gehört ebenso wie das Tal des Indus, des Ganges, des Hwangho, des Jangtsekiang, des Po und des Rheins zu den dichtestbesiedelten Gebieten der Erde. England hat Agypten zu einem Lande der Monokultur gemacht. Die Baumwolle bildet die Grundlage der ägyptischen Wirtschaft. Zwar ist die Erzeugung der Menge nach geringer als in anderen wichtigen Ländern.

Baumwollerzeugung in 1000 t:

	1938
USA	2589
Britisch-Indien	929
Sowjet-Rußland	705
China	483
Brasilien	407
Agypten	323

Der Güte nach ist aber die Makobaumwolle unübertroffen. 80 vH der Gesamtausfuhr des Landes entfällt auf Rohbaumwolle. Wenn Agypten einmal als vollwertiges Glied in den Mittelmeerraum eingegliedert sein wird, wird sich auch sein Wirtschaftsgefüge verbessern.

Das Rüstungsfieber in USA.

Die Wirtschaft der Vereinigten Staaten hat durch die steigenden Rüstungen einen starken Auftrieb erfahren. Dies ergibt sich aus folgenden Zahlen:

	Juni 1938	August 1940
Anzahl der in Betrieb befindlichen Hochöfen	70	190
Rohseisengewinnung in 1000 t	1062	4238
Rohstahlgewinnung in 1000 t	1633	6033
Eisen- und Stahlausfuhr in 1000 t	150	708
Automobilherzeugung in 1000 Stück	141	233
Güterwagengestellung in 1000 Stück	2228	3189

Aber auch durch die gewaltige Aufrüstung kann die soziale Frage im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten nicht gemeistert wer-

den. Zwar ist seit Mitte Mai 1938 bis Mitte 1940 die Zahl der Arbeitslosen um 3,2 Millionen gesunken. Aber auch heute noch beträgt die Zahl der Arbeitslosen rund 8,2 Millionen Menschen. Die Maschine hat hier

also über den Menschen triumphiert. In Europa soll aber eine Ordnung geschaffen werden, in der Maschine, Technik und Kapital einer Neuordnung des sozialen Zusammenlebens dienen sollen.

WALTHER H. HEBERT

Die Landwirtschaft in der Welt

Um die Sicherung des täglichen Brotes

Im letzten Heft wies ich auf die zunehmende Aufmerksamkeit hin, welche in fast allen Ländern der Welt mehr und mehr dem Brote und der Sicherstellung des Brotbedarfes gewidmet wird. Heute soll diese Tatsache an einer Reihe einzelner Beispiele erneut unterstrichen werden.

Daß Frankreich in weitem Umfange zur Rationierung der Lebensmittel übergehen mußte, ist bekannt. Die tägliche Brotration wurde jetzt auf 350 g je Person festgesetzt, und dies in einem Lande, dessen Bauern in den vergangenen Jahren nie wußten, wo und wie sie den Segen der Erde unterbringen konnten. In Italien, das seit Jahren um die Herstellung einer autarken Brotgetreidesicherung kämpft, traten am 1. Oktober neue Bestimmungen über Brot in Kraft. Es darf nur noch eine Mehlsorte hergestellt werden, die 90 Teile zu 85 vH ausgemahlenes Weizenmehl und 10 Teile zu 60 vH ausgemahlenes Maismehl enthalten soll. In Jugoslawien bemüht sich eine neue Verordnung zur Versorgung der Bevölkerung und der Armee mit Brot um die Gestaltung gesunder Verhältnisse. Auch hier ist die Vermahlung neu geregelt worden, und zwar so, daß aus 100 kg Getreide mit einem Hektolitergewicht von 76 kg 80 kg Mehl gewonnen werden, und zwar höchstens 10 kg Weißmehl und Grieß und 70 kg gesiebtes Brotmehl. Der Verkauf des auf dieser Grundlage herzustellenden Volksbrotes hat bereits begonnen. Sein Preis beträgt für Belgrad 4 Dinar je Kilogramm. Auch Ungarn hat neue Vorschriften über die Ausmahlung von Getreide und das Brotbacken erlassen. Künftig ist nur noch ein

Einheitsmehl zugelassen, aus dem vier Brotsorten hergestellt werden dürfen. Die Beimischung von Mehl anderer Erzeugnisse als Roggen und Weizen kann angeordnet werden. Neuerdings ist man auf Grund eingehender Untersuchungen der Auffassung, daß die Beimischung von Kartoffelmehl anzustreben ist, zumal eine große Kartoffelernte nach Verwertung drängt. Die Schweiz mußte sich entschließen, die Preise für Mehl und Brot zu erhöhen. Der Preis für sämtliche Volksbrotarten von 500 g und mehr wurde auf 49 Rappen festgesetzt, was für diese Sorten seit Kriegsbeginn eine Verteuerung um 12 vH bedeutet. Demgegenüber kann Deutschland dank seiner gut eingespielten Marktordnungspolitik nach wie vor - neben einer ausreichenden Brotgetreideversorgung - auf die Stabilität des Brotpreises verweisen. In Schweden wurde die Rationierung von Mehl und gewissen Brotsorten erneut verlängert. Bei der Vermahlung von Roggen ist künftig mindestens 15 vH Weizen beizumischen. Unter Berücksichtigung der neuen Ernteergebnisse und der vorhandenen Brotgetreidevorräte ist die Versorgung für das laufende Jahr sichergestellt. In Spanien wurde die Mehl- und Brotverteilung neu organisiert. Die provinziellen Mehl- und Brotkommissionen wurden dem Industrie- und Handelsministerium unterstellt und setzen sich künftig wie folgt zusammen: der Zivilgouverneur als Vorsitzender der Ernährungskommission, der Provinzialleiter der staatlichen Getreidestelle, 1 Landwirt, 2 Mühlenbesitzer, 1 Bäcker, 1 Bäckereihilfe, 1 Ingenieur und 1 Diplomlandwirt als Vertreter des Agronomischen Instituts.

England in der Klemme

Seit die deutsche Luftwaffe unaufhörlich die militärisch wichtigen Ziele der Insel, insbesondere der Hafenstädte, bombardiert, sind die Ausfichten der britischen Ernährungssicherung keineswegs bessere geworden. Zunächst wachsen die Versorgungsschwierigkeiten namentlich in der Millionenstadt London. Die Bevölkerung sieht sich an vielen Stellen außerstande, noch warme Mahlzeiten anzufertigen, weswegen man Büchsenfleisch ausgeben mußte. Die Unterbrechung wichtiger Verkehrsverbindungen machte bereits die Organisation von Lastwagenkolonnen zum Herantransport notwendiger Lebensmittel erforderlich. Die zum Teil recht umfangreichen Nahrungsmittelvorräte in den Docks und Hafenanlagen haben durch die Bombardements schwer gelitten. Die seinerzeit so groß in die Welt hinausposaunte Dezentralisierung der Lebensmittelversorgung durch Schaffung von Ernährungsdistrikten erweist sich jetzt als unzureichend, denn die Voraussetzung einer ungehinderten Nachschubversorgung dieser Distrikte aus den zentralen Lagern ist in Frage gestellt. Die Regierung muß bereits ein warmes Feldkücheneisen propagieren und in bunten Farben die angeblichen Vorzüge eines derartigen Versorgungssystems preisen. Die Gegenblockade beginnt ihre Wirkungen zu zeigen. So hat nach einer Veröffentlichung des Board of Trade England von Januar bis Juli 1940 nur für 35 Millionen Pfund Getreide und Mehl eingeführt, während in der gleichen Zeit des Vorjahres bei höherem Wert des Pfundes für über 60 Millionen Pfund eingeführt wurden. Auch die Einfuhr an Ölen und Fetten ist erheblich zurückgegangen. Rein Wunder also, wenn England dazu übergehen muß, von der Substanz zu leben. Die Futtermittelverknappung erzwingt Abschachtungen größeren Ausmaßes, die zwar vorübergehend eine Entlastung bringen, der aber unweigerlich das bittere dicke Ende nachfolgen muß. Wenn der englische Ernährungsminister Lord Woolton sich gezwungen sieht, an die Möglichkeit des Fastens zu appellieren, so werden die Engländer über diese Aussicht alles andere als erbaut sein. Sie werden eines Tages auch in dieser Beziehung aus ihren Illusionen erwachen und

die verfluchen, deren politischer Leichtsinns sie und das Inselreich in diese Lage gebracht hat. Man muß bedenken, daß die Nachrichten, aus denen wir uns ein Bild über den Zustand in England machen können, weitgehend von der britischen Illusionspropaganda gefärbt sind. Sie deuten die wahre Lage zwar an, lassen aber - wie man vermuten darf - ihren ganzen Ernst nicht erkennen. Natürlich darf man sich nicht zu voreiligen Hoffnungen verleiten lassen. Während des Weltkrieges hat die deutsche Bevölkerung bewiesen, daß die Einschränkung sehr weit gehen kann, und warum sollte man dem Briten nicht einige Fähigkeit zutrauen.

Deutsche Ernährung illusionsfrei gesichert!

Angeichts der britischen Illusionspolitik verdient die Tatsache hervorgehoben zu werden, daß in Deutschland aus dem Munde der führenden Männer die Ernährungslage als gesichert bezeichnet wird. Reichsminister R. Walthar Darré hat kürzlich in einem ausführlichen Interview, das er dem Hauptschriftleiter der „Nachtausgabe“ gewährte, mit Ziffern aufgewartet, die ein einziger Beweis nicht nur für die ungebrochene Leistungskraft unserer Bauern und Landwirte sind, sondern auch für die vorsorgliche Politik des Reichs Ernährungsministeriums und des Reichsnährstandes. Staatssekretär Bode hat in der Zeitschrift „Vierjahresplan“ ebenfalls eingehend die Lage gekennzeichnet, wie auch Reichsobmann Bauer Behrens in seiner Rede anlässlich des Erntedanktages die Tatsache der unbedingten Ernährungssicherung unterstreichen konnte. Das deutsche Landvolk und die deutsche Ernährungsorganisation dürfen deswegen sicher die Ehrung, die der Führer Reichsminister Darré durch Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes I. Klasse erwies, auch auf sich beziehen.

Als besonders erfreulich darf herausgestellt werden, daß die deutsche Presse zum letzten Erntedanktage sich eingehend mit der Leistung der deutschen Landwirtschaft im Kriege befaßte und dabei ein zunehmendes Verständnis für die besonderen Schwierigkeiten zeigte, unter denen sich diese Leistung entwickeln und vollziehen mußte. Insbesondere dürfen wir es begrüßen, daß stellenweise aus diesen Be-

trachtungen heraus bereits auf die notwendigen Friedensmaßnahmen hingewiesen wird, wobei die Beseitigung der Unterbewertung der bäuerlichen und landwirtschaftlichen Arbeit die ganze Aufmerksamkeit der führenden Männer beanspruchen muß. Die ersten, nunmehr vorliegenden Ergebnisse der letzten Volks- und Berufszählung lassen erkennen, daß das Landvolk in den Jahren von 1933 bis 1939 erneut 1,45 Millionen Menschen „abgegeben“ hat. Die Notwendigkeit dieser ländlichen Arbeitskrafthilfe kann angesichts der vordringlichen Rüstungsaufgaben nicht bestritten werden, darf aber auch nicht über die Gefahren hinwegtäuschen, denen unsere Landwirtschaft, die deutsche Ernährungssicherung und nicht zuletzt auch die Aufgabe, Blutsquell des Volkes zu sein, ausgesetzt sind.

Außergewöhnliche Verhältnisse rechtfertigen die Inanspruchnahme der Substanz, aber man muß sich hüten, das Leben auf Kosten der Substanz zur Regel werden zu lassen.

Andererseits darf nicht übersehen werden, daß die Rückführung deutschstämmiger Bauern aus den baltischen Ländern, aus Teilen des früheren Polens, aus Bessarabien usw. eine wertvolle Auffüllung der Substanz unseres Bauerntums bedeutet, die sich naturgemäß erst nach einer längeren Zeit der Einrichtung und Festigung der neuen Verhältnisse auswirken kann. Die hiermit zusammenhängenden Aufgaben sind unter der tatkräftigen Führung des Reichsführers **Hitler** bereits entschlossen angepaßt worden. Ihre Lösung wird schon während des Krieges in jenem Ausmaße vorangetrieben, wie es der Krieg überhaupt zuläßt.

WALTER HORN

Kulturpolitische Umschau

Die „Woche des deutschen Buches“ stand in diesem Herbst unter dem Motto „Buch und Schwert“. Das war keine leichtfertige Parole der Stunde, sondern ein gewichtiges, vom Ernst der Zeit durchdrungenes Bekenntnis. Der Entscheidungskampf um den Lebensraum, den unser Volk gegenwärtig mit den Waffen austragen muß, ist endgültig und unwiderrüflich. Er fordert alle Kräfte, die körperlichen wie die seelischen, den Einsatz des Soldaten, des Bauern, des Werkmannes, des geistig Schaffenden in der sinnvollen Ordnung einer „totalen Mobilmachung“. Das prägt sich auf dem deutschen Buchmarkt nicht nur äußerlich in dem überwiegend soldatistisch-politischen und kämpferischen Charakter der Neuererscheinungen dieses Kriegesjahres aus. Während im Lager unserer geschlagenen oder am Rand der Niederlage stehenden Gegner das Kulturleben und damit auch jede geordnete Mitteltätigkeit an geistigen Werten der Wucht des deutschen Zupadens erlegen ist, hat der Krieg das geistige Leben unseres Volkes in einen heilsamen Zustand der Kon-

zentration und Beschränkung auf wesentliche Dinge gebracht. Die stärkere Disziplin des Geistes schließt dabei jene Werke nicht aus, die der Innerlichkeit, dem echten Frohsinn und der stillen Besinnlichkeit dienen.

Es hat sich gezeigt, daß das Volk und vor allem der Soldat immer wieder entspannenden Lesestoff verlangt und dankbar empfängt. Die zahlreichen schöngestigten Buchreihen deutscher Verlage, die „Frontbücher“, die eigens für den deutschen Soldaten bestimmt sind und aus vergangenem und gegenwärtigem Schaffen mit liebevoller Sorgfalt das Beste auswählen, zeugen von hoher kulturpolitischer Verantwortung, eine Frucht der jahrelangen planvollen Erziehungs- und Aufbauarbeit, die der Nationalsozialismus im Schrifttum geleistet hat.

Für den aufmerksamen Beobachter zeigt sich dabei, daß Front und Heimat vor allem Bauernbücher fordern und lesen. Die Konfunkturschreiber haben sich wieder von der Scholle abgewandt, weil ihre Tätigkeit nicht

unbeachtet blieb. Die echte bodenverbundene Dichtung, die sich der lebensgesetzlichen Ordnung des bäuerlichen Daseins verpflichtet, verfügt dafür heute über einen weiten geistigen Raum für ein kräftiges Wachstum, das freilich seine Zeit braucht.

Bauer und Buch

In Kreisen, die dem Schrifttum verpflichtet sind, auch von Verlegern, hört man heute noch oft den Einwand, daß der Bauer Büchern gegenüber sehr mißtrauisch sei. Bauernbücher lese er überhaupt nicht. Ein Dichter, der viele Jahre in einem süddeutschen Dorf unter Bauern lebte, gibt eine Erfahrung zum besten, die das Verhältnis des Bauern zum Buch in das rechte Licht setzt. Auch er erzählt, daß ihm die Bauern, die später seine guten Freunde und Kameraden wurden, anfangs mit tiefem Mißtrauen begegneten. Der Mann, der nur Geschichten aufschreibt, der Theoretiker des Lebens, war ihnen unwesentlich oder gleichgültig. Erst als sich zeigte, daß der Schreiber auch sachgemäß Bäume fällen, Brunnen graben, ein Stück Land bestellen und Zündkerzen auswechseln konnte, wurde er als gleichberechtigt anerkannt, nicht nur als Mensch, auch als Dichter. Die Bauern lasen seine Geschichten, kauften seine Bücher und hielten auch nicht mit ihrem Urteil über das Geschriebene zurück.

Niemand wird aus diesem Erlebnis eine Geringschätzung oder Ablehnung der geistigen Arbeit durch den Bauern herauslesen. Der bäuerliche Mensch, der sich täglich vor den sehr harten Anforderungen seines Arbeitslebens bewähren muß, fordert vom geistigen Arbeiter, daß hinter dem Buch ein Mensch, ein Kerl, kein Phantast und Wortemacher steht, eine Persönlichkeit, die etwas erlebt hat und Charakter besitzt.

Wir erfahren immer wieder von unseren bäuerlichen Lesern, ein wie treuer Freund und Begleiter das Buch dem Bauern ist, wie sorgfältig und kritisch Bauern, auch Jungbauern und -bäuerinnen, Bücher lesen. Es ist freilich nicht bäuerliche Art, ein Werk nach dem anderen schnell und gehezt zu

durchstöbern und dann für das ganze Leben achtlos beiseite zu legen. Der Bauer liest gründlich und bedachtig, nimmt ein gutes Buch immer wieder zur Hand, will aus der Lebensweisheit dieses Buches lernen und dieses Wissen an Kinder und Enkel weitergeben. Er ist niemals „geistiger Konsument“ wie der Großstädter, der ruhelos von Eindruck zu Eindruck eilen muß. Aber der Bauer will in sorgsamer Wahl aus der Ernte des Geistes das Gute und Beständige finden und die echte, mit keiner Spreu vermengte Frucht wählen.

Ein Bauernkriegsdrama Josef Wenters

Stadt und Land haben auch heute noch eigene bodenständige Ausdrucksformen für den gemeinamen Kulturbesitz des Volkes. Es wäre ebenso sinnwidrig, städtische Vergnügungsformen, zum Beispiel das Kabarett, auf das Land zu bringen, wie wenn man in der Großstadt ein Brauchtum von Stadtvierteln, Straßen oder Häuserblocks organisieren würde. Aber wenn der Bauer die Stadt aufsucht, so soll für ihn die Begegnung mit den stadtgebundenen Kultureinrichtungen eine Selbstverständlichkeit, nicht nur kulturpolitische Pflicht, sondern eine Bereicherung des Lebens sein, die wieder in sein stilles Dorf zurückwirkt.

Nichts hat in vergangener Zeit mehr zur Entfremdung von Stadt und Land beitragen, als die Verständnislosigkeit, mit der die beiden Lebenspole unseres Volkstums, der bäuerliche und der stadtgebundene, sich in der liberalistischen Lebens-Anordnung gegenüberstanden. Die städtischen Kultureinrichtungen, besonders die deutschen Theater, dienen heute der Lebensgemeinschaft zwischen Stadt und Land, wenn sie sich im Rahmen ihrer Programmplanung der dramatischen Gestaltung bäuerlicher Themen annehmen. Eben ist ein Bauerndrama von geistespolitischem und künstlerischem Wert uraufgeführt worden, das eine Beachtung der deutschen Bühnen verdient, der „Michael Salsmayr“ von Josef Wenter.

Der Tiroler Dichter Josef Wenter, von dem wir die dramatisch bewegten und in der

dichterischen Sprache überzeugenden Schauspiele „Der deutsche Heinrich“ und „Der Kanzler von Tirol“ kennen, hat das Schicksal des genialen Tiroler Bauernkriegsführers Michael Gaismayr in einer gültigen Form auf die Bühne gestellt. Unter Siegfried Süßenguths Spielleitung wurde Wenter's Drama vom Tiroler Landestheater in Innsbruck uraufgeführt und bestand als eine Dichtung von geistigem Rang und politischem Instinkt die Probe.

Das Leben des bäuerlichen Volkshelden Michael Gaismayr ist überreich an dramatischen Spannungen. In ihm ist dem Tiroler Bauernvolk eine echte Führerpersönlichkeit erwachsen, während die ursprüngliche und starke nationalrevolutionäre Gärung, die die Bauernkriege in das zerrissene Deutsche Volk trugen, ohne einheitliche und überragende Führung schnell zerfallen wurde. Gaismayr ist durch gedungene jüdische Mörder umgebracht worden, als er vor der Übermacht seiner Feinde ins Ausland geflohen war, ungebrosen in seiner klug planenden Tatkraft.

Der Aufstand, den Gaismayr im Tiroler Landvolk entfesselte, galt der Einheit des Reiches und sollte die tragische Glaubensspaltung des Deutschen Volkes beseitigen. Der Habsburger Kaiser Ferdinand ließ die Tiroler Bauern durch seinen Finanzjuden Gabriel Salamanca rücksichtslos auspressen und bedrücken, um sich dadurch die Mittel zu einer prunkvollen Hofhaltung zu sichern. Den Volkszorn gegen diese Unterdrücker, der überall im Lande in Aufständen aufflachte, sammelte Gaismayr klug in seiner Hand. Als Vertreter des Tiroler Bauernvolkes legte er auf dem großen Landtag in Innsbruck im Jahre 1526 eine „Tiroler Landesordnung“ vor, die in hohem Maße nationales Gedankengut, das heute unser Besitz ist, vorwegnahm. Es sollen nach Gaismayr's Forderung alle Schlösser und Befestigungen im Lande, die nur der Bedrückung der Armen dienen, niedergebrosen werden. Dafür verlangte der Bauernführer einen starken

Ausbau der Grenzbefestigungen. Die Gerichte sollten darauf achten, daß die Pfarrer mit geringeren Kosten auskommen. Der Zins sollte im ganzen Lande herabgesetzt und nur noch zu „gemeiner Landesnotdurft“ erhoben werden. Die Zölle sollten innerhalb des Landes abgeschafft, aber an den Grenzen erhoben werden. Die Kelche und Kleinodien aus den Gotteshäusern sollten vermünzt und zur Bestreitung der Landesnotdurft benutzt werden. Bemerkenswert ist vor allem der ausgeprägt nationale und soziale Zug seiner Forderung „alle Schmelzhütten, Teils-, Erz-, Kupfer- und Silberbergwerke und alles, was dazu gehört und einst allsamt Besitz des Landes war, von Adel und ausländischen Gesellschaften, wie Fugger, Hochstetten, Baumgartner, Pumblich und dergleichen erstanden, sollen dem Lande wiederum anheimfallen und zunutze kommen“.

Ferdinand nahm Gaismayr's Tiroler Landesordnung zum Schein an, ließ sie aber nicht durchführen, sondern warb insgeheim ein Heer ausländischer Söldner, und zwar mit dem Gelde der international-plutokratisch eingestellten Fugger. Vor dem Landsknechtshere Grundbergs mußte Gaismayr fliehen und wurde von den übermächtigen Feinden meuchlerisch umgebracht, weil seine Persönlichkeit dem Kaiser und seinen bauernfeindlichen Rat- und Geldgebern zu gefährlich schien. Seine soldatische Führerbegabung bewies Gaismayr bei dem kühnen Durchbruch seiner Bauernschar nach Venetien.

Josef Wenter hat das Schicksal Michael Gaismayr's nach einer Anregung des Gauleiters und Reichsstatthalters Frauenfeld zu einem dramatischen Spiel von starken Spannungen und hohem ethischem Gehalt umgestaltet. Das tragische Ringen des Deutschen Volkes um seine Freiheit in sener Zeit wird im Gegeneinander der feindlichen Gewalten gleichnisstark für unsere Zeit gestaltet. Auf der einen Seite Gaismayr und sein trohiges Bauernvolk, auf der Gegenseite der eidbrüchige Habsburger mit dem südt-

schen Ratgeber, die plutokratischen Bankiers aus dem Hause Fugger, der Spanische Weichtvater. Zwischen beiden Lagern der Landsknechtsführer Frundsberg, der dem Befehl gehorcht, obwohl sein Blut ihn in das Lager der Bauern zieht. Das Werk warb mit eindringlichen Szenen für die Sache des Bauern.

Anne Marie Koeppen und das Bauerntum

Die unlängst verstorbene Dichterin und langjährige Hauptschriftleiterin der „Deutschen Landfrau“, Anne Marie Koeppen, deren geistige Persönlichkeit auch den Lesern von „Odal“ durch viele Beiträge ein lebendiger Begriff geworden ist, war in ihrem Wesen und in ihrer schöpferischen Eigenart durch die starke Bindung an ihre bäuerliche Heimatlandschaft bestimmt. Ihr eigenwilliges Werk ist vom Grenzlandschicksal Ostpreußens geprägt worden. Anne Marie Koeppen hat als Kind der ostpreußischen Erde in den Weltkriegsjahren und in der schmachvollen Zeit nach dem Versailler Diktat die Not ihrer Heimat miterlebt und sich als tapfere deutsche Frau in den Abwehrkampf eingereiht.

Eine ausgeprägte dichterische Begabung wies Anne Marie Koeppen den Lebensweg. Dieses schöpferische Vermögen war im innersten Kern von den Impulsen der Heimat bestimmt. Anne Marie Koeppen stammt aus altem Bauerngeschlecht und ist auf einem ostpreußischen Landgut aufgewachsen. Echtes bäuerliches Fühlen durchdringt ihr Werk. Glühende Liebe zur heimatlichen Erde und zu den bäuerlichen Menschen des deutschen Ostens gibt ihrer Sprache Kraft und starke innere Spannung. Ihr weiblicher Sinn ist immer aufnahmebereit für die stille Sprache der ostpreußischen Landschaft, der sie in ihren epischen Dichtungen das Schönste Denkmal setzt.

Manche Frau wäre mit diesem Können eine erfolgreiche Heimatdichterin geworden. Anne Marie Koeppen wählte sich einen schwereren Weg: den politischen Einsatz und Kampf für Heimat und Volk. Ihr lyrisches

Schaffen zeugt von ausgeprägtem politischem Instinkt und strebt aus kämpferischem Wollen zu einer vollendeten Form, die sie neben die Besten unserer jungen nationalsozialistischen Dichtung stellt. Ihr Gedichtband „Wir trugen die Fahne“ ist das schönste Zeugnis für den Glauben und die Treue dieser ostpreußischen Frau. Anne Marie Koeppen hat sich für den Aufstieg und Sieg des Führers und seiner Bewegung mit vielen Kampfgedichten eingesetzt, die bei äußerer Strenge der Form eine echte und innerliche Begeisterung in das Volk trugen. Beispielhaft wird dieses Schaffen bleiben, weil die Dichterin immer wieder in den entscheidenden Stunden unseres völkischen Daseins ihrer Begeisterung und Ergriffenheit vollendeten lyrischen Ausdruck zu geben wußte.

Das epische Schaffen der Dichterin galt dem Bauerntum, für das sie sich auch in ihrer kulturpolitischen Arbeit als Schriftleiterin unermüdet einsetzte. Für die Durchsetzung der Erkenntnisse R. Walthers Darrés, für die lebensgesetzliche Bedingtheit unseres völkischen Seins und die Sicherung und Stärkung des deutschen Bauerntums als Blutquell des Volkes hat Anne Marie Koeppen in ihren starken und lebensnahen Dichtungen gekämpft. Ihre Bauernromane „Das Erbe der Wallmodens“, „Im Kranichwinkel“ (Hesse und Becker Verlag, Leipzig), der schöne Novellenband „Das Herz hat Recht“ in den „Büchern der Ahnenlese“ (Blut und Boden Verlag, Goslar) sind tiefempfundene Bekenntnisse zum bäuerlichen Schicksal, zu Blut und Boden. Mit reicher Gestaltungskraft hat die Dichterin uns bäuerliche Menschen geschildert, die allen Widrigkeiten zum Trotz dem Befehl des Blutes gehorchen.

Ihr letztes Werk „Die blaue Möwe“ gestaltet ein germanisches Bauernschicksal im frühen Mittelalter in einer ethischen Schau, die noch einmal die heldische und bäuerliche Art des deutschen Menschen zeichnet, der sich vor dem harten Dasein bewährt.

DIE BUCHWACHT

Hermann Reischle: „Die geistigen Grundlagen der Marktordnung.“ Hest 1 der Schriftenreihe „Parole und Tat“, Schriften der Wirtschaftspolitischen Parole. Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., München 1940. 96 Seiten, 1,20 RM.

In diesem Buche unterbreitet Reichshauptamtsleiter Dr. H. Reischle eine wertvolle Sammlung verschiedener Aufsätze und Reden - zum Teil aus der Zeit vor 1933 -, in denen die Grundlagen und grundsätzlichen Voraussetzungen der nährständischen Marktordnung behandelt werden.

Weitere Abschnitte des Buches befassen sich mit der Bedeutung der Marktordnung für die Volkswirtschaft und den Außenhandel sowie mit den Fragen einer europäischen Neuordnung auf der Grundlage der Marktordnung. Die Steigerung zeigt nicht nur die folgerichtige Ausarbeitung des tragenden Grundgedankens, sondern auch die fortschreitende Verwirklichung.

Die Bedeutung des Buches unterstreicht ein Geleitwort von Reichsminister R. Walther Darré, in welchem die Bedeutung Ruhlands erneut betont und die Verdienste Dr. Reischles um die Ausarbeitung der volkswirtschaftlichen Grundlagen der Marktordnung gewürdigt werden.

Das Buch dürfte nicht nur den Bauern und Agrarpolitiker, sondern jeden interessieren, der in das innere Wesen der Marktordnung eindringen will.

Walther H. Hebert

P. Petersen: „Der Bauer und die sozialen Fragen der Zeit.“ Reichsnährstands-Verlag. Berlin, 1940. 95 Seiten. Preis kart. 2,10 RM.

Der Verfasser will mit seinem Werk einen im deutschen Schrifttum noch immer fehlenden Beitrag geben.

Er sieht das Bauerntum einerseits gefestigt durch soziale Kräfte, die ihm seit 1933 aus einer neuen Ordnung entstehen, andererseits aber gefährdet durch die schwere soziale Krise der Landflucht.

Das Bauerntum in seinem Wesen in echtem Sinne sozial. Fragen dieser Art entstanden erst als Problem mit der „Verstädterung des Landes“ und den Einwirkungen der Industrie auf Lohn-, Arbeits-, Wohnungs-, Gesundheits- und Berufsverhältnisse, also mit der Störung seiner inneren Ordnung, die bis zu der materiellen und ideellen Unterbewertung der Landwirtschaft führten, deren Tragweite erst in den letzten Jahren erkannt wird.

Die durch die Ordnung und die Maßnahmen des Reichsnährstandes weitgehend eingeleitete „soziale Rettung des Bauerntums“ wird nach Meinung des Verfassers erst vollendet, wenn dem Landarbeiter Möglichkeit und Anreiz zur Bodenständigkeit gegeben werden, so daß sich eine harmonische Zueinanderordnung zwischen Bauern- und Landarbeitertum entwickeln wird.

Besonders interessant sind die Ausführungen über Aufgaben und Ziele ländlicher Sozialpolitik im jetzigen Krieg und für die daran anschließende Siedlungsarbeit im Osten.

Else Nutt

„**Moordorf.**“ Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte und zur sozialen Frage. Herausgegeben von Dr. Horst Rechenbach. Reichsnährstand Verlags-Ges. m. b. H., Berlin, 1940. 94 Seiten mit 8 Bildtafeln. Preis 2,20 RM.

Das Hest bringt eine Untersuchung des zur friderizianischen Zeit von Anfang an mit sehr zweifelhaften einheimischen Elementen (nicht wie die Volksmeinung überliefert, Algeuner) gegründeten Moorsiedlerdorfes Moordorf in Ostfriesland. Wirtschaftlich von Anbeginn ungünstig, lediglich zur Erzielung höherer Gewinne für den Staat angelegt, hat Moordorf auf Grund der überwiegend kriminellen und lebensuntüchtigen Urfiedler sich zu einem „Anziehungspunkt für Lebensuntüchtige, Arbeitscheue und Kriminelle ausgewachsen“. In einer vorbildlichen sippenkundlichen Untersuchung wird nachgewiesen, daß die asozialen Elemente und erbbiologisch Minderwertigen „in Moordorf der weitaus überwiegende Teil sind, der außerdem eine

erhöhte Fruchtbarkeit aufweist". Daraus ergibt sich das Problem des Alkoholismus, Aberschuldung, Anzuchtbetriebes und der Kriminalität, die Moordorf in ganz Oldenburg landauf und landab so übel berüchtigt gemacht haben.

Das Buch ist nicht nur ein höchst bedeutender Beitrag zur Siedlungsgeschichte, sondern auch zur Kriminalgeschichte, vergleichbar hier den vorbildlichen Untersuchungen von Dr. med. Ritter „Ein Menschenschlag“ (Georg Thieme-Verlag), und vor allem auch zu dem Problem, das sich gerade hier unabweislich aufdrängt, ob es nicht doch dringend notwendig ist, auch die Sterilisierung erbkriminellet Erbstämmen ins Auge zu fassen. Das Buch verdient die allerstärkste Beachtung.

Johann von Leers

Rudolf Helm: „Das Bauernhaus im Gebiet der freien Reichsstadt Nürnberg.“ 177 Seiten mit 270 Abbildungen. Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21. Preis kart. 8,80 RM.

Die Forschung wendet sich in letzter Zeit in immer stärkerem Umfange der Geschichte des Bauernhauses zu. Diese Neuerscheinung ist das Ergebnis einer gewissenhaften, fleißigen Arbeit. Die Forschungen Helms greifen bis in das 12. Jahrhundert zurück. Überzeugend weist Helm nach, daß die fränkische Bauweise mit der im friesischen Raum verwandt ist. Damit ist die landschaftlich begrenzte Arbeit über den fränkischen Raum hinaus von beispielhafter Bedeutung für die gesamte Bauernhauskunde. Wer das Buch aufmerksam studiert, für den wird es zur baugeschichtlichen Fundgrube. Die textlichen Ausführungen, die guten Zeichnungen und Fotos sind aber auch für den Baufachmann von Gegenwert. Wir müssen die rückwärtigen Verbindungen zum bäuerlichen Bauschaffen wieder herstellen, um die Voraussetzungen für die schöpferische Fortentwicklung der guten alten Bautradition zu schaffen. Hierzu ist dieses Werk eine wertvolle Hilfe. In diesem Sinne sollte das ausgezeichnete Werk Rudolf Helms verstanden werden und weitreichende Verbreitung finden. Wilhelm Grebe

Prof. Dr. Hans J. R. Günther: „Formen und Urgeschichte der Ehe.“ Die Formen der Ehe, Familie und Verwandtschaft und die Fragen einer Urgeschichte der Ehe. 245 Seiten, geh. 4,40 RM, Lwd. 5,40 RM. J. F. Lehmanns Verlag, München 15.

Hans J. R. Günther legt ein neues Werk vor, das in Deutschland zum erstenmal und einmalig seit Jahrzehnten eine Darstellung über die Ehe in völkertundlicher und rechtsgeschichtlicher Form gibt.

Vom Standpunkt der Erkenntnis deutschen Bauerntums verdient dieses Werk, dessen wissenschaftliche Reichhaltigkeit unter Beherrschung auch der gesamten einschlägigen ausländischen Literatur überragend ist und dennoch sich niemals in abseitige Einzelprobleme verliert, als eine Grundlegung richtiger und unserer Rasse entsprechender Erkenntnisse die weiteste Verbreitung. Es ist eine scharfe Waffe gegen Auflösung und Irrtum gerade auf diesem wichtigsten Gebiet. Das menschliche Leben ist an den gekennzeichneten Ursinn der Ehe gebunden, weil es als menschliches Leben unter den Auslesebedingungen einer solchen Elternschaft entstanden ist. Das menschliche Leben kann sich ohne Gefährdung nicht von der Grundeinheit aller menschlichen Gesellung, von der Familie, entfernen. . . . Daraus entspringen auch Sitte und Recht, und darum gehört die Ehe und Familie für das Bewußtsein der Völker zum „göttlichen Recht“.

Johann von Leers

Prof. Dr. Adolf Günther: „Der Rassegedanke in der weltanschaulichen Auseinandersetzung unserer Zeit.“ 1940, Verlag Junfer & Dünhaupt, Forschungen des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts, 8,50 RM.

Das vorliegende Werk, 1937 abgeschlossen, ist erst jetzt erschienen, ohne daß im allgemeinen der weiteren Entwicklung stärker als durch eine Vorbemerkung und einzelne Anmerkungen Rechnung getragen ist. Es bringt eine Kasuistik und anschließende Systematik des Rassegedankens, behandelt seine Auseinandersetzung mit anderen Weltanschauungen, insbesondere in einer sehr begrüßenswerten Dar-

stellung mit den kirchlichen Weltanschauungen, dann mit dem Judentum und den verschiedenen aus dem Judentum hervorgegangenen Anschauungen und untersucht dann die Beziehung zwischen Rassegedanke und der weltanschaulichen Grundeinstellung historisch-befruchteter Gruppen, um endlich, aus der Sicht des Jahres 1937, Bedeutung und Geltung des Rassegedankens in einer Anzahl europäischer Länder zu prüfen.

Leider hat der Verfasser, der bei der Abfassung des Buches im damaligen Schuschnigg-Österreich von der einschlägigen Literatur des Reiches abge schnitten war, diese auch bei der Veröffentlichung aus einer vielleicht doch allzu großen Treue an den ursprünglichen Text nicht verwandt und auch auf den wissenschaftlichen Apparat verzichtet. So sind dem geistvollen Buch doch zahlreiche Anregungen entgangen. Es wird zu hoffen sein, daß eine Neuauflage es auf die Höhe der Erkenntnisse unserer Zeit in jeder Hinsicht hebt, damit die vielen klugen Gedanken in ihm nicht verlorengehen.

Johann von Leers

Hermann Conrad: „Geschichte der deutschen Wehrverfassung.“ I. Von der germanischen Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters. 227 Seiten, 15 Tafeln, Verlag Max Hueber, München 1939.

Das großangelegte Werk schließt eine sehr wesentliche wissenschaftliche Lücke. Seine Bedeutung liegt vor allem darin, daß es nicht eine einfache Geschichte der Heeresorganisation, sondern, wie schon der Titel sagt, eine umfassende historische Analyse der gesamten deutschen Wehrverfassung enthält, und das auf Grund eines erstaunlich reichen Quellen- und Grundmaterials. Infolge dieser Einstellung räumt der Verfasser auch der sonst so vernachlässigten bäuerlichen Wehrhaftigkeit jenen Raum ein, den sie in der deutschen Geschichte tatsächlich besessen hat. Bezeichnend ist, daß auch der Grenzschutz sein besonderes Kapitel erhält. Selbstverständlich ist, daß der Verfasser restlos großdeutsch eingestellt ist und nicht durch Beschränkung auf einzelne deutsche Landschaften oder Stämme den Wert seiner Arbeit beeinträchtigt. Eine etwaige

Kritik bleibe einer eingehenden wissenschaftlichen Forschung vorbehalten. An dieser Stelle seien als Zeugnis für die fundamentale Bedeutung des Werkes einige Inhaltsangaben gemacht. Der 1. Teil befaßt sich mit der Wehrverfassung der germanischen Zeit, wobei das Wehrrecht, das germanische Heerwesen (Heeresaufgebot, Kriegsgerecht, Heeresverfassung, Führertum), Befestigungswesen, Grenzschutz, Befolgswesen und Wehrstrafrecht behandelt werden. In ähnlicher Stofflicher Grundgliederung stellt der 2. Teil die Wehrverfassung des Frankenreiches dar, wobei die Auswirkungen der sozialen, politischen und militärischen Veränderungen auf diese Verfassung besonders berücksichtigt werden. Der 3. Teil beschäftigt sich ausführlich mit der Wehrverfassung des deutschen Mittelalters: Ausgangslage, ständische Verhältnisse, Reichsheerfahrt, Reformen, Wehrverfassung der Städte und Territorien usw. Die eingehende inhaltliche Darstellung wichtigen, aber wenig zugänglichen Quellenmaterials macht das Buch überdies zu einem zweckmäßigen Nachschlagebehelf für die politische Arbeit.

Rupert von Schumacher

Dr. Max Simoneit: „Deutsches Soldatentum 1914 und 1939.“ Schriften für Politik und Auslandskunde. Junker und Dünhaupt Verlag, Berlin. 36 Seiten. Preis 80 Rpf.

Die Schrift untersucht die Grundlagen des deutschen Soldatentums von 1914 und 1939. Sie geht davon aus, daß das deutsche Soldatentum eine ewige Gestalt hat. Im Wandel der Zeiten war und blieb es immer der soldatische Geist, der die technischen, taktischen und strategischen Kampfformen zur Wirkung bringt. Wenn die Kraft zum kriegerischen Einsatz 1914 aus dem überschäumenden Born jugendlicher Lebensfreude strömte, so fließt sie nun tief und stetig aus der tragischen Enttäuschung eines schmerzgewohnten, aber entschlossenen Herzens, das sich in großer völkischer Gemeinschaft fühlt. Diesen Wandel des soldatischen Geistes von 1914 zu dem von 1939 schildert und belegt Simoneit in fesselnder Darstellung und überzeugender Sprache.

Helmut Schubert

Ulrich Sander: „Sergeant Poggen-
dorf.“ Gerhard Stalling Verlag, Olden-
burg. 317 Seiten. Preis 5,80 RM.

Ulrich Sander entnimmt den Stoff zu seinen Erzählungen mit Vorliebe dem Weltkriege und schildert im Charakter und den Erlebnissen eines bestimmten Menschen den Typ einer Landschaft oder eines Standes, insgesamt aber den vorbildlichen deutschen Soldaten schlechthin. In vorliegendem handelt es sich um den 51jährigen Pommern Poggendorf, der alles im Stich läßt, als der Krieg im August 1914 beginnt, nur um „mit bei“ sein zu können. Er steht die ganze Kriegszeit in vorbildlicher Pflichterfüllung durch, trotzdem das Schicksal mancherlei Schweres von ihm fordert, nicht zuletzt den einzigen Sohn, der in seiner Nähe fällt, ohne daß er ihm helfen kann. Einarmig, aber ungebrochen kehrt Poggendorf in die Heimat zurück, wo inzwischen seine Frau gestorben ist. Hochgeehrt und allgemein beliebt findet er eine neue Lebensgefährtin, die dem ferngefunten Stamm der Poggendorfs junges Leben zuführt. In seiner derben, ungekünstelten Weltanschauung ist es ein prächtiges Knabenbuch.

Marie Adelheid Reuß-zur Lippe

Rued Schulz: „Michael Conrad.“
Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig. 224 S.
Ganzleinen 5,- RM.

In einfacher, anspruchsloser Form rollt vor uns die wahre Geschichte eines pommerschen Bauerngeschlechts ab, die sich vor hundert Jahren etwa in einem kleinen Dörfchen des Kreises Kyritz zugetragen hat. Wir erleben mit innerer Anteilnahme und Erschütterung,

wie aufrechtes, starkes Menschentum, das vielleicht etwas zu starr, aber gut und ehrlich, seinen Weg geht, durch eine Mißheirat und daraus entstehende Verstäubterei in die Schlinge des südischen Wucherers getrieben wird und wie daran der ganze Stamm zugrunde geht.

Marie Adelheid Reuß-zur Lippe

Fritz Taeger: „Hellas“ und „Das alte Rom“. Beide im Hermann Schaffstein Verlag, Köln. Schriften zur völkischen Bildung. Herausgegeben von Dr. Johannes Bühler. Preis je Heft 0,40 RM.

Prof. Fritz Taeger ist durch seine glänzend und sympathisch geschriebene „Geschichte des Altertums“ weit über den Rahmen der Sachwissenschaft hinaus bekannt. Er zeichnet hier, ausgehend von der Frühgeschichte und ihren rassistischen Grundlagen, mit seinem Verständnis die Geschichte des Hellenentums, daß uns heute in anderer Weise als zur Zeit unserer Klassiker, aber darum nicht weniger bedeutsam ist. Sein zweiter Band gibt die Geschichte Roms, wobei erfreulicherweise besonders die frühen Jahrhunderte stark berücksichtigt sind, mit viel Verständnis und einer großen Fähigkeit, die Einzelheiten in knapper Zusammenfassung, doch klar hervortreten zu lassen. Die beiden Hefte sind besonders geeignet, die Geschichte des Altertums für unsere Zeit in ihren Grundkräften sichtbar zu machen, und berücksichtigen gerade auch den bäuerlichen Charakter weiter Perioden der Geschichte des Altertums.

Johann von Leers

Verantwortlich für den gesamten textlichen Inhalt: Hanns Deetjen, Berlin-Lichterfelde
Stellvertretender Schriftleiter: Hans Bodenstedt, Berlin-Wilmersdorf. Anschrift der Schriftleitung:
Berlin W 8, Friedrichstraße 167/168. Verlag: Verlag Blut und Boden G. m. b. H., Reichsbauernrat Goslar.
Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortlich für den Anzeigenteil: René Busse, Goslar. Anzeigenabteilung:
Goslar, Bäckerstraße 22. Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsnährband Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4,
Linienstraße 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7. Bezugspreis: Jedes Heft 1,25 RM,
vierteljährlich 3 Hefte 3,50 RM zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postämter
und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar, Postvertrieb ab Berlin.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte keine Gewähr!

KRÄFTIG gedüngte Saaten sind winterhärter als hungrige !

*Von der Saat versäumte KALI-
düngung kann erfahrungsgemäß mit gutem Erfolg noch im
Spätherbst nachgeholt werden
durch Anwendung der*

KALISALZE als Kopfdünger

*in der hochprozentigen Form
auf die trockenen Wintersaaten*

Wirtschaftlichkeit

8. durch denkbar einfache, anspruchlose Bedienung

Die Betriebssicherheit einer jeden Maschine stützt sich zu einem wesentlichen Teil auf die Einfachheit der Bedienung. Ganz besonders gilt dies für die Maschinen des Bauern, die oft unter äußerst rauen Betriebsbedingungen arbeiten. Heute, da vielfach Behelfskräfte zur Bedienung der Maschinen herangezogen werden müssen, erhält diese Tatsache erhöhte Bedeutung. — Denkbar einfache, anspruchlose Bedienung ist eine der hervorragenden Eigenschaften des LANZ-Bulldog, die gleichzeitig die hohe Entwicklungsstufe des meistgekauften deutschen Schleppers kennzeichnet. Sie ist eine der wichtigsten Grundlagen für den mit Hilfe zapfwellengetriebener Anbaugeräte ermöglichten 1-Mann-Betrieb.

BJ 2005C/14

LANZ Bulldog

105

Wald

lyric

11-11 folgen.



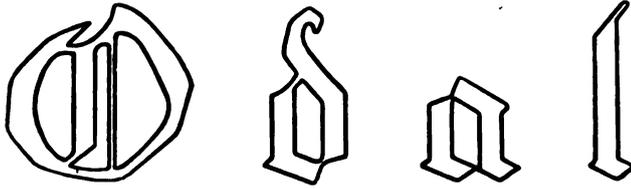
THE LIBRARY OF THE
 APR 14 1941
 UNIVERSITY OF ILLINOIS

Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber K. Walther Darré

Digitized by Google
Dezember 1940

gabe 21



Monatschrift für Blut und Boden
Herausgeber: R. Walther Darré
Hauptschriftleitung: Hermann Reischle
Für den Gesamthalt verantwortlich: Hanns Deetjen

Inhalt

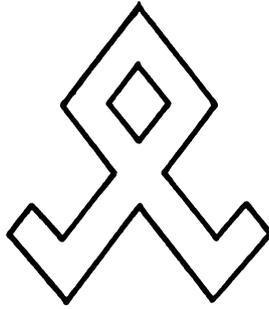
Heft 12 · 9. Jahrgang · Dezember 1940

Europäische Volksgemeinschaft? Europäische Völkergemeinschaft? Von Dr. Walter H. Hebert	903	Unsere Liebe Frau. Von Dr. Margarete Schaper-Haackel	939
Der Sozialismus im Bauerntum. Von Peter Petersen	911	Ewiges Wiegenlied. Von August Straub	943
Die Zahl „3,6“. Von Dr. Wilhelm Rinkelin	917	Feldpostbrief. Von Rolf Sievers . . .	948
Bauernerbe. Von Alfred Huggenberger	923	Skilaut - Bauernsport. Von Christl Cranz	949
Elegie. Gedicht von Joh. Wolfgang von Goethe	928	Ennstaler Weihnacht. Von Carl Hans Wähinger	952
Goethe und die bäuerliche Welt. Von Dr. Günther Schulz	929	Trutz, blanke Hans! Von Wilhelm Lobsien	955
Feldsoldat und Landschaft. Von Ulrich Sander	933	Roggenmühme und Kulenkträger. Von Hans Friedrich Blund	959
Spruch zur Sonnenwende. Gedicht von Herbert Böhme	938	Erkenntnisse und Werden. Von Univ.-Prof. Dr. Johann von Leers	963
		Die Umschau	965
		Die Buchwacht	978

Bildnachweise: Das Titelbild stammt vom Verlag Scherl. Die Aufnahme nach der Spruchseite und das Bild zum Aufsatz „Ewiges Wiegenlied“ stellte Hans Rechlaff. Die Bilder der Sti-Beilage enthält Aufnahmen von Schirner und Spudich.



Verlag Blut und Boden / G. m. b. H.
Reichsbauernstadt Goslar / Bäckerstraße 22



Für was wir zu kämpfen haben,
ist die Sicherung
des Bestehens und der Vermehrung
unserer Rasse und Volkes,
die Ernährung seiner Kinder
und Reinhaltung des Blutes,
die Freiheit und Unabhängigkeit
des Vaterlandes,
auf daß unser Volk zur Erfüllung
der auch ihm
vom Schöpfer des Universums
zugewiesenen Mission
heranzureifen vermag._{LR}

Adolf Hitler

Odal · Monatschrift für Blut und Boden · Herausgeber N. Walther Darré
D e z e m b e r 1 9 4 0



deutscher Weihnachtsbaum unter dem Achtstern
dem Rathaus des Harzstädtchens Wernigerode

Europäische Volksgemeinschaft? Europäische Völkergemeinschaft?

In den meisten Betrachtungen über die Zukunft Europas steht fraglos die Wirtschaft im Vordergrund. Zuweilen könnte man meinen, daß es eigentlich nur einiger weniger wirtschaftstechnischer Kunstgriffe bedürfe, um hier eine neue Ordnung zustande zu bringen. Es geht zu wie in einem Kochbuch: Man nehme etwas Clearing, gewürzt mit Kontingentierungen, so man hat, auch etwas Gold, lasse das Ganze zu gleichbleibenden Preisen einige Zeit ziehen und serviere es dann garniert mit Spitzenausgleich, vergesse auch nicht einige Zitronenscheiben zum Nachsäuern, falls einigen das Gericht denn doch zu süß, um nicht zu sagen, zu süßlich anmutet.

Wir in Deutschland wissen, von einigen Ausnahmen abgesehen, mit denen man immer wieder rechnen muß, daß so eine Neuordnung nicht zustande kommen kann, denn wir erinnern uns noch zu genau jener Zeit vor 1933, in welcher man das Deutsche Volk mit derartigen Quacksalbereien vor dem Niedergang bewahren wollte. Wir wissen, daß eine Neuordnung wirklich umfassender Bedeutung niemals aus dem Materiellen, sondern nur aus einer inneren, geistigen Umstellung heraus entstehen kann. Auch dafür ist die Entwicklung seit 1933 Beweis genug. Nicht die Änderung der wirtschaftlichen Methoden brachte den heute mit Recht so bewunderten Wirtschaftsaufbau und darauf fußend den Ausbau einer starken Wehrmacht, sondern am Anfang der nationalsozialistischen Arbeit stand und steht die Schaffung einer Volksgemeinschaft, steht das unsichtbare Werk des Bewußtmachens jenes Satzes, d. h. jener Erkenntnis, die damals und heute in die einfache Formel gekleidet wurde: **G e m e i n n u z g e h t v o r E i g e n n u z !** Erst die Schaffung einer sich selbst empfindenden Volksgemeinschaft machte den ganzen Klügel einander bekämpfender Parteien, Gruppen, Stände, Klassen, Interessengruppen und Grüppchen überflüssig. Erst aus der Idee der Volksgemeinschaft heraus entstand eine Volkswirtschaft statt einer Nur-Wirtschaft, erst aus ihr erwuchsen die neuen Methoden des Wirtschaftens, die schließlich eine Revolutionierung des gesamten überkommenen Wirtschaftsdenkens einleiteten. Denn man bilde sich doch nicht voreilig jetzt schon ein, daß dieser Prozeß nach wenigen Jahren bereits beendet sei! Erst aus dem Gedanken der Volksgemeinschaft heraus entstand stärker denn je zuvor die deutsche Wehrmacht und Wehrkraft, beide mehr als nur Ausdruck einer geschickten Organisationskunst, wie es gewisse oberflächliche Auslandsreporter hinstellen wollen. Nein, diese ganze Entwicklung ist nur aus dem Geiste und aus dem Glauben, als einer bestimmten Form des Geistes, heraus zu verstehen; wer nur die „Technik“ des Gestaltens sieht, erfährt zwar manches Bemerkenswerte und Aufschlußreiche, aber er geht am Entscheidenden vorbei. Man würde also Europa einen schlechten Dienst erweisen, wenn man die vielen Meinungsäußerungen unwidersprochen ließe, nach denen sich der Neuaufbau Europas ganz und gar im Wirtschaftstechnischen

erledigen läßt. Täte man das, so würde sich praktisch recht wenig ändern. Statt der entthronten würden nur „andere“, aber nicht neue Machthaber das Zepter ergreifen, an den Verhältnissen selbst würde sich nichts oder nur wenig ändern. Und der „neue“ europäische Geist wäre im Grunde genommen der altbekannte, nur geschickt mit einigen nationalsozialistischen oder faschistischen Mäntelchen getarnt. Wenn wir recht sehen, kommt es aber auf etwas ganz anderes an. Für die Zukunft Europas ist die Frage entscheidend: Können sich die europäischen Völker als eine wirkliche Gemeinschaft empfinden und kann diese europäische Gemeinschaft, falls sie denkbar ist, bewußt gemacht werden?

Zunächst: Der Fall Europa erscheint hoffnungslos!

Genau wie das Deutschland vor 1933 ist Europa seit Jahrhunderten in viele Länder „gegliedert“, ebenso in unzählige Parteien, Klassen, Stände, Auffassungsgruppen, Interessengemeinschaften usw. zerfallen. Auch heute noch! Man lasse sich nicht durch einige Außerlichkeiten täuschen, die nur vertuschen, daß unter einer äußerlich gleich scheinenden Oberfläche um so größere Unterschiede der Auffassung getarnt sind. Wir haben in Europa Völker, die offen oder versteckt „grundsätzlich“ dem Liberalismus huldigen, andere, die das Streben nach einer geordneten Wirtschaft auf ihrem Panier stehen haben. Wir sehen Völker, die sich redlich um die Lösung schwieriger Sozialprobleme bemühen, und andere, die hieron gänzlich uninteressiert sind, wir haben in Europa Nationen, die sich Republiken nennen, obschon sie offenbar nach autoritären Gesichtspunkten regiert werden, wie wir umgekehrt Demokratien haben, die ihren Schwerpunkt im Königtum oder in der Diktatur einer schmalen plutokratischen Oberschicht finden. Wir finden in Europa Nationen, die ihr Bauerntum sträflich vernachlässigen und vernachlässigt haben, gegenüber solchen, die sich ehrlich um eine Stärkung ihres Bauerntums bemühen, wir entdecken Freihändler, Schutzzöllner usw. unter den Völkern, Interessentengruppen mit schwerindustriellem Gepräge wie solche mit ausgesprochen händlerischen Interessen, von denen die mehr oder minder bäuerlichen Völker bemerkenswert abstechen. Wir entdecken unter diesen wieder solche, die gern ihr Bauerntum stärken und bewahren möchten, wie solche, die nicht schnell genug industrialisieren können und sich dabei - in einer recht interessanten Wiederholung - all der Pseudoerklärungen bedienen, die voreinst in den europäischen Industrieländern erhalten mußten, diese Entwicklung zu begründen und damit auch einzuleiten.

Kurz: ein Durcheinander, das mehr Ähnlichkeit mit einem Chaos hat denn mit einer Gemeinschaft. Wer dazu verurteilt ist, die verschiedenen europäischen Pressestimmen zu verfolgen, muß entweder am eigenen Verstande zweifeln, oder sich - sofern er eine eigene Meinung hat - rücksichtslos auf den Standpunkt stellen, daß es keinen Sinn hat, innerhalb einer babylonischen Sprachverwirrung das Wort zu ergreifen. Wenn er sich trotzdem mit der aufgeworfenen Frage weiter beschäftigt, so nur deswegen, weil ganz offenbar aber Millionen Menschen in ganz Europa eine neue und bessere Zukunft erwarten, obschon sie aus der Geschichte leider nur sehen können, daß sie, bisher wenigstens, stets um eine solche betrogen wurden.

Besteht - so müssen wir fragen - angesichts des vielen, was trennt, überhaupt die Möglichkeit, für die europäischen Völker etwas Gemeinsames und Einigendes finden zu können?

Europäische Volksgemeinschaft?

Europäische Volksgemeinschaft, das würde europäische Blutsverwandtschaft bedeuten, also die Übertragung des Gedankens der blutgebundenen Volksgemeinschaft, wie sie etwa der Nationalsozialismus sieht, auf europäische Verhältnisse. Fraglos bestehen zwischen den europäischen Völkern gewisse Blutsverwandtschaften. Es gibt Gruppen, deren bluts- und rassemäßige Verwandtschaft sogar nicht einmal gering ist, aber offenbar bisher wenigstens doch nicht stark genug, um daraus auch gemeinsame Empfindungen herzuleiten. Hier darf man eben nicht Tatsachen, die einem aus dem Leben des Volkes geläufig sind, auf einen größeren Zusammenhang übertragen. Niemand wird daran zweifeln, daß z. B. Dänen, Schweden und Niederländer usw. mit den Deutschen artverwandt sind, daß aber doch die vielhundertjährige „Inzucht“ innerhalb bestimmter, wenn auch nicht stets gleichbleibender regionaler Bereiche längst ganz unterschiedliche Volkstypen entwickelt hat, die sich ihrer Besonderheit - das ist das Entscheidende - auch durchaus bewußt sind. Es ist ganz offenbar, daß auf der Herausbildung dieser besonderen Volkstypen gerade die Stärke Europas beruht (natürlich bis zu einem gewissen Grade auch die Schwäche), jener unaufhörliche Anreiz zur Leistung, zur gegenseitigen Befruchtung, die ebenso aus Anerkennung wie aus Ablehnung entspringen kann. Ein europäischer Mischmensch würde dieses strenge Ausleseprinzip verwässern, jedenfalls auf eine Ebene senken, wo es nicht mehr spürbar wirksam wäre. Niemand hat sich schauernd mit dieser Vision eines europäischen Völkermischmasches beschäftigt und die Gefahren der daraus erwachsenen Nivellierung nach unten deutlich gekennzeichnet.

Zudem zeigt die Geschichte, daß zwar im Bereich der einzelnen Völker die Blutsfrage nicht ernst genug genommen werden kann, daß aber die Verschiedenartigkeit des Blutes nicht unbedingt auch einen unüberbrückbaren Gegensatz zu bedingen braucht. Das Verhältnis Italiens zu Deutschland (und umgekehrt) beweist dies. Welche vielfältigen und schönen Anregungen hat gerade Deutschland seit den Zeiten der alten Römer der sonnigen Halbinsel entnommen und verarbeitet, und wie stark ist seit je der Blick gerade dieses südlichen Teiles Europas immer auf den Kern, auf Deutschland, gerichtet gewesen. Die Freundschaft der beiden Nationen, die in diesen Jahren so entscheidende Proben ihrer Tiefe und Festigkeit bestanden hat, erscheint als Krönung einer mehrtausendjährigen Entwicklung. Und trotzdem ist noch von keiner Seite eine Blutsvermischung gefordert worden. Gewiß, sie wird bei so engen freundschaftlichen Beziehungen in Einzelfällen stattfinden, sich dann aber doch im allgemeinen auf eine Auslese der Nationen selbst erstrecken, also gleichsam zur Paarung ganz auserlesener Eigenschaften beider Seiten führen und damit eine Heraufzucht auf einer anderen Ebene bedeuten.

Im allgemeinen wird man also eine europäische Blutsvergemeinschaft und - ihr vorhergehend - eine ungezügelt Blutsvermischung weder wünschen noch gutheißen können. Zudem würde dies den Grundsätzen widersprechen, die nun einmal tragendes Element des Nationalsozialismus und des Faschismus sind. Denn nach diesen Auffassungen ist die „Nation“, das Volk, eine höhere Persönlichkeit, also nicht irgendein politischer Zweckverband, den man nach Belieben auflösen und mit anderen Bestandteilen mischen und vermischen kann. Auf Grund dieser weltanschaulichen Einsicht wird man also geradezu

die These aufstellen müssen: Eine Neuordnung Europas muß den kulturellen und völkischen Lebensnotwendigkeiten der europäischen Völker entsprechen und eine gesunde und aufeinander abgestimmte Entwicklung gewährleisten.

Eine europäische „Volksgemeinschaft“ ist also für jemanden, der blutsgezielt denkt, nicht denkbar! Und das ist ein erneuter Beweis für die Tatsache, daß sich der Nationalsozialismus nicht exportieren läßt, denn der Gedanke der blutsgebundenen Volksgemeinschaft ist nun einmal der Urquell alles dessen, was der Nationalsozialismus während seines Wirkens in Deutschland aufgebaut hat. Wenn aber auch eine europäische Volksgemeinschaft im Sinne der Blutsgemeinschaft nicht möglich ist, so steht doch eines fest, daß die Völker Europas ihrer in Jahrtausenden entwickelten Eigenart entsprechend leben müssen, d. h. aber nichts anderes, wie, daß der Gedanke der Blutsgemeinschaft in jedem einzelnen Volke zur Richtschnur erhoben oder zum Eckpfeiler des Denkens und Handelns gemacht werden kann - oder anders ausgedrückt: der Nationalsozialismus muß auf einer höheren Ebene Gemeingut aller europäischen Nationen sein, was - rein theoretisch natürlich - jeglichen Chauvinismus ausschließen würde.

Europäische Völkergemeinschaft?

Kann eine Gemeinschaft nicht aus dem Blute heraus gebildet und aufrechterhalten werden, wie dies im Volke als einem Gefüge artverwandter Ehen, Sippen und Stämme möglich ist, dann bleibt nur die Zuflucht zu dem anderen gemeinschaftsbildenden und gemeinschaftserhaltenden Faktor: der die Gemeinschaft tragenden Idee.

Sofort erhebt sich die Frage: Welche Idee kann und soll in Europa die gemeinschaftsbildende sein? Gibt es überhaupt eine Idee, die alle europäischen Völker in ihren Bann schlagen könnte? Man könnte sich das vorstellen, wenn die Idee folgenden Anforderungen genügen würde: Sie müßte in allen europäischen Völkern gleicherweise zünden, die Lebensgestaltung nach dieser Idee müßte sichtbar alle Völker fördern, und der Dienst an dieser Idee müßte allen Völkern ein Höchstmaß gegenseitiger Rücksichtnahme zu einer moralischen, inneren Pflicht machen. Diese Idee darf auch nicht „materiell“, technisch sein, sondern sie muß letztlich ein Ideal sein oder werden, ja, sie muß sich bis zu einer gemeinsamen europäischen „Mission“ steigern lassen.

Daraus ergibt sich zwingend, daß die Zukunft Europas, wenn man einen längeren zeitlichen Maßstab als nur 25 Jahre anlegt, entscheidend davon abhängig ist, ob es gelingt, eine solche Idee und, daraus folgend, ein solches Ideal zu finden. Es zu finden, heißt nicht es erfinden. Ideale lassen sich bekanntlich nicht konstruieren, sie müssen irgendwie bereits in den Menschen sein, so daß es schließlich nur darauf ankommt, sie zu beschreiben und damit den Menschen wirklich bewußt zu machen. Lange vor Friedrich dem Großen gab es z. B. pflichttreue Staatsbeamte, die das Gemeinwohl und den Dienst an ihm über alles stellten, aber in Preußen jedenfalls hat Friedrich der Große das bisher unbewußte Ideal dieser Menschen zum allgemeinen Ideal erhoben und damit zur Richtschnur der Entwicklung gemacht. So ist auch längst

das Ideal oder die Idee, welche über der europäischen Gemeinschaft der Völker stehen könnte, von vielen, vielen Menschen empfunden und gelebt worden, nur daß sie nicht in das allgemeine Bewußtsein der Menschen gestiegen sind. Sie waren sozusagen noch Vorrecht einzelner. Heute ist der Zeitpunkt gekommen, sie in das Bewußtsein der europäischen Millionenvölker zu hämmern und im Leben selbst zu verwirklichen.

Die tragende Idee

Entfaltung der nationalen Kräfte kann nach neueren Erkenntnissen in keinem Volke etwas anderes heißen, als das edelste Blut zu züchten und sich selbst und Europa zur Verfügung zu stellen. Das heißt aber, daß die Bevölkerungspolitik und alles, was damit zusammenhängt (Sozialpolitik, Wirtschaftspolitik, Kulturpolitik usw.), in allen Völkern Europas klar und unmißverständlich diesem Auslesegedanken dienen muß. Nur, wer seiner Nation dient - so müßte etwa der Grundsatz lauten - kann auch Europa dienen, woraus sich sofort ergibt, daß Menschen, die ihren Platz in einer europäischen Nation verwirken, zwar in einer Nation noch ein Asyl erhalten, aber niemals dort eine „Rolle spielen“ können. Weiterhin würde sich für jede Nation ergeben, daß eine Blutmischung mit nichteuropäischem Blute, vor allem aber mit jüdischem Blute, unerwünscht ist und deswegen verhindert werden muß. Man mag sich diese nationale und europäische Bluthygiene im einzelnen denken wie man will, wichtig ist, daß sie verwirklicht wird.

Daraus ergibt sich zugleich die Notwendigkeit der Ausschaltung jeglichen geistigen Einflusses der angedeuteten Art innerhalb Europas. Es muß also zum guten Ton innerhalb Europas gehören, daß Juden und Judenmischlinge weder in den Kultureinrichtungen noch in der Presse usw. etwas zu suchen haben.

Europa wird einst stark genug sein, um auch die jüdische Tragödie, die dieses Volk zwar selbst verschuldet hat, zu beenden und damit die Völker von dieser Geißel zu befreien.

Eine völkisch gesunde Entfaltung der nationalen Kräfte kann nur und muß sich deswegen auf der Grundlage eines gesunden und starken Landvolkes vollziehen. Jedes europäische Volk hat deswegen ein Interesse daran, sein Landvolk so gesund und stark als nur irgend möglich zu machen. Daraus ergibt sich zwingend die Notwendigkeit einer Revision sogar der tatsächlichen wirtschaftlichen Struktur eines Landes, die ja im Gegensatz zu derartigen Auffassungen entstanden ist, ausnahmslos zum Schaden aller Völker.

Ein gesundes Landvolk setzt das Streben nach möglichst vollständiger Sicherung der nationalen Ernährung voraus. Ist dieses Streben überall in Europa vorhanden, so wird nicht nur im einzelnen Volke die nationale „Autarkie“ gefestigt, sondern zugleich auch die europäische Nahrungsfreiheit am sichersten gewährleistet. Selbstverständlich bleibt in einer solchen Erzeugungsordnung genügend Platz für den Austausch von Überschüssen und klimatisch bedingten Spezialerzeugnissen. Da die Ernährungssicherung allein aber keineswegs weder für

das einzelne Volk noch für Europa im ganzen ausreicht, muß eine fortschreitende Intensivierung der landwirtschaftlichen Arbeit dafür sorgen, daß auch immer mehr landwirtschaftliche Rohstoffe in den Bereich der europäischen und in ihr jeder einzelnen nationalen Wirtschaft zurückgeholt werden. Eine derartige Politik setzt die grundsätzliche Klärung der landwirtschaftlichen Einkommensverhältnisse im Rahmen jeder Nation und innerhalb Europas voraus. Die Unterbewertung der landwirtschaftlichen Arbeit ist ja nicht nur ein nationales, sondern mindestens ebenso sehr ein internationales Problem.

Erst wenn und soweit diese Voraussetzungen gegeben und gesund sind, kann die einzelne Nation an den Aufbau übergeordneter Verarbeitungs- und Veredelungszweige denken. Während also im liberalen Europa die Völker ohne Rücksicht auf ihre innere Struktur und ihre eigenen und europäischen Lebensnotwendigkeiten auf „Teufel komm raus“ Industrien ins Leben riefen und auf Krücken aller Art durch das Leben gehen ließen, muß künftig eine Industrie sozusagen auf eigenen nationalen Füßen laufen können.

Das setzt, getreu den Erfahrungen der Geschichte, voraus, daß zunächst einmal ein gesunder Handwerkerstand entwickelt wird. Dieses neue handwerkliche europäische Leben muß möglichst dezentralisiert sein, und zusammen mit ihm und seiner Erneuerung muß auch die offene Wunde der kleineren und mittleren Städte bewußt durch planvolle Heilungsmaßnahmen geschlossen werden. In diesem Zusammenhange wird auch die Frage zu klären sein, ob und wie weit man die Industrialisierung ausgesprochen handwerklicher Arbeiten noch zulassen darf oder nicht.

Auf der handwerklichen Arbeit aufbauend, ergibt sich dann die Möglichkeit des Aufbaues und des Ausbaues der weiteren Verarbeitungs- und Veredelungszweige.

Die Lösung der hier angedeuteten Fragen liegt im Interesse jeder einzelnen europäischen Nation. Man kann die Probe auf das Exempel ruhig machen. Man wird dabei finden, daß eine richtige Lösung immer zugleich auch im Interesse aller europäischen Nationen, also im Interesse der europäischen Völkergemeinschaft liegt. Daraus aber ergibt sich zwingend, daß eine Ausrichtung nach dem Bauerntum diejenige Idee enthält, nach welcher wir suchen, wenn wir nach der Idee der europäischen Gemeinschaft fragen. Das klingt vielleicht für den Städter „gewollt“, für jeden aber, der sich einer lebensgesetzlichen Denkweise befleißigt, selbstverständlich.

Aus der Idee ergeben sich ohne weiteres europäische Aufgaben

Wenn das, was ich hier als völkisch-nationale wie als europäische Notwendigkeit zu erweisen versuchte, wirklich eine derartige Lebensnotwendigkeit ist, dann müssen sich zwangsläufig aus ihr auch wichtige gemeinsame europäische Aufgaben ergeben. Ich darf vorwegnehmen: sie lassen sich auch mühelos entwickeln.

Wollen die europäischen Völker eine Stärkung ihres Landvolkes, so müssen sie, jedes für sich, aber auch alle zusammen, der europäischen Wasserwirtschaft pflegliche Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Dabei wird sich ergeben, daß eine wirklich gesunde Wasserwirtschaft in weiten Teilen Europas auch das Problem der

Energieversorgung denkbar einfach mitlösen hilft. Darauf wiederum bauen sich Möglichkeiten der Frischhaltung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen auf, wie z. B. Kühhaltung, künstliche Heutrocknung usw.

Eine gesunde Wasserwirtschaft ist ohne gesunde Forstwirtschaft nicht denkbar. Es muß hier nicht nur das pfleglich behandelt werden, was vorhanden ist, sondern das wieder geschaffen werden, was einst vorhanden war. Die Verkarstung und Versteppung europäischer Gebiete, und mögen sie noch „soweit weg“ liegen, ist ein europäisches Problem!

Richtige Erschließung des Bauerntums, der Wasserverhältnisse, der Energieversorgung und der Waldnutzung bzw. des Waldaufbaues ergeben ohne weiteres die Notwendigkeit der Lösung wichtiger verkehrswirtschaftlicher Fragen, d. h. der Planung und Errichtung verbindender Verkehrslinien zu Wasser, zu Lande und in der Luft. Erst auf dieser Grundlage läßt sich eine gesunde Dezentralisation der gewerblichen Arbeit wie überhaupt des gesamten modernen Lebens denken. Und auf der gleichen Grundlage kann überhaupt erst ein gesundes Marktwesen erwachsen, das wiederum für den Bauern von größter Bedeutung ist.

Schon die hier angedeutete Entwicklung würde für den Landmann die Rückgewinnung einer Fülle von Einnahmемöglichkeiten bedeuten, die ihm im liberalen Zeitalter verlorengingen. Aus ihr aber lassen sich mühelos weitere Möglichkeiten einer Beseitigung der Unterbewertung der landwirtschaftlichen Arbeit ableiten, die zu verwicklichen für jede Volkswirtschaft und für Europa von größtem Interesse sind. So ist es durchaus denkbar, daß bei einer vernünftigen Gestaltung der Verkehrs-, Energie-, Wasser- usw. -verhältnisse, bei einer gesunden Aufgliederung der Produktionsstätten und Produktionsmöglichkeiten eine Ersparnis an fehlgeleiteter Arbeitskraft erzielt wird, die unmittelbar der Entlastung des Bauern zugute kommen kann, also die Voraussetzung für eine fortschreitende Bekämpfung der Landflucht und für eine Intensivierung der bäuerlichen Arbeit bedeuten könnte.

Daraus wiederum ergäben sich die Möglichkeiten, nicht im Bereiche der einzelnen europäischen Volkswirtschaften, sondern darüber hinaus auch in Europa selbst „gereehte Preise“ zu finden, d. h. Preise, die die Arbeit werten und sich nicht nach irgendwelchen fiktiven Börsenwerten errechnen. Beides aber setzt eine nationale und europäische Marktordnung voraus. Daß sie möglich ist, ist gerade von Deutschland bewiesen worden.

Die Beispiele ließen sich leicht vermehren, denn eines ergibt sich folgerichtig aus dem anderen und es wäre nur eine Frage sozusagen der systematischen Forschung, ein System aus ihnen zu entwickeln. Darauf aber kommt es hier nicht an. Hier soll nur gezeigt werden, daß - wenn man den Anfang des Fadens richtig in der Hand hält - der Faden selbst zum brauchbaren Knäuel gewickelt werden kann.

Aus der Idee ergibt sich das europäische Ideal: die europäische Mission!

Ich sagte bereits, daß sich aus der Idee das Ideal ergeben müsse. Auch dieses Ideal liegt in der Lebensentwicklung Europas und der Welt inbegriffen. Europa ist

unzweifelhaft der dichtestbevölkerte Erdteil der Welt. Weil er im wesentlichen bäuerlich blieb, sind natürliche Zerfallserscheinungen hier am wenigsten bisher in Erscheinung getreten. Aber nicht nur Europa, sondern die Welt wächst unaufhörlich weiter. Die Menschen vermehren sich. Es besteht aber kein Zweifel, daß das Prinzip der Plantagen- und Latifundienwirtschaft, wie es sich in den letzten 50 Jahren mehr und mehr auf der Welt ausgebreitet hat (als Folge liberalistisch-kapitalistischer Wirtschaftsweise), zu einer Vernichtung der natürlichen landwirtschaftlichen Erzeugungsgrundlagen, d. h. zu Versteppung, Verwüstung usw. führt. Hier kann überhaupt nur bäuerliche Wirtschaftsweise auf die Dauer helfen und eine Umkehrung einleiten.

Europa hat also die große Aufgabe vor der ganzen Welt - die Mission -, die Welt vor dieser Versteppung und Verwüstung zu bewahren.

Idee und Ideal schweißen die europäische Völkergemeinschaft

Vom Boden und vom Blute her läßt sich also die europäische Neuordnung gestalten, auf nationaler Grundlage und doch zugleich im Interesse der europäischen Gemeinschaft, auf europäischer Grundlage und zugleich im Interesse der gesamten Welt. Man mag dies für utopisch halten, wer aber die Zeichen der Entwicklung zu lesen versteht, wird erkennen, daß die Möglichkeit durchaus besteht. Wie überall im Leben liegt hier ein Scheideweg. Die Menschen können sich zu dem einen oder zum anderen entschließen: Sie können den Weg des Aufbaues, wie er hier angedeutet wurde, gehen, oder den der Zerstörung wie bisher. Sie verlieren dann aber allmählich die Berechtigung, zu behaupten, daß dies „Schicksal“ sei. Zu erkennen, daß die Gestaltung der europäischen Völkergemeinschaft durchaus im Bereiche des Willens der Völker liegt, dazu will dieser Beitrag verhelfen. Niemand zweifelt daran, daß es am Willen fehlt, so sehr auch die geschichtliche Erfahrung dem widersprechen mag. Also glaube jeder an die Möglichkeiten! An die Möglichkeiten einer Idee und eines Ideals! Beide, Idee und Ideal, vermögen die Welt in einem aufbauenden Sinne aus den Angeln zu heben, eine bessere Welt zu schaffen. Der Weg, der hier angedeutet wurde, führt aus den wurzelhaften Urteufen des Blutes und des Bodens herauf zu den Höhen einer bewußten Gemeinschaft, einer Gemeinschaft innerhalb der europäischen Völker gegenüber der Welt - und folgerichtig, wenn man will, auch der Welt selbst. Mag der Weg bis dahin noch ein langer sein. Was sich in Europa in diesem Kriege vollzieht, ist - wenn ich es recht sehe - eine wirkliche Revolution. Zum ersten Male in der Geschichte der Jahrtausende ist sich der Bauer seiner selbst bewußt geworden. Zum ersten Male ist er nicht mehr Objekt, sondern gestaltend, in Idee und Wirklichkeit. Und weil dem so ist, muß England und mit ihm das verbündete Judentum abtreten, im höheren Interesse einer europäischen Völkergemeinschaft!

Der Sozialismus im Bauerntum

Bauerntum und Sozialismus standen einander bisher im sozialpolitischen Denken wie zwei fremde Welten gegenüber. Das Bauerntum glaubte bis zu dem Zeitpunkt, in dem es durch den Nationalsozialismus zu seiner neuen nationalen und sozialen Sendung erweckt wurde, alles, was Sozialismus hieß, als schlechthin zeretzend, umstürzlerisch und feindlich ablehnen zu müssen. Umgekehrt glaubten die Kreise, die bisher den Sozialismus als ihre Domäne betrachteten, im Bauerntum mehr oder weniger nur eine reaktionäre und gar schlechthin sozialfeindliche Schicht und Macht erkennen zu können. So fehlt insbesondere heute noch eine ausreichende soziale Wertung der großen Darréschen Bauernreformen. Es war die Tragik des abendländischen Sozialismus und des Bauerntums, daß beide durch diese irrtümlische gegenseitige Wertung an der letzten Erfüllung ihres Wesens gehindert wurden. Man ahnte bisher auch nicht, daß gerade die Entdeckung der im Bauerntum lebenden starken sozialen Kräfte nicht nur zu einer erheblichen Befruchtung, ja geradezu zu einer Renaissance unseres sterilen und jetzt nach neuen Brunnen suchenden sozialen Denkens führen mußte. Erst die Vereinigung dieser beiden Komponenten des nationalen Lebens wird unserer Zeit in Wahrheit vollends den von ihr ersehnten sozialistischen Stil zu geben vermögen.

Bauerntum, Träger der vollendetsten Arbeits- und Sozialverfassung der Geschichte

Leider ist hier nicht der Raum gegeben, das soziale Gesicht des Bauerntums tiefgehend zu beleuchten. Ich muß vielmehr den Leser, der eine eingehende Begründung der hier aufgestellten sozialen Thesen wünscht, auf mein Buch: „Der Bauer und die sozialen Fragen der Zeit“*) verweisen.

Hier sei nur kurz dargetan, daß das Bauerntum bis heute noch Träger des stärksten und vollendetsten sozialen Instituts ist, das die abendländische Sozialgeschichte kennt, nämlich der bäuerlichen Hof- und Arbeitsgemeinschaft. Man hat in den ersten Jahren des nationalsozialistischen Umbruchs in dieser Beziehung auch im agrarischen Sektor unserer Wirtschaft zunächst nur von einer „Betriebsgemeinschaft“ gesprochen, sehr bald aber erkannt, daß diese Bezeichnung viel zu mager war, um die ganze Wirklichkeit des bäuerlichen Arbeitslebens begrifflich zu kennzeichnen, so daß nachher vom Reichshauptabteilungsleiter I im Reichsnährstand, Matthias Haidn, hierfür der Begriff „bäuerliche Hof- und Arbeitsgemeinschaft“ geprägt wurde.

*) Reichsnährstand Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4, Liniensfr. 139/140.

Die hervorragenden sozialen Eigenschaften der bäuerlichen Arbeitsverfassung und Sozialordnung rühren in erster Linie daher, daß der Bauernhof seit uralten Zeiten einen Familienbetrieb darstellt, und daß auch heute noch die familieneigenen Arbeitskräfte in der Landwirtschaft zahlenmäßig weit überwiegen (1933 4,5 Millionen familieneigene und 2,5 Millionen familienfremde Arbeitskräfte). Es bestimmt daher die familieneigene Gefolgschaft auch das soziale Gesicht des Landes. Selbst der Großbetrieb mit erheblicher familienfremder Gefolgschaft ist in seiner sozialen Struktur bisher noch weitgehend bäuerlich geblieben. Die bäuerliche Hof- und Arbeitsgemeinschaft bildet einschließlich der familienfremden Arbeitskräfte eine soziale Arbeits- und Pflichtengemeinschaft allerengster Art, deren hervorragende soziale Einsatzbereitschaft und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit jetzt erst wieder im Rahmen der Erzeugungsschlacht und während des Krieges tausendfach unter Beweis gestellt worden ist. Fragen der Arbeitszeit und Entlohnung, soweit sie überhaupt zwischen der bäuerlichen Betriebsführung und einer überwiegend familieneigenen Gefolgschaft in Erscheinung treten, sind stets absolut sekundärer Bedeutung gewesen. In der Landwirtschaft stand das Problem der Erzeugungssteigerung, jedenfalls in den letzten Jahren, absolut im Vordergrund. Die Erhaltung von Hof und Sippe war immer das eiserne Gesetz, das von jedem, der auf dem Hofe lebt: von Mann und Frau, von Kind und Greis, von Bauer und Knecht, Bäuerin und Magd, den höchsten persönlichen Einsatz und die Rückstellung eigener sozialer Ansprüche erforderte. Unser Landvolk ist daher bisher in seiner Arbeitsamkeit und sozialen Anspruchslosigkeit von keiner anderen sozialen Schicht oder Berufsgruppe übertroffen worden. Wer das nicht glauben will, möge nur einmal in die Dörfer der bäuerlichsten Gebiete unseres Vaterlandes, etwa in die Alpen oder in die norddeutsche Heide gehen. Echtes Bauernleben hat immer noch in erster Linie harten Fleiß, Zähigkeit, Einfachheit, Genügsamkeit und Sparsamkeit erfordert. Die hohe Arbeitsittlichkeit unseres Landvolkes hat noch immer außer Zweifel gestanden.

Weil die Familie stets den Kern der bäuerlichen Sozialordnung bildete und ihr Gefüge eindeutig bestimmte, z. B. der Mangel an Kindern die bäuerliche Arbeitsverfassung immer gefährden muß, besitzt diese auch wie keine andere Sozialordnung vor allem die Fähigkeit, dem Staate die volkseigene Arbeitsgrundlage zu erhalten und neuen Volkstraum zu sichern. Dies ist wiederum eine Eigenschaft, die erst heute in ihrer vollen Bedeutung erkannt zu werden beginnt.

Die bäuerliche Hof- und Arbeitsgemeinschaft stellt weiterhin im wahrsten Sinne des Wortes eine Lebensgemeinschaft dar. Sie ist in der Regel auch Wohn-, Tisch- und Fei ergemeinschaft. In Klein- und mittelbäuerlichen Gebieten gibt es jedenfalls nicht einmal einen „kulturellen Abstand“ zwischen Bauer und Knecht. Sie sind äußerlich meistens nicht einmal voneinander zu unterscheiden. In den ostmärktischen Gebieten tragen Bauer und Knecht, Bäuerin und Magd heute z. B. noch die gleiche Tracht, was allerdings bei dem kulturell verhältnismäßig verstädterten Bauerntum Norddeutschlands nicht mehr der Fall ist.

Dies enge Zusammenleben der Menschen auf dem Hofe ist nicht nur äußerlicher Art und daher keineswegs ohne eine entsprechende innere Fundierung. Der Hof hat auch immer eine Gesinnungsgemeinschaft aller derjenigen, die unter einem Dache leben, erforderlich gemacht. Ein schlechter Knecht kann ebensosehr das Ansehen eines Hofes gefährden als ein liederlicher Bauer; und beide haben immer noch eines Tages den Hof verlassen müssen. Demzufolge stellt auch jeder echte Bauernhof seit uralten Zeiten eine Erziehungsgemeinschaft dar. Das Bauerkind und der Jungknecht wurden immer nicht nur von klein auf zur Landarbeit, sondern auch zur bäuerlichen Haltung erzogen, welche sich nicht nur in der wirtschaftlichen Leistung des einzelnen, sondern ebenso in seiner Denkart und seinem Gemüt äußerte. Man hat daher erst in allerjüngster Zeit bei der Schaffung der landwirtschaftlichen Ausbildungsordnungen durch den Reichsnährstand auch wieder Hof und Familie als wichtigste Erziehungsfaktoren für den landwirtschaftlichen Berufsnachwuchs mit in Betracht ziehen müssen.

Die Blutgebundenheit der bäuerlichen Hof- und Arbeitsgemeinschaft

Das Zusammenleben der Menschen auf dem Hofe ist auch heute noch stets erfüllt von starken, aus Heimat und Landschaft, Sippe und Hof fließenden unsichtbaren und irrationalen Kräften, die den auf dem Lande geborenen Menschen in so hohem Maße innerlich binden, daß er selbst, wenn er in die Stadt wandern muß, bis zu seinem hohen Alter nicht von ihnen loskommen kann. Das große Heimweh nach dem Lande verläßt letzten Endes niemand, auch nicht in Zeiten der Landflucht. Die Arbeitsstätte ist nicht nur für den Bauern selbst, sondern auch für den bodenständigen Landarbeiter Heimat, auch wenn innerhalb der Landschaft der Arbeitsplatz durchaus gewechselt werden kann. In den meisten deutschen Landschaften, wo das bodenständige Landarbeitertum noch nicht durch Landflucht und Unterwanderung vernichtet worden ist, können beispielsweise die Landarbeiterfamilien ebenso ihre jahrhundertelange Erbelngesehenheit nachweisen wie die Bauern selbst. Hierfür sind insbesondere auch die über 200 000 wegen langjähriger treuer Dienste auf dem gleichen Hof vom Reichsnährstand ausgezeichneten Landarbeiter beredte Zeugen. Diese mit dem Worte Heimat und mit den Begriffen: Natur-, Boden- und Blutgebundenheit umschriebenen inneren Gehalte des bäuerlichen Arbeitslebens sind die Werte, die aus dem tiefsten Wesen unseres Volkes, aus unserem Blute kommen; denn das Irrationale ist stets das, was aus dem Blute kommt, das auch dem Leben, hier dem Zusammenleben der schaffenden Menschen, eine Seele zu geben vermag.

Die bäuerliche Hof- und Arbeitsgemeinschaft ist auch hinsichtlich der Beteiligung des einzelnen am Arbeitsertrage stets in höchstem Maße sozial und gerecht gewesen. In Klein- und mittelbäuerlichen Gebieten stellt der Bauer heute noch für sich und seine Familie keine höheren sozialen Ansprüche als der Knecht. Ja, bei den verhältnismäßig hohen Ledigenlöhnen, die gegenwärtig gezahlt werden, ist das Bauernkind oft gar schlechter gestellt als der gegen Lohn arbeitende familienfremde Knecht. Erst beim Großbauerntum und Großgrundbesitz pflegen in dieser Hinsicht soziale Unterschiede aufzutreten, was meistens in der Auflösung der Tischgemeinschaft

symbolisch zum Ausdruck kommt. Der heutige verhältnismäßig niedrige Lohn des verheirateten Landarbeiters ist auch keineswegs als typisch für die bäuerliche soziale Haltung und Lohngestaltung zu betrachten, sondern vielmehr als ein Produkt der anarchischen Lohnentwicklung, die in den Zeiten des Liberalismus auch die Landwirtschaft in Mitleidenschaft zog, anzusehen. Das unklare Bild, das die Lohngestaltung in der Landwirtschaft heute bedauerlicherweise noch bietet, ist auch darauf zurückzuführen, daß man auch in der Landwirtschaft selbst teilweise die eigenen ererbten sozialen Gesetze vergessen hat. Diese hatten ihre Quelle in dem Umstand, daß von Hause aus nicht nur der Bauer und seine Angehörigen, sondern auch das Gefinde seine sozialen Ansprüche und wirtschaftlichen Bedürfnisse gänzlich innerhalb des Hofes befriedigte, nämlich dort neben Wohnung und Kost auch ursprünglich die Kleidung (Gewand) sowie Kranken- und Altersversorgung gewährt bekam. Die bäuerliche Hof- und Arbeitsgemeinschaft stellte also ursprünglich auch eine volle autarke Wirtschaftseinheit dar, aus der sich die einzelnen Partner mit ihren besonderen sozialen Ansprüchen und Bedürfnissen erst bei Einführung des Barlohnes zunehmend herauslösten. Selbst der verheiratete, somit einen eigenen Herd bestehende Landarbeiter sprengte ursprünglich keineswegs die Wirtschaftseinheit des Hofes, indem er von diesem Land, Deputat und Spannleistungen erhielt, um seine Eigenwirtschaft betreiben zu können. Es bestand also in der Landwirtschaft von alters her stets eine echte Anteilswirtschaft, die der Gefolgschaft ebenfalls eine bäuerliche Lebenshaltung ermöglichte und in vielen Resten bis heute noch erhalten ist. (Insten, Häusler, Heuerlinge, Keuschler usw.) Bekanntlich steht sich auch heute noch ein Landarbeiter mit eigener Landnutzung und Deputat wirtschaftlich besser als ein nur auf Barlohn angewiesener Industriearbeiter.

Der bäuerliche Ursozialismus

Es war also einer der großen sozialen Irrtümer, an denen übrigens die bisherige Sozialgeschichte reich genug ist, glauben zu wollen, das Bauerntum sei von Hause aus unsozial und kenne so gut wie gar keine sozialen Arbeitsverhältnisse; man müsse vielmehr solche auf dem Lande erst durch Einführung städtischer Einrichtungen und Normen schaffen. Die Dinge liegen genau umgekehrt, und zwar so, daß heute noch im Bauerntum eine soziale Formenwelt lebendig ist, die wir in der nichtbäuerlichen Welt jetzt erst wieder ersehnen und mühsam anzustreben beginnen. Was heute am Bauerntum unsozial erscheint, ist meistens nur Abklatsch und Niederschlag der liberalistischen Welt, die seit Generationen das Land überlagert. Was in der nichtbäuerlichen Welt heute die große Entdeckung: Betriebsgemeinschaft ist, stellt nur eine Rückkehr aus den anarchischen sozialen Verhältnissen, die der Liberalismus geschaffen hat, zum bäuerlichen Sozialismus dar. Aus der bäuerlichen Welt haben sich in einer tausendjährigen Wirtschafts- und Kulturgeschichte die Sozialformen des Klein- und Großbetriebes, des Handwerks und Gewerbes und schließlich auch die der Industrie entwickelt. Dabei ist das ursprüngliche Gemeinschaftsverhältnis zwischen Bauer und Knecht immer mehr seiner zahlreichen, vor allem irrationalen Bindungen entkleidet worden, bis schließlich das nackte Lohngeschäft übrigblieb und die Arbeit zur Ware wurde. Die Sozialgeschichte war bisher also nur ein Abbau des organischen Gemeinschaftsverhältnisses, das der echte Bauernhof trotz der leidvollen Geschichte, die das Bauerntum bisher durchlebt hat, bis heute noch bewahrt

hat und in der bäuerlichen Tischgemeinschaft wohl den sinnfälligsten symbolischen Ausdruck findet. Wenn heute allgemein die Parole nach der Schaffung einer echten Betriebsgemeinschaft erhoben worden ist, kämpft man in Wahrheit nur um die Wiederherstellung des bäuerlichen Sozialerbes im nationalen Leben. Eine Parallele hierzu bildet die Rassenlehre, die auch eine Rückbesinnung auf die bäuerlichen Erbwerte unseres Volkstums darstellt.

Im Bauerntum liegt also die Heimat des Sozialen und ist uns bis heute noch ein Ur- und Natursozialismus erhalten geblieben. Alles, was in der desorganisierten bürgerlichen Gesellschaft tausendfach gespalten erscheint, ist hier in einer Mutterglocke vereint, ist hier noch Einheit und Ganzheit. Unternehmertum und Arbeitertum, Arbeit und Heim, Familie und Beruf, Haus- und Betriebswirtschaft, Frauen- und Männerarbeit, Arbeit und Erholung, Technik und Natur, Maschinen- und Handarbeit, Bar- und Naturallohn, jetzt sogar Sense und Mähdreher sind hier eines und leben hier beieinander, bilden ein organisches Ganzes. Das Nebeneinander der verschiedensten Dinge will uns nicht einmal als nicht sinnvoll erscheinen. Die bäuerliche Ordnung durchdringt alles und gibt den verschiedensten Dingen ein gemeinsames Gesicht. Die modernste Fabrik kann, sozial gesehen, nicht so vollkommen sein wie der einfachste Bauernhof. Das Soziale erscheint hier nicht einmal als ein eigenes Lebensgebiet, sondern ist eingebettet in die ganzheitliche bäuerliche Lebensform, bildet daher auch nicht einen selbständigen Bestandteil des bäuerlichen Bewußtseins, durchdringt aber als ein kategorischer Imperativ das ganze bäuerliche Leben.

Die soziale Bedeutung der Darréschen Bauernreformen

Erst durch den Nationalsozialismus mit seiner tieferen Auffassung vom Wesen des Sozialen sind die sozialen Werte der bäuerlichen Welt, die durch den Liberalismus verschüttet worden waren, wieder sichtbar geworden. Diese sollen uns heute nicht nur dazu dienen, die bäuerliche Welt selbst zu retten und sozial zu erneuern, sondern darüber hinaus auch das ganze nationale Leben neu zu durchdringen. In der Tat hat die Neuwertung unseres Volkes durch den Nationalsozialismus wieder vom Bauerntum her ihre stärksten Stöße empfangen. Die großen nationalsozialistischen Agrarreformen Darrés dürfen insbesondere nicht nur wirtschaftlich, sondern müssen auch sozial gewertet werden. Durch das Reichserbhofgesetz wurde die bäuerliche Sozialordnung als erste aus der liberalistischen Wirtschaftswelt herausgelöst. Der Hof wurde mit seiner ihm eigenen Arbeitsverfassung wieder auf sich selbst und unter besonderen gesetzlichen Schutz gestellt. Durch das Reichsnährstandgesetz wurde das Bauerntum ständisch umfassend neu geordnet und der Landarbeiter insbesondere mit dem Bauern wieder zu einer sozialen Gemeinschaft zusammengefügt. Im Reichserbhofgesetz wurden erstmalig ein neuer sozialistischer Persönlichkeits- und Sachbegriff praktisch verwirklicht. Im Begriff Bauer können wir mühelos die Urform der gemeinschaftsgebundenen Persönlichkeit erblicken. Der Erbhof ist ebenso das Urbild des volksgebundenen Eigentums. Durch die nationalsozialistische Marktordnung wanderten diese Begriffe fast als magische Gewalten durch das Labyrinth der anarchischen liberalistischen Wirtschaftswelt, auch dort jede Persönlichkeit und jede Sache bindend. War das vorige Jahrhundert erfüllt gewesen von dem unbändigen Glauben der Menschen an ihre Freiheit, so wird der Stil unseres Jahrhunderts ein-

deutlich bestimmt sein von dem Willen zur Bindung und zur Gemeinschaft. Hier liegt die große Wende der Zeit; und der Bauer stand an ihr.

Schicksalshaft erheben sich also in dem Darréschen Reformwert die Sozialformen des Landes über die tausendfach gespaltene Welt, um diese zu heilen.

Von kommenden Dingen

Die hier getroffenen Feststellungen konnten nur roh die Richtung der kommenden wieder bäuerlich bestimmten Sozialentwicklung andeuten, uns gewissermaßen die großen sozialen Konturen nur blitzlichtartig aufscheinen lassen. Es vollzieht sich jetzt die Rückkehr des über ein Jahrhundert aus dem sozialen Denken der Zeit ausgegliederten Bauern in das soziale Bewußtsein der Nation. Und es ist lange noch nicht alles, was heute sozial angestrebt werden muß, Wirklichkeit geworden. Es liegen noch gewaltige Aufgaben vor uns, die wir überhaupt erst zu erkennen beginnen, viel weniger schon zu lösen vermochten. Auch der Krieg hat uns eine Fülle neuer Gesichtspunkte gegeben und unser soziales Gewissen aufgerüttelt.

Es muß weiterhin unser Streben sein, die volle Freilegung und Entwicklung der im Bauerntum liegenden gewaltigen sozialen Energien herbeizuführen. Dazu werden Maßnahmen in mehrfacher Beziehung nötig sein, die hier nur kurz genannt werden sollen.

Zunächst muß einmal das soziale Gleichgewicht zwischen Stadt und Land wieder hergestellt und die seit Generationen auf dem Lande lastende und von der Stadt herkommende soziale Depression, die vor allem in der materiellen und ideellen Unterbewertung des Bauerntums zum Ausdruck kommt, beseitigt werden. Anders werden wir der größten sozialen Krise, der das Landvolk bisher in seiner leidvollen Geschichte ausgesetzt war, die jetzt auch zu einer ungeheuren nationalen Gefahr zu werden droht, nämlich der Landflucht, niemals wirksam entgegenzutreten können.

Alsdann müssen auch im Innern der bäuerlichen Welt selbst noch die Preis- und Lohnentwicklung so geleitet werden, daß im besonderen das Kleinbauern- und Landarbeitertum vollends von dem Zustand der sozialen „Unterernährung“ befreit und überall eine richtige Relation zwischen dem Lebensstandard des Bauern und Landarbeiters durch eine gesunde organische Lohnordnung wieder hergestellt wird, wobei der Eigenwirtschaft des Landarbeiters als dem Rückgrat eines gefunden bodenständigen Landarbeitertums die größte Bedeutung zukommen wird.

Hinzukommen muß die Weiterführung des bereits vielfach begonnenen, die alten und die neuen Reichsgebiete umfassenden Kolonisationswerkes, das im Kampf gegen die zweite große soziale Krise des Landvolkes, nämlich der drohenden Unterwanderung unseres Volkstums, zur Sicherung der volkseigenen Arbeitsgrundlage in der Landwirtschaft die bäuerliche Siedlung als sozialen Kern des Landvolkes ausweitet und in Verbindung damit auch innerhalb der Bodenordnung die Grundlagen für einen gefunden, sozial und wirtschaftlich selbständigen deutschen Landarbeiterstand schafft.

Wir werden dieses nur schaffen können, wenn einerseits das Soziale wieder wesentlicher Bestandteil des bäuerlichen Selbstbewußtseins wird und andererseits das soziale Wollen in unserer Zeit niemals erschläft, dabei vor allem von einer Erkenntnis geleitet sein wird, nämlich der:

Bauerntum ist Sozialismus.

Die Zahl „3,6“

Die Zahl 3,6 ist jedem geläufig, der sich mit Bevölkerungspolitik beschäftigt. Es ist die Kinderzahl je Ehe, die zur Bestandserhaltung unseres Volkes durch die Wissenschaft errechnet worden ist. In diese Zahl ist eingerechnet, daß ein gewisser Hundertsatz der Kinder vor Erreichen der Ehereife stirbt, daß eine gewisse Menge von Angehörigen beider Geschlechter ledig bleibt, daß ein gewisser Hundertsatz von Ehen an sich kinderlos bleibt usw. Wird die Zahl nicht erreicht, schrumpft das Volk, wird sie überschritten, dann beginnt das Volk langsam und echt wieder zu wachsen.

Die Zahl 3,6 hat aber auch neben der biologischen eine psychologische Seite. Wir müssen bedenken, daß ihre Hauptwirkung aus der Zeit des reißenden Geburtenchwundes vor allem nach dem Weltkrieg stammt. Damals sahen dem Gemeinwohl verantwortliche Männer, Gelehrte und Laien, mit Entsetzen, wie die Volkszahl schwand, wie Jahr um Jahr viel mehr starben als geboren wurden, kurz, wie das Volk an Zahl, also auch an Kraft, zusehends schwand. Der Schreck und die Angst dieser Männer war um so begründeter, als man am Schicksal so vieler vergangener, aber auch heute noch lebender Völker ablesen kann, zu welchem Ende dies führt: zum politischen und schließlich zum biologischen Volkstod. Der Schreckensruf vom „Untergang des Abendlandes“ fand hier seine scheinbare biologische Bestätigung.

Der Nationalsozialismus hat nun auf diesem verhängnisvollen und wie es schien unabwendbaren Schicksalsweg ein Wunder vollbracht. Er brachte die U m k e h r u n g. Noch nie bisher konnte bei einem indogermanischen Kulturvolk die einmal begonnene Todeskurve eines Volkes aufgehalten, geschweige denn zu einer Lebenskurve umgebogen werden! Des Führers Aufruf an Einsicht und Gewissen, sein Hinweis auf den Gemeinnutz, der vor Eigennutz geht, also auf das gemeinsame Schicksal, in welchem - ob er will oder nicht - auch das des einzelnen eingeschlossen ist, seine Lehre von der Volksgenossenschaft, die uns alle insgemein verbindet und ihr verpflichtet, hat es zugebracht, daß die Geburtenzahl stieg. Und so sind wir, von diesem Tiefstand aus gesehen, wieder ein wachsendes Volk geworden und haben bis zum Ende des ersten Kriegesjahres wieder eine solche Geburtenzahl erreicht, die bis auf einen ganz winzigen Rest genügt, die Volkszahl zu erhalten.

Stellen wir uns am Lebensstandglas des Volkes den Schicksalsstrich für Schrumpfung oder Wachstum als Null vor, so schickte sich das deutsche Volk in seinem neu erwachten Lebensmut an, vom Minus zum Plus fortzuschreiten. Ein Wunder fürwahr, das wir als Auferstehungstag des Volkes, als wahre Volksoffern mit dem freudigsten Volksfest zu feiern berechtigt wären.

Obwohl wir wissen und es auch gar nicht anders erwarten können, daß der seßige Krieg die hoffnungsvolle Entwicklung hemmt, so ist doch bei niemandem ein Zweifel darüber, daß dieser Krieg die Umkehr und die aufsteigende Lebenskurve nur bremst, nicht grundsätzlich hindert. Wir werden also nach dem gewonnenen Kriege nicht nur ein aus einem Tiefstand wieder zunehmendes, sondern ein echt wachsendes Volk sein, weil dann mehr junges Leben in den Wiegen nachwächst, als in die Gräber hinsinkt.

So ist also jetzt schon die Zeit gekommen, daß wir unseren Blick loslösen von diesem Todesstrich Null, also auch von der Nurerhaltungszahl 3,6! Unser Wille und unser Glaube ist, wieder ein echt wachsendes Volk zu werden, weil wir ja allein unter solcher Voraussetzung im immerwährenden Völkerkampf als Macht bestehen bleiben und unseres Volkes Lebensraum in diesem brodelnden Kessel Europa sichern können. Aber vor allem deswegen müssen wir wieder ein echt wachsendes Volk werden, weil es ein Widerspruch in sich selbst wäre, wenn ein Volk ausgerechnet in dem Augenblick, da es biologisch schrumpft, in einem solch gewaltigen Maße politisch wächst und vor so ungeheure Aufgaben gestellt wird, wie sie uns der vom Führer gesicherte Sieg bringen wird. Noch mehr als die innenpolitische, stellt uns die außenpolitische Machtübernahme des Führers vor riesige Aufgaben und erfordert eine Anzahl fähiger volksgenösslicher Kräfte. Der Einklang zwischen Volkszahl und Volksaufgabe kann auf die Dauer nur von einem echt wachsenden Volk sichergestellt und die Aufgaben nur von einem stets sich versüngend größer werdenden Volk geleistet und gemeistert werden. Außerdem ist nur ein wachsendes Volk imstande, seinen ihm zustehenden Lebensraum mit eigenem Blut zu erfüllen und zu sichern, will es anders nicht einfach zu einem hemmungslosen Imperialismus übergehen, in dem Macht um der Macht, Politik um der Politik willen erworben und geführt wird.

Wir dürfen hier auf warnende Beispiele verweisen: Das in seinem Bauerntum hinsterbende römische Volk konnte zum Schluß nur noch mit germanischen Soldaten seine politische Macht aufrechterhalten, woran es erst recht zerfiel; das von einer entsetzlichen Landflucht und Geburtenarmut heimgesuchte biologisch schwache französische Volk konnte längst nicht mehr die Leute aus eigenem Blut aufbringen, die zur Bewältigung des riesigen Kolonialreiches, der militärischen und politischen Aufgaben des Friedens von 1919 notwendig waren: die wahre Ursache seines Zusammenbruchs; nicht anders sehen wir es vor unseren Augen dem verstädterten, entbäuerlichten, seeräuberisch-händlerischen, geburten schwachen und schrumpfenden englischen Volk mit seinem Weltreich ergehen! Wir sehen, daß alle diese Völker sich schließlich übernommen haben mit ihren Aufgaben, die sie aus eigener Blutskraft einfach nicht mehr zu leisten in der Lage waren, bei eintretendem Volkschwund erst

recht nicht: sozusagen die Vorbereitung zu einem biologischen Bankrott, dem sich der politische und kulturelle Ausverkauf angeschlossen!

Aber nicht nur, wenn zwischen Volkszahl und Volksaufgabe ein tödlicher Zwiespalt klappt, geht ein Volk zugrunde; es geht auch politisch zugrunde, wenn es dazu noch von Völkern mit echtem Wachstum und unverwüßlichem Lebensmut umgeben ist, wie gerade beispielhaft einst das von Germanenvölkern umgebene Römerreich, in deren volkreichen Bauerndörfern die Kinder nur so daherpurzelten. Es ist übrigens Wachstum durch Verfügung vielleicht das entscheidendste Merkmal echten Lebens! Wo das Wachstum aufhört, beginnt der Stillstand. Und folgen tut der Tod. Was nützte es uns auf die Dauer, wenn über unsere Grenzen hinweg alle Gefälle, das politische, militärische, wirtschaftliche, kulturelle usw. überschüssig, also positiv wären, wenn gleichzeitig das blutliche, biologische Gefälle über unsere Grenze hinweg unterschüssig, also negativ ist? Auf die Dauer gesehen - und nur so ist die Lebensgeschichte eines Volkes zu betrachten! - verzehrt ein negatives biologisches Gefälle alle anderen positiven Gefälle mit tödlicher Sicherheit.

Dazwischen hinein sei ein Wort zum Begriff echtes Wachstum gesagt. Nicht wenige Zeitgenossen sind schon wieder völlig sorglos geworden. Sie können gar nicht verstehen, warum wir denn immer noch mehr wachsen sollen, es genüge doch schon. Sie verweisen dann darauf, wie das heutige Reich an hundert Millionen Menschen umfasse - wohlgemerkt unter Einrechnung von vielen Millionen Fremdvölkischen -, und Deutschland habe vor dem Weltkrieg doch nur 67 Millionen Einwohner gehabt! Ob denn das nicht ein geradezu gewaltiges Wachstum bedeute? Wir dürfen uns aber nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß hier die zunehmende Zahl nicht durch echtes Wachstum, sondern durch ein Zusammenzählen schon vorhandener, nicht neu geborener Werte entstanden ist. Die heutige Zahl der im Reich vereinigten Deutschen ist also nicht die Nachfahrenschaft der Einwohner des Reiches vor 1938, sondern zu diesen kommen noch die Ostmärker, Sudetendeutschen, Danziger, Memelländer und was sonst noch ins Reich heimkehrte bis zu den eben zurückziehenden Bessarabern und Buchenländern. Man darf sich auch nicht täuschen lassen, sowohl von der wachsenden Zahl der Städte als auch von den größer werdenden Städten selbst. Denn sie alle vergrößern sich nur, ohne selbst, h. h. aus der eigenen eingeseffenen Bürgerschaft, zu wachsen. Selbst schrumpfend, werden sie dennoch größer; aber nicht aus eigener Blutskraft, sondern durch das vom Land abziehende Blut; also ein trügerisches Scheinwachstum! „Wachsende“, d. h. sich vergrößernde Städte bedeuten in unserem augenblicklichen biologischen Zustand: schrumpfendes Land; ganz besonders, wenn diese Städte durch rücksichtslose Eingemeindung ländlicher Dörfer glauben „wachsen“ zu müssen.

Das Ringen um die reine Bestandserhaltung, also um die Durchschnittszahl von 3,6 Kindern, hat abgesehen von der tatsächlichen Unmöglichkeit der Zahl - weil man ja

nur entweder 3 oder 4, aber nicht 3,6 Kinder haben kann - noch eine ganz besonders nachteilige Betrachtungsseite: allzu viele geben sich damit zufrieden, wenn sie „ihre 3,6 Kinder“ erreicht haben. Dann haben sie ihre volksgenössische und sipplische Pflicht erfüllt; nun kann also nichts mehr passieren. Nein! Die Blutsaufgabe fängt mit der Bestandserhaltung erst an! Denn wir wollen ja nicht nur die Zahl erhalten, wir wollen sie sogar mehren; vor allem aber wollen wir die Güte heben. Wir wollen also auslesen. Wo ausgelesen wird, wird auch ausgemerzt. Auslese und Ausmerze nach einem Leitbild unter Beachtung der Vererbungsgesetze heißt man zusammen *Zucht*. Die eigentliche Krönung erhält die Blutsfrage nicht durch die Mengenerhaltung, sondern durch die Mehrung bei gleichzeitiger Verbesserung der Güte nach einem harmonischen Zuchtziel.

Es ist aber eine ganz einfache Sache: wenn ich auslesen will, brauche ich Auswahl. Je größer die Auswahl, desto besser die Auslese. Fragen wir über dieses Thema nur unsere Hausfrauen! Es ist aber eine Mindestforderung, daß ich *zwei haben muß*, um einen von ihnen auslesen zu können. Das setzt, grob gerechnet, die doppelte Zahl von Kindern voraus, als sie zur reinen Bestandserhaltung nötig wäre, wenn man nur Menge und nicht bei gleichbleibender Menge auch steigende Güte im Auge hat. Letzteres ist aber das Wesensmerkmal der Zucht.

Von diesem Standort aus gewinnen wir auch ein ganz anderes Verhältnis zu den hohen Kinderzahlen unserer Eltern und Voreltern. Bei ihnen waren ja Kinderzahlen von einem Duzend und darüber gar nichts Auffallendes. Gewöhnlich gebar die Ehefrau in ihrer währenden Ehe eben in den möglichen lebensgesetzlichen Abständen ihr Kind, oft alle Jahre eines. Das war so selbstverständlich, wie die Tatsache, daß ein bärender Baum oder ein bestellter Acker eben jedes Jahr Früchte trug.

Und es wäre ein großer Irrtum zu meinen, daß die Frauen mit einem Duzend und mehr Geburten leibliche oder gar nervöse Ruinen gewesen wären. O nein, das waren sehr handfeste, arbeitsfreudige, aber auch opferfreudige Frauen, unsere Ahnfrauen! Das Kinderkriegen war so selbstverständlich wie der tägliche Sonnenaufgang oder der Jahreswechsel. Das gehörte sich so, das war „in der Ordnung“, nämlich in der Lebensordnung; es war so Sitte und war somit der beste Teil der Gestattung.

Es war aber noch ein Weiteres selbstverständlich: daß von diesen vielen, sozusagen im Überschuß vorhandenen Kindern einige, oft eine ganze Reihe, starben. Man schaue nur in unsere Kirchenbücher hinein! Unter den langen Kinderreihen unserer Alvordern finden wir in ihnen bei denselben Eltern oft einen bestimmten Kindesnamen drei- bis viermal, weil immer wieder der Erzeugte starb, und weil man mit Hartnäckigkeit den Namensnachfolger eines Großvaters haben wollte. Welch ein Lebensmut! Das Kindersterben - ja nicht einmal das „Weibersterben“, z. B. im Wochenbett -

war „kein Verderben“, wurde nicht weiter sehr tragisch genommen. Es herrschte noch eine selbstverständliche, stillheldische Härte in Lebensanschauungsdingen, der die heutige christliche Humanitätsduselei oder der allem züchterischen Denken entgegengesetzte jüdisch-marxistische Sozialismus verwichener Zeit völlig verständnis- und fassungslos gegenüberstehen. Es herrscht hier eine reine, helle, harte und klare Höhenluft, wie sie uns aus der Edda und unseren Heldenliedern der heidnischen Zeit entgegenweht, fern allem filmischen Lebens- und Liebeskitsch und bar aller rührsamten Gefühlseligkeit. Nur so kann ja auch Zucht getrieben und gehandhabt werden! Vor allem war das Selbstverständliche noch selbstverständlich; der einzelne war in seiner Gemeinschaft gebunden und nicht aus ihr herausgelöst wie heute; und das muß ganz besonders betont werden, daß biologische Lebensfragen als Haltungsfragen noch da eingebettet waren, wo sie allein sicher ruhen: im Unbewußten, wenn man so will im Herzen, im Gemüt, im Glaubensmäßigen; sie waren nicht fraglich, waren nicht ins Bewußtsein und ins Verstandesreich hervorgedrungen, wo sie so sehr gefährdet sind. Dorthin aber müssen diese Fragen wieder zurückgelangen, wenn wir ihrer Wirkung auf die Dauer sicher werden wollen. Zwei Dinge sind aber dabei völlig klar: erstens, daß bei einer solchen ABERERZEUGUNG nicht nur Menge, sondern auch Güte gepflegt werden konnten; und zum anderen, daß hier die biologische Haltung des Menschen völlig im Einklang mit der allgemeingültigen göttlichen Lebensordnung und mit einem Lebensgrundgesetz sich befand, nämlich durch scheinbar verschwenderische Erzeugung die Art sicher und auf alle Fälle zu erhalten, zu bessern, zu mehren. So gesehen ist das keine Verschwendung, sondern für die Arterhaltung ist kein Opfer groß genug. In Nachkommen unbedingt weiterzuleben ist der Sinn des Lebens, das im Gleichakt von Sterben und Werden ewig schreitet und schwingt.

Wenden wir uns nun zur nüchternen Gegenwart zurück.

Wenn wir heute nur mit 3,6 Kindern um die Bestandserhaltung kämpfen, müssen wir zur Weitererhaltung *jedes* geborene Kind mit einsetzen, das geratene und das ungeratene. Es ist also dann von Zucht überhaupt keine Rede mehr. Es wird dann nur noch rein animalisch „aufgezogen“, aber nicht gezüchtet. Wenn ein Vater nur einen Sohn hat, und dies fortlaufend so bleibt, dann steht und fällt das Schicksal der Familie mit diesem einen. Hat er aber mehrere Söhne, dann ist die Wahrscheinlichkeit, daß wenigstens einer von ihnen etwas nützlich ist, sovieltmal größer als er Buben hat, als dies bei nur einem einzigen Sprossen der Fall wäre. Und wenn diesen Einzigen dann Krankheit, Unglück oder der Krieg dahintrafft, welches letzteres jetzt so oft vorkommt, dann ist's überhaupt aus! Bei vorhandener genügender Zahl kann man es sich leisten, die Niete auszulesen und abzusondern; man kann unter dieser Voraussetzung auf Nieten verzichten. Man muß aber jeden aufziehen, um die Zahl überhaupt zu erhalten, weil ja die Ausmerzungen jeder Niete eine Schwächung des Bestandes

bedeuten würde, dann muß man nunmehr auch die Niete zur Bestandserhaltung einbeziehen.

Die vielkinderige, d. h. kinderreiche Familie ist also nicht nur ein Dienst am Volksganzen, sondern zunächst vornehmlich an der Blutkraft der eigenen Sippe. Und dieser Dienst beginnt erst bei der Zahl 4. Sie ist eine Anfangszahl, wohlgemerkt! Den meisten scheint sie ein idealer Endzustand! O nein, hier fängt der biologische Sinn, die Zucht guten Blutes, erst an! Nach oben ist sie gar nicht begrenzt. Es ist z. B. ein bekanntes Merkmal des Adels, daß er immer kinderreich war!

Unsere Vorfahren hatten 8, 10, 12 und noch mehr Geschwister. Das ist echtes, lebensfrohes Wachstum. Nach diesen Zahlen müssen wir wieder gläubig schauen. Noch bis zu unserer Elterngeneration war unseren Vorfahren niemals eine andere Kinderzahl geläufig. Und wir, gerade wir, die wir die Bedeutung der Blutsfrage klarer erkannt haben, als eine Zeit je vor uns, wollen vor ihr erschrecken?! Eines innerlich gesunden Volkes Losung kann nur Wachstum, nicht Erhaltung sein. Das ist ein echtes Bekenntnis zum Leben.

Wir erkennen hieraus, daß im Kampf nur um die Bestandserhaltung die Güte nicht erhalten werden kann. Daraus ergibt sich der Lehrsatz: bei fortwährend nur durch wenig Kinder erhaltenen Menge sinkt die Güte; und dessen Rehrseite: nur bei Überfluß können Menge und Güte steigen. Das aber ist es, was wir als großes politisches Volk heute als Aufgabe wollen müssen. Wir können es uns nicht leisten, bei 3,6 Kindern noch Zucht zu treiben, also durch Auslese und Ausmerze die Güte zu verbessern, weil ja dann die Menge sich unweigerlich vermindern müßte. Wir müssen aber ein zahlenmäßig starkes und dabei ausgelesenes Volk bleiben bzw. werden! Spricht der Führer in „Mein Kampf“ nicht von einem deutschen Zukunftsvolk von 250 Millionen erlesener Volksgenossen? Wir aber müssen wissen: Ohne Zucht, deren Voraussetzung der Überfluß ist, meistern wir nie und nimmer das politische Schicksal, das uns diese Jahre schon gebracht haben und die kommenden Jahre und Jahrhunderte erst noch bringen werden. Dann müssen wir uns aber von der Zahl 3,6, die ihre Schuldigkeit nun getan hat, jetzt loslösen und müssen reden von sechs, acht und mehr Kindern je Familie. Wir müssen uns auch loslösen von der rein wissens- und erkenntnistmäßigen Rechnung, sondern wir müssen uns hinwenden zum gläubigen Bekenntnis zu Sippe und Volk, zu Ahn und Enkel. Dann kommt auch die Zeit, wo der vielkinderige Hausvater nicht nur der Träger des biologischen, sondern auch zugleich des politischen Schicksals unseres Volkes sein wird im Sinne des alt-römischen pater familias und des deutschen, ja indogermanischen Hausvaters. Und dies wird vornehmlich eine Zeit des Bauern und des Landes, mindestens aber bäuerlicher und ländlicher Geisteshaltung sein, weil sie ja die erste Grundlage und jetzt auch zugleich der letzte Rest einer völkischen Lebensordnung ist, die sich mit der göttlichen Lebensordnung im Einklang befindet und somit in das ewige Leben zukunftssichernd eingebettet ist.

Alfred Huggenberger

B a u e r n e r b e

. . . Und du werkst, verwachsen mit der Flur,
Und du bist ein Ton der großen Stille.

Das Leben des Landmanns wird immer lebenswert bleiben, solange er die einzigartige Poesie, die über Bauernheimat und Bauernarbeit schwebt, zu erahnen oder auf Augenblicke auszuschöpfen vermag. Man soll ihn nicht bloß zu Kampf und Erwerb geschickt machen, man soll auch davon reden, daß ihm ein Erbe zuteil geworden ist, um das ihn andere Stände beneiden dürfen: das Erbe der Naturverbundenheit, das Einssein mit Ader und Trift, mit dem Baum und mit der Kreatur, die ihn mit ihrem Vertrauen beglückt, wenn er sich dieses Vertrauens würdig zeigt. Man soll ihn lehren, sich je und je einmal mit seiner Seele an die Sonne zu setzen. Er wird nicht ärmer werden an Lebenskraft und Lebensglauben, wenn er die Geheimnisse des Sommerwaldes, den Zauber der Morgenfrühe, das Knistern der reifenden Ähren am Kornschlag immer wieder auf neue, innigere Weise auszudeuten sucht. Er wird um eines Sonntagsgedankens willen den Boden unter den Füßen nicht verlieren.

Das Dasein des Bauern steht unter dem Stern und Zeichen der Arbeit. Sie ist ihm beides, Joch und Jungbrunnen, Mühsal und Verheißung. Er kann zu Zeiten gebeugt neben ihr herschreiten, fast überwunden. Aber die Arbeit kann es auch sein, die ihm mitten in Kleinmut und Tages Sorgen lächelnd die Hand reicht: „Bist du nicht von Gott erkoren, daß du dieses dein Werk im Angesicht der Heimat, unter ihrem hohen Himmel, mit erdgeschöpfter Kraft tun darfst?“ Die Aufschließung der Scholle, Aussaat, Hege und Erntemühen – kein Feierabendstriede, der nicht verdient ist, kaum ein Tag, der ohne eine kleine Erhebung zu den vergangenen Tagen geht.

Abendläuten. Nur der Sommer kann
Dir ins Herz so tiefen Frieden gießen.
Gottesahnen bricht der Stumpfsheit Bann
Und du hörst geheime Quellen fließen.

Der Außenstehende ist nicht geneigt, den Bauern um den durch Wind- und Wetterlaunen oft erschwerten Kampf mit seinen hundertfältigen Tages- und Jahresaufgaben zu beneiden, die dazu fast ohne Ausnahme festes Zugreifen erfordern. Der Städter mag im Vorbeigehen mit heimlichem Bedauern auf den Müdling blicken, der im schmalen,

tiefen Entwässerungsgraben schafft. Aber wenn er später einmal wieder des Weges kommt, dann sitzt vielleicht der gleiche Mann, sonntäglich in Kleid und Gehaben, auf dem Rasenbord und erlabt Auge und Herz daran, wie das klare Grundwasser aus dem eingelegten Röhrenstrange quillt. Das trostlose Sumpfgelände ist zur Blumenwiese geworden. Der sauern Arbeit ist nicht bloß rechnerisch ein Lohn erreicht, nein, ihr Vollbringer kann sich zu einer bescheidenen Schöpfungstat Glück wünschen.

Es gibt kaum ein Bauernwerk, in dem nicht ein Quentlein Symbolkraft schlummern würde. Der Jüngling, der zum erstenmal den Pflug führen darf, sieht die Augen einer kleinen Welt auf sich gerichtet. Er ist ein Glied des stillen Aufgebotes geworden, das die Scholle mit gemessener Beharrlichkeit vom Fluch der Ungnade erlöst. Der Säer schreitet schweigend über die Furchen hin. Das Schweigen liegt begründet in der verantwortungsbewußten Zusammenfassung aller Sinne auf das eine Ziel, jedem Samenkorn seinen Platz und sein winziges Geviert zu sichern. Die von der Arbeit wie im Feuer gehärtete Hand wird zum willenbeherrschten Werkzeug, das Wurf und Streuung mit schier traumhafter Sicherheit bemißt. Und im Jauchzer des Mähders in der heiligen Morgenröthe schwingt ein Funke vom freudigen Bewährungswillen mit, der Lebensläufe bestimmend in freundliche Bahnen zu lenken vermag.

Das Geheimnis des Aders ist seine Güte, seine immerwährende Bereitschaft, Treue mit Treue zu lohnen, aus Samen Frucht zu machen, dreißig-, sechzig- und hundertfältig. Er trägt in stetem Wechsel jedes Jahr ein anderes Gesicht und andern Erntesegen und bleibt jedennoch immerwährend derselbe. Sonnenstroh, reich an Mühen, verschwiegen, und doch ewig erzählend, gibt er jeder Arbeit eine heimliche Weihe. Er läßt den schaffenden Landmann stumme Zwiesprache halten mit seinen Vorfahren, die auf dem gleichen Erdgrunde gepflügt, gekarstet und an ihrem Leben herumstudiert haben. Des Bauern Kind spielt unter dem gleichen Baume, in dessen jungem Schutzzelt er selber sich einst aus Schollen und Steinen eine kleine Burg erbaut hat . . .

Der Ader tut nicht groß in seinem Geviert,
Doch hab' ich früh seine starke Geheimkraft empfört.
Sie quillt aus dem Wissen um Mensch und Tier und Zeit,
Er trinkt sie aus dem Glücksborn der Einsamkeit.
Die Enge hat ihm den weiten Blick beschert,
Weil er im kleinsten Wesen das Große ehrt.
Er lebt der Ameise Mühen, des Schmetterlings Auferstehn,
Kein Windhauch so zart, er ahnt sein Vorübergehn.
Er zittert um das Häslein, das im Korn sich versteckt,
Er laufcht, wie fern im Weiler der Hahn den Morgen weckt.

Der Mondnacht Träume, die eilige Wolkensfahrt,
 Sie haben ihm manches Weistum geoffenbart.
 Ob Rosenkartoffeln blühen, ob Korn sich zur Reife neigt,
 Er singt das alte, das ewige Lied, er schweigt.

Arbeit und Acker – es besteht ein alter, geheiligter Bund, der sie beide gleichsam zu Einem macht. Aber es soll nicht verhehlt sein, der Bauer kann auch zum Sklaven der Arbeit werden, wie das in Spruch und Redensart ja so vielfach zum Ausdruck kommt.

Der Bauer bild't sich ein,
 Des Ackers Herr zu sein.
 Der Wahn bekommt ihm schlecht,
 Er ist des Ackers Knecht.

Unter den Händen des Hauerers nimmt die Arbeit Wutgebärden an. Er vergißt Tag und Dasein, Zeit und Ewigkeit über der Hege nach Erwerb. Seiner Raffgier opfert er Behagen und Sonntagsandacht, sie wird ihm Wollust und Qual zugleich. Sie bringt ihn dazu, daß er nur mit Hungeraugen über sein Land hinblicken kann: „Du mußt noch mehr ertragen – du mußt!“ Er kennt seinen Acker nicht, und der Acker weiß nichts von ihm. Die Erde gibt und gibt. Sie schenkt ihm Wohlstand, dessen er sich nie recht freuen kann, weil er vorzeitig krumm wird und alt. Seine Kinder, die er schon im zartesten Alter zur Fron angehalten hat, danken ihm das nicht. Er hat seinen Lohn dahin.

Schaff nicht zuwenig, nicht zuviel,
 Der Sonntag sei des Werktags Ziel!
 Er gibt der Arbeit ihren Sinn
 Und holt aus Mühen den Gewinn.

Arbeit ist Bauernerbe. Der Acker ist Bauernerbe. Ich weiß von einem Kleinbauern, der als Knechtlein angefangen und sich sein schmales Stückchen mit unendlichen Geduldmühen zu eigen gemacht hat. Seine paar Acker und Wiesen bedeuten für ihn den Inbegriff alles dessen, was einem Erdenbürger an erstrebenswerten Dingen in den Schoß fallen kann.

„Seitdem ich meinen Teil an der Welt habe, bin ich ein neuer Mensch“, pflegt er zu sagen. „Ich begreife gar nicht, wie andere Leute gleichsam in der Luft stehen und sich dabei noch zur Not wohlbefinden können.“

Es liegt nicht in seinen Möglichkeiten, aus dem Land das Allerlegte herauszuholen; aber was einmal da ist, was Baum und Trift, Acker und Weingarten hervorgebracht haben, das ist heiliges Gut. Die Mißachtung der geringsten Gottesgabe betrachtet er als sündhafte Schändung. Er hebt die auf dem Stoppelfeld liegende gebliebene

Abre sorgfältig auf und führt ein Gespräch mit ihr. „Selt, jetzt hast du schon gemeint, man verachte dich. O nein, der Herrgott hat dich wie die andern wachsen und gedeihen lassen, es sollen dir auch die gleichen Ehren zuteil werden.“ In einer lauen Sommernacht kann es ihm einfallen, aufzustehen und nach dem Nächstader hinauszustoffeln, den er sich seinerzeit als ersten Erbbesitz erworben hat, und auf dem sechs von ihm gepflanzte Jungbäume stehen. Er tastet mit den Fingern die halbreifen Apfel an einem herabhängenden Zweige ab. Er stellt sich verhaltenen Tones eine Frage: „Ist es denn kein Traum? Hast du es wirklich so weit gebracht? Und alles mit einfältigem Schaffen?“ Wenn er und seine Frau zusammen auf dem Nächstader Runkelrüben hacken oder Kartoffeln behäufeln, so kann er es sich selten versagen, beim Besperimbisß im Baumschatten dies und das von der vergangenen Zeit und ihren Lebenslehren zurückzunehmen. „Weißt du noch? . . .“ So fängt es gewöhnlich an, und dann kommt eins aufs andere, manchmal in schönem Durcheinander von Tag und Jahren. „Weißt du noch? Auf diesem Acker hast du dich mit mir zu erkennen gegeben. Du hast nebenan Bohnen gepflückt. Und da ist einesmals, ich weiß nicht wie, ein Mut über mich gekommen, und ich habe mit Herzklappen die paar Wörtlein gewagt. Ob ich dir gut genug wäre . . . Und du hast dich nicht besonnen, du hast gesagt: ‚Ja, du bist mir wohl gut genug.‘ – Denkst du, aber auch noch daran, wie wir einmal auf dem Bannacker oben in einer hellen Mondnacht bis nach zwei Uhr Haber geschnitten, weil es da so schön kühl und weil er zum Mähen fast zu kurz geraten war? Es ist nicht gar lang nach deiner vierten Kindebett gewesen, du hast dich öfters auf dem breiten Bann-Markstein ausruhen müssen. Einmal hast du dabei die Hände zusammengetan und hast leise gebetet. Ich habe dein Anliegen gleich erkannt: Du hast beim Herrgott angehalten, er wolle doch unserm Ältesten etwas von seinem Eigensinn wegnehmen, von seiner Verstocktheit. Ist es nicht ein Zeichen gewesen, daß dir der Bub dann am Sonntag darauf zum Namenstag das schöne Bildchen mit der Rose und mit dem Sprüchlein darunter neben das Raffetöpfchen hingelegt hat? Kein Wunder, daß uns beiden darüber das Wasser in die Augen gekommen ist. – Und wieder einmal haben wir auf der Bauernpünt Kartoffeln ausgetan. Es war ein guter Herbst, und die mächtigen Knollen sind sauber, fast wie gewaschen aus dem Boden herausgekugelt. Du hast gesagt: ‚O, wie freue ich mich für die Kinder hin auf die schöne Erdäpfeltröskl! Wie sie da während des Betens schon verstoßen nach der dampfenden Platte spielen, und wie die Mäuler nachher ihr Fest haben werden!‘ Am Abend ist dann dem Jakobli der schwere Stein vom Bennenwagen auf das Bein gefallen. Ich bin schuld gewesen. Und wir haben in unserer großen Not gar nicht geglaubt, daß alles wieder einmal gut und vergessen sein könnte. – O, es ist uns ja fast auf dem ganzen Weg über Erwarten wohl ergangen, und nach trüben Tagen ist immer die Sonne wieder gekommen.“

Es wird schon vom Guten sein, daß der Acker viele Dinge, um die er weiß, für sich behält. O – wenn er alles austramen, wenn er aus jedem Kummer, den ihm eine

stille Seele anvertraut hat, ein großes Wesen machen wollte! Es ist ihm Trost genug, daß das kleine Leben des Landmanns, das die Arbeit trägt und von ihr getragen wird – daß dieses wunderbar zähe Leben sich zumeist am Ende dennoch zu Klarheit und Frieden durchzuringen vermag.

Kurz ist das Bauernjahr, von Tages Notdurst beengt.
 Der Frühling wird vom steigenden Sommer bedrängt,
 Der Sommer macht scheidend die Gaben des Herbstes bereit,
 Nur einen Ruf kennt der Tag: es ist Zeit, es ist Zeit!
 Der Bauer hört die Stimme nächstens in Weibes Arm.
 Die Mutter macht früh beim Ampelscheine das Essen warm.
 Die Arbeit ist unser Vermächtnis, ja fast unser tägliches Brot,
 Herren fügen als Knechte sich willig ihrem Gebot.
 Und dennoch, wenn wir reisend die Fahrt übersehn –
 O Wunder! Wie grüßt uns manches liebe Geschehn!
 Hinweggerückt sind leise Stumpfsheit und Last,
 Verblaßt, versunken der Stunden drängende Haft.
 Und war auch der Weg von Pflichten umhegt und umschränkt,
 O Wunder, was hat uns die Zeit an süßesten Dingen geschenkt!
 Hat nicht der Himmel ob unserem Werken geblaut?
 Hat Gott nicht aus einem Keislein den Fruchtbaum erbaut?
 Sprach nicht im Wald beim verschwiegenen Sonntagsgang
 Des Ahnen Stimme zu uns im Vogelsang?
 Das Große hat uns im kleinen Alltag berührt,
 Wir haben den Hauch der ewigen Güte gespürt.
 Der Heimstatt freundliche Schau, von guten Geistern bewacht,
 Des Erben erster Schrei in verheißender Sommernacht,
 Die Treue in treuen Augen, tränenverklärt,
 Die Liebe, die sich in schwerster Stunde bewährt –
 Vielfältig sind Gottes Zeichen, oft kaum zu verstehn;
 Die Zeit ist gut, sie lehrt uns hören und sehn.
 Der Hände Schaffen baute das Leben nicht,
 Die große Arbeit der Seele trug es ins Licht.

Ein zärtlich jugendlicher Kummer
 Führt mich ins öde Feld, es liegt
 In einem stillen Morgenschlummer
 Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
 Ein kalter Wind die starren Äste. Schauernd
 Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz,
 Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,
 Doch hoffnungsvoller als mein Herz.

Denn sieh, bald gaukelt dir, mit Rosenkränzen
 In runder Hand, du Sonnengott, das Zwillingspaar
 Mit offenem blauen Aug', mit krausem goldnem Haar,
 In deiner Laufbahn dir entgegen. Und zu Tänzen
 Auf neuen Wiesen schickt
 Der Jüngling sich, und schmückt
 Den Hut mit Bändern, und das Mädchen pflückt
 Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend sieht
 Sie heimlich nach dem Busen, und sieht mit Seelenfreude
 Entfalteter und reizender ihn heute,
 Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht.
 Und fühlt und hofft!

Gott segne mir den Mann,
 In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an,
 Ein lockres Bett dem Samen zu bereiten!
 Raum riß der März das Schneegewand
 Dem Winter von den hageren Seiten,
 Der stürmend floh, und hinter sich aufs Land
 Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au
 Und Berg in kaltes Grau
 Versteckt; da geht er ohne Säumen,
 Die Seele voll von Ernteträumen,
 Und sät und hofft.



Johann Wolfgang von Goethe

Nach einer Zeichnung von F. Jaquemart aus dem Jahre 1817

Aus „Goethe und die bauerliche Welt“

Goethe und die bäuerliche Welt

Mit der Fragestellung des Berliner Geschichtsforschers Fritz Hartung, welche Bedeutung dem Land, der Landwirtschaft und dem Bauerntum in Goethes Wahlheimat Thüringen dem Aufbau des damaligen Großherzogtums Weimar unter der Regierung Karl Augusts zugewiesen werden müsse und mit Hartungs Feststellung, daß sich Goethes Anteil an allen Fragen, welche die Gestaltung des Landes und seiner Kultur betrafen erweisen lasse, war wissenschaftlich der erste entscheidende Schritt getan, Goethes ländliches Dasein, Tun und Wirken in das rechte Licht zu rücken und in einen Zusammenhang zu seinem eigenen, auf Aelterlieferung bedachten Wesen wie mit seinem „hellen Natursinn“ zu bringen, der den künstlichen und abgeleiteten Daseinsformen der Städte abgeneigt war. Hartungs Forschung auf diesem Gebiet fällt in die zwanziger Jahre.

Einen zweiten Schritt zur Erkenntnis der dem Lande zugewandten Lebensrichtung Goethes machte die Ahnen- und Sippenforschung, der wir die Aufhellung der Daseinsformen von Goethes thüringischen Bauernahnen verdanken, und in der Waltherr Tröge den Satz aussprach, daß die gewaltige dichterische Leistung Goethes ihre blutsmäßige Voraussetzung in seinen thüringischen Bauernahnen habe, denen er die Kraft für seine Sendung verdanke.

Diese beiden Erkenntnisse konnten aber so lange nicht recht wirksam werden, wie das Bauerntum in der zeitgeschichtlichen Bewertung nicht als Ur- und Kernstand des Volkes galt, sondern als etwas Primitives oder Einfältiges, das jenseits von Kultur und Dichtung stehe.

Als nun R. Waltherr Darré begann, die ständische Geschichtsbetrachtung umzuwerten, und die Ehre des Bauerntums wiederherstellte, als er - wie der Rassenforscher Hans F. R. Günther - den bäuerlichen Denkformen Betrachtung und Lehre widmete und die Zusammengehörigkeit von Bauerntum und Adel, von Adel und Bauerntum erkannte, als er die Denkform Goethes unter diesem Gesichtspunkt in höchstem Sinne als weitgehend ländlich bestimmt und bäuerlich erkannte, war der Weg zu einer Betrachtung des ländlichen Goethe endgültig frei gemacht und der Einseitigkeit der Betrachtung eine Grenze gesetzt, welche Goethe, den Bürger und Künstler, unabhängig von seinen ländlichen Daseinsstrecken, seiner bauerntümlichen Gesinnung und seiner Bauernahnen beforstete. Goethes Leben konnte erstmalig als Entfaltung eines bäuerlichen Erbes begriffen werden.

Naturgefühl aus bauerlicher Lebensgefönnung

Die städtischen Betrachter der Gestalt Goethes gehen, indem sie einseitig weitgehend der Umweltlehre folgen, von dem Kulturraum der Stadt Frankfurt aus und leiten, indem sie Goethes Lebensbeschreibung heranziehen, seine Leistung und Bildung von allen diesen Eindrücken ab, die Goethe in seiner Frankfurter Kindheit empfing. Was Weimar betrifft, so ist für sie dann der Weimarer Hof der entscheidende Lebensraum. Sie sehen Goethes Tätigkeit als Minister vor allem als notwendige Arbeit des „Beamten“ Goethe an, die nicht in die Geschichte seines Lebensaufbaues hineingezogen werden könne, eine Auffassung, die Hartung bereits zerstört hat.

Sie nehmen in ihrer Betrachtung aber vor allem folgenden Weg: Sie gehen von der Entwicklung des Naturgefühls aus, das sich im Städter entwickelt, wenn er in Gegensatz zur Natur geraten ist und den Verlust der Natur und des ursprünglichen Daseins bewußt empfindet. So wäre denn auch Goethes Verhältnis zur Natur und zu ländlichen Naturgegenständen das Naturgefühl des Städters, ein „Kontrastgefühl“ gegenüber dem Verlorenen, sein Verhältnis zum Bauerntum eine „berufliche Notwendigkeit“ ohne tiefere Bedeutung für sein Wesen.

In Wirklichkeit handelt es sich in Goethes Lebensgang um ein stufenweises Abstreifen und Herauswachsen aus städtischem Leben und um eine Wiederherstellung seines ursprünglich-heilen und einheitlichen ländlichen Wesens in naturnaher und ländlicher Umwelt. Um dies zu erkennen, braucht man nur Gehalt und Form seines Denkens und seines Weltbildes mit dem seines Freundes und Gegners Schiller zu betrachten, der einen entgegengesetzten Weg gegangen ist, und bei dem eben nicht Natur und Kreislaufdenken, nicht Aberglieferung und patriarchalische Lebensordnungen, nicht das Herkommen und das Bewahrende, nicht das Land, sondern Geschichte und Entwicklung, Konflikt und Streben, Macht und städtische Gesellschaft schicksalhaft erlebt und gestaltet worden sind.

Was sind denn nun - geht man von Goethes stufenweiser Wiederherstellung eines ihm ursprünglich entsprechenden Daseins und einer ihm entsprechenden ländlichen Gefönnung aus - für aufweisbare Merkzeichen anzugeben, die ihm von außen begegneten und auf seinem Wege bestärkten?

Goethes Leipziger Aufenthalt (1765/68) - Leipzig war damals die Stadt von besonders städtischem Gepräge in seiner Gestaltung - endete mit einer leidenschaftlichen Ablehnung und Verwerfung dieser städtischen Lebensformen. Sie hat in den drei „Oden an Behrißch“ ihren Ausdruck gefunden. Die Leipziger Stadtfeindschaft Goethes ist vielleicht durch die leidenschaftliche Stadtfeindschaft Rousseaus gespeist, den Goethe damals las. Straßburg war gegenüber Leipzig eine Stadt mit langer und

Hans Göthe Bauer
Thalleben (Thüringen)

Claus Göthe Bauer Landmesser Bürgermeister
Badra (Thüringen)

Hans Göthe Bauer Altarist Bürgermeister
Berka (Thüringen)

Hans Göthe Bauer Branntweimbrenner Bürgermstr.
Berka-Sangerhausen-Artern (Thüringen)

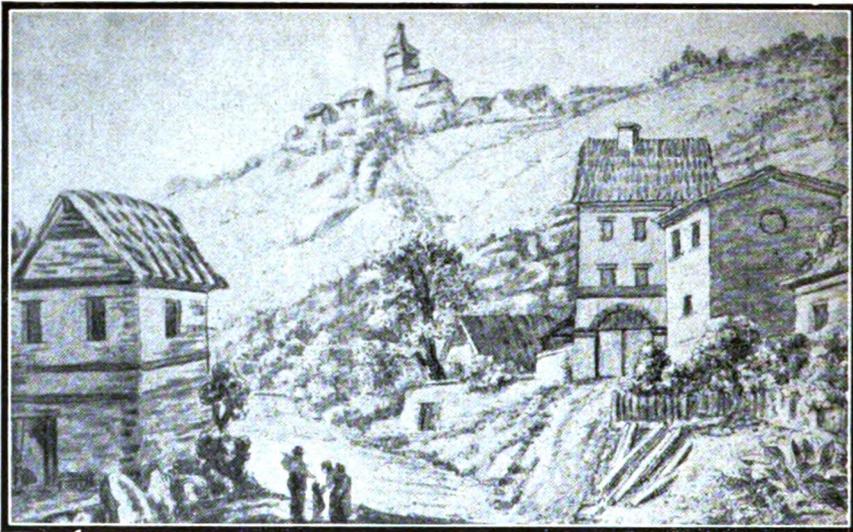
Hans Christian Göthe Hufschmied Ratsdeputierter
Berka-Artern (Thüringen)

Friedrich Georg Göthe Schneidermstr. Gasthalter
Lannawurf bei Artern (Thüringen)

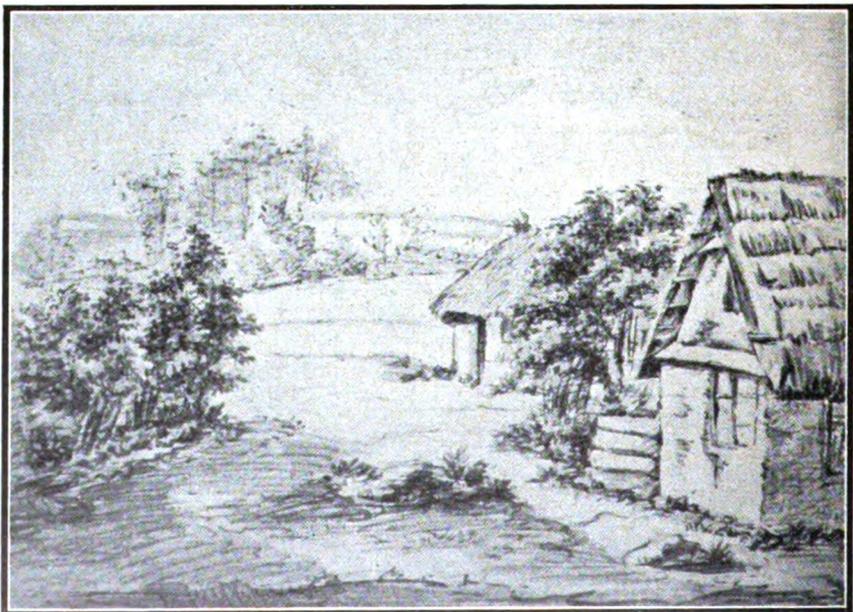
Johann Caspar Goethe Dr. d. Rechte Kaiserl. Rat
Frankfurt

Johann Wolfgang Goethe
Frankfurt-Weimar

Johann Wolfgang von Goethes Voreltern
Tafel im Goethe-Nationalmuseum in Weimar, wiedergegeben in Günther Schulz:
„Goethe und die bäuerliche Welt“, Verlag Blut und Boden, Reichsbauernstadt Goslar



Raschhausen und Orlamünde im Saaletal
Nach einer Originalzeichnung von Job. Wolfgang von Goethe 1810



Job. Wolfgang von Goethe

Thüringische Bauernhütten

Diese Handzeichnung wurde zum erstenmal veröffentlicht in Günther
Schulz: „Goethe und die bäuerliche Welt“, Verlag Blut und Boden

fechter Überlieferung ländlichen Gepräges. Das Landleben in Esenheim war aber nicht eine „Idylle des Städters“ Goethe, sondern wurde ihm die erste Entdeckung einer ihm im Innersten entsprechenden ländlichen Daseinsform. Ich nenne ferner das begierige Aufnehmen der das Artümliche beschwörenden Gedankenwelt Herders, gegen den sich Goethe gleichzeitig - auf das Gestaltliche und Gegenständliche bedacht, und das ist das Bäuerliche - abgrenzt. Ich nenne ferner das Zusammenleben mit dem ländlichen und bäuerlichen Jung-Stilling und das Preiseln von Oliver Goldsmiths ländlichen Dichtungen „Das vergessene Dorf“ und „Der Landprediger von Wakefield“. Es sei daran erinnert, wie Goethe die Rousseausche Form der Stadtfeindschaft, welche die Stadtfeindschaft eines wurzellockeren Einzelnen war, durch die Gedankenwelt Justus Möfers ersetzte, des einzigen Mannes, der im Zeitalter Goethes Adel und Bauerntum in ihrer Zusammengehörigkeit erkannte, und der landverbunden und verwurzelt geblieben ist. Ich nenne endlich für Goethes vorweimarische Zeit die Überwindung der Zweifel gegen den Wert des Adels, der das Frankfurter Bürgertum, auch Goethes Vater, auszeichnete, als die Überwindung einer Vorstellung verstädterten Adels mit einer Ahnung von den ursprünglichen Werten des Landadels.

Anteilnahme an Landbau und Viehzucht

Ich kann für die Gestaltung von Goethes ländlichem Dasein in Weimar, das eine Dorfstadt mit siebentausend Einwohnern gewesen ist, hier nur zusammenfassend aussagen, daß Goethe hier sein „Erdgefühl“ bewußt entwickelt, sich gegen das Hofleben abgrenzt, Bäume pflanzt, eine ganze Landschaft um Weimar „kultiviert“, und immer in freier Natur lebt.

Er lernt das Land, das der Herzog beherrschte, auf seinen Ritten nach und nach wie auf einer Einmaleinstafel kennen, nicht nur das Land und die Dörfer, auch den Wald und die Förster, auch die Bauern und ihre Nöte. Er packt zu. Er hilft bei Feuersbränden und Hochwasser, er sucht zu helfen, wo er kann. Und hier ist es nun auch die Landwirtschaft und die soziale Lage des Bauerntums, denen seine Anteilnahme gilt. Er wird befreundet mit dem Landkommissar Batty. Er durchreitet oft mit ihm ganze Strecken des Landes. Sie betreiben Wiesenentwässerungen, richten Versuchsgüter ein, zerschlagen verschuldete Güter, gewinnen Boden durch Anlegung von Durchstichen, beschäftigen sich mit den Fragen der Vieh- und Pferdezucht, der Aufforstung der Wälder, mit der Einführung der Stallfütterung und dem Klee- und Esparsetteanbau. Bienezucht trieb Goethe schon bald nach seiner Ankunft in Weimar.

Auf jede mögliche Weise sucht Goethe die Steuern der Bauern zu vermindern, das Jagdrecht des Adels einzuschränken und zu einer großen Zusammenarbeit von Adel und Bauerntum zu gelangen. Wir finden ihn endlich selbst nach vielem Hin und Her als Besitzer eines kleinen Gutes in Oberroßla.

Nun läßt sich aber auch zeigen, daß Goethe dies tatsächliche Zugreifen auf allen Gebieten der Landwirtschaft auch begrifflich unterbaute. Ich habe in meinem Buche*) nachgewiesen, daß noch heute in Goethes Hausbücherei über fünfzig Bücher und Schriften aus dem Gebiete der Landwirtschaft vorhanden sind, und daß er außerdem eine ganze Reihe ähnlicher Werke aus den Bibliotheken entliehen hat, vor allem auch Werke Albrecht Thaers, den er durch ein Festgedicht ehrte. Er betreute auch die landwirtschaftlichen Professoren der Jenaer Universität und zeigte wiederholt seine Anteilnahme an der Entwicklung der Ackergeräte.

Was Goethe in volkswundlicher Hinsicht zur Erforschung des Bauerntums und seiner Gesittung geleistet hat, was hier sein Auge sah und bemerkte, ist nicht auf das Bauerntum in Thüringen beschränkt, sondern weitet sich aus auf das niedersächsisches und vor allem auf das böhmische Bauerntum. Auch über das französische Bauerntum finden wir bei ihm Bemerkungen, die er gelegentlich eines Feldzuges in Frankreich machte.

Es bleibt nun zu fragen, welche Werte in Goethes Dichtung als Lebenswerte des Bauerntums angesprochen werden müssen? Hier ist es vor allem anderen der von H. St. Chamberlain herausgehobene Satz, daß die *Tat* überall entscheidend ist, die Goethe mit einer bäuerlichen Lebensgesinnung verbindet. Daran reiht sich Goethes Grundglaube, daß gegenüber allem Erwerbbaaren, gegenüber aller „Bildung“ das *Angeworene* für Rang und Wert des Menschen entscheidend bleibt. Der *Wachstumsgedanke*, der Goethes Gesamtwerk und seine Weltauslegung völlig durchdringt, und den er nach allen Richtungen seines Denkens ausgeformt hat, ist ebenso entscheidend für seine bäuerliche Art zu denken. Es ist schließlich der Gedanke der *Dauer* für Goethes Welt von grundlegender Bedeutung, und Goethe war es, der sein Bekenntnis zur *Ordnung* in die Worte kleidete: „Ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.“ Bei der Durchprüfung eines seiner dem ländlichen Leben am nächsten stehenden Werke, wie „Hermann und Dorothea“, fällt es auf, daß Goethe mit den darin gepriesenen Werten, der Liebe zum Boden, der Bereitschaft zur Verteidigung dieses Bodens, dem Mißtrauen gegen den städtischen Begriff der Freiheit und Gleichheit, der bäuerlichen Schicksalgläubigkeit, der Ehrfurcht vor dem Alter, dem Preis der Geduld, des „reinen immer gleichen ruhigen Sinnes und geraden Verstandes“ und mit dem Bekenntnis: „Wir wollen halten und dauern, fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum“ ein Bekenntnis zu bäuerlichen Lebenswerten ausgesprochen hat, das unübertroffen geblieben ist und das dazu berechtigt, Goethe als höchsten Vertreter einer bäuerlichen Lebensgesinnung anzusprechen.

*) Goethe und die bäuerliche Welt. Die ländlichen Grundlagen seines Denkens. Verlag Blut und Boden, Goslar 1940.

Feldsoldat und Landschaft

Mensch und Landschaft hängen mit tausend Bändern aneinander, mit den stillen, heimlichen Bändern, die immer die stärksten sind. Das Laute verlärmst. Das Sichtbare hat doch immer noch das Eigentliche erst dahinter. Das Fühlbare verfliegt oft, wenn der Mund das Wort dazu bildet. Aber was den Menschen schweigend umgibt, sich an und in ihm festsaugt, was das Herz füllt, ohne gleich überzulaufen, das ist wie eine unvergängliche Nabelschnur, durch die er für Lebenszeit ein Kind seiner Mutter bleibt. Der Mensch aus den Bergen oder von der Küste, vom Asphalt oder aus den Gruben, mag er es noch so ablehnen oder verleugnen, ist seiner heimischen Landschaft verfallen.

Der Feldsoldat wird in eine fremde Landschaft gestellt. Ob er will oder nicht. Er ist kein Vergnügungsreisender, kein Badegast, der sich Landschaften aussuchen kann. Ohne Rücksicht auf sein Behagen oder Wohlgefallen muß er laut Karte in die fremde Landschaft hinein, sich hineinmarschieren, die Fasern gespannt, das Herz erregt über das Neue und vor dem Kommenden. Mit dem ersten Schuß wird aus einer Landschaft das „Gelände“. Der Soldat benutzte die Landschaft als Deckung, beißt sich in ihr fest, springt über sie hinweg, gräbt sich in sie ein, und geblieben, verbleibt er in ihr, wird ein Stück dieser Landschaft, geht in ihr auf.

So flüchtig also die Beziehungen zwischen Feldsoldat und Landschaft sind, im Gegensatz zu denen zwischen ihm und seiner heimischen Landschaft, so stark steht er unter dem Druck und Einfluß des Augenblicks. Es kann sogar sein, daß er inmitten seiner vertrauten, heimischen Landschaft Sehnsucht, Heimweh nach einer der vielen, in der Fremde geschauten Landschaften bekommt, in der er vielleicht an einem bestimmten Augenblick vor vielen Jahren diese oder jene Eindrücke erfahren hat, die ihm noch heute etwas bedeuten.

*

Eine solche Landschaft war zum Beispiel Flandern. Sicher bin ich nicht der einzige, der oft Heimweh nach Flandern hat, nicht nach dem zerschossenen und vertrichterten Flandern, sondern nach dem heilen, unversehrten. Ehe wir 1914 nach Wpitschaete und Messines kamen, lagen wir in einer kleinen Vorstadt am Nordrand von Lille. Bei zwei alten Fräulein im Quartier. Die Häuser und Stuben bligsauber. Die flämische Sprache eng verwandt mit unserem Platt. Ein Kanal mit einer Zugbrücke, als ob es zu Hause in Vorpommern, in Anklam, Wolgast oder Barth sei. Es hatte leicht geschneit. Die sich in Hecken und Pappelreihen auflösende Stadt lag um uns wie eine Pastellzeichnung auf stumpfem, mattem Papier. Das Land roch herbe und schwer. Der Horizont verfloß in diesigem Dunst. Diese flämische Landschaft war nichts anderes als eine gesteigerte heimische. Noch dichter bewohnt, in noch älterer Kultur, mit noch breiteren und ihrer selbst klarer bewußten Menschen, hatte sie die ähnliche Schönheit, Kraft und

Eigenart der heimischen Landschaft noch stärker und lebendiger in sich. Das aber behinderte im Kriegsführen, zu dem man das Land ja betreten hatte. Wie durfte man nur ein so seltenes Land zerschleßen und zerstören! Wie war es nur möglich, dies kostbare Land anders als nur malend, lesend, genießend und bewundernd zu durchstreifen! Zur Zeit aber mußte es sich darum handeln, daß die 3. Preußische Infanterie-Division möglichst rasch in den Besitz von Wyttschaete und Messines gelangte. Malen, Lesen, Genießen und Bewundern hatte auszufallen, auch jeder Gedanke daran, denn er konnte nur weich machen.

Ypern ist ein tragisches Blatt in der deutschen Kriegsgeschichte geworden. Oben aus den Bodenkuln der Großen Chapellerie von Wyttschaete sah man es liegen, nur ein paar Kilometer weiter und doch unerreichbar. Die Tuchmacherhalle stand noch. Um die Mittagszeit war es bei uns ziemlich ruhig. Beinahe glaubte man das schöne, blutsverwandte und kostbare Land unter der Last des Krieges wimmern zu hören. Man konnte ihm doch nicht helfen. Man durfte ihm nicht einmal helfen. Man durfte nicht einmal daran und an so etwas denken.

Als 1918 der Kimmel längst genommen war, ging ich noch einmal über Wyttschaete. Es war nicht mehr da. Aber ein paar Kilometer weiter lag noch immer Ypern, noch immer nicht erreicht. Und wenn, hätte es kaum anders ausgesehen als Wyttschaete.

Die flämische Landschaft bedrückte, weil sie so schön und vertraut war. Man ging in späteren Jahren immer gern auf Ruhe ins Hinterland. Aber man saß still oben in seinem Zimmer und las oder lief allein an den Kanälen entlang oder verlor sich auf Feldwegen. Man sprach kaum mit seinen Wirtsleuten und hatte es doch so sehr gut bei ihnen.

Als wir 1917, eben aus dem Osten gekommen, noch einige ruhige Tage in Capellenhoel lagen, ehe es losging, fragte der alte Großvater: „Mijnheer Officier! Neuten wi hier wägflöchten?“ Ich kannte damals noch keine Flandernschlacht neuen Stils und glaubte, die zu erwartende Offensive würde sich auf erbitterte Meter beschränken, wie es 1914 in Wyttschaete gewesen war. „Nee, Grootvadding! Hier bruken Sei nich wägtausflöchten!“ sagte ich – Capellenhoel lag noch weit hinter der Front. Ich habe nicht recht mit meinem Trost behalten. .

Einer unserer Leute hatte nur wenige Pfund Kartoffeln fortgenommen. In einem so schönen und sauberen Land, in dem die Einwohner das Brennholz auf den Pappeln züchten, durften keine Kartoffeln fortgenommen werden. Man war versucht, hart zu bestrafen.

Wir lagen dicht vor Antwerpen in Ruhe. Man fuhr nicht hin, es anzusehen, weil die Schelde so schon genug an die Peene bei Kamp erinnerte. Es hätte nur noch schlimmer werden können. In Roefelaere lagen wir im Pfarrhaus, drei, vier junge Leute aus derselben Gegend. Wir saßen wie zu Hause im Garten an der Mauer oder gingen lautlos zwischen den Obstbäumen auf und ab. Der alte Pfarrer sagte, wir dächten wohl viel an Frau und Kind: niemand von uns war verheiratet. Die Landschaft war es, Flandern, das Haus, der Garten, die Treppe, der kühle Flur, die stillen Zimmer, die ruhigen Menschen.

Im Herbst nach der Flandernschlacht war die Spannung so groß, daß man in Ruhe kaum auf die Straße kam. Man ging still nach den gemeinsamen Mahlzeiten auseinander, nahm sich noch eine Handvoll Zigarren aus der Kantine mit und saß dann bis in den Morgen über den Briefen und Büchern.

Als der Dogcart zum Urlaubszug an einen dunklen Morgen durch ein Brügger Tor ratterte, schreckte man aus dem Schlaf hoch und glaubte sich schon in - Stralsund.

Und als dann im Frühjahr 1918 die großen Übungen an der Schelde stattfanden, die Divisionen sich im Frühlingslicht aufeinanderstürzten, die Flieger stießen, und mit steigendem Saft neues Leben und neuer Geist kommen sollte, war die Landschaft so schön, daß man - Gespenster sah und nicht recht an das Gewinnen glaubte.

Die schöne Landschaft also stärkt durchaus nicht den kriegerischen Geist. Wohl verbindet sie, wie Flandern, mit den Kraftquellen der ähnlichen, heimischen Landschaft. Aber sie lenkt auf Gedanken und Gefühle ab, die wünschen, alle Folgen des Krieges mögen diesem Lande erspart bleiben. Und erst die Überlegung schafft Ordnung: wie sehr kann Krieg nötig sein, um dies Elend hier von der Heimat abzuhalten!

*

Ganz anders in Rußland. Die Erklärung dafür liegt nahe: die Landschaft sah fast genau so aus wie ein großer Exerzierplatz zu Hause. Man war gewohnt, in so einer Landschaft Krieg zu führen, weil man es als Munsterlager oder in Lockstedt oder in Krelow schon geübt hatte. Rußland war ein gegebenes Land für die gewohnten Kriegsorten, das Entwickeln und Schwärmen, Springen und Stürmen. Wie aus dem Buch lagen die gegnerischen Stellungen auch immer genau da, wo sie auf den Plätzen gelegen hatten. Ging mal ein Dorf oder eine Stadt hoch, so war es kein großer Verlust. - Hier brachten wir die gepflegtere Kultur mit, in Flandern schämte man sich, sie zerstören zu müssen. Hier kam es auch auf ein paar Meilen nicht an. In Flandern war man an den Quadratzentimeter gewöhnt. Wie die Bauern, deren Felder Gärten waren. Holzhäuser brennen rasch herunter und bauen sich ebenso rasch auf. Ein Hof in Flandern war wert, in das Deutsche Museum zu kommen.

Als wir im Winter 1914 von Ypern nach dem Osten kamen, schneite es in Kalisch unaufhörlich. Der lange Bahnhof war ausgebrannt. Alles weiß, das tote Gemäuer fahlgelb, die Fensterhöhlen schwarz verrußt. Die Sinne müde, die Reihen gelichtet, das Herz noch flandernkrank. Rheumatismus in den Knochen.

Man kannte Rußland damals noch nicht. Die weiße, weite Ruhe war eine tiefe Erholung. Mensch und Gerät winzig klein davor. Auch der Krieg. Ob er hier oder tausend Kilometer weiter östlich oder noch tausend Meilen weiter geführt würde, war gleich. Es konnte bei der nun einmal unvermeidlichen Auseinandersetzung nicht zuviel Wertvolles kaputtgehen. Die Wunden der Natur verheilen rasch. Die der Kultur nie.

Wir lagen hinter Kalisch auf einem Gut. Jeder hatte Platz. Die Landschaft färbte ab: es ging alles sehr ruhig zu. Die Luft war rein, klar und kalt. Wein paßte nicht, nur in gegläutem Zustand. Hier mußte Rum getrunken werden oder heißer Tee. Hier gab es keine Hecken und Pappelreihen, die das Gefecht aufhielten, sondern nur Feld,

Wald oder Sumpf. Der Franzose führte ein zierliches, aber elegantes und feuriges Gewehr, besaß eine gewandte und rasche Artillerie. Der Engländer war stur, zäh und brutal. Er hielt sich, bis er totgeschlagen wurde. Der Russe aber war ein Meer, hin und her wallend wie ein Kornfeld, ein Wald im Wind. Er quoll in Massen aus dem Busch, aber er flutete ebenso zurück, wie eine Brandung. Der Wind trieb ihn. Scharf angefaßt, gab er unter allen Umständen nach. Es gab keine Schlacht, die nicht zu gewinnen war, wenn es richtig gemacht wurde. In späteren Jahren brauchte er eigentlich nur richtig angesprochen zu werden, dann kam man ohne Schuß ein schönes Stück weiter.

In Flandern war jeder Straßengraben ein Satz aus dem Heeresbericht. In Rußland aber bildeten sich Schlachten auf natürliche Weise um Festungen und Abschnitte, die Flüsse und Höhenzüge.

Die russische Landschaft gestaltete die Kriegsführung flüssiger und natürlicher. Es wogte hin und her und war jederzeit möglich, aus dem Stellungskrieg in den Bewegungskrieg überzugehen und umgekehrt. Das machte den Krieg leichter. Man verwuchs leichter mit diesem Land, man pflegte meist in Wohnungen zu wohnen, die man sich selber gebaut oder die man sich um- und zurechtgebaut hatte aus dem von der Natur verschwenderisch dargebotenen Baustoff der Wälder. Im Sommer grub man sich sein eigenes Grab auf dem Feld und spannte eine Zeltbahn darüber. Man wurzelte leicht an und blieb doch beweglich, stetzte mit Riesenschritten über die Meilen, legte sich vor, sprang an, kam ins Laufen und legte sich wieder, wenn es paßte. Birken, Kiefern, Erlen, Korn und Wiese. Fluß, nächster Fluß. An dem einen dachte man schon an den anderen, der ja kommen mußte. Sie waren alle einander gleich.

Zwiebeltürme in der Ferne über Kiefernkräuzeln, ein Sandhang, die Batterien auf dem freien Feld, die Bataillone an den Rainen, in den Hohlwegen, die Stäbe an den Kreuzungen, unter den gegebenen Bäumen, hinter Kapellen auf Höhen: es ergab sich alles von selbst.

Die Toten wurden auf den Schädelstätten des Napoleonischen Rückzuges oder unter einsamen Andreaskreuzen begraben. Sie konnten gar nicht anders liegen. Nach den Schlachten bildeten sich die Friedhöfe mit ihren Birkenkreuzen und sahen schon am nächsten Tage so aus, als seien sie immer dagewesen. Auch die Städte und Dörfer waren nicht künstlich angelegt, sondern wie aus der Landschaft gewachsen. Sie mußten dort liegen, wo sie lagen. Und die Gefechte konnten gar nicht anders als sich um sie entspinnen.

Die Jahreszeiten veränderten die Landschaft naturgemäß und gründlich. Hier war ein richtiger, heißer, dürerer Sommer und ein richtiger, bitterer und schneidender Winter. Regen- und Tauwetter umwälzende Veränderungen. Die Erde atmete, soff Wasser, verpanzerte sich im Frost, schlief wie tot unter Schnee.

Die Landschaft sah den Gefechten stumm und blinzelnd zu. Schrapnells pufeten durch den schweigenden Wald, Granaten ripten nur die unendliche Erde. Schützenlinien verschwanden in der Weite. Eigentlich war es oft ein Wunder, daß es mit den wenigen Bataillonen noch immer so gut abging. Die Landschaft hätte eine ganze Armee verschlucken können, und es wäre gar nicht aufgefallen.

Reiter gehörten in diese Landschaft. Kosaken und Kavalleriekorps. Es mußte im großen umzingelt werden. Stellungen wurden an einem Brennpunkt eingedrückt, und dann mußte das andere ins Kutschen kommen. Anders ging es nicht.

Am Narotschsee eskalierte eine Offensive in Blut und Sumpf, wie der Heeresbericht besagte. Landschaft und Jahreszeit waren mächtiger als die immer aufs neue hervorkommenden Massen.

Bahnwärterhäuser und Eisenbahndämme waren eigentlich Merkwürdigkeiten und Verstaltungen der Natur. Kein Wunder, daß man um sie aufeinanderprallte.

Endlich mal Flüsse, die Furten hatten, Flüsse haben von Natur Furten und Schilfuser, keine steinernen Kanalmauern und Brücken.

Die Panjes waren wie geschaffen dazu, mit der Pelzmütze in der Hand eine Schüssel Eier zu bringen. Die Mädchen mußten barfuß gehen und nur Hemd und Rock auf dem Leibe haben. Man verständigte sich nur verlegen lachend, denn man verstand sich eben nicht. Es war kein Haß gegeneinander. Es war ja soviel Plag auf der Welt.

Und doch konnte man noch rußlandtrank werden. Wenn man in der sengenden Sonne tagaus, tagein nur immer marschierte, immer nur anlies in dem weiten Land, ein Wald dem anderen gleich sah, und doch jeder genommen werden mußte, wenn man Monate hindurch nur immer an die Flüsse preschte, um möglichst mit dem Flüchtenden zugleich hinüberzukommen, damit er einem nicht die paar vorhandenen Brücken verbrannte – es ging oft um Sekunden –, wenn der Winter kam, und die unzähligen Hindernispfähle geschnitten, angefahren, eingeschlagen und verdrahtet werden mußten, die Gräben ausgelegt, die Meldungen geschrieben werden mußten, dann bedrückte Rußland. Denn es schien alles zu wenig, zu hoffnungslos, zu winzig und zu schwach. Die Landschaft schluckte alles über. Man ertrank in der Weite, im Schnee, in schwarzen Nächten, in endlosen Wäldern. Von Sorlice waren wir im Mai ausgebrochen. Im Oktober lagen wir tausend Kilometer weiter an der Szara. Aber was half das! Von Moskau waren wir noch weit entfernt. Und selbst, wenn wir es erreicht hätten, was hätte das uns geholfen! Man war doch nur ein Summiball in der Heide. Man konnte noch soviel springen: an das Ende kam man doch nie. Die russische Landschaft war unberechenbar und unendlich. Auszudrücken ist sie nur in der Musik.

*

Dreimal sind wir vom Osten nach dem Westen gefahren, und dreimal von Westen nach Osten. Immer fuhren wir durch Deutschland. Die Butterbrötchen wurden von Mal zu Mal larger, der Kaffee immer dünner. Das Winken ließ nach. Immer weniger wurden derer, die noch von Wpitschaete oder Sorlice wußten.

Die deutsche Landschaft aber blieb immer dieselbe. Um ihretwillen fuhren wir. Sauber und appetitlich lag sie beiderseits der Gleise. Bunt und vielfältig, reich und gepflegt, wenn auch in Not. Von der sterbenden Pracht Flanderns erholte man sich an Weser und Elbe, von der bedrückenden Weite Rußlands an Mosel und Rhein. Verwundet oder in Urlaub aber tauchte der Feldsoldat um so tiefer hinein in das Land, das ihn geboren hatte: die Heimat. Aus ihrer Landschaft sog er sich voll Kraft, um die der Fremde zu bestehen. Hatte er sie bestanden: sehnte er sich nach ihnen. Sie sind auch heute noch unvergessen.

Herbert Döhme

Spruch zur Sonnenwende

Diesmal rufen wir dich
mit stählernem Munde der Schlachten,
Gott, du gabst uns den Krieg,
schenke deinen Sieg uns dazu.

Segne die Waffen, o Herr,
der du uns Feinde gegeben,
segne den tapferen Tod
dem, der das Leben geliebt.

Aber das Vaterland führ'
heim in die frohen Gefilde,
Kinder jauchzen das Lied
seiner Freiheit dir zu.

Diesmal rufen wir dich,
Gott, wenn die Flammen verlöschen,
daß deine Sonne uns steigt,
sie allein segnet das Blut.

Unsere Liebe Frau

Stärker noch als in dem entsprechenden *Nötre-Dame* des Franzosen oder auch in der italienischen *Ma-Donna* sprechen Herz und Gemüt des deutschen Menschen aus dem Namen: Unsere Liebe Frau. Keine andere Gestalt des völkischen Glaubenslebens ist dem Volke so nahe und vertraut, daß es ohne Scheu seine Sorgen und Nöte wie das Gretchen im *Faust* zu ihr trägt. Die außergewöhnlich lebendige und innige Liebfrauenverehrung, die sich seit dem Mittelalter in Lied, Sage und Brauchtum und in der Kunst bekundet hat, gibt zu denken. Der kritischen, historischen Forschung nach dem Ursprung und der Entwicklung der Liebfrauenverehrung erweist sich, daß die heutige Form der Liebfrauenverehrung nicht die ursprüngliche gewesen ist. Die seit dem Mittelalter im christlichen Gewande und mit christlichen Vorzeichen auftretende Verehrung Unserer Lieben Frau muß außchristliche und vorchristliche Wurzeln gehabt haben. Nur so läßt sich ihre frühe und weite Verbreitung erklären, dies starke, fromme Brauchtum, dessen „amtliche Bestätigung“ durch die katholische Kirche erst nach einem jahrhundertelangen Dogmenstreit erfolgte.

Eine weitere notwendige Folgerung ist nun die, daß die vorchristlichen Wurzeln der Liebfrauenverehrung nicht zu der christlichen Maria, die heute als die Liebe Frau gilt, geführt haben können, sondern daß eine Liebe Frau des germanischen Glaubens vorhanden gewesen ist. Hier allein, in dem Glauben und der Frömmigkeit germanischer Bauern, der das Weibliche nicht von der Teilhaftigkeit am Göttlichen ausschloß, der in der Mutterchaft des Weibes eine Heiligkeit sah, sind die folgerichtigen wie die seelenkundlichen Voraussetzungen einer Liebfrauenverehrung zu suchen.

Der Name besagt, daß es sich bei der Vorstellung von Unserer Lieben Frau um den Glauben an eine mütterliche Frau handelt, nicht um das, was die römische Kirche unter dem Begriff „*virgo*“ (= Jungfrau) versteht und wofür unsere Sprache eigentlich nicht einmal ein eigenes Wort aufweist. Die Verehrung mütterlicher Gottheiten ist uns nun aus dem Glaubensleben der Nordischen Rasse bekannt. Aus den schriftlichen Quellen über unsere Vorfahren wissen wir, daß in ihrer Glaubenswelt mütterliche Göttinnen wie *Frigg*, *Freya*, *Erke* lebten, und aus Brauch und Sage unseres Volkes lernen wir Frauen wie die *Berchta*, *Percht*, die *Uchl*, *Frau Holle*, *Frau Gode*, *Frau Harke* usw. kennen. Von helfenden, gütigen Frauen erzählen unsere Märchen. Der Glaube unserer Ahnen an hilfsbereite, gütige Frauen, an mütterliche Gottheiten ist dadurch gesichert. In ihm haben wir die erste Voraussetzung der Liebfrauenverehrung zu sehen.

Um das Wesentliche des Alten Glaubens an Unsere Liebe Frau zu erkennen und somit Wesentliches Nordischer Frömmigkeit zu erfassen, müssen wir nun das heranziehen und einer kritischen Musterung unterwerfen, was im Gewande christlicher Liebfrauenverehrung erhalten ist. Es ist zunächst bezeichnend, daß die Darstellungen der

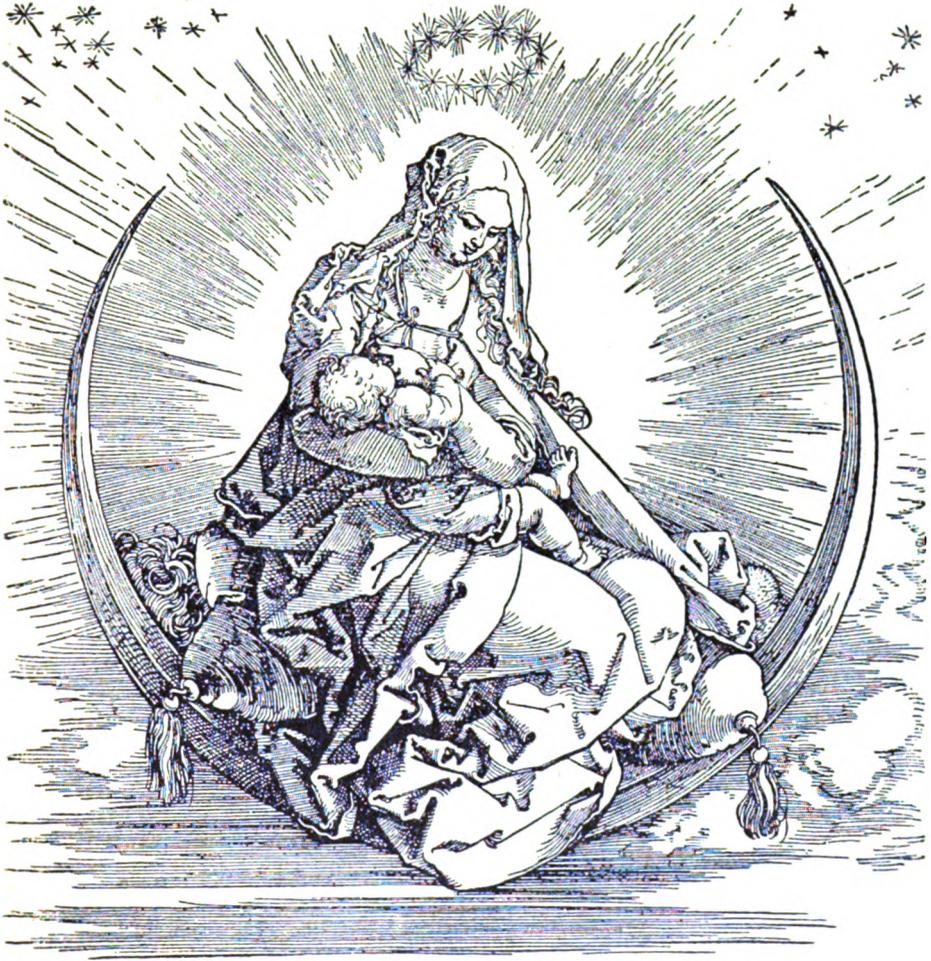
christlichen Maria eigentlich nur dann den Namen „Unsere Liebe Frau“ tragen, wenn sie Maria mit dem Kinde zeigen. Aus sicherem Gefühl heraus hat man so z. B. wohl niemals Darstellungen, die Maria auf der Flucht zeichnen oder ihre Geburt oder ihre Verkündigung als „Verkündigung Unserer Lieben Frau“ usw. bezeichnet, sondern in solchem Falle stets als „Mariä Verkündigung“, „Mariä Geburt“ usw.

Nur für die Darstellung Mariens mit dem Kinde findet der Name Unsere Liebe Frau Anwendung. Das Kind also ist hierbei von ausschlaggebender Bedeutung, ist geradezu zum Wesensmerkmal Unserer Lieben Frau geworden. Daß in diesem Falle selbst in der christlichen Verehrung nicht der Schwerpunkt in Christus als dem göttlichen Kinde gesehen werden soll, liegt einerseits in dem Namen der Verehrung begründet, andererseits in der Darstellung selbst, die die Frau als Hauptgestalt deutlich macht. Das Kind kann demnach einzig und allein das Zeichen der Mutterschaft der Lieben Frau sein und ist es auch. Die Wesenheit der Lieben Frau als der gütigen Mutter ist so stark, daß selbst in der christlichen Kunst die christliche Maria ihre innige Verehrung nur dadurch erfahren konnte, daß sie nicht als die virgo (Jungfrau) hingestellt wurde, in welcher Eigenschaft sie von der Kirche gerade am höchsten eingeschätzt wird, sondern als Mutter.

Wir haben als grundsätzlich für die Vorstellung von der alten heidnischen Lieben Frau festzuhalten, daß unsere Vorfahren in ihr das Mütterliche schlechthin, Mutterschaft und Muttertum verehrten. Auch aus anderen Quellen wissen wir, daß ein solcher Glaube den nordischen Bauernvölkern „im Blute lag“, und die Gestalt unserer Lieben Frau ordnet sich daher harmonisch in das uns sonst bekannte Bild von der Weltvorstellung und dem Glauben der Ahnen ein.

In der Gestalt Unserer Lieben Frau, in der, wie gerade herausgestellt wurde, germanischer Bauernglaube das Mütterliche verehrte, ist das Mütterliche nach zwei Seiten hin gerichtet und auch nach beiden Seiten hin verehrt worden. Für das Menschenleben und die Welt der Menschen gesehen, hat der Alte Glaube seine Liebe Frau als die gütige Mutter hingestellt, die als helfende Freundin durch die Häuser der Menschen ging, die Kinder brachte, Fruchtbarkeit gewährte. Um diese Liebe Frau entwickelte ein dankbares, gläubiges Volk jenes reiche Brauchtum, jene vielen Sagen und Legenden, die uns heute Einblick in die deutsche Seele geben. - Daneben aber birgt die Gestalt der Lieben Frau auch ein gewissermaßen kosmisches Sinnbild, ja, man möchte fast sagen, die Liebe Frau selbst ist, von dieser Seite gefaßt, selbst Sinnbild aller kosmischen Wiedergeburt, Lebenserneuerung, Sinnbild des ewig fruchtbaren mütterlichen Schoßes, aus dem das Leben des ganzen Alls, der Sonne, des Lichtes, des Jahres und der Zeitordnung hervorgeht. Beide Vorstellungen sind aufs innigste miteinander verknüpft und in der Lieben Frau verschmolzen.

Die eigentliche Festzeit der Lieben Frau als der mütterlichen Frau, der ewig neues Leben Gebärenden, liegt an der Neige des Jahres, an der sich auch das Jahr aus sich selbst erneuert. Eine angelsächsische Quelle berichtet uns, daß die Heiligen zwölf Nächte um die Jahres- und Sonnenwende der Verehrung des Mütterlichen geweiht waren, daß sie deshalb „modraneht“, „Mütternächte“ hießen. Auch hier haben wir eine enge Verbindung der kosmisch-sinnbildlichen Bedeutung der Liebfrauegestalt mit ihrer rein ins menschlich-religiöse gehenden vor uns. Gewiß müssen wir einerseits in den



Albrecht Dürer

Unsere Liebe Frau

hohen Mütternächten der Ahnen eine Feier der Wiedergeburt des Lichtes und des Jahres erkennen. Ein Kernstück der frommen Lebensgläubigkeit der Vorfahren, denen die Wiederkehr des Lichtes und der Sieg der Sonne vielleicht zum stärksten kosmischen Erlebnis geworden waren, liegt offen vor uns. Andererseits aber waren diese heiligen Mütternächte zugleich auch die Nächte, in denen die Liebe Frau unter verschiedenem Namen durch die Lande ging, die Menschen besuchte, nach dem Rechten sah, den Menschen Leben und Schicksal gab. So waren diese Nächte zugleich der gütigen Kindsbringerin geweiht, die sie unter dem Namen der Frau Holle, der Berchta, der Percht, der Frau Gode, Frau Harke usw. verehrten, der sie den eigenen Kindersegen dankten, die Sicherung des Geschlechtes und den Schutz der Sippe.

In unserem Brauchtum und im Saggut werden die heiligen Nächte der Julzeit als die Nächte der Berchta, der Spinnerin, der Frau Holle bezeichnet. In den Backgebilden des Julfestes, denen wie allen alten Speisen zu kultischen Festen sinnbildliche Bedeutung und Beziehung auf das Fest zukommt, sind uns Darstellungen von einer Frau Holle mit Kind, Frau Holle als Spinnerin (Schicksalsspinnerin) erhalten. Ob nun unter dem Namen der Berchta, Percht, Frau Gode oder Frau Holle, in jedem Falle erkennen wir in der in den heiligen Nächten verehrten Gottheit eine Fruchtbarkeit und Leben spendende mütterliche Frau, die die Liebe Frau der heidnischen Bauern war. Dieser Lieben Frau, die am Weihnachtsabend durch die Häuser ging, die Spinnroden der Mädchen prüfte und nach dem Rechten sah, wird noch heute vielerorts in Süddeutschland Speise und Trank auf den Tisch oder vor das Fenster gestellt (Perchtelmilch!). Denn diese Liebe Frau wird - dem grundsätzlichen Verhältnis der germanischen Menschen zu seiner Gottheit gemäß - als Freund einbezogen in das menschliche Leben.

Wenn wir nun all das, was wir aus den reichen und verschiedensten Quellen von Berchta, der alten guten Frau Holle usw. wissen, auch als Eigenschaften der christlichen Lieben Frau vorfinden, so darf mit Recht der Schluß gezogen werden, daß die jüngere christliche Liebe Frau einfach von der ursprünglichen und echten Lieben Frau ihr Wesen und ihre Vorstellungen geborgt hat, kurz, daß wir in den Vorstellungen von Frau Holle, der Berchta, den gütigen weisen und weisen Frauen, an die in einzelnen Gegenden geglaubt wurde, Vorstellungen von der ursprünglichen Lieben Frau des Alten Bauernglaubens vor uns haben. Wenn es so z. B. von der christlichen Lieben Frau heißt: „Im Sausaler Gebirge revidiert Maria in der Nacht die Häuser, ob sie sauber sind“, oder in einigen Gegenden Tirols stellt man nun der christlichen Lieben Frau zur Julnacht eine Schüssel Milch auf den Tisch, von der Maria mit dem Kinde isst, so erkennen wir klar, daß hier die christliche Liebe Frau eine Anleihe gemacht hat bei der alten Berchta oder Holle. Genau so eindeutig spricht die Umbenennung des Orions von der alten Lieben Frau. Germanische Bauern nannten dieses Sternbild einst „Roden der Frigg“ („Friggjar roðr“), eine spätere christliche Zeit machte daraus einen „Mariä Roden“. Frigg, Berchta, Holle, unter und hinter diesen Namen haben wir die Gestalt der alten Lieben Frau unserer Ahnen zu suchen. -

Die Eigenschaft der alten Lieben Frau als Kindschützerin und Kindsbringerin finden wir weiter angeführt und abgewandelt in den vielen Sagen, die je nach den

einzelnen Gegenden Frau Holle oder Frau Berchta oder eine weiße Frau als Spenderin des Kindersegens, Herrin eines Kindelechts, Kinderborns usw. hinstellen, sie als Führerin eines Kindergefolges darstellen. Manch alte Sage läßt diese Kindermutter mit den Kleinen in einem Berge wohnen und deutet damit wieder auf die Verbindung zu „Helgafell“, dem heiligen Sippenberg und Heim der toten Ahnen, hin. So erzählt man im Salzburgischen von Frau Percht: „Sie (Percht) schwebt . . . als wunderschöne, holde Frau in helleuchtendem, glänzendem Gewand durch die Luft, oft inmitten einer Schar kleiner, nur mit einem Hemde bekleideter Kinder, um die sie schützend ihren Mantel hält.“ Auch hier verrät uns eine Übertragung auf die christliche Liebe Frau, von der nun fast in genau den gleichen Worten und unter den gleichen Vorstellungen solches berichtet wird, daß wir hinter Percht die ursprüngliche Liebe Frau zu suchen haben. (In der Oberpfalz heißt es so z. B. von der christlichen Lieben Frau, daß sie im blauen Kleide umhergehe, im Berge wohne und bei Geburten beistehe.)

Nächst dem Kinde ist das andere überall wiederkehrende Merkmal in der Darstellung der Lieben Frau in der Kunst das Strahlende, Leuchtende, das sich teils auf den Helligenschein beschränkt, sich teils aber auch als Sonnenstrahlenkranz um die ganze Gestalt legt. Mit dieser Vorstellung und Darstellung von einer Lichtumflossenen, strahlenumgebenen Lieben Frau, wie sie in den bildlichen Darstellungen und den Plastiken der Kirchen häufig zu treffen ist, stimmen die vielen Erzählungen überein, nach denen die „weiße“ Frau, Frau Holle oder auch Berchta-Percht stets als lichte, schöne und strahlende Frau gezeichnet wird. Man erinnere sich hier der Bedeutung des Namens Berchta oder Perachta-Percht, der nichts anderes heißt als die Glänzende, die Leuchtende.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Eigenschaften, die die alten Lieder der Edda an den germanischen Göttinnen rühmen. Es sind vor allem die leuchtende Weiße der Haut, das wie Gold strahlende Haar. Die Eigenschaft des Hellen, Leuchtenden ist ein Kennzeichen der weiblichen Gottheiten der germanischen Bauern. Erhalten hat sich diese Vorstellung noch in den „weißen“ Frauen der Volksagen, die zugleich weiße und weiße Frauen sind, Zukunft und Rat wissend. Auch diese Vorstellung kann ihre Wurzeln nur im Denken und Fühlen der Nordischen Rasse haben, die das Göttliche mit dem Licht und der Sonne gleichsetzte und zu deren Schönheitsbild das Helle, Hellhäutige und Hellhaarige gehörte. Erwähnt seien hier die des öfteren anzutreffenden Darstellungen der Lieben Frau, die sie auf einer Mondichel stehend zeigen, mit einem Sonnenkranz um das Haupt. Aus diesen Beigaben ist wohl zweifelsohne auf die alte Vorstellung von den auch die Zeitordnung gebenden Frauen, den Schicksalsfrauen, zu schließen. Wir kommen auch hiermit wie mit der Eigenschaft der Lieben Frau als der Leuchtenden und Glänzenden zu der kosmischen Bedeutung, die die Vorstellung Unserer Lieben Frau in sich schließt. Als heiliges Sinnbild des ewig fruchtbaren mütterlichen Schoßes, aus dem sich das Licht immer wieder selbst gebärt, finden wir in den mythischen Liedern der Edda jenes Gleichnis für den dahinterstehenden Glauben: „Eine Tochter (die neue Sonne) gebiert die strahlende Göttin, ehe der Wolf (die Finsternis = das sterbende Jahr) sie würgt.“



Hans Kglaff

An der Geschlechterwiege

Ewiges Wiegenlied

Schon das älteste aufgezeichnete deutsche Wiegenlied, das Gottfried Nifen „zum Gebrauche für die höfischen Mütter und Ammen“ (sicher nach uraltem, von Mund zu Mund überliefertem Liedgut) aufgeschrieben hat, und das dann auch in seiner Fassung in den Bauernstuben erklang, ist überhaucht von dem Zauber, der uns aus allen Wiegenversen und ihren anheimelnden, so ganz dem Takt der Rufen angeschmiegteten Weisen entgegenklingt. Voll schlichter, aber unsagbar inniger Melodik ist die Sprache dieser Poesie. Seit alters ertönt sie am Quell unseres völkischen Lebens, und Mutterwonne und Mutterstolz singt sich in ihr aus.

Darüber hinaus aber haben die Wiegenlieder einen recht greifbaren Zweck zu erfüllen: sie sind, wie das Hin- und Herbewegen des Bettchens auch, das Mittel, das Kind zu beschwichtigen und in Schlaf zu bringen; denn nächst der Muttermilch ist dem Kleinkinde nichts so sehr vonnöten wie der Schlaf.

Noch bevor der Säugling der Mutter Worte versteht oder ihre Absicht erfüllt, wenn er sich eben mit den Fingerchen vergnügt, oder nach dem Lichte greifend seine allernächste Umgebung erobert, tritt das Wiegenlied seine Wirkung an. Die Schallwörter gigen, gagen, minne, sause und das volltönende schlaf!, sie wirken besänftigend. Dennoch wäre es verkehrt, diese Klangwörter, die einen wichtigen Bestandteil der Wiegenverse darstellen, für törichte Wortgebilde zu halten. Sie alle, deren jede Landschaft eine Menge kennt und von denen suse und eio popeio die verbreitetsten sind, haben ihre sinnvolle Bedeutung, oder doch wenigstens ihre Geschichte. Gigen oder gagen heißt das Bettchen hin- und herschaukeln durch Ziehen an der Wiegenschnur, Minne oder Ninne ist ein in den Wiegenliedern aller abendländischen Völker vorkommendes, über Böhmen und die Schweiz nach Deutschland eingeflorenes Rosewort, das, wie das italienische ninna, soviel wie kleines Kind bedeutet. In den Krippenliedern der Niederlande, die sich bekanntlich aus volkstümlichen Elementen zusammensetzen, sind uns die meisten dieser Säuselwörter schon für das 15. Jahrhundert belegt. Und viele werden in einzelnen Gegenden heute noch sinnvoll gebraucht. Zum Beispiel susen in Hessen für wiegend einschläfern und bischen in Brandenburg, Thüringen und Sachsen, wo das Wickelkind auch Bischelkind heißt, für zum Schlafen bringen. Wenn die westfälische Mutter dagegen „susse di bruse, susse mutteruse“ singt, so ist das natürlich nur reine Freude am beschwichtigenden Klang. Eio popeio aber ist das dem Klange nach eingedeutschte

Eude mou paidion, eude mou pai!

Schlafe, mein Kindchen, schlafe, mein Kind!

aus dem um 1200 in Österreich eingeführten Wiegenliede der griechischen Ammen. Auf echt österreichisch „haiderl pupaiderl, haiderl pupai“.

Schlaf, Kindchen, schlaf!

Sobald dann das Kind das Lied der Mutter auch inhaltlich versteht, wird ihm das geduldige Schäfchen als Vorbild angeführt. Damit sind wir bei dem ältesten im Volke entstandenen und heute noch beliebtesten, ja in geradezu allen Mundarten vorkommenden Wiegenliede gelangt: „Schlaf, Kindchen, schlaf!“ Ursprünglich aus diesem schlichten Wiegentruse entstanden, zu dem sich im Laufe der Zeit die anderen Zeilen und Verse hinzugefunden haben mögen, ist es schon im Anfang des 16. Jahrhunderts in ganz Deutschland bekannt und schließlich in seiner fränkischen Fassung von Achim von Arnim und Clemens Brentano in die große Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ aufgenommen worden. Goethe, der mit seiner großen Besprechung in der „Jenaischen Literatur-Zeitung“ vom 21. Januar 1806 die Aufmerksamkeit der Nation auf dies einzigartige Liedgut unseres Volkes gelenkt hat, hat auch sofort die treffende Charakteristik dafür gefunden: „Reimhafter Unsinn, zum Einschläfern völlig zweckmäßig. Dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, als sie irgend nur sein kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höheren Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat.“

Um gleich ein anderes Wort aus der Zeit jener großen Wiedergeburt des deutschen Geistes und der deutschen Seele aus der Vergangenheit des Ersten Reiches anzufügen: „Überall geht das Leben des Menschen auf wie eine Blume, ehe sie die stechende Sonne bläht und der irdische Staub trübt, in reiner unverfälschter Farbe“ (Wilhelm Grimm). Ein anderes Mal redet der große Romantiker von der Reinheit, die durch diese Dichtungen geht, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen. Die kindliche Reinheit der deutschen Seele spricht uns unverändert aus den hundert Wiegenliedern unserer Sammlung an.

Wie die Wiegenlieder entstanden sind

Wie das „Schlaf, Kindchen, schlaf“, so dürfte auch die überwiegende Zahl unserer anderen Wiegenlieder entstanden sein. Der kleine Schreihals brauchte zum Gedeihen Schlaf, die vielbeschäftigte junge Bäuerin mußte sich Ruhe schaffen, um ihrer Arbeit nachgehen zu können, und so hat sie, während sie nähte oder spann und mit dem Fuße oder dem Wiegenbände die Schaukelwiege in Bewegung hielt, die Liedlein einfach gesungen. Fuß, Schuh und auch noch das Wiegenband kommen immer wieder darin vor. Vor allem auch das Hündchen, die Watschelente und die anderen geliebten und ungeliebten Hausgenossen. Eindeutig weisen sie auf die bäuerliche Welt als die Heimat des Wiegenliedes hin. Auf diese Weise erklärt sich am einfachsten auch die Großzahl der Lesarten einzelner Lieder. Versagen des Gedächtnisses (die Lieder wurden

ja fast alle nur von Mund zu Mund überliefert), besondere Umstände („Vater ist in'n Wald gegangen“), mundartliche Eigenarten und die reine Freude an der spielerischen Abwandlung, ja die dichterische Begabung des Volkes schlechtthin, sie alle haben zusammengewirkt, um den schier unübersehbaren Reichtum hervorzu bringen. Recht handfest mutet das Lied der reichen Bäuerin aus der Wilster Marsch an. Die Mühe der schweren Ackerarbeit klingt durch den Wiegensang der Westfalin. Alle diese Unterschiede lassen sich wohl aus der Verschiedenartigkeit der Landschaften und der Wesensarten erklären. Andere Stücke sind kostbarkeiten voll stiller Schönheit, wie die dem Stundengang und -schlage nachgebaute „Ammenuhr“, oder das ganz lyrische, beinahe nicht mehr volksmäßig wirkende „Kindlein mein, schlaf doch ein“ aus Mähren. An der Verbreitung dieses dem zarten Volksgemüt entblühten Liedes vermag man den sich weit nach Böhmen und Mähren hinein erstreckenden Siedlungsraum des schlesischen Stammes festzustellen. Doch das hier nur als Andeutung. „Das liedlin ist errunnen wie holderblust“, so schrieb eine unbekante Hand im 16. Jahrhundert und traf, wenn freilich auch das Liebeslied gemeint war, das Richtige. Aber verhalten sich Liebe und Wiege nicht zueinander wie Wunsch und Erfüllung?

Wir blieben indessen an der Oberfläche haften, hielten wir das Wiegenlied im Zweckhaften und Idyllischen für erschöpft. Seine Wurzeln reichen tiefer. Der Schimmelreiter des Schweizer Kinderliedes ist der allgütige Gottvater Wodan. Er ist es auch, der, freilich im zeitgebundenen Gewande, als Bufo von Halberstadt durch die Kinderstuben Norddeutschlands schreitet. Der Alb im Lied der Tiroler Mutter gemahnt, wie der Drudenfuß auf der bayerischen Wiege, an den Glauben von der geheimnisvollen Macht der Erde. Wagen und Pferd im alemannischen Wiegenvers haben einen tiefen Sinn, sie sind, wie die uralten Zeichen auf den Stirnwänden der geschnitzten Vierländer Bauernwiegen, Sinnbilder des germanischen Glaubens an den unabänderlichen Kreislauf des Lebens. Die Mutter Maria, die im schlesischen Gebirge ihr Kindlein wiegt, ist unserer Vormütter und Vordäter lebenspendende Göttin der Ehe und des Hausstandes. Die Auffassung der deutschen Frau vom Kinde, die aus den Wiegenliedern spricht, ist immer noch dieselbe wie in der alten Edda, da Gudrun von ihrer Tochter sagt: „Sie war in meinem Hause wie der lieblich anzuschauende Sonnenstrahl“. Mutter und Kind, die ewig gültige und tiefste menschliche Beziehung, ist den Deutschen allzeit das heiligste Symbol gewesen.

Seit dem „Wunderhorn“, dessen drei Bände und ein Kinderliederanhang 1806 und 1808 bei Mohr & Zimmer in Heidelberg erschienen sind und das im Jahre 1810 eine wunderfame, wenngleich beschränkte Melodienausgabe gezeitigt hat, haben sich im Laufe des vergangenen Jahrhunderts dann viele Sammler auch um die Bergung der noch nicht aufgenommenen Wiegenlieder bemüht. Männer mit meist unbekannt gebliebenen Namen, ohne deren uneigennützigte Tat dies Buch und seine Fülle nicht möglich

geworden wäre. Eine wissenschaftliche Sichtung und für die Zeit vor beinahe fünfzig Jahren gültige Gesamtschau gab dann Franz Magnus Böhme in seinem leider nicht wieder aufgelegten „Deutschen Kinderlied und Kinderpiel“ (bei Breitkopf & Härtel in Leipzig), auf welches Werk sich alle nachfolgenden ähnlichen Sammlungen gründeten.

Die Wiegenlieder der Dichter und Musiker

Das Volkswiegenlied stellt indessen nur einen, wenn auch den größten Teil des gesamten Gutes dar. Vergessen dürfen wir nicht die Wiegenlieder unserer Dichter und Komponisten, die freilich, soweit sie wirklich volkstümlich und damit unvergänglich geworden sind, aus dem Urstoff des Volkswiegenliedes geschaffen wurden. Vier Wiegenlieder berühmter Tonsetzer konnten aufgenommen werden. Manches ein „Wiegenlied“ unserer großen Dichter wird man dagegen vermissen. Beispielsweise Theodor Storms unvergängliches

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniederleht;
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur -
Junge Frau, was sinnst du nur?

Doch diese Gedichte schildern, wenn auch im Tone des Wiegenliedes, meistens mehr das Mutterglück, oder stehen staunend vor dem Wunder des Lebens, als daß sie eigentliche Wiegenlieder im Sinne unserer Sammlung wären, die für den praktischen Gebrauch bestimmt ist. Ausschlaggebend für die Aufnahme z. B. des hart an der Grenze zur Familiendichtung stehenden Gedichtes „Die Mutter singt bei der Wiege“ von Matthias Claudius war seine Form. Der Sitte und der Anschauung der Entstehungszeit mag auch etwas zugute gehalten werden! Zum letzten Male scheint der Dichter Claus Groth in seinem feinen dithmarischen „Still, min Hanne“ urältestes deutsches Wiegenlied in eine dichterisch kostbare Fassung gebracht und damit den altechten Ton völlig getroffen zu haben.

Noch ein Wort zur Sangbarkeit unserer Wiegenlieder; denn daß zu jedem Liede auch eine Melodie gehört, also Noten bei den Texten sein müssen, ist längst eine Binsenwahrheit. Der liebevolle, besänftigende Charakter der Wiegenlieder ist auch aus den Melodien hörbar. Bald fromm und gottesfürchtig klingen diese Weisen, bald monoton wie des Vogels Lied, und spielerisch zart, bald neckisch und scherzend, immer aber treuherzig und wahr.

Längst hat meistens der Kinderwagen die Bauernwiege, die aus dem Holze der deutschen Eiche geschreinert war, damit sie als Erbstück die Geschlechterfolge überdauere, und die einst als bedeutungsvolles Ausstattungsstück der Braut gegolten hat,

verdrängt. Indes klingen die Lieder unserer Mütter, der Dienereinnen des ewigen Werdens, am Born der völkischen Ewigkeit noch heute alt und immer neu; und wohl keiner auch von uns Männern möchte das Mutterlied missen, seine vielleicht früheste Erinnerung an zu Hause. Das aber ist das ewige Deutschland: Der Bauer, der säend über die Schollen schreitet, und die junge Mutter, die fruchtbar und gesegnet wie die heilige Ackererde ist, an der Kinder Wiege.

Es gibt im nationalsozialistischen Deutschland so viele Pflegestätten des deutschen Liedes, an denen unsere Frauen Erholung und Schulung finden und unsere Mädels ihrer höchsten Aufgabe bewußt und freudig entgegenwachsen, einst stolze Trägerinnen des kommenden Geschlechtes zu werden.

Sieben Zöpfe Weizenbrot,
Für die Wächnerin gebacken,
Hängen an den Birkenhaken,
Wie es Brauch ist und Gebot.

Festlich durch drei Tage schon
Schäumt der Wein aus blauen Krügen,
Als mit ersten Atemzügen
Trank die Muttermilch der Sohn.

Abendlich zur Dämmerstund
Viele Anverwandte kommen,
Und, vom Arm in Arm genommen,
Liegt das Kind im Sippenrund.

Selbst die Knechte, rauh und hart,
Gehen leiser auf den Stiegen,
Doch die Mägde an der Wiegen
Drängen zu geliebter Wart.

Ofter mit der Kinderschar
Durch das Feld der Bauer schreitet,
Hell sein Auge ist geweitet,
Schön und tief im Segensfahr.

(Josef Georg Oberkofler)

Möge das „Deutsche Wiegenbüchlein“, das demnächst der Ahrenlese-Verlag in seiner „Bücherei der Ahrenlese“ herausgibt und in dem diese Lieder wieder erklingen, seinen kleinen Teil beitragen zum Bestande der Unsterblichkeit unseres Volkes.

Rolf Sievers Feldpostbrief

Mein lieber Mann, ich schreib' Dir diese Zeilen,
damit Du weißt, wie's hier zu Hause steht,
und wie es mir und unsern Jungens geht,
und Deinen beiden Lieblingen, den Säulen.

Du fehlst uns allen auf dem Hofe sehr -
ein Mann taugt besser zu so vielen Sachen. -
Doch hab' nur keine Angst: ich werd's schon machen!
Bloß - aller Anfang ist ein bißchen schwer.

Ich denke viel an Dich in all' den Tagen,
besonders abends beim Zubettegeh'n -
ja, Hans, und da muß ich Dir nun was sagen -
ich weiß gewiß, Du wirst mich recht versteh'n:

Wenn wieder Frieden ist, Hans, das wird schön!
Als Sieger kommst Du dann zurück nach Haus!
Und ziehst Dir bloß den Uniformrock aus
und kannst dann wieder hinterm Pfluge geh'n.

Doch wenn es anders käme, lieber Mann,
brauchst Du um uns zu Hause nicht zu sorgen.
Ich kann ja schaffen - nicht bloß heut' und morgen!
Und wenn ich alt bin, sind die Jungens dran.

Die Jungens, Hans, die sind genau wie Du:
die werden alle beide richt'ge Bauern!
Und unser Hof, der wird uns überdauern -
und uns're Enkelkinder noch dazu.

Ich glaube fest, daß wir uns wiederseh'n,
weil Du und ich ja doch zusamm'n gehören!
Bloß der Gedanke soll Dich nicht beschweren,
was aus uns wird, falls Dir etwas gescheh'n.

Da brauchst Du nämlich nur an eins zu denken:
das Schicksal mag es fügen, wie es wolle, -
hier lebst Du fort - auf Deiner Väter Scholle,
in Deinen Jungens, die ich Dir konnte schenken.

Wenn mir die Arbeit Zeit läßt, falt' ich meine Hände,
die manchmal noch von uns'rer Erde grau,
und bitt' das Schicksal um ein gutes Endel
Leb' wohl, mein Hans! Es grüßt Dich Deine Frau.

Skilaut - Bauernsport

Wenn wir im Winter nach St. Anton am Arlberg kommen, dann können wir es uns nicht vorstellen, daß dieser Ort noch vor etwa 50 Jahren ein stilles, abgelegenes Bauerndorf war, in das um diese Jahreszeit selten einmal ein Fremder kam. Heute wimmelt es dort an allen Hängen von lustigen Skifahrern, vom „Säugling“ bis zur „Kanone“. Hunderte von Fremden erholen sich an der frischen Winterluft, und die einheimischen Burschen stehen am Hang und bemühen sich eifrig und geduldig, ihren Zöglingen die Wunder des Schneeschuhs beizubringen. Dazwischen hupfen und fahren die jüngsten Bürscheln und Dirndeln herum und verwachsen so schon von frühesten Kindheit an mit ihren Brettern.

Das gleiche Bild sehen wir überall in den großen Wintersportorten Deutschlands, auch in den kleinen ist es daselbe, und selbst in den abgelegensten Gebirgsdörfern fährt alles Ski, nur sind dort halt die Fremden nicht so häufig.

Das war aber nicht immer so, denn der Skilaut ist für uns eine der jüngsten Sportarten, obwohl er im Norden Europas eine der ältesten, vielleicht die älteste ist. Denn das Ursprungsland des Skilaufs ist Skandinavien mit seinen langen Wintern und großen Schneemengen. Die alten Sagen und Lieder erzählen uns immer wieder von Winter, Schnee und Ski. Pfeilschnell glitt der germanische Skigott Ullr über Hänge und Berge, und die schimmernde Jagdgöttin Skadi fühlte sich nur wohl bei Schnee und Kälte und war schneller auf ihren Skiern als das leichtfüßige Reh.

Die Bevölkerung Skandinaviens bestand aber zum überwiegenden Teil aus Bauern, deren Höfe weit voneinander und der nächsten Stadt entfernt lagen und die im Winter nur mit Hilfe ihrer Bretter den Nachbarn besuchen oder die nächste Stadt erreichen konnten. Auch heute ist das noch so, obwohl die Verkehrsverhältnisse besser geworden sind, aber weite Strecken können im Winter von den Bauern, Holzfällern und Jägern auch heute nur auf Skiern überwunden werden. So ist es kein Wunder, daß in Norwegen, Schweden und Finnland die ganze Bevölkerung skilauten kann, und daß die großen Könner, besonders die Langläufer, zum großen Teil aus dem Bauernstand stammen. Der Skilaut ist in Skandinavien wirklich eine bäuerliche Leibesübung, nicht nur, weil die Natur die Menschen dazu zwingt, auch die Freude am Skisport an sich, die Freude am Wettkampf und an der Leistung steckt ja tief im nordischen Menschen. Beim großen Gustav-Wasa-Lauf in Schweden, der über 100 km geht, starten alljährlich mehrere 100 Teilnehmer, und die Zeitunterschiede sind oft nur sehr gering.

Vom Norden kam der Ski in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu uns, wo man bisher zur Aberwindung des Schnees nur die Schneereifen gekannt hatte. Bei uns in Deutschland machten vor allen Dingen norwegische Studenten den Ski bekannt, und es waren zunächst Städter, die sich für den neuen Sport begeisterten. Die Bauern standen dieser neuartigen Einrichtung recht skeptisch gegenüber, erst wollten sie sehen, was es damit auf sich hatte, bevor sie die alten, bewährten Schneereifen auf die Seite legten. Als sie aber einmal die Vorteile der neuen Bretter erkannt hatten, waren sie gleich dabei, und heute gibt es kein Gebirgsdorf mehr, in dem nicht fast jeder Bub und jedes Mädlein seine Skier hat.

Durch die ständig wachsende Beliebtheit und Verbreitung des Skilaufs wurden aus vielen Gebirgsdörfern große Wintersportplätze, und neben der eigenen sportlichen Betätigung ergab sich für die Bergbauern ein lohnender Verdienst während der kalten Jahreszeit. Natürlich blieb es nicht aus, daß die Dorfjugend sich voller Freude an den Wettkämpfen beteiligte, und viele unserer Besten stammen aus bäuerlicher Umgebung: Unser Olympiasieger Franz Pfür, die Arlberger Weltmeister Peppi Jennewein, der deutsche Meister Willi Walch und der flinke Albert Pfeiffer, die Partenkirchnerin Käthe Grafegger, Zweite bei den olympischen Winterspielen, und unser Weltmeister in der „Nordischen Kombination“ Gustl Berauer, der aus dem Riesengebirgsdorf Pezher stammt. Daß wir Deutschen hauptsächlich in den „alpinen Disziplinen“ (Abfahrt und Torlauf) führen, ist nicht verwunderlich, denn unsere Hauptstgebiete sind nun einmal die Alpen, und da muß man zwangsläufig mehr fahren als laufen. Aber Gustl Berauer hat bewiesen, daß wir genau so gut laufen können wie die Nordländer, denn gerade unsere Mittelgebirge sind zum Langlauf ausgezeichnet geeignet.

Daß so viele unserer guten Skifahrer aus dem Bauernstand stammen, beweist nur, daß hier eine breite Masse Skifahrender Bauern vorhanden sein muß. Das ist tatsächlich so. In den Gebirgsgegenden Deutschlands, besonders in der Ostmark, wird in den Schulen im Winter Skigelaufen statt geturnt. Oft müssen ja auch die Kinder von weit her zur Schule kommen, und dazu nehmen sie dann eben ihre Skier. So laufen, springen und fahren die Buben und Mädlein unter Anleitung ihres Lehrers, der natürlich selbst ein Skiläufer sein muß, und in der Freizeit üben sie im Spiel weiter. Ich erinnere mich noch gut, wie ich als kleines Mädlein mit der Dorfjugend von Grindelwald (Schweiz), wo wir damals wohnten, um die Wette fuhr, und wieviel Spaß wir alle hatten. Immer waren wir eine ganze Menge Kinder, die vergnügt im Schnee herumtobten. Und so ist es heute überall. Es ist eine Freude, den kleinen Kerlchen zuzusehen, wie gewandt sie die Hänge herunterflitzen und wie sicher sie ihre Sprünge hinlegen.





er Bauernjunge Franz Pfnür beim Geländesprung





Digitized by Google
Das Bauernmädel Rosi Amort bei der Abfahrt



Bauernmädel und Bauernjungen
auf dem Wege zur Skiwiese



Christl Cranz, dreifache Weltmeisterin

Wenn die Kinder dann älter sind und aus der Schule herauskommen, haben sie oft so viel Arbeit, daß sie nicht mehr so viel zum Skilaufen kommen. Besonders den Mädeln geht es so, und doch wäre es gerade für das Bauernmädel und die Bauernfrau wichtig, daß sie auch ab und zu von der Hausarbeit wegtommt an die frische Luft. Und da gibt es doch nichts Schöneres als das Skifahren, wo neben der gesunden Bewegung noch die Freude am Fahren und Schwingen hinzukommt. Es ist immer eine große Freude, ein großes Glücksgefühl, das der Skisport auslöst, wenn man nur ein Paar Bretter und „an gführigen Schnee“ unter den Füßen hat. Nur haben sie eben so furchtbar wenig Zeit. Aber es wird heute von Staats wegen und besonders auch unter der großzügigen Führung des Reichsbauernführers R. Walther Darré viel für die bäuerliche Leibesübung getan, vielleicht gelingt es da auch, die Bauersfrau irgendwie zu entlasten, daß sie ab und zu nur zu ihrem Vergnügen und ihrer Freude Skifahren kann. Schließlich braucht ja nicht jede eine „Kanone“ zu werden, nur Freude soll sie daran haben und Erholung, so daß sie um so leistungsfähiger wieder an ihre schwere Arbeit gehen kann. Das ist ja überhaupt der eigentliche Sinn jeder Leibesübung, für den Städter so gut wie für den Bauern, sich neue Kräfte zu sammeln, sich zu erholen und zu erfreuen, damit er dann wieder mit frischem Mut, neuer Kraft, Einsatz und vor allem auch guter Laune an die Aufgaben herangehen kann, die das Leben ihm stellt.

**Der Ahnen Kraft lebt in der Enkel Frucht.
Dem guten Reis entspringen gute Blüten,
Aus guter Blüte reißt die gute Frucht.
Im Säulen lebt des Hengstes wildes Blut,
Im Sarren lebt des Stieres trotziger Mut,
Nie wird der Adler bange Tauben brüten!**

**Doch kluger Lehre und gestrenger Hand
Bedarf trotz aller guten Art die Jugend,
Bis sie erstarbt zu eigenem Widerstand.
Hält strenge Sitte nicht die Laster fern,
So fault geschändet bald der gute Kern,
Und schnell verblaßt der Väter edle Tugend...**

Horaz (Oden)

Ennstaler Weihnacht

Dunkel ist die Straße nach dem Bahnhof. Der gefrorene Schnee knarrt unter den Schritten. Der Mond leuchtet schmal und blaß, oftmals bedecken ihn Wolken. Das gotische Münster steht wie eine Wehrburg über den Häusern der alten Eisenstadt Oberdonaus, die den Ennsfluß entlang sich reihen. Der Fluß rauscht unten, ein mächtiges Brausen tönt aus der Tiefe, die die Nacht dem Auge wehrt.

Das ist mein Heiliger Abend. In den Wohnungen sind wohl schon die Kinder um den Lichterbaum versammelt, und ihr Jubel erfüllt die Zimmer, dankt den Eltern. Ich fahre ins Alpenvorland. Denn ich will allein sein in dieser Nacht. Ja, ich entfliehe der Enge der Stadt, ich suche die Berge, die jetzt verschneit stehen, einsamen Wächtern gleich in harter Zeit, und mein Herz wird ruhig dabei.

Der Zug, der, ein richtiger Geisterzug mit vielen Lichtern, durch die abendliche Winterlandschaft fährt, ist fast leer, ich bin sogar allein im Abteil. Die Stier habe ich ohne Mühe unterbringen können, sie stören heute niemanden, nein. Das Gaslicht macht den kleinen Raum, darin ich, gelöst vom Werktag, sitze, weich, und ab und zu fliegen, so sehe ich durch das Fenster, Funken hochauf und dann in den Schnee, verlöschen dort wie Sternschnuppen am weiten Himmel. Ich habe ein Loch in das vereiste Fenster gehaut, und da sehe ich noch viel. Bald stehen Nadelbäume zuhauf, ihre Äste schwingen, als bewegte sie eine nimmermüde Hand, und bald wird die Landschaft groß, blau ist der Schnee unter dem Mondschein. Hier und dort liegt ein Gehöft!

Viermal hält der Zug und fährt wieder an, den Bergen zu, nun steige ich aus. Die Kälte bläst mich an, der Atem dampft mir vor dem Gesicht. Ich bin der einzige, der ausgestiegen ist. Der Bahnvorstand hebt den Stab, aber er eilt nicht etwa sofort wieder in seine Stube, nein, er bleibt und läßt mich herankommen. Jetzt leuchtet er mir auch noch mit dem grünen Licht des Stabes ins Gesicht, er sagt, da sind Sie nun, ich habe Sie erwartet. Ja, Sie kommen immer am Heiligen Abend. Wir reichen einander die Hand und reden eine Weile. Ja, sage ich, das ist so in meinem Leben, den Heiligen Abend muß ich beim Peterbauern verbringen, anders ist es kein Heiliger Abend für mich. Er nickt, ich merke, wie er mich in seinem Innern anstaunt, aber ich lasse es ihm nicht kennen, ich sage noch: Bedenken Sie nur, ich lebe in der Stadt. Ja, ich bin jahraus, jahrein zwischen hohen Mauern zu Hause, ich bin sozusagen ein Gefangener. Ich liebe die Städte nicht, sage ich. Dann wünsche ich ihm ein schönes Fest und verabschiede mich von ihm. Ein schönes Fest, antwortet er, ich habe Dienst. Jetzt ist das Nicken an mir, es ist eben nicht alles gut in der Welt, sage ich, aber weich eine klare Nacht! Ich deute mit der Hand ringsum.

Die Straße senkt sich. Ein paar Häuser lasse ich zurück, sie stehen wie Bettler am Wege vor dieser Nacht, die ein zarter Mond mit seiner Lampe erhellt. Und es ist Heiliger Abend, er wohnt in der hügeligen Landschaft, er macht sie wie von einem geheimen Wesen strahlend, ach, diese Nacht ist nicht wie jede andere, nein, ein Wunder wartet in ihrem Schatten, sich zur bestimmten Stunde zu verkünden.

Der Ennsfluß ist, ähnlich wie in der alten Eisenstadt, wieder unter mir, er singt sein tiefstönendes Lied, seine Wellen, reißend, den Flößern gefährlich, schäumen hell, der Mondschein leibt ihnen sein Gold.

Sonst Einsamkeit, weite Einsamkeit! Manchmal ein Geräusch, ein Ast hat den Schnee abgeschüttelt, oder ein Eiszapfen bricht von einem Zweig und zersplittert am Boden. Und der Fluß rauscht, fernher singen die Fichten. Ich weiß, sie stehen am Hang, den ich hochsteigen muß, um zum Gehöft des Peterbauern zu gelangen. Das Wirkliche der Natur, verschollen im Trubel der Stadt, zerbrochen in der Seele, lebt um mich, ich fühle und sehe es, und die Erde atmet wieder in mir, sie ist aufs neue in meinem Blut.

Die Fichten sind jetzt nahe. Der Schub gleitet ab und zu aus, wie er beim Steigen Halt suchen muß. Denn der Schnee ist verharzt und vereist. Die Fichten duften. Es ist ein Geruch, der die Lungen noch kräftiger atmen macht, er ist prallvoll von feuchter Erde und Harz, und als ob immerzu Wasser verdampfe, so ist es mit diesem Duft. Er strömt mir lange nach. Ich trage ihn über die Halde mit, die sich an das kleine Fichtenwäldchen schließt. Große Schatten werfen die Fichten in diese Fläche, durch die ein schmal ausgetretener Pfad läuft. Hier gingen in den letzten Tagen wohl nur ein paar Menschen, der Bauer vielleicht nach dem Tal und wieder zurück nach dem Gehöft, oder der Postbote, wer sonst? Der Winter ist ein strenger Herr, er häuft den Schnee rund um die Häuser, die Wege werden ungangbar, die Menschen müssen in den Stuben bleiben. Nur die Holzknechte steigen in die Wälder und lassen die im Herbst gefällten und entrindeten Stämme auf den Riesen zu Tal sausen.

Der Wind hebt zu wehen an, er stäubt den Schnee. Schnurgerade zieht sich der Pfad. Die Apfel- und Birnbäume des Angers tauchen auf, dahinter liegt das Gehöft des Peterbauern. Die Schneekronen der Bäume leuchten, wie die Blüten im Mai scheinen sie von weitem. Ich trete unter die Bäume dieses Hausangers und blicke hinab, gen Tal. Die Straße kann man deuten, aber ihre Laternen blinken nicht stärker als Kerzen nach der Anhöhe des Peterbauernhofes. Und dieser gewölbte Himmel mit den vielen Sternen und dem Mond, ein hoher Bogen über der Erde, traumhaft beinahe für ein einfältiges kleines Menschenherz!

In der Stube brennt Licht, die dunkelroten Vorhänge an den beiden Fenstern lassen es nur nicht so hell ins Freie strahlen. Ich klopfe mit dem Hammer an die Tür und warte. Bald nähert sich ein Schritt. Ist es der Bauer oder Franz, der Knecht? Eine Stimme fragt nach Namen und Begehr, sie gehört dem Bauern. Ich kenne sie, ja, ich kenne sie. Ich sage meinen Namen und höre, wie schon der Kiegel klirrt. Die Tür steht offen. Da bist du, sagt der Bauer und heißt mich eintreten. Wir haben auf dich gewartet.

Ihr habt auf mich gewartet, sage ich dankbar und stelle die Stier an die Wand. Den Rucksack lasse ich vom Rücken gleiten und greife ihn dann mit der Linken. Er baumelt nun vor meinen Beinen.

Komm herein! sagt der Bauer und öffnet die Stubentür. Die Bäuerin steht da und lacht. Wir haben auf dich gewartet, sagt auch sie, und ihr Gesicht ist voller Freude.

Der grüne Rachelofen verbreitet gemächliche Wärme, an den Wänden sind Tannenzweige angebracht, der Boden ist gescheuert und mit Sand bestreut; die Körner trachen leicht bei jedem Tritt. Die Petroleumlampe steht auf dem großen Ahorn Tisch, mild ist ihr Licht. Es ist gut, sage ich. Aber wo ist der Franz?

Er ist bei den Soldaten, sagt der Bauer. Er ist in Tirol.

Die Bäuerin geht zum Mauerschrank und entnimmt ihm eine Karte. Er hat uns eine Karte geschrieben, sagt sie. Er ist in Innsbruck.

Und die Anna? frage ich.

Ja, die Anna! Sie hat einen Fabrikarbeiter in der Eisenstadt geheiratet. Es ist eine schwere Zeit für uns.

Wir setzen uns an den Tisch, die Bäuerin trägt die Schüssel mit der Rahmsuppe auf. Am Heiligen Abend gibt es vor Mitternacht kein Fleisch zu den Mahlzeiten der Bauern des Alpenvorlandes, so ist ein alter Brauch.

Nach dem Essen verläßt die Bäuerin für einige Zeit die Stube. Die Braune wird heute noch kalben, sagt nun der Bauer.

Es war ein schöner Heiliger Abend. Wir gingen abwechselnd in den Stall, zu sehen, wann es Zeit wäre, der Kuh zu helfen. Eine Stunde vor Mitternacht betteten wir ein kräftiges Kalb aufs Stroh.

Wir müssen noch räuchern gehen, sagt der Bauer, als wir wieder in der Stube sind.

Habt ihr es denn nicht am Thomastag getan? frage ich.

Nein. Wir wollten dich dabei haben. Du hast es doch so gerne.

Wir treten von einer Kammer in die andere, wir gehen in den Keller und in den Stall, auf den Heuboden und in die Tenne, wir treten unter die Bäume des Angers, der Bauer hält die Pfanne mit dem dampfenden Weihrauch und sagt den Spruch gegen die bösen Geister, und dann geht er, die Pfanne vor der Brust, wieder ins Haus zurück. Wir folgen ihm auf dem Fuße.

Wir essen nun die saftigen rotbraunen Bratwürste und dazu das Störbrot, das weizenweiße, der Bauer läßt den Mostkrug reichum gehen. Der Most hat keine schöne Farbe, bemerkt er, aber er ist gut.

Eine frohe Mahlzeit. Vor dem Schlafengehen schauen wir alle zusammen noch einmal nach der Braunen und ihrem Kalb. Beide sind wohl auf, wir können beruhigt schlafen.

Ich werde dir auf der Brotbank ein Lager richten, sagt die Bäuerin.

Ja, so habe ich noch zu jeder Weihnacht geruht, auf dem breiten Laden, auf den die Bäuerin die Brotlaibe hinlegt, ehe sie sie in den Ofen schiebt, ja, auf diesem Laden, einem meterhohen Gemäuer als Abschluß dienend, ist gut schlafen. Das habe ich wohl erprobt.

Aber ich will noch wach bleiben. Und so sitze ich auch noch eine Zeit, nachdem die Bauersleute in ihre Schlafkammer ins Stockwerk gestiegen sind, bei Tische, ich habe mir ein Buch aus dem Rucksack genommen, ein Buch, das ich wie wenige Bücher liebe. Ich horche in die Stille. Der Wind läuft nicht mehr ums Haus, nur das Pendel der großen Standuhr schwingt unentwegt hin und her. Aber das stört nicht, das große Pendel ist das Herz dieser Stille. Ich lese in dem Buch, das ich so liebe, es heißt darin: Ich bin von der Erde. In den Städten lebe ich ein Leben in lärmenden Straßen und in Kaffeehäusern, im Theater und unter Menschen, die ich nicht kenne. Aber ich bin von der Erde.

Und dann blase ich doch die Lampe aus und lege mich auf die Brotbank. Der Wind hat seinen Ruheort wieder verlassen und rennt durch die Gegend. Das Pendel tickt in der Finsternis lauter, dünkt es mir. Ich habe das Buch geöffnet liegen lassen, fällt mir noch ein. In der Stadt lebe ich ein Leben, das ist nicht schlecht, aber gut ist es auch nicht, denke ich und sehe nach dem Tisch. Dort liegt das Buch. Ich bin von der Erde, denke ich noch. Dann schlafe ich hinüber.

Trug, blanke Hans!

Die Leute droben an der Jammerbucht sprechen noch heute von der wilden Nacht, die den Todeschrei der fünfzig untergehenden Fischer hörte und erst spät dem nebeldunklen Sonntag wich, an dem die Witwen und Bräute ihre schwarzen Schleier wie dunkle Bahrtücher in die kleine, weiße Dänentirche trugen.

Der Meerergott stand draußen auf der Kimm und lachte, daß es wie heiseres Bellen von Texel bis nach Norwegens Klippenkranz scholl. Er packte die dunkelgrauen Wolkenballen und schleuderte sie über die dunkle Himmelstuppe bis weit über das zitternde Land hinüber, patzte dann seine Riesensäuste in die kochende See, daß die Wellen erschreckt aufsprangen und wie gehegte Wölfe gegen die Halligen rannten. Wie Schneeflocken taumelten die weißen Mäwen durch das Dunkel und suchten Schutz hinter den festen Dämmen.

Er aber stand draußen und lachte, als seine weißen Wölfe auf die Deiche und Dämme hinaussprangen und ihren flodenden Geißer weit ins Land hineinpielen. Was war der Mensch? Und was sein Wert? Nichts als ein elendes Spielzeug, wenn er seine Säuste ausstreckte und die See, die wilde, wundervolle See, vor sich herschob. Er haßte ihre Wurten und Deiche und haßte doppelt alle, die ihre blanken Spaten in die alte Kleierde des Wattenmeeres stießen und mit Steinblöcken und Faschinen die breiten Dämme kreuz und quer durch sein Wellenreich bauten, und darum packte er mit gellendem Hohnlachen die weit draußen im Watt vor Anker liegende Arbeiterwohnschute, rüttelte sie, hob sie hoch empor, kenterte sie und schleuderte sie dann krachend in die kochende See. Waren es Menschenschreie, die aus der Tiefe heraufgurgelten? Was kümmerte es ihn! Lauter als alles Menschenweh gellte sein Triumphlied über die rollenden Wogen.

Dann drängte er weiter, gegen die kleine Hallig, die als letzter Rest der großen Utlände, die er vor Jahrhunderten verschlungen hatte, einsam weit draußen vor der Küste lag. Ein paarmal stieg er schwarz und drohend an ihrem niedrigen Ufer empor, brüllte einen Fluch über das flache Land und schleuderte mit den Tagen einige Wellenköpfe gegen das kleine, strohgedeckte Haus, daß sie prasselnd an den Fensterscheiben zersprigten und die drei Bewohner erschreckt aufsprangen.

Lachend ließ er sich wieder in die See zurückgleiten und in seinem großen Wiegenbett schaukeln. Es kam ihm plötzlich die Lust an, mit dem winzigen Stückchen Erde zu spielen, und so warf er sich herum und drängte die Wellen nach einer anderen Himmelsrichtung, daß sie sich an den großen Inseln weit draußen brachen und nur noch mit halber Kraft, wie spielende Meerfrauen, an der Halligtante vorbeiglitten. Die verhegten Wolkenballen sammelte er, preßte sie in die tiefen Wogentäler des Ozeans und zerriß die graue

Himmelsdecke, daß der Mond Bahn bekam und sein silbernes Licht auf See und Sand herniederzittern ließ.

Da schloß der alte Bontke – und es war ein feines Klingeln in seiner sonst so harten Stimme – sein Gebet: „Herr, du erlösest uns aus Sturm und Wassersnot. Dir sei Lob, Ehr' und Preis. Amen“, klappte bedächtig sein Bibelbuch zu und wandte sich, den Blick noch einmal durchs Fenster werfend, an sein Weib und sein Kind: „Der Sturm flaut ab. Laßt uns schlafen gehen!“

Noch einmal schritt er mit schweren, stampfenden Tritten durch den Stall, ließ die breiten Hände liebevoll über den blanken Rücken seiner Rübe gleiten, schaute noch einmal ins Wetter und kroch dann zu seiner Frau ins breite Wandbett, während sich die Tochter Binne in die große, zu einem Bett hergerichtete Truhe kuschelte, die in der Küche stand.

„Schläfst du schon, Sabbe?“ sagte er, selbst schon halb im Schlaf. Nein, sie schlief nicht; aber sie antwortete ihm nicht, sondern lag mit gefalteten Händen, die großen Augen ins Dunkel gerichtet, und dachte daran, daß sie in diesen Tagen ihre schwere Stunde erwartete, und ob wohl der Sturm so weit nachlassen werde, daß ihre Schwester zur Hilfeleistung werde herübersegeln können. Aber nicht lange lag sie so; der dumpfe Choral, den draußen Sturm und See sangen, lullte sie bald in Schlaf.

Aber noch war die Nacht nicht um, als sie schon wieder erwachte und den Blick vom Wandbett aus durch die Fenster gleiten ließ. Die ganze Hallig war weiß; es sah aus, als habe es geschneit und als fiele der Schnee noch immer in wirbelnden Flöden herab. Aber was weißtiefend gegen Dach und Wand flog, war kein Schnee, sondern der Schaum der an der Halliglante sich brechenden Brandungswogen. Sturm und See hatten sich abermals herumgeworfen, und wieder stand der Meerergott auf der Kimm und hegte seine Wölfe gegen die verhassten Wurten und Dämme. Heulend fuhr der Sturm über das Meer, hegte und trieb, drängte und schob, zerrte und riß am Strohdach und lachte sein wildestes Lachen, als die Wellenwölfe die Kanten übersprangen und bellend mit ihm um die Wette gegen das einsame Haus rannten.

„Bontke! Bontke!“ schrie das Weib auf. Aber es bedurfte des Weckrufes nicht. Das Krachen und Knarren im Dachgebälk, das Klappern der Luker, das Heulen und Pfeifen im Schornstein, das Brüllen des ängstlich gewordenen Viehs riß auch Binne aus dem Schlaf. Hastig warfen sich alle drei in ihr Zeug und standen zunächst ratlos und wußten nicht, was sie beginnen sollten. Die kleine Binne warf einen Blick zum Fenster hinaus und schrie plötzlich laut auf: die ganze Hallig war ein einziges schäumendes Meer, das schon an der Wurt emporleckte, sich höher und höher schob und mit den weißen Armen nach den Büschen unter den Fenstern langte. Herrgott, wie schnell das Wasser stieg! Und dabei war es noch Ebbezeit und einige Stunden vor Flut.

„Die Sandsäcke, schnell.“

Sie drängten alle drei nach dem Stall hinaus, schleppten die schweren Säcke herbei und stapelten sie vor den Türschwellen auf. Aber was half es? Der Druck der Flut

war so stark, daß das Wasser gleich schwarzen Schlangen sich durch den Wall hindurchwand und bald den ganzen Flur überflutete. Und immer lauter heulte der Sturm und brüllte die See.

Auf einmal stieg es draußen schwarz empor, eine riesige herantollende Welle bäumte sich auf, kenterte und warf sich klatschend gegen die Fenster. Noch eine und noch eine, die ganze rollende Nordsee brach herein, reckte sich und hämmerte mit trommelnden Fäusten gegen das zitternde Haus, daß ein ächzendes Stöhnen durch das Gebälk ging und schauerlich in das Gebrüll der Rüche klang, die an den klirrenden Ketten rissen und verzweifelt die flutüberspülte Stalldiele stampften.

„Es wird schlimm, Mutter! Wir müssen auf den Boden hinauf. Ich will nur erst das Vieh losbinden.“

Als er eben die Tür hinter sich geschlossen hatte, hegte der Meergott eine neue Wolfsmeute gegen das Haus. Ein Sprung, ein Schrei – und klirrend sprangen die Fenster ins Zimmer, und hinterdrein platschte das schwarze, gurgelnde Wasser, immer mehr, immer mehr, als stünde das Meer berghoch um die Hallig herum. Hastig eilten die drei Halligleute die Leiter empor, und es war ihnen, als kröche die Flut hinter ihnen drein, so schnell stieg sie, füllte Flur und Stube und tanzte mit Tischen und Stühlen.

Bonke schloß die Luke unter sich; er wollte nicht sehen, was drunten vorging. Aber die Bodenlücke öffnete er und blickte hinaus. Herrgott, war das eine See! Und der Sturm! Ein Zuden und Beben ging durch das Haus, und das Dach schwankte und tanzte. Wie lange würden die Mauern noch standhalten? Wie lange die Stüßbalken dem furchtbaren Druck widerstehen?

Bonke blickte sich um. Die kleine Binne lag auf einem Bündel Heu und hatte die Schürze über den Kopf geschlagen, um nichts zu hören und zu sehen. Sabbe lehnte sich gegen einen Balken, gerade neben dem Sarg, den sie hier draußen immer für alle Fälle bereit haben, hielt die Augen geschlossen und wand sich in Schmerzen. Bonke ging zu ihr. Er wollte ihr Liebes tun und sagen; aber er konnte es nicht, das lag ihm nicht, und so ließ er nur sacht die großen Hände über ihren zuckenden Leib gleiten.

„Leg dich, Sabbe, dann wird es besser.“

Sie sank in die Knie und stieß gegen den Sarg, daß der Deckel herunterfiel; aber es erschreckte sie nicht; dies letzte Bett war ihr durch den täglichen Anblick vertraut. Und so fand sie auch nichts dabei, daß Bonke Stroh in den Sarg legte und sie darin bettete.

„Sei nicht bange, Sabbe; die See wird schon stiller.“

Sie tat, als vertraue sie ihm, und las doch in seinen Augen, daß er selbst nicht an diese Worte glaubte.

Unruhig erhob Bonke sich und trat wieder an die Bodenlücke. Mein Gott, was kam da von draußen heran, schwarz, drohend, in rasendem Tanz, bald hoch emporschießend, bald tief niederstampfend? Ein Schiffsmast war es, der wie ein Kammbod näher und

näher kam und dann krachend die Mauer durchstieß und wie ein Hammer in Flur und Stube stampfte. Einen Augenblick nur dauerte es, dann brach die ganze Mauer ein, und nur noch die tief in die Erde hineingelassenen Eckbalken trugen das schwankende Dach, und hohnlachend riß der Sturm die Bodenlute aus den Angeln und schleuderte sie wie einen Fegen Papier über die See.

Mit einem furchtbaren Schrei bäumte sich Sabbe auf und warf sich dann wehdurchwühlt wieder zurück. Ihre schwere Stunde war gekommen.

Der Sturm heulte und pfiß, drückte durch die offene Luke, packte das Strohdach und riß große Fegen heraus, daß bald fast nur noch die Sparren übrig waren. Ab und zu spritzte eine Welle weißstiebend hindurch, und hin und her schwankte und tanzte das knackende Gebälk. Die Kranke wimmerte, Bonke mühte sich um sie und sprach ihr Trost zu, und Binne kniete und betete mit zitternder Stimme, die wie ein heiserer Schrei klang: „Vater unser, der du bist im Himmel“, betete und betete, und konnte doch nicht weiter, hatte alle Worte vergessen und stammelte nur immer: „Vater unser, Vater unser.“

Und draußen an der Kimm stand der Meer Gott und lachte und warf neue Wellenmassen an die Küste, bis sie den Deich zerrissen hatten und auf die grüne Marsch des Festlandes sprangen und den neuen Koog ertränkten.

Dann aber war es mit ihrer Kraft vorbei. Wohl drängte der Meer Gott selbst zur Küste; aber seine Wellentwölfe waren müde geworden und trieben langsam, wenn auch immer noch unruhig springend und heiser bellend, in den Ozean zurück.

Da patschte auch der Meer Gott durch das Watt, das mählich von der Flut verlassen wurde, zurück. Gemächlich ließ er sich von den letzten Sturmwellen tragen. Ein stolzes Lächeln glitt über sein altes Gesicht, als er an den Deichbruch dachte, und er freute sich auf den Anblick der zerrissenen Wattendämme. Aber in dumpfer Wut mußte er erkennen, daß die Menschen mit ihrem stolzen Wort: Trutz, blanke Hans! doch Sieger geblieben waren; tang- und muschelbedeckt zwar, aber unverfehrt duckten die breiten, steinernen Brücken aus der Flut. Strollend drängte er weiter und schob sich nach der Hallig hinüber, reckte sich hoch empor, um das Bild der Zerstörung, den Ränder seines Sieges, triumphierend zu grüßen, sackte aber gleich wieder ins Watt zurück; denn was er sah, war dieses:

Mit langen, sicheren Schritten ging Bonke über seine Hallig und sammelte zusammen, was an Steinen noch da war, um neu die Mauern zu errichten. Seine Tochter Binne reinigte das Land von Muscheln und Tang und freute sich, als hoch über ihr das Lied einer zurückgekehrten Lerche trillernd auf und nieder stieg. Im Schutze der einen stehen gebliebenen Teilwand des Hauses aber lag Sabbe, das neue, ihr in wilder Sturmnacht geschenkte Leben in frohen Händen tragend und mit stillen, dankbaren Augen die Sonne grüßend, die eben hell durch die Wolken brach und ihr warmes Licht weit über See und Sand warf.

Was hatte es nun noch für Not! Sie würden es schon zwingen.

Trutz, blanke Hans!



Arthur Ahrens

fallig

Roggenmuhme und Kulenkröger

Den Kulenkröger brauchen wir wohl nicht weiter einzuführen; es ist der unholde Wirt, der unter alten Büschen und Strupp und in den Sandkullen seinen Krug hält. Dabei leitet er das fruchtbare Grundwasser von den Feldern und tut der guten Kornfrau, der Roggenmuhme, Gewalt an, als sie nach dem Rechten sehen will. Glücklicherweise schlagen sich Fuchs und Igel auf ihre Seite.

*

Einmal hat es um das Roggenfeld am Rand des großen Oholzes schlecht gestanden. Das kam davon, daß die gütige Frau, die für die Saat sorgt und den Palmen Kraft gibt, daß die Roggenmuhme beim Kulenwirt gefangen gehalten wurde.

Wie das geschehen konnte? Nun, der Arge hatte ihr eines Tages einen alten Fuchsbau gezeigt und ihr gesagt, wenn sie sich klein machen und eben hineinschlüpfen wollte, würde sie erfahren, warum das Land in diesem Sommer so trocken bliebe. Die Roggenfrau, die viel Sorgen um ihre Ernte hatte, folgte dem bösen Rat. Und sie fand, daß unter ihrem Ader der dicke unholde Wirt alle Quellen in seinen Krug abgeleitet hatte. Aber dann, als er es ihr gezeigt hatte, verschloß der Unhold die Tür, hielt die Arme als Gefangene in seiner lehmigen Ziefe und verbot ihr, je wieder an das helle Tageslicht aufzusteigen. Nun durfte sie mit Seufzen zusehen, wie das Quellwasser zum Bierbrauen gebraucht wurde, und wie all das schöne Naß, das sie für ihr Feld nötig hatte, unnützig vergeudet wurde. Vergeblich hob die Frau die Hände, vergeblich flehte sie des Kulenwirts Gäste an, sie zu befreien, damit sie für ihr Roggenfeld und ihre vieltausend Ähren sorgen könnte. Die Lämmel lachten, wenn das arme Weib die Bitten aussprach, und taten, als gäbe es nichts Besseres auf der Welt, als unholden Gefellen tief unten im Kulenkrug zuzuhören.



Nun vernahm auch der Fuchs, der bei dem dicken Wirt zuweilen zum Kartenspielen kam, einmal die Klage der Roggenmuhme. Und der Schelm, der selbst so vielen anderen Schabernack antut, hatte vielleicht Mitleid mit der schönen sanften Frau. Mehr noch ärgerte ihn, daß der junge Roggen nicht wuchs. Seine Welpen tummelten sich schon vorm Bau, und sein Weib wollte die Kinder ausführen. Er versuchte deshalb, als er einmal wieder bei den Karten saß, vernünftig mit dem Kröger zu reden. Aber der tat, als sei er auf beiden Ohren taub.

Da war noch ein anderer Gast, dem die Sache nicht gefiel. Der kleine Igel hatte das Gespräch angehört und dachte sich seinen Teil. Während er



den Fuchs sonst nicht ausstehen konnte, stieß er ihn diesmal an und nickte ihm zu, während er gerade eine Karte ausspielte. Ich werde dir helfen, sollte das heißen. Dann brachten die Gäste ihr Spiel zu Ende und standen auf, um sich, wie sie sagten, die Füße zu vertreten. Vor der Tür aber berieten sie, wie es mit der Gefangenen und mit dem Wasser fürs Roggenfeld werden sollte, und sie verabredeten miteinander, daß sie sich wiederbegegnen wollten.

Nun ist der Rulentwirt, wenn es ihm auf dem eignen Hof langweilig wurde, zuweilen beim Nachbar Sandkerl zu Besuch gekommen. Er hat dann jedesmal die arme Roggenfrau in der Hinterstube eingesperrt, hat alle Zapfen fest zuge dreht und ist seines Weges gegangen. Fuchs und Igel hörten eines Tages, wie er aufbrach, sie schlichen sich in die Tür des Krugs, und weil die Luft rein schien, machten sich die beiden daran — Keinele ist ein guter Baumeister —, das Wasser aufzufangen und es den alten Sickerweg zu senden, den es früher unterm Feld entlang gefunden hatte. Und die Roggenfrau dankte ihnen, und die Ahren auf dem Feld hoben die Häupter. Als der Rulentträger mit schwerem Kopf von seinem Nachbarn zurückkam, ließen sie rasch den Quell wieder in seine Fässer rinnen.

Der Alte hatte indes Unrat gewittert, er blieb einige Tage zu Hause und gab auf seinen Kram acht. Und draußen brannte die Sonne, und der Boden war so dürr, daß er zu Rissen aufsprang und die Halme nichts mehr galten.

Die zwei Bundesgenossen erdachten sich also einen neuen Plan. Eines Tages kam der Igel Stidelpidel im dunklen Rod, tat wie ein Prediger, pflanzte sich vor dem Rulentwirt auf und begann ihm ins Gewissen zu reden, er solle eine Pilgerfahrt machen. Wirklich hatte der Alte schon lange ein kohl-schwarzes Gewissen und ließ sich die Sache durch den Kopf gehen. Aber als er das Grinsen der Gäste sah, schämte er sich seiner Reue, wollte von Umkehr nichts wissen und lachte den armen Stidelpidel aus. Auch kam gerade der Sandkerl in die Tür und lud den Kröger in sein Haus. Da sperrte der Unhold die schöne gefangene Roggenfrau wieder in seine Hinterstube, zog den Schlüssel ab und polterte zu seinem Freunde nach drüben. Und keiner konnte helfen; die Tür, die der Rulentträger zuschloß, hielt dicht.

Währenddessen wurde es draußen auf dem Felde immer ärger, Fuchs und Igel hatten wirklich Sorge um Korn und Vieh und auch um ihren eignen Winter. Was sollte nur werden, wenn die Mäuse ausstarben, wenn die Bauern die Hähne schlachteten und kein warmer Kuhstall dem kleinen Stidelpidel

Quartier gab? Sie überlegten also wieder hin und her, und diesmal versuchte sich der Fuchs. Er kam eines Tages wie ein Bote von einer weiten Reise und trat geradeswegs vor den bösen Rulentträger. Ach und ach, hieß es da, und dem armen Bruder des Herrn Wirt zehntausend Schritt stromab ginge es so schlecht, schier zum Sterben läge er da. Er sei zufällig vorbeigekommen, und der Krante habe ihn gleich ausgesandt, es sei doch wegen des Erbes, das der Herr Rulentträger zu erwarten habe.



Nun, diesmal spigte der Alte die Ohren und wäre wohl gerne der Einladung gefolgt. Zehntausend Schritt sind indes zuviel für einen so dicken Kerl, wie es der Kulentröger ist, und Eisenbahnen sind in seinem Reich noch nicht erfunden. Er mußte Keineke also um Rat fragen.

„Mein Freund Stickelpichel und ich sind in der Seefahrt beschlagen“, meinte der Fuchs. „Wie wär’s, wenn wir den Fluß hinabführen?“

Es war nicht recht, den kleinen Igel zu nennen, der schon das Grauen kriegt, wenn die Leute nur vom Wasser reden. Vielleicht hatte der Fuchs auch schlimmere Pläne, als ich zu denken wage. Stickelpichel war indes ein Held, weil er mit der armen gefangenen Frau Roggenmuhme solch Mitleid hatte; er nickte zu allem, was Keineke vorbrachte.

„Wer soll uns aber ein Schiff leihen“, stöhnte der Kulentröger, „wo es doch so eilig ist und unferneins so wenig von Seefahrt versteht?“

Der Fuchs schien zu überlegen. „Ich weiß einen alten Bottich“, sagte er, „so ein halbes Faß, das trägt uns zu dritt. Wir wollen deine Matrosen sein und dich zu deinem Bruder fahren, Kulenwirt; du hast uns oft genug eingeladen, wenn unsere Taschen leer waren.“

Der Kröger traute dem Fuchs – das soll kein kluger Mann tun – und freute sich über die Dankbarkeit der Gäste. Er rechnete also nach, wie lange er wohl ausbleiben würde, sperrte die arme Roggenmuhme wieder in seine Hinterstube und gab ihr für eine Woche zu essen und zu trinken. Dann zog er seinen schwarzen Rod an und ging mit viel Seufzen und Stöhnen zu Fuß zum Schiff hinab. Es dauerte sehr lange; er und seine Art sind nicht gut auf den Beinen, und es war sicherlich richtig, daß der Fuchs vorgeschlagen hatte, statt weite Wege zu machen, in einem alten Faß zu fahren.

Nun war jener Bottich, der, wie Keineke wußte, in einer Bucht des Stroms aufgetrieben war, nicht gerade ein bequemes Schiff. Als der Fuchs die beiden Herren hinführte, sahen sie es sich mit viel Bedenken an. „Geh t h r z u e r s t h i n e i n“, sagte der Igel, „ich muß obenauf sitzen!“ Gegen den Rat konnte niemand etwas einwenden; sollte der arme Kulentröger sich vielleicht auf Borsten und Stacheln setzen? Der Alte war trotzdem mißtrauisch. „Ich will wohl einsteigen“, bemerkte er, „aber Keineke soll gleich mitkommen, sonst schwimme ich am Ende allein mit dem Faß davon. Ich verstehe nun einmal nichts von der Seefahrt, auch wenn ich allerhand darüber gelesen habe.“

„Kann geschehen!“ sagte Keineke und sprang ihm auf die Schulter. Und als der Kulentröger sich mit viel Stöhnen ins Faß wälzte, setzte er ihn auf seine Knie. Anders konnte er es nicht machen, das sonderbare Schiff war gerade so groß, daß der Kulenkerl mit seinem Sitz drin saß, Schuhe und Waden baumelten im Fluß; es war wohl drollig anzusehen.

„Bißchen Wasser gehört zu einer Seereise“, tröstete der Fuchs. „Jetzt will ich dem Igel herüberhelfen!“

Aber dem Kulentröger war nicht wohl in dem halben Faß, er rutschte mit seinem Sitz tiefer und tiefer. Und weil er miß-



trauisch war, wie es die Dicken leicht an sich haben, und ihm bei der Haltung der Atem knapp wurde, griff er den Fuchs bei der Kute. „Du bürgst mir jetzt dafür, daß ich gut zu meinem armen Bruder komme!“ sagte er.

Der Fuchs hatte schon an Land sehen und den Kulenwirt seinem Schicksal überlassen wollen. Jetzt hatte der Alte ihn in der Gewalt, das verdroß ihn. „Laß mich los“, verlangte Keineke, „wie soll ich unser Schiff abstoßen, wenn du mich festhältst? Du kannst ja den Igel hereinholen, wenn du uns mißtraust!“

Dem armen Kulenkröger wurde indes immer elender zumute; er konnte sich weder drehen noch wenden. „Was der Igel Stidelpidel macht, ist mir einerlei“, sagte er, „du hast mir versprochen, mich zu meinem Bruder zu fahren, und du sollst es zu Ende führen.“ Und er packte Keinekes rote Kute mit beiden Händen. „Du kannst mit den Vorderläufen abstoßen“, riet er dem Fuchs. „Wenn ich dich festhalte, brauchst du dich nicht zu fürchten.“

Nun, Keineke mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. „Ich will's versuchen“, sagte er. Und der Igel schaute grinsend vom Land aus zu, und eine alte Ziege, die sich auch die Sache ansah, medelte vor Erstaunen.

„Beil dich doch“, jammerte der Kröger. Das Wasser schülpte über den Sonnenrand unter seinen Sitz, und das Wasser war kalt. Auch war der Igel frech, höhnte, ob er den Herren nicht fein genug sei, er werde umkehren und dergleichen mehr.

Keineke tat wirklich, als gäbe er sein Bestes her. Er trugte und blies und machte sich gewaltig zu schaffen. „Wenn du mich nicht besser festhältst“, schrie er, „krieg ich das Boot nicht los, spei doch in die Hände.“

Das schien dem Kulenkröger ein guter Rat. „Wart eben“, sagte er und spitzte den Mund.

Im Augenblick aber, wo Keineke spürte, daß seine Kute frei wurde, war er schon an Land. Es war auch gerade so weit, daß das Faß sich löste, schaukelnd und drehend strudelte es mit der Strömung von dannen. Der Dike erschrak sehr, und winkte, aber der Fuchs stand sicher am Ufer und hielt sich den Leib vor Schadenfreude, und der Igel Stidelpidel schlug sich auf die Knie und kriegte keine Lust vor Lachen. Nur die Ziege hatte Sorgen um den fremden Mann und mederte.

Ich weiß nicht, wie der Kulenkröger bei seinem Bruder aufgenommen wurde, ich vermute beinahe, daß mitleidige Leute sich seiner noch vorher angenommen und ihm heimgeholfen haben.

Es hat aber doch bis zum Herbst gedauert, bis er seinen Krug wieder erreichte. Da sah es ja trostlos aus. Alle Quellen hatten über Sommer die Felder gespeist, und die Menschen hatten sich gestreut über die gute Ernte. Die Roggenmuhme war längst frei, der Unhold wagte gar nicht zu fragen, wer das wohl verschuldet hatte. Und seine Gäste hatten geglaubt, der Kulenkerl sei längst verstorben, und hatten Küche und Keller geleert. Wie sollte er da nicht traurig werden!

Der Kulenwirt hat indes den Mut nicht verloren. Er hat seinen Krug wieder aufgetan – ich bin jüngst aus Versehen beinahe hineingeraten. Ich meine aber, gute Leute sollten lieber bei der schönen Roggenmuhme zu Gast kommen als in dem schlimmen Keller unter der Erde.

Erkenntnisse und Werden

Gedanken zu dem neuen Werk von R. Walther Darré*)

Es ist auffällig, wie es bei manchen bedeutenden Denkern unseres Volkes kaum irgendeinen Unterschied macht, aus welcher Zeit ihres Schaffens man ihre Arbeiten liest - sie haben einen gewissen Ewigkeitsgehalt, der ganz selbständig von allen Auseinandersetzungen des Tages bleibt. Es ist das Zeichen des wahren Denkers, das gerade aus seiner Sachlichkeit, aus seinem bewußten Vermeiden, Dinge und Erkenntnisse nur für den Tagesgebrauch zurechtzubiegen, sich die Gültigkeit seiner Erkenntnisse oft ergibt, während diejenigen, die um dem Tage zu dienen, ernst, schwierigen, oft auch „unerwünschten“ Problemen ausweichen, mit dem Tage vergessen worden sind.

Es ist, als die nationalsozialistische Bewegung noch sehr jung war, die völkischen Erkenntnisse der Rasse und ihre geschichtliche Bedeutung noch um ihre Geltung rangen, gerade von Gegnern oft ihren Vertretern vorgeworfen wurden, daß sie mit der Verfechtung des Rassegedankens den Menschen in die Nähe des Tieres rückten, daß sie das Geisteswesen Mensch vom Gesichtswinkel des Tierzüchters ansahen.

Es gehörte Mut dazu, daß R. Walther Darré gerade aus einer ganz soliden und überdurchschnittlichen Kenntnis der Tierzuchtlehre dieses Wissen für die Rassenkunde nutzbar machte. Mit Recht sind eine Anzahl dieser Arbeiten im vorliegenden Werk zusammengefaßt. Aus den Tierwanderungen erschloß er die Urheimat der Arier, seine Erkenntnis vom „Schwein als Kriterium für nordische Völker und Semiten“ wurde einer der wichtigsten Bausteine für die Erkenntnis vom Bauerntum der nordischen Rasse, seine Darstellung über das Pferd und den Streitwagen der Indogermanen, über die Rinderrassen der Germanen haben Wesentliches zur Erkenntnis der Kulturhöhe unserer Vorfahren beigetragen. Seine Polemik ging immer von der

wissenschaftlichen Klarheit aus, er wollte nicht überreden oder apodiktisch behaupten, sondern durch Gründe und überlegenes Wissen überzeugen.

Gerade weil hinter dem tiefen Empfinden für die arzeigenen Werte in seinen Arbeiten stets der wissenschaftlich klare Denker steht, so trägt seine Polemik und Auseinandersetzung die Züge einer echten geistigen Überwindung der Gegner. Es ist dankenswert, daß diese Zusammenstellung seiner frühen Arbeiten auch den Artikel „Damaskus und der Marxismus“ bringt, ein wahres Musterbeispiel für seine geistig überlegene und wissenschaftlich erschöpfende Erledigung eines Mannes und seiner Bewegung, die geistespolitisch eine echte Gefahr hätten werden können.

Sicher keine Gefahr, aber doch in vieler Weise eine unzureichende Lösung war das Buch von Rudolf Böhmer: „Das Erbe der Enterbten“ - und man vergleiche die sichere, verständnisvolle Art, in der R. Walther Darré dieses Werk analysiert, die daraus möglichen Irrtümer abweist, mit der wahrhaften Vernichtung Damaskus.

In gleicher Richtung liegt etwa die Stellungnahme zum Problem „Innere Kolonisation“. Hier nun steht schon damals - der Artikel wurde 1926 geschrieben - der Schöpfer des Erbhofgesetzes deutlich auf.

Man müßte den ganzen Artikel wörtlich hier wiedergeben, denn es ist bezwingend, mit welcher logischen Klarheit, aus der eigentlich kein Satz und kein Wort herausgenommen werden könnte, hier dargestellt wird, wie auf diese Weise wir in Deutschland dabei waren, „unser bodengewachsenen Bauerntum auf gesetzlichem Wege abzdrosseln“, daß schon Bauernschaften soweit gekommen waren, „die Zahl der Nachkommen soweit zu beschränken, daß die Anteilbarkeit und wirtschaftliche Weiterführung des Hofes gewährleistet ist.“ Im großen wird dann dieser Gedanke des Erbhofes aufgenommen in seinem Artikel vom September 1930: „Stellung und Auf-

*) „Erkenntnisse und Werden“, Verlag Blut und Boden, 250 Seiten, in Leinen RM 4,80.

gaben des Landstandes in einem nach lebensgesetzlichen Gesichtspunkten aufgebauten deutschen Staate" und „Zur Wiedergeburt des Bauerntums" (vom November 1931).

Bringt der erste Artikel eine Zielsetzung für den Aufbau des lebensgesetzlich gesunden deutschen Landstandes, so enthält der zweite jene Kampfanfrage an den Kapitalismus, die von dessen Vertretern zu ihrem eigenen Schaden übersehen oder gering eingeschätzt worden ist, die aber am Anfang der Marktordnung als der gewaltigsten Revolution auf deutschem Boden gegen die Gesetze des Kapitalismus steht.

Im tiefsten steht hinter vielen der Aufsätze immer wieder die große Liebe zu den klaren und schönen Erkenntnissen unserer Vorfahren - und wo es ihm die Verhältnisse ermöglichten, hat er sich selber auf das Feld der Erforschung der Frühgeschichte begeben. Dazu gehört etwa in dieser Zusammenstellung der Artikel über den „Balken von Klemzig", über „Hellenen, Germanen und wir", die Darstellung über die Wikinger und der schöne Artikel über das altschwedisches Bauerntum auf Runö. Der Gedanke war dabei immer wieder, das Wissen der Ahnen für unsere Zeit und zum Wiederaufbau unseres Volkes einzusetzen. Wohl die schönste Unternehmung in dieser Hinsicht ist sein Beitrag „Altnordische Sittengesetze, die sich zugleich als Zuchtgesetze auswirken" und die nachdenkliche Arbeit „Der Lebensbaum unserer Altvorderen im Licht der neuzeitlichen Naturwissenschaft".

Wer so wie R. Walther Darré im Kampf gegen Judentum und Judengeist steht, ist auch tiefer in diesen eingedrungen - und gerade er hat den Mut und die Aberlegenheit mit dem damals stärksten, sehr rassenbewußten Geist des Judentums Walther Rathenau den Kampf aufzunehmen und dessen „Reflexionen" zu prüfen und zu untersuchen, offen dabei feststellend, wie sehr Rathenau, ganz fern aller demokratischen Gleichmacheret, die Rassen-gesetze von sich aus völlig klar erkannte - wenn er wahrscheinlich es auch nicht gerne gesehen hätte, daß die nichtjüdischen Völker auf diese Erkenntnisse stießen. Mit klarem Blick greift er eine Vorausschau dieses bedeutenden Juden hervor. Rathenau schrieb: „Eine neue Romantik wird kommen: die Ro-

mantik der Rasse. Sie wird das reine Nordlandblut verherrlichen und neue Begriffe von Tugend und Laster schaffen. Den Zug des Materialismus wird diese Romantik eine Weile hemmen.

Dann wird sie vergehen, weil die Welt neben der blonden Gesinnung des schwarzen Geistes bedarf und weil das Dämonische sein Recht will. Aber die Spuren dieser letzten Romantik werden niemals schwinden."

Und diesem Vorausgesetzt stellt R. Walther Darré den Gedanken der Hochzucht entgegen. Er verbindet sie aufs neue mit dem Sippenhof, dem Erbhof, und hebt in seiner Auseinandersetzung mit Böhmer hervor, wieder ganz eng anknüpfend an die Tradition unserer Vorfahren: „Der Kernpunkt der Angelegenheit ist der, daß der aus dem Mittelalter auftauchende bäuerliche (und adlige!) Brauch des Anerbns nicht das Ergebnis wirtschaftlicher Zwecknotwendigkeit gewesen ist, sondern lediglich der erhalten gebliebene und späterhin familienrechtlich geschützte Brauch eines ursprünglichen im heidnischen germanischen Gottes- und Sittlichkeitsempfinden verankerten Sippengedankens. Der Wesensinhalt dieses Sippengedankens lag in der Vorstellung, daß die von einem Gotte dem Geschlechte übermittelte Keim- oder Erbmasse - das Blut in der Sprache der Germanen - in möglicher Reinheit und Vollendung an die Nachkommen weiterzureichen sei. Zur geruhigen Ermöglichung dieser Aufgabe wurde den einzelnen Sippen von der Gesamtheit der Geschlechts- oberhäupter ein bestimmtes Stück Land - sozusagen als göttliches Lehen - überwiesen."

Die von Marie Udelheid, Prinzessin Reuß zur Lippe, klug zusammengestellte Sammlung dieser Veröffentlichungen des Reichsbauernführers gehört zu dem wertvollsten dokumentarischen Material für die Klarheit und Zielstrebigkeit nationalsozialistischer Erkenntnisse. Sie wird hoffentlich diejenigen, die gerne über den „Theoretiker" Darré vergessen möchten, daß dieser, mit den richtigen Theorien beginnend, ihnen auch die richtige Ausführung gegeben hat, zum Nachdenken und zu klareren Erkenntnissen bringen. Für seine alten Mitkämpfer aber hat das schöne Buch einen hohen und bestätigenden Wert.

Johann von Leers

DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

Weltpolitik

Diplomatische Offenstoe

Durch den Dreimächtepakt vom 27. September 1940 ist der Aufbau Europas in die großen weltpolitischen Zusammenhänge eingeordnet worden. Am 4. Oktober trafen sich der Führer und der Duce zu politischen Besprechungen von großer Bedeutung auf dem Brenner. Hieran schloß sich die Reise des Führers durch das besetzte Frankreich zum Caudillo Franco an die französisch-spanische Grenze, darauf die Besprechung mit dem Vizepräsidenten des französischen Ministerrats Pierre Laval und dem greisen Marschall Pétain. Anmittelbar darauf trafen sich der Führer und der Duce in Florenz zu neuen Besprechungen am 28. Oktober, dem 18. Jahrestag des faschistischen Marsches auf Rom.

Die Besprechung auf dem Brenner hatte das System einer Neuordnung Europas festgelegt, das sich jetzt in seinen Umrissen zu enthüllen beginnt.

Die Besprechung mit dem spanischen Caudillo Franco ist zu werten als der erste Schritt Spaniens, um seinen historischen Gegner England begraben zu helfen. Die spanische Politik hat sich im Laufe der letzten Zeit aktiviert. Solange Italien außerhalb des Kampfes stand, war die Neutralität Spaniens die einzig mögliche Lösung, die man in Madrid einnehmen konnte. Dann kam die Niederlage Frankreichs, im Juni übernahm Spanien den Schutz von Tanger und proklamierte seinen Abergang von der Neutralität zur „Nichtkriegsführung“. Die spanische Regierungspresse schrieb dann, daß das spanische Volk eine Haltung der „moralischen Kriegsführung“ einnehme und daß seine Abwesenheit von den Schlachtfeldern jederzeit widerrufen werden könne. Mehrfache Verletzungen der spanischen Gewässer durch englische Kriegsschiffe, die Ausdehnung der Blockade auf die Küsten Spaniens und die damit verbundene wirtschaftliche Schädigung,

die auf Gibraltar getroffenen Vorbereitungen für den Landkrieg, dann das Attentat des britischen Intelligence Service gegen die spanischen Tanklager in Alicante haben die Stimmung zwischen Spanien und England aufs äußerste verschärft. Die spanische Macht ist einst geschichtlich niedergegangen durch England - sie kann nur wieder aufleben zu neuer Blüte, wenn England fällt.

In Frankreich hat sich Marschall Pétain am 30. Oktober mit einer Rundfunkansprache an die französische Bevölkerung gewandt und betont, daß die Begegnung zwischen ihm und dem Führer das erste Kennzeichen für die Wiederaufrichtung Frankreichs bedeute; er habe aus freien Stücken der Einladung des Führers Folge geleistet, und dabei sei ein Zusammenwirken der beiden Länder im Prinzip angenommen worden; die Einzelheiten müßten später erörtert werden, er jedenfalls wolle im Rahmen der konstruktiven neuuropäischen Ordnung den Weg zur Zusammenarbeit beschreiten.

Die Reaktion Englands auf die Begegnung des Führers mit Laval und Marschall Pétain beweist, daß dieser Schlag gefessen hat. Die englische Propaganda versucht, das französische Volk gegen seine Regierung aufzuheizen. Moralisch handelt es sich um eine der schwersten Niederlagen Englands, das bisher trotz des militärischen Ausfalls Frankreichs der Welt gegenüber immer noch den Schein aufrechterhalten hatte, als gehöre Frankreich mit dem Herzen noch immer dem englischen System an. Sein innerer Widerstand gegen die Neugestaltung Europas sollte den Kern eines weiteren moralischen Widerstandes bilden, um den sich alle „von Hitler Unterdrückten“ zusammenscharen sollten, um dann doch mit ihrem letzten Opfer an Gut und Blut John Bull zum Siege zu verhelfen. Sagt nun Frankreich selber aus eigener Überzeugung ja zu der Neugestaltung

Europas, macht es einen ehrlichen Strich unter die bisherige Politik und findet sich zu einer verständnisvollen Zusammenarbeit bereit, so ist England eine der allerwichtigsten psychologischen und propagandistischen Ansatzpunkte für seine Politik entzogen. Das Deutsche Reich aber zeigte gegenüber einem der Hauptgegner Großherzigkeit, Veröhnungswillen und im Gegensatz zu den Verantwortlichen für den Unfrieden von Versailles eine moralische Stärke und ein hohes Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem gesamt europäischen Schicksal. Es ist klar, daß auf französischer Seite aber gewisse moralische Voraussetzungen geschaffen werden müssen, damit das Zusammenwirken wirklich von Vertrauen getragen werden kann.

Griechenlands Abenteuer

Griechenland, dessen Stellung schon lange verdächtig war, hat nun doch sich auf der englischen Seite eingesetzt.

Griechenland hat ungefähr soviel Einwohner wie Schweden, Portugal oder Bulgarien; seine 7 Millionen Menschen sind zwar überwiegend Griechen, doch sitzen an der Nordwestgrenze in der Landschaft Thessalien zahlreiche Albaner, im griechischen Thrazien und Makedonien zahlreiche Bulgaren. Das Land ist arm, nur 25 vH des Bodens sind anbaufähig. Die Industrie ist sehr schwach, Rohstoffe fast kaum vorhanden, die vergleichsweise sehr große Handelsflotte von 1,89 Millionen BRT. stellt einen Hauptwert des Landes dar.

Die griechische Geschichte gerade in den letzten Jahrzehnten hätte Griechenland warnen müssen, sich auf Abenteuer einzulassen. Trotz des ernststen Willens seines damaligen Königs Konstantin, die Neutralität Griechenlands aufrechtzuerhalten, landeten 1916 Engländer und Franzosen in Saloniki und in Piräus. Die englische und französische Propaganda verhalf dem berüchtigten griechischen Oberfreimaurer Venizelos zur Macht, König Konstantin mußte im Juni 1917 abdanken, die von der Entente entwaffnete griechische Armee, von der einzelne Teile aus Sympathie für Deutschland und Treue zu König Konstantin nach Norden über die Grenze getreten und in Deutschland bei

Öberritz interniert waren, wurde von der Entente zum Kampf gegen die Mittelmächte verwandt. Griechenland bekam dafür im Friedensdiktat von Neuilly das bulgarische Thrazien. Venizelos setzte das griechische Schicksal völlig auf die englische Karte; er erstrebte die Eroberung von Konstantinopel und der ganzen Westküste Kleinasiens, die Wiederherstellung des byzantinischen Reiches, deren Voraussetzung die Vernichtung der Türkei war. Im Vertrauen auf England besetzten die Griechen am 14. Mai 1919 im Schutze einer englischen Flotte unter Admiral Calthorpe Smyrna und mehkelten dort in wahrhaft widerlicher Weise die mohammedanische Bevölkerung nieder. Die Landung der Griechen und die von ihnen begangenen feigen Grausamkeiten wurden die Ursache dafür, daß die aufs äußerste geschwächte türkische Nation doch die Waffen wieder ergriff. In einem dreijährigen Kampfe auf der rauhen kleinasiatischen Hochebene in den Schlachten von İnönü, Dumlupınar und an der Sakaria zerklügelten die Türken das griechische Heer und den Traum des wiedererstehenden Byzanz. 1,3 Millionen Griechen aus Kleinasien mußten nach Griechenland übersiedeln, England ließ die Griechen schmachvoll im Stich, unter der Verzweiflung der griechischen Massen der dort altansässigen Stadtbevölkerung räumten die alliierten Truppen auch Konstantinopel, das von der türkischen Nationalarmee so wieder besetzt wurde, wie die Griechen klagten, „zum zweitenmal in die Hand der Türken fiel“. England vergaß dann alle seine Verpflichtungen gegenüber dem armen Griechenland, selbst eine Wiederaufbauanleihe gab es nicht. Mehr der Großmut Kemal Atatürks als der Hilfe der Westmächte verdankte Griechenland, daß es am Leben blieb.

Die Niederlage in Kleinasien führte zur inneren Krise in Griechenland und 1924 zur Ausrufung der Republik. Italien hat, seitdem Mussolini am Ruder war, sich bemüht, mit Griechenland zu verständigen Beziehungen zu kommen. Aber als er mit dem damaligen Diktator Pangalos ein Freundschaftsabkommen schloß, wurde dieser 5 Tage später gestürzt. Als Italien einen Ausgleich der türkisch-griechischen Spannung vermittelte, führte dies eher dazu, daß die beiden sich

gegen Italien zusammenfanden, die Freundschaftsverträge zwischen Italien und der Türkei und Italien und Griechenland, der Besuch von Venizelos 1931, des türkischen Außenministers Tewfik-Rüschdü 1932 in Rom vermochten nicht, zu einer wirklichen Annäherung an Italien zu führen. Als Barthou seine Politik der Balkanentente einleitete, war Griechenland der erste Staat, der sich sofort dazu bereit fand, um seine ungerechte Absperrung der Bulgaren vom Ägäischen Meer aufrechtzuerhalten. Es näherte sich immer mehr der britischen Politik, bis es dann mit dem englischen Garantieangebot des Jahres 1939 sich eng an England anlehnte.

Seine italiensfeindliche Haltung zeigte sich, als Griechenland sich während des Abessinienkonfliktes an den Sanktionen gegen Italien beteiligte, als es im April 1939 nach der Annahme des Garantieabkommens seine militärischen Beziehungen zu England ausbaute.

Die Balkanentente verfiel durch den Austritt Rumäniens und durch die Distanzierung Jugoslawiens - lediglich Griechenland blieb starr bei dieser unzweifelhaft im Interesse der Westmächte liegenden Politik, schuf in seiner Bevölkerung eine Angst- und Haßpsychose gegen Italien, führte Mobilisierungsmaßnahmen durch und zog sein Heer an der albanischen und bulgarischen Grenze zusammen, erlaubte es, daß die aus Bukarest hinausgeworfenen englischen Agenten sich in Athen festsetzten, der britischen Flotte auf Kreta und anderen Inseln Versorgungslager gewährt wurden. Die enge familiäre Bindung des Königshauses an das britische Königshaus wirkte sich so aus. Am 28. Oktober stellte Italien eine Note an Griechenland, in der noch einmal die gesamten neutralitätswidrigen Handlungen Griechenlands zusammengefaßt waren und die Forderung erhoben wurde, Griechenland möge für die Dauer des jetzigen Krieges die Besetzung strategischer Punkte auf griechischem Boden durch Italien dulden. Die griechische Regierung lehnte ab, und darauf kam es zum Einmarsch der italienischen Truppen. England hat bereits erklärt - nach berühmtem Muster -, daß es „den größt-

möglichen Effekt aus dem geringstmöglichen Einsatz“ herausholen müsse. „Daily Express“ schrieb offen: Als Griechenland durch London in den Krieg gezogen wurde, eröffneten sich die Pforten des Himmels für uns. Endlich konnten wir einen Angriffspunkt gegen Italien gewinnen, aber das Gefährliche ist, daß wir vielleicht diesen Stützpunkt nicht halten können. Es kann eintreten, daß wir Griechenland fahren lassen müssen, wie wir bereits Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich räumen mußten.“ Das sind für die Griechen außerordentlich tröstliche Ausichten!

England isoliert

Inzwischen rückt alles von Alt-England ab. Im irischen Parlament gab Ministerpräsident de Valera zu den Äußerungen Churchills, der die irischen Häfen gern für England verwenden möchte, bekannt, daß Irland unter allen Umständen neutral bleiben werde.

Die Regierung des Irak läßt durch den Regenten Abdallah in einer Thronrede vor dem Parlament vom 7. November betonen, daß die äußerste Konzession, die man auf Grund der Verträge England machen konnte, die Ausschaltung der diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich gewesen sei, Irak aber lege Wert darauf, ausdrücklich zu betonen, daß es sich in keinem Falle mit dem Deutschen Reich in Kriegszustand befinde. In Südafrika haben in Pretoria die Vertreter der „Wiedervereinigten Nationalen und Volkspartei“ ein gemeinsames Programm aufgestellt, in dem gefordert wird, daß Südafrika eine unabhängige Republik sein müsse, völlig losgelöst von der britischen Krone unter Berücksichtigung der gleichen Sprach- und Kulturberechtigungen der beiden weißen Bevölkerungsteile. Die drei britischen Protektorate Betschuanaland, Basutoland und Swasiland sollten in die Südafrikanische Union aufgenommen werden. Mit Deutschland sollte man sofort Frieden machen, der jetzige Krieg sei kein Verteidigungskrieg, sondern ein Angriffskrieg Englands, an dem die Bürger Südafrikas nicht teilzunehmen verpflichtet seien.

Die Empire-Konferenz in Neu-Delhi, die am 25. Oktober zusammentrat und deren



Der geflügelte Stier — etwas anders als er es sich gedacht hat!

„N 420“ (Florenz) vom 20. Oktober 1940

eigentliche Aufgabe sein sollte, die politische und wirtschaftliche Unterstützung Englands durch die östlich von Suez gelegenen Reichsteile zu organisieren, ist durch die Sperrung des Mittelmeeres zu einer wenig bedeutungsvollen Konferenz der Vertreter von Australien, Neuseeland, Südafrika, Indien, Ostafrika und Malaya geworden, die schon jetzt vor der Tatsache steht, daß eine ausreichende Rüstungsindustrie in diesen Gebieten gar nicht ins Leben zu rufen ist, daß es sich schon lange nicht mehr um die Unterstützung des Mutterlandes, sondern erst einmal um die wirtschaftliche Selbstversorgung der Indiamer-Gebiete handelt.

Am Neuaufbau Europas

Inzwischen vollzieht sich in Europa der Neuaufbau. Im Elsaß hat sich die deutsche Bevölkerung in gewaltigen Kundgebungen für die Mitarbeit am Reich erklärt.

Lothringen ist an den Bau Saarpfalz angeschlossen worden.

In Luxemburg hat Gauleiter Simon in einer Großkundgebung in der Stadt Luxemburg betont, daß Luxemburg als ein Teil des Deutschen Volkes aus freier Entscheidung zu Groß-Deutschland kommen und daher von innen für Deutschland gewonnen werden sollte.

In den Niederlanden hat der Reichskommissar Dr. Seyß-Inquart in einer Rede vor dem Niederländischen Kulturring betont, daß die prekäre Lage der Niederlande in dem Mißverhältnis zwischen ihrer zu geringen Macht

und ihrer raummäßigen Ausdehnung gelegen habe, nunmehr aber stünde die gesamte Macht des Reiches hinter den Niederlanden. Bereits jetzt sind in großem Umfang niederländische Arbeiter unter besonderen verbesserten Lohnverhältnissen im Reich eingesetzt worden. Die wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen werden wieder in Gang gebracht. Prof. Snijder, der Vorsitzende des Kulturringes, hat eine weitgehende kulturelle Arbeit ins Leben gerufen.

Das innere niederländische Parteileben wird man sich ausklären lassen müssen. Die Mehrzahl der alten politischen Parteien, so die Anti-Revolutionäre, die Christlich-Historischen und die „Römisch-Katholische Staatspartei“ mit einer ganzen Anzahl anderer Verbände hatten sich in einer „Niederländische Union“ zusammengeschlossen, die in Wirklichkeit der alte, schon reichlich saure Wein in neuen Schläuchen war. Diese schien sich zu einer Einheitsbewegung des gesamten niederländischen Volkes entwickeln zu wollen, aber da sie weder ein vernünftiges Arbeitsprogramm vorlegte, noch viel Besseres darstellte als eine Sammlung von Ressentiments, so ist sie heute schon wieder im Rückgang. Etwas Ähnliches kann man von der „Nationalen Front“ sagen, die von Anfang an viel kleiner, eine Gruppe von kirchlich-ständischen Kreisen mehr oder minder konservativer Art darstellte. Die „Nationalsozialistische Bewegung“ arbeitet dagegen mit großem Erfolg; in der letzten Zeit ist eine niederländische Pressekammer, eine Vereinigung der Erzieher, eine ökonomische Front aus den Inhabern der mittleren Betriebe gebildet worden; die Sozialdemokratische Partei ist umorganisiert worden und tritt mit dem Namen „Niederländische Sozialistische Werkgemeinschaft“ unter der kommissarischen Leitung von Roß van Tonningen an die Öffentlichkeit; in ähnlicher Weise hat der alte niederländische Nationalsozialist Woudenberg die kommissarische Leitung der größten niederländischen, bisher klassenkämpferisch eingestellten Gewerkschaftsorganisation „Niederländische Vatervereinigung“ übernommen.

In Belgien hat der Hinauswurf der Juden begonnen. Eine Verordnung des Militärbefehlshabers für Belgien, General von Fal-

kenhausen, verbietet allen aus Belgien gesüchteten Juden die Rückkehr, regelt die Anmeldepflicht für Juden, jüdische Unternehmungen und jüdisches Vermögen. Jüdische Gaststätten müssen mit der dreisprachigen Aufschrift „Jüdisches Unternehmen“, „Joodsche Onderneming“, „Entreprise juive“ gekennzeichnet werden. Alle Juden in öffentlichen Ämtern, Organisationen, Schulen, Hochschulen sind bis zum 31. Dezember zu entlassen, jüdische Beamte treten in den Ruhestand. Die Bevölkerung Belgiens hat seit langem, ohne bis jetzt eine aktive Abwehr zu entwickeln, stark unter der Verjudung des Landes gelitten.

Sehr erfreulich vollzieht sich in Rumänien die Neugestaltung. Der übersehete Apparat der Beamtenerschaft wird von 381 000 auf 180 000 Menschen herabgesetzt; die Masse dieser Beamten wird in der Wirtschaft im Rahmen der bereits eingeleiteten Entjudung der Betriebe eingesetzt. Das Steuerwesen wird reformiert, um eine finanzielle Entlastung der bis jetzt übersteuerten Landwirtschaft durchzuführen. Die Landwirtschaft selber wird im Rahmen der engen Zusammenarbeit mit Deutschland besonders stark auf die deutschen Importbedürfnisse gerichtet. Der neue Anbauplan sieht eine Steigerung des Anbaus von Öl- und Textilpflanzen, Futtermitteln und Getreide vor, wobei besonders die Qualität durch Anwendung rationeller Methoden verbessert werden soll.

In den Vereinigten Staaten ist der Wahlkampf zwischen Roosevelt und Willkie mit einem Siege Roosevelts beendet.

2600 Jahre Japan

Japan beging am 10. November den Tag des 2600jährigen Bestehens des japanischen Reiches. Im Unterschied zu allen anderen Monarchien der Welt leitet der Kaiser von Japan, der allein den Titel Tenno („Himmelstaiser“) führt (alle anderen Kaiser heißen Kotei = „souveräner Herrscher“), nicht nur seinen Ursprung von den Göttern her, sondern das kaiserliche Haus leitet sich in unmittelbarer Linie der Herrscher aus einer Zeit her, die bei uns schon lange in mythischer Vergangenheit liegt, nämlich aus der Zeit 660 vor unserer Zeitrechnung, als in Rom noch

Könige regierten, Assurhaddon von Assyrien gerade Ägypten erobert hatte und in Orientenland noch mancher Stadtkönig aus dem Geschlecht des Zeus regierte, aus einer Zeit, da unsere germanischen Vorfahren noch in gar keiner Berührung mit der Welt des klassischen Altertums standen und im ganzen Norden Europas noch die alte, schöne und tiefsinnige Sonnenreligion herrschte. Ur-altes solares Wissen und eine in allen anderen Teilen der Welt fast verschwundene Aufgabe kosmischer Verpflichtung gegenüber der Ordnung des Universums sind im japanischen Herrscherhause durch die Jahrtausende festgehalten worden, so daß dieses Haus heute nach Traditionen und Aberlieferungen, religiöser Sendung und faktaler Würde das erste der Welt ist. In einem sehr schönen Aufruf am 11. Februar d. J., dem Tage „Kigensetsu“, dem üblichen Reichsgedenktag Japans, hat der regierende Kaiser Hirohito, mit seinem Regierungstitel Showa Tenno, in einem Erlasse den Japanern die Bedeutung dieses Tages in die Erinnerung zurückgerufen: „Wir gedenken daran, wie der Himmelstaiser Jimmu im Sinne des großen Leitgedankens, dem göttlichen Walten Fortgang zu geben, den edlen Thron der einen Linie ohne Ende vererbt, für die wandellose Folge ungezählter Regierungszeiten einen starken Grund gelegt und damit seinen himmlischen Herrschaftsauftrag erfüllt hat. Seitdem folgt eine kaiserliche Regierung der anderen, von oben wirken Milde und Güte, das Unten dient in treuer Sitte dem Oben, und während so Herrscher und Volk eine leibhaftige Einheit bilden, ist die Zeit unserer Regierung gekommen und mit ihr nun das Jahr 2600. Von euch, Unseren Untertanen, die ihr seht im Zeichen einer außergewöhnlichen Weltlage diese festliche Wiederkehr unserer Reichsgründung erlebt, hegen Wir die Erwartung, daß ihr eure Gedanken auf das schöpferische Werk des Himmelstaisers Jimmu lenkt, daß ihr die Größe und Weite unseres Kaiserreichs, die Höhe und Tiefe unserer kaiserlichen Absichten bedenket, daß ihr in Eintracht zusammenarbeitet, um die edelsten Blüten, deren unser Reich dank seiner Staatsform fähig ist, zu entfalten, daß ihr so die Not der Zeit überwindet, euch

um die Hebung unseres nationalen Ansehens bemüht und mit alledem den göttlichen Geistern unserer kaiserlichen Ahnen Dank erweist."

Die deutsche Nation vereinigt sich mit der japanischen Nation in den Glückwünschen zu diesem feierlichen Tag, an dem das japanische Reich seiner Gründung in grauer Vorzeit gedenkt. Mit dem erwachten Empfinden für die Heiligkeit uralter Tradition versteht unser Volk wohl, welcher hoher Wert in einer so uralten, nie unterbrochenen Tradition liegt, und wir stehen nicht an, festzustellen, daß es für die ganze Welt von hoher Bedeutung ist, daß mitten in den politischen, militärischen und religiösen Wirren unseres Jahrhunderts aus ältesten Zeiten ein Thron aufragt, der noch ein kosmisch-religiöses Wissen und eine ordnende Aufgabe gegenüber dem Universum verkörpert, uralte, verehrungswürdige und berufen zu einer großen Sendung. Der „kaiserliche Weg“ (Kodo), wie ihn das japanische Herrscherhaus gerade heute besonders stark betont, enthält in sich Elemente einer besseren Weltordnung, die sich heute in der Neugestaltung des großasiatischen Raumes manifestieren und deren Tragweite wir wohl verstehen und anerkennen.

Der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare der UdSSR., Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten W. M. Molotow, traf in Berlin in Begleitung von 32 führenden Persönlichkeiten der UdSSR.,

darunter dem stellvertretenden Außenkommissar Dekanofow, dem stellvertretenden Innenkommissar, dem stellvertretenden Außenhandelskommissar und dem Volkskommissar für das Hüttenwesen ein. Er wurde vom Führer zweimal in Gegenwart des Reichsaußenministers empfangen, ebenso vom Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, und vom Reichsmarschall Hermann Göring. Die Besprechungen trugen den Charakter einer eingehenden, vertrauensvollen gemeinsamen Untersuchung aller Probleme und Fragen, an denen das Deutsche Reich und die UdSSR. interessiert sind. Aber ihren eigentlichen Inhalt ist absichtlich nichts verlautet worden, schon um die aufgeregte englische Presse, die diese Zusammenkunft mit Mißtrauen und Sensationsbegierde verfolgt, ihren kindischen Kombinationen zu überlassen. Das Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und der UdSSR. ist wieder ganz zu jener von Bismarck vertretenen Grundhaltung bewußter gegenseitiger Förderung übergegangen, bei der erfahrungsgemäß Deutschland und Rußland sich stets gut gestanden haben.

An kleineren Ereignissen ist nachzutragen, daß der britische Geheimdienst den ägyptischen Ministerpräsidenten Hassan Sabry Pascha vergiftet hat, um den Widerstand Ägyptens gegen das englische Bestreben, Ägypten in den Krieg zu ziehen, endgültig zu brechen. Die Folge davon sind heftige Demonstrationen in Ägypten gegen England.

HANS MERKEL

Weltwirtschaft

Das europäische Festland ist auf sich selbst gestellt. In steigendem Ausmaß richten sich die europäischen Volkswirtschaften auf Mitteleuropa aus. Das Festland besinnt sich auf sich selbst und auf seinen inneren Schwerpunkt. Dieser Umstellungsvorgang wird mit der Auslöschung des wirtschaftlichen Liberalismus enden. Neue Lebens- und Wirtschaftsformen werden entstehen. Sie werden dann Bestand haben, wenn sie in den natürlichen Lebensgrundlagen der Völker, in Blut und Boden,

wurzeln. Das Europa der Zukunft wird eine Volkergemeinschaft sein. In dieser Gemeinschaft wird sich aber kein europäisches Weltbürgertum entfalten. An Stelle der liberalen Weltwirtschaft wird also keine liberale Europawirtschaft treten können. Notwendig wird vielmehr sein eine geordnete Zusammenarbeit der geordneten Volkswirtschaften Europas. Eine solche Ordnung setzt voraus, daß die Lebensvoraussetzungen eines jeden Volkes, wie Boden, Rasse, Klima, Geschichte,

Lebensgrundlagen, Entfaltungsmöglichkeiten und Zukunftsaufgaben berücksichtigt werden. Dabei ist die Stellung des Landvolks in den einzelnen Volkswirtschaften von entscheidender Bedeutung. Dieser Anteil betrug:

Land	Zahl der in der Land- und Forstwirtschaft tätigen Menschen in 1000	Ihr Anteil an der gesamten berufstätigen Bevölkerung in %
1. Zone		
Großbritannien	1 174	6,2
2. Zone		
Belgien	640	17,1
Niederlande	653	20,5
Schweiz	413	21,4
(in diese Zone würden Nordfrankreich u. Westdeutschland gehören)		
3. Zone		
Deutsches Reich	10 612	28,8
Frankreich	7 709	35,1
Dänemark	561	35
Norwegen	417	35,8
Schweden	1 040	36
(in diese Zone gehört auch das Protektorat Böhmen u. Mähren)		
4. Zone		
Italien	8 008	46,7
Ungarn	2 031	53,1
Griechenland	1 475	53,7
Spanien	4 537	57
5. Zone		
Rumänien	14 082	72,5
ehem. Polen	10 269	76,2
Bulgarien	2 464	80,9
Jugoslawien	12 689	82,4

Grenzen der Industrialisierung

Aus diesen Zahlen sprechen 100 Jahre Wirtschaftsgeschichte, die Umgestaltung des wirtschaftlichen Lebens durch Technik und Wissenschaft, aber auch die Vernichtung oder Störung der sozialen Struktur durch den praktischen Materialismus. Deutlich zeigt sich der verschieden starke Anteil der germani-

schen, romanischen und slawischen Völker an der Industrialisierung Europas. Dem entsprach aber auch ein entsprechend hoher Grad der „Industrialisierung der Landwirtschaft“. Dieser Vorgang ist noch nicht zum Abschluß gekommen. Gerade die letzte deutsche Volkszählung von 1939 zwingt hier zur Besinnung. Werden die Ergebnisse der Volkszählung von 1882, 1907 und 1939 einander gegenübergestellt, so betrug

	die Gesamtbevölkerung in 1000	die landwirtschaftliche Bevölkerung in 1000	die landwirtschaftliche Bevölkerung in %
1882	40 165	16 029	39,9
1907	55 598	14 996	27,0
1939	68 128	12 265	18,0

Auf die einzelnen Wirtschaftsabteilungen entfiel (in Hundertfähen):

	Landwirtschaft	Handwerk und Industrie	Handel, Verkehr, öffentliche Dienste selbständ. Berufslose, häusl. Dienstl.
1882	39,9	37,0	23,1
1907	27,0	41,6	31,4
1939	18,0	41,0	41,0

Im Laufe von zwei Generationen ist der Anteil von Handwerk und Industrie an der Gesamtbevölkerung nahezu gleichgeblieben. Der Anteil des Landvolks sank auf die Hälfte, der Anteil der übrigen Wirtschaftsabteilungen hat sich verdoppelt. In diesen Zahlen spiegelt sich das Ausmaß der Verstädterung im Laufe von 2 Generationen wider und das Abströmen der Menschen aus den Berufen der Urproduktion in die Wirtschaftszweige der Verteilung, der Verwaltung und des Rentnertums. Würde diese Entwicklung sich im gleichen Ausmaß fortsetzen, so würde dies gleichbedeutend sein mit einer Ausblutung des Landes, die zwangsläufig auch zu einer Unterwanderung des Landes führen müßte und damit zu unabsehbaren Gefahren für den Bestand des Volkstums überhaupt.

Voraussetzungen einer wirtschaftlichen Neuordnung Europas

Wer die kommende Neuordnung Europas meistern will, muß stets das oben wieder-gegebene Raumbild im Auge behalten. Es ist im wesentlichen gekennzeichnet durch den

Anteil des Landvolkes am Gesamtvolk. Dieser Anteil ist bei jedem Volk ebenso verschieden wie Ausmaß, Umfang und Richtung der Verstädterung. Spiegelbild dieser Verhältnisse sind der Umfang der ländlichen und städtischen Kaufkraft, die steuerliche Belastung, die Preisbildung und die Preisverhältnisse, die Volksverschuldung und die Währungsverhältnisse. Der Krieg bewirkt eine völlige Umschichtung all dieser Elemente, und zwar bei jedem Volk. Es ist nicht notwendig, daß diese Umschichtung etwa in einer Umwertung der Währung seinen äußeren Ausdruck findet. Weit wichtiger wird die Frage sein, in welchem Umfang durch den Krieg die ländliche Kaufkraft geschwächt oder gestärkt wird, in welchem Umfang durch den Krieg in den einzelnen Ländern eine Verarmung des Landes bewirkt wird. Wer sich der Vorstellung hingibt, daß Währungsgemeinschaften und Wirtschaftsunionen nach dem Krieg von selbst einen wirtschaftlichen Aufschwung bewirken würden, geht an der Kernfrage vorbei. Diese Kernfrage lautet: Welche Stellung wird dem Landvolk nach dem Krieg in den einzelnen europäischen Volkswirtschaften jeweils eingeräumt werden? Diese Frage ist völlig unabhängig von Währungs- und Wirtschaftsunionen. Sie wird aber von entscheidender Bedeutung sein für das künftige Schicksal unseres Erdteiles.

Der Weltmarkt

Während sich auf dem Festland eine neue Wirtschaftsordnung bildet, hat sich das Schwergewicht des Weltmarktes von London nach New York verlagert. Im Gegensatz zu früheren Krisen der Weltwirtschaft ist das Bild heute recht uneinheitlich. Gegenüber dem Jahresbeginn weisen die Preise für Kupfer, Kautschuk und Zinn kaum eine Erhöhung auf. Wichtige Abnehmerländer für diese Rüstungsrohstoffe am europäischen Festland sind hier ausgefallen. An ihre Stelle ist aber der durch die Aufrüstung bedingte Mehrverbrauch der Vereinigten Staaten getreten. Trotz außerordentlicher Weltvorräte sind die Baumwollpreise kaum abgefunken.

Dagegen sind die Weltmarktpreise für Zucker und Jute stark gefallen, da hier die europäischen Absatzländer weitgehend ausgefallen sind. Aus den gleichen Gründen hat auch der Weizenpreis eine gewisse Abschwächung erfahren.

Ware	Börse	Preise ¹⁾	
		Anfang Januar	im Oktober 1940
Weizen	Chicago	104	84 ²⁾
Zucker	New York	155	82 ²⁾
Schmalz	Chicago	7,05	4,8 ²⁾
Baumwolle	New York	10,73	9,45 ²⁾
Jute	Kalkutta	94	34
Kupfer	New York	12,50	12
Zinn	New York	48,70	51,75
Kautschuk	New York	19,25	20,43

¹⁾ Die Preise verstehen sich mit Ausnahme von Weizen und Jute in cts je lb.

²⁾ Terminpreise per Dezember 1940.

Verlagerungen bei Erdöl

Beim Erdöl, dem kriegswirtschaftlich besonders wichtigen Rohstoff, zeigen sich bereits gewisse Verlagerungen ganz deutlich. Die rumänischen Erdölfelder stehen unter deutschem Schutz. Japan hat seine Bezüge in steigendem Umfang auf Niederländisch-Indien verlagert. Die Sperre des Suezkanals, die einen Rückgang der Schifffahrt um etwa 90 vH zur Folge hatte, hat auch Rückwirkungen auf die Versorgung derjenigen Länder, die früher Erdöl aus Vorderasien bezogen. Doch ist es wichtig, sich ein klares Bild über die tatsächliche Weltförderung an Erdöl zu machen. Sie betrug im ersten Halbjahr 1940 in Millionen Tonnen:

Vereinigte Staaten	93,7
Sowjetunion	14,0
Venezuela	14,3
Iran	5,3
Niederländisch-Indien	4,7
Rumänien	3,1
Mexiko	2,8
Irak	2,1

Die Vormachtstellung der angelsächsischen Länder tritt hier deutlich zu Tage. Für den Fortgang und den Ausgang des Krieges ist sie aber ohne Bedeutung.

Die Landwirtschaft in der Welt

Französische Aufbaubemühungen

Soweit man sich aus den verschiedenen Nachrichten über das unbefestete Frankreich ein Bild machen kann, bemüht sich die Regierung eifrig, so gut es unter den obwaltenden Bedingungen geht, die Wirtschaft des Landes wieder in Gang zu bringen. In erster Linie erstrebt sie eine Wiederbelebung der Landwirtschaft, in der richtigen Erkenntnis, daß eine Sicherung der Ernährung Grundlage und Vorbedingung für eine vernünftige Ankerbelung der Volkswirtschaft ist. Die Fälle verschiedener Maßnahmen läßt zweierlei recht deutlich erkennen: einmal die starke Vernachlässigung der französischen Landwirtschaft in den vergangenen Jahrzehnten, über deren geradezu sträfliches Ausmaß in den letzten Monaten mancherlei auch in die deutsche Presse und darüber in die Öffentlichkeit gekommen ist. Zum anderen ist eine gewisse Systemlosigkeit der Maßnahmen unverkennbar, die vielleicht uns Deutschen deswegen besonders auffällt, weil wir durch eine straffe und sinnvoll gegliederte Marktordnung mit der sie tragenden und sichernden Organisation sozusagen verwöhnt sind.

Eines der schwierigsten Vorhaben dürfte die Wiederbesiedlung des Landes sein. In Jahrzehnten einer städtisch und industriell ausgerichteten Wirtschaftspolitik hat sich das Land in einem Maße entvölkert, das wir uns kaum vorzustellen vermögen. Für uns ist es unfaßlich, daß in diesem klimatisch gesegneten Lande bereits 1911 bis 1914 3,8 Mill. Hektar Ackerlandes ungebaut waren, daß die Menge des ungebauten Landes schon 1933 auf 5,6 Mill. Hektar gestiegen war und sicher bis zum Kriegsausbruch noch weiter gestiegen ist. Wir verstehen auch nicht, daß trotz größerer natürlicher Fruchtbarkeit, trotz besserer klimatischer Vorbedingungen die Ernteerträge ganz wesentlich unter den in Deutschland geübten liegen, wie die folgende kleine Gegenüberstellung aus dem Jahre 1936 zeigt (daz je Hektar):

Frankreich Deutschland

Weizen	13,3	20,5
Gerste	13,5	20,5
Hafer	12,8	19,7
Roggen	10,6	16,1
Mais	15,5	26,7
Kartoffeln	107,0	162,2

Ein neues Gesetz, das im Laufe des Monats September veröffentlicht wurde, versucht, Menschen auf das Land zurückzuholen. Es bestimmt, daß sämtliche Felder wie auch landwirtschaftlichen Betriebe, die seit zwei Jahren unbewirtschaftet sind, an jede Person französischer Nationalität abgetreten werden können, die unter Nachweis der notwendigen Mittel einen entsprechenden Antrag stellt. Es ist natürlich mehr als fraglich, ob gerade heute genügend Menschen die „notwendigen“ Mittel nachweisen können, mindestens ist diese Bestimmung auffällig. Man sollte annehmen, daß es zunächst darauf ankommt, überhaupt die vielen Arbeitslosen, soweit sie mit ihren Familien sich eine sichere Lebensgrundlage durch landwirtschaftliche Arbeit und bäuerliches Schaffen sichern wollen, dorthin zu bringen, wo sie nützliche Arbeit leisten können, nämlich auf das Land, und zwar gleichgültig, ob die notwendigen Mittel vorhanden sind oder nicht. Im letzteren Falle müßte eben der Staat einspringen, und wir wissen ja aus eigener Erfahrung, daß sich solche staatliche Hilfe, richtig angelegt, hundertfältig „verzinst“. Daß staatliche Hilfe notwendig ist, hat auch die französische Regierung eingesehen und Mitte Oktober einen 16-Milliarden-Kredit für die französische Landwirtschaft bewilligt. Der Kredit soll dem Ausbau der Agrar-ausrüstung, offenbar mit Maschinen, Geräten usw., dienen, ferner der Elektrifizierung von Gemeinden, der Herstellung von Wasserleitungen, Entwässerungsanlagen, Ausbesserung von Häusern, unter anderem aber auch der „Schaffung kleiner Bauernstellen“. Wir meinen, daß gerade an kleinen Bauernstellen Frankreich keinen Man-

gel hat, denn die Gewohnheit der Realteilung hat die landwirtschaftlichen Besitztümer teilweise bereits so weit verkleinert, daß eine ordnungsmäßige bäuerliche Bewirtschaftung überhaupt in Frage gestellt ist. Von einer Flurbereinigung, die - wie wir wissen - ein schwieriges Unternehmen ist, hört man jedoch nichts.

Voraussetzung einer durchgreifenden „Aufzucht“ des Landes mit Menschen, mit Arbeitskräften, ist fraglos ihre Daseinsicherung. Aus den letzten Jahrzehnten wurzelt hier aber in fast jedem Franzosen ein tiefes Mißtrauen, denn schließlich hat sich die französische Landwirtschaft, besonders nach dem Weltkrieg, vergeblich um eine Besserung ihrer Daseinsbedingungen, vor allem der landwirtschaftlichen Preise bemüht. Manches aus dem Frankreich des Jahres 1940 deutet auf die Einführung marktordnender Maßnahmen. Aber offenbar kennt man sehr wenig von den vorbildlichen Arbeiten Deutschlands, die man vor dem Kriege bekanntlich heftig ablehnte und deswegen entweder gar nicht oder nur in mehr oder minder verzerrten Darstellungen zur Kenntnis nahm. Heute rächt sich diese Unterlassungssünde, denn eine genaue Kenntnis der deutschen Erzeugungs- und Marktordnungsmaßnahmen würde die Lösung manchen Problems wesentlich erleichtern.

Aber es fehlt nicht an Ansätzen, wenn man die französische Agrarpolitik der letzten Monate überschaut. Es werden departementsweise landwirtschaftliche Beschaffungsorganisationen gebildet, Roggen und Futtermittel werden bewirtschaftet, der Getreidehandel und der Kartoffelabsatz werden geregelt, besondere Maßnahmen gelten der Motorisierung, um den großen und schwerwiegenden Pferdeverlust auszugleichen, man bemüht sich um eine Mehrung des Schafbestandes. Absatzgenossenschaften werden in den Verkauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse eingeschaltet, Nahrungsmittelpreise werden festgelegt, wobei sich die Regierung bemüht, den Erzeugern „normale“ Verdienste zu gewährleisten, und

schließlich - um diese willkürliche Überficht zu beenden - wurde die allgemeine Lebensmittelrationierung eingeführt.

Selbst wenn man die besonderen Verhältnisse berücksichtigt, aus denen heraus die Aufbaumaßnahmen entwickelt werden müssen, fällt die geringe Planmäßigkeit auf. Ohne eine solche wird man aber nur langsam den Zustand der Selbstversorgung erreichen, während doch mehr als diese, eben eine gesunde landwirtschaftliche Exportfähigkeit anzustreben wäre.

Wichtige Marktregelungen in Europa

Sinnland hat nach der Beilegung seines Konfliktes naturgemäß besondere Schwierigkeiten zu überwinden, die sich auch in der Versorgungslage des Landes widerspiegeln. Gemessen am Bedarf fehlen bis zur nächsten Ernte rund 134 000 Tonnen Getreide, das sind rund ein Viertel des Gesamtbedarfes, die durch Einfuhr zu decken sind. Der Zuckerbedarf kann bei den derzeitigen Rationen in etwa gedeckt werden. Besonders schwierig ist die Fettversorgung.

In Italien ist seit 1. Oktober das „Pane integrale“, ein Einheitsbrot, eingeführt worden, ohne daß bisher eine Brotrationierung notwendig wurde (abgesehen von Verkaufsverböten für frisches Gebäck an bestimmten Wochentagen). Der Verbrauch von Öl und Fett dagegen wurde fest rationiert und auf Marken gestellt: $\frac{1}{2}$ Liter Öl und 300 Gramm Butter, Schmalz oder Speck je Kopf und Monat. Auf unmittelbare Anregung des Duce ist eine Neu festsetzung der Getreidepreise zurückzuführen, welche nach Ansicht des „Corriere della Sera“ den Bauern und Landwirten insgesamt eine Milliarde Lire Mehreinnahmen bringen wird. Der Verbraucher wird diese Preisbesserung nicht zu tragen haben, wenigstens nicht unmittelbar, weil der Staat sich entschlossen hat, die Mehrkosten zu übernehmen.

In Rumänien wurde ein neues Gesetz zur Regelung des Weizenmarktes veröffentlicht,

welches die Prämie für Weizen je Waggon erhöht. Der auf diese Weise entstehende Preis von 85 000 Lei je Waggon frei Verladestation ist zugleich Mindest- und Höchstpreis. Die Ausmahlung des Weizens wurde besonders geregelt.

In Spanien wurde nach einer Ankündigung der Staatlichen Getreidestelle für alle Landwirte die Verpflichtung eingeführt, sämtliche verfügbaren Getreidebestände der Ernte 1940, soweit sie nicht dem Selbstverbrauch und der Aussaat dienen, abzuliefern. Die Weizenpreise wurden erhöht, sodann Prämien für die Erweiterung der Anbauflächen eingeführt.

Rückgang der japanischen Landhaushalte

Mitteilungen des japanischen Landwirtschaftsministeriums zufolge sind die Landhaushalte von 5,6 Millionen im Jahre 1937 auf rund 5,5 Millionen im Jahre 1939 zurückgegangen, genau um 85 000. Während 1934 die Landhaushalte noch 44,38 vH der Gesamthaushalte ausmachten, ist der Anteil 1939 40,40 vH. In diesen Zahlen spiegelt sich die fortschreitende Industrialisierung Japans. In zunehmendem Umfange wird in Japan Land als Kapitalanlage gekauft. Die Regierung will hiergegen jetzt durch Festlegung von Landpreisen vorgehen, die den Anreiz nehmen sollen, Land zu verkaufen.

WALTER HORN

Kulturpolitische Umschau

Der Führer ehrt Professor Paul Schulze-Naumburg

Der zehnte Jahrestag der Übernahme der Staatlichen Bauhochschulen in Weimar durch Prof. Dr. Dr. h. c. Paul Schulze-Naumburg wurde in Weimar in feierlicher Form begangen. Professor Schulze-Naumburg, der im 72. Lebensjahr steht, ist an diesem Tage in den Ruhestand getreten.

Auf dem Festakt in Weimar überreichte Gauleiter und Reichsstatthalter Saukel dem Jubilar Schulze-Naumburg ein persönliches Handschreiben des Führers. Der Führer spricht darin seine Anerkennung für die großen Dienste aus, die Prof. Schulze-Naumburg in langjährigem Wirken, besonders an der Weimarer Kunsthochschule, für die deutsche Kultur geleistet hat. Mit diesem Dank hat der Führer den Wunsch verbunden, daß Prof. Schulze-Naumburg auch abseits der Lehrtätigkeit noch weitere Jahre erfolgreichen Schaffens beschieden sein mögen.

Wenn im nationalsozialistischen Deutschland die Kunst wieder Mittlerin der Schönheit geworden ist und das Lebensgefühl des

deutschen Menschen in vorbildlichen Werken der Architektur, Malerei und Plastik verkörpert, so danken wir das nicht zuletzt der jahrzehntelangen Pionierarbeit von Prof. Paul Schulze-Naumburg, dem Vorkämpfer einer Kultur aus Blut und Boden. Länger als ein halbes Jahrhundert hat sein Leben und Wirken dem Kampf um die deutsche Kunst gehört. Unbeirrt von allen Anfeindungen ist dieser Vorkämpfer einer rassistisch bedingten Weltanschauung seinen Weg gegangen, bis ihm das Großdeutsche Reich die Erfüllung seines geistigen Ringens, die Bestätigung seines kulturellen Hochziels und die Möglichkeit zu einem fruchtbringenden Wirken gab.

Paul Schulze-Naumburg wurde am 10. Juni 1869 in Naumburg als Sohn eines Künstlers geboren, besuchte die Kunstakademie in Karlsruhe und suchte seine reiche Begabung durch längere Studienreisen nach Italien und Frankreich zu vervollkommen. Als Maler und Bildhauer fühlte er sich zur Baukunst hingezogen. Sein leidenschaftliches Verlangen, einen möglichst umfassenden Bereich des menschlichen Kulturschaffens zu durchdringen,

brachte ihm auf schöpferischem Gebiet ebenso große Erfolge wie als Lehrer, Kunsthistoriker und praktischer Kulturpolitiker.

Schulze-Naumburgs erstes Buch „Studium und Ziele der Malerei“ verarbeitet die Erfahrung dieses ersten Abschnittes seines kulturpolitischen Kampfes. Die Veröffentlichungen seiner nächsten Kampffahre zeigen uns den Weg, den dieser kompromißlose Künstler und Kulturpolitiker genommen hat: „Kunst und Kunstpflege“, „Die Gestaltung der Landschaft“, „Die Entstellung unseres Landes“, „Das bürgerliche Wohnhaus“ und schließlich als sein eigentlich grundlegender kulturpolitischer Beitrag für den Kampf um das deutsche Gesicht der Kunst sein richtungsweisendes Werk „Kunst und Rasse“. Mit diesem Werk beginnt er seine Auseinandersetzung mit der in liberalistischer Geisteshaltung erstarrten Kathederwissenschaft der Kunstgeschichte. Von Schulze-Naumburg stammt der Satz: „Die Kunstwissenschaft hatte bisher als zu einseitig die Bedingungen der Kunst nach den Gesichtspunkten der Umwelt, also des Bodens, untersucht, dagegen die Bedeutung fast übersehen, die der Rasse zukommt. Wer sich in die Erkenntnisse der Rassenlehre vertieft, der muß erkennen, daß nichts im höheren Grade Haltung und Inhalt der Kunst bestimmt, als die rassistischen Erbanlagen derer, die die Kunst hervorbringen.“

Kunst aus Blut und Boden

Von dieser Erkenntnis her hat Schulze-Naumburg in seiner Kampfschrift „Kunst aus Blut und Boden“ das neue Weltbild der deutschen Kultur geformt. Die gesamte Kunstbetrachtung der letzten hundert Jahre, so stellt Schulze-Naumburg fest, stand unter dem Einfluß des Liberalismus, der die Erkenntnis der Verwurzelung des Künstlers im Heimatboden nicht fordern konnte. Man trachtete danach, den Begriff der Heimat in Mißkredit zu bringen, die Bedeutung des Blutes zu leugnen. Auch die Lüge von der Kunst- und Kulturfremdheit unserer germanischen Vor-

fahren gehört zu diesen Mißdeutungen aus Absicht oder Instinktilosigkeit. Wir wissen heute, daß die Formgebung der Germanen einer ur-schöpferischen Gestaltungskraft entsprang, die die Wiege der großen deutschen Kultur bedeutet. Der Widerstreit nordischer Bauern und fremdländischer Nomadenvölker, so lehrt uns Schulze-Naumburg, hat auch in der Kunst seinen Austrag gefunden. In die nordische Anschauungswelt schiebt sich ein Keil fremdländischer Aberlagerung, wie ihn das deutsche Volk auch blutsmäßig erlebt. Die Kunstgeschichte wird zum Spiegel der Rassen-geschichte, das Kunstwerk gibt das rassistische Selbstbildnis des Künstlers wieder. Entartungsercheinungen in der Kunst deuten auf bevölkerungspolitischen Niedergang. Bezeichnende Strömungen und Ausdrucksformen des deutschen Kunstschaffens im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert erscheinen als eine gegen den Norden gerichtete Gegenause. Ihren ersten vollendeten Ausdruck findet die Kunst aus Blut und Boden in den Werken des klassischen Griechentums, in denen ein nordisches Herrenvolk, eng verwandt mit dem germanischen Menschen, in einer formstrengen und ausdrucksstarken Plastik das Ideal der rassistischen Vollkommenheit ausbildete. Der nordische Mensch in Alt-Griechenland hat sein körperliches Schönheitsideal in seinen Bildwerken für uns beispielhaft verewigt. In der Plastik der mittelalterlichen Dome von Straßburg, Bamberg und Naumburg findet der nordische Formwille einen neuen und ausgeprägt deutschen Charakter von einer rassistischen Schönheit und künstlerischen Ausdruckskraft, der das Schaffen dieser Epoche zum Vorbild aller deutschen Kunst werden läßt.

Professor Schulze-Naumburg hat sich auch einen Namen als Architekt und Vorkämpfer einer gesunden deutschen Wohnkultur erworben. Viele Häuser und Landhäuser tragen den klaren Stil seines künstlerischen Empfindens, am eindringlichsten sein Haus Saaleck in nächster Nähe der Rudelsburg, in dem Prof. Schulze-Naumburg in der Kampfzeit einen

Kreis von geistigen Vorkämpfern der nationalsozialistischen Weltanschauung versammelte, zu dem auch R. Walther Darré gehörte.

Mit seinem Werk „Nordische Schönheit“ gab Paul Schulze-Naumburg dem deutschen Volk eine Richtschnur für das Verständnis der inneren Lebensgesetze der echten Kunst. Der mutige Vorkämpfer einer Kulturpolitik aus Blut und Boden lehrt darin, daß höchste Schönheit nur mit Rasseinheit verbunden einhergehen kann.

Bodenverbundene Herbstausstellung der Preussischen Akademie

Die diesjährige Herbstausstellung der Preussischen Akademie, die in Berlin eröffnet wurde, sammelt bodenverbundene schöpferische Kräfte in sorgfältiger Wahl. Sie vermittelt dem Volkstum im norddeutschen Raum, das sich unter den biologischen Gefahren des Großstadtlebens behaupten muß, einen klaren und gesunden Landschaftsbegriff.

Der deutsche Künstler bewährt sich heute in der inneren Zucht, nicht in der äußerlichen Nachahmung des Meisters, in einer schönen und schlichten Einfachheit, die für tändelnde Pseudoromantik und für Konjunkturkunst keinen Platz mehr hat. Malerei und Plastik offenbaren die Weite und Beseelung der deutschen Kunst, das Streben nach Vergeistigung und Erhöhung des deutschen Lebens unter einem strengen Wertmaßstab, den die Künstler an ihr Schaffen legen. Es offenbart sich ein künstlerisches Ethos, das dem Volke dient, indem es sich zu den deutschen Seelenwerten bekennt.

Die Bildhauerkunst besonders bringt uns wieder Arbeiten von reifer Schönheit und starker plastischer Vorstellungskraft. So verbindet das Werk des verstorbenen Altmeisters Lederer die beste Aberlieferung der Preussischen Akademie mit der Vorahnung eines jungen Schaffens. Aus dem Geiste unserer Weltanschauung, die das Vorbild der Antike mit dem tätigen Menschentum dieses Jahrhunderts verbindet, leben die plastischen Meisterwerke

Robert Stielers, Paul Merlings, Hanna Cauers. Stielers „Stehender Athlet“ ist eine Idealisierung der männlichen Kraft, die alle Mittel und Möglichkeiten des Ausdrucks überlegen beherrscht und die vollkommene Form mit befeelter Bewegtheit erfüllt. Die leichte Drehung des Oberkörpers nimmt der Männlichkeit die athletische Wucht und gibt ihr einen fast beschwingten Rhythmus, die Zucht der Selbstbeherrschung. Edle Haltung und anmutvolle Gebärde verleihen der Vestalin Hanna Cauers priesterliche Hoheit.

Die ausgestellten Werke der Malerei führen aus vielfältigen Quellen alles lebendige Bemühen zusammen, das um eine Vergeistigung und Beseelung der deutschen Landschaft ringt. Fritz Heibingfeld gibt mit seiner Weichsellandschaft der Malerei unserer Zeit einen Zug von Weiträumigkeit, eine Monumentalität, die das politische Schicksal des breiten deutschen Ostraumes mit den Kräften der Seele und des Gemüts spiegeln will. Auch in dieser jungen Kunst, die ihre Leidenschaft durch schlichte Sachlichkeit zügelt, offenbart sich das politische Denken unserer Zeit, umgesetzt in den Prozeß der künstlerischen Formung. Es ist gute Aberlieferung der Berliner Akademie, daß sie das Märkische im höheren und geläuterten Sinne Theodor Fontanes pflegt, etwa in den zarten und behutsamen Flußlandschaften von Heinz Fuchs, in den farblich ausgewogenen Bildern Egon von Kamekes oder in den lichten Havellandschaften Kalkreuths.

Das Landschaftsgefühl der jungen Malerei ist bewusster geworden. Es will mit dem Motiv zugleich die seelischen Hintergründe der Landschaft verdeutlichen, die Formgesetze der heimatischen Natur ergründen, die das Dasein von Volk und Volkstum gewährleistet. Verständlichkeit der Schilderung ist heute unumgängliches Gebot, aber die Aussage des Künstlers wird uns erst wesentlich, wenn er von den seelischen Spannungen mitzuteilen weiß, die in der Landschaft und in ihren Menschen leben.

DIE BUCHWACHT

Günther Franz: „Deutsches Bauernertum“, Band II: Neuzeit, Germanenrechte, Neue Folge. Hrg. vom Deutschrechtlichen Institut unter Leitung von Prof. Dr. Karl August Edhardt, Verlag Hermann Böhlau Nachf., Weimar 1940. 318 Seiten. Preis geb. 10,20 RM.

Als erste Veröffentlichung der Germanenrechte, Neue Folge, ist der 2. Band der im Rahmen dieser Schriftenreihe geplanten Quellensammlung zur deutschen Bauernrechtsgeschichte erschienen. Er umfaßt in 110 Dokumenten die Entwicklung des deutschen Bauernrechtes von dem Großen Bauernkrieg bis zur Gegenwart. Ein zeitlich so weit gespannter Rahmen legt Beschränkung auf die allerwichtigsten Rechtsquellen auf. Trotzdem hat der Bearbeiter den Begriff Rechtsquelle bei seiner Auslese stark erweitert, wahrscheinlich in dem Bestreben, einen Einblick in das Ringen um die Rechtsgestaltung und die geistigen Quellen der Rechtsvorstellungen zu geben. Angesichts des gesteckten Rahmens bedeutet aber diese stoffliche Erweiterung eine gefährliche Beeinträchtigung des übrigen Inhalts. Wenn der Bearbeiter in seiner Einleitung erklärt, sich bemüht zu haben, „möglichst alle Landschaften und alle Zeiträume gleichmäßig zu berücksichtigen, um die verschiedene Entwicklung in den einzelnen deutschen Landschaften deutlich werden zu lassen“, so muß demgegenüber festgestellt werden, daß ihm eine auch nur zinigermaßen befriedigende Lösung dieser Aufgabe nicht gelungen ist. Wichtige Landschaften (Niederfranken, Friesland) sind überhaupt nicht, andere (Bayern, Alpenländer, Nieder- und Oberdonau, Ostfranken, Westfalen, Schlesien, Pommern, Posen, Westpreußen) so gut wie überhaupt nicht berücksichtigt worden. Besonders auffällig ist der Ausfall Nordwestdeutschlands. Im Gegensatz zu der besonders betonten Ankündigung des Bearbeiters muß auch festgestellt werden, daß die volksdeutschen Gebiete außerordentlich stiefmütterlich behandelt worden sind.

Günther Dacyna

Diplomlandwirt Dr. Heinz Konrad Haushofer: „Das agrarpolitische Weltbild.“ 87 Seiten, 7 Karten, Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1939.

Dieses dem Reichsbauernführer gewidmete Büchlein ist weit über seinen kleinen äußeren Rahmen hinaus inhaltlich als ein Werk von grundlegender Bedeutung anzusprechen. Leider läßt sich nicht im Rahmen der kurzen Rezension eine Darstellung und Wertung seiner Gedanken geben. Es seien darum einige der wichtigsten Grundgedanken plakatarig herausgestellt. Im Mittelpunkt scheinen uns die im 4. Kapitel - „Gestaltwandel des Bauern?“ - geäußerten Gedanken zu stehen. Danach ist der Bauer der dem Lebensgesetz der Natur unterworfenen Mensch, dessen Handeln nichts anderes als eine Erfüllung dieses Gesetzes ist. Alle Versuche, von dem Bauern etwas zu „erwarten“, bedeuten die Unterstellung des Bauern unter einen Zweck und damit unter eine naturferne und den Bauern letztlich zerstörende Ideologie. Diese Auffassung überrascht naturgemäß in unserer Zeit der Technik und der staatlichen Zielsetzungen, aber man wird ihr die innere Berechtigung nicht abprechen können. Ein zweites, sehr grundlegendes Kapitel beschäftigt sich mit dem Begriff des Bauern in der Welt, worin gezeigt wird, daß dieser Begriff von Landschaft zu Landschaft wandelbar ist und nicht einfach nach Betriebsgrößen oder Wirtschaftsformen festgelegt werden kann. Hier deutet der Verfasser übrigens auch an, welches strukturändernde Element die Technik darstellt und wie die Technik zu einer weltumspannenden Zerlegung des Bauerntums Anlaß gibt. Am Schluß seiner Schrift befaßt sich Haushofer mit den voraussetzlichen Grenzen der Landwirtschaft, um schließlich über eine neue Gesamtauffassung der Landwirtschaft mehr zu diskutieren als Endgültiges zu sagen: Der entscheidende Wandel gegen früher bestehe darin, daß der Bauer heute fast nirgends mehr auf seine selbstgenügende Arbeit an der Erde beschränkt ist, keine ewige Selbstverständlichkeit mehr bildet, sondern eine bewußt in das politische Gesichtsfeld des

Menschen gerückte Schicht ist, deren Entwicklung nicht mehr im Zeichen eines vegetativen Daseins steht, sondern durch eine planmäßige Bauernführung gekennzeichnet wird. Das soziale Strukturproblem ist damit freilich nur angeschnitten, seine künftige Entwicklung nur angedeutet. Alles in allem eine sehr zum Nachdenken anregende Untersuchung.

Rupert von Schumacher

E. Fritz Baer: „Die Ernährung des deutschen Volkes im Kriege.“ Schriften für Politik und Auslandskunde, Heft 52. Junker & Dünhaupt Verlag, Berlin, 1940. Preis geheftet RM 0,80.

Die Fragen, die in diesem Heft angeschnitten werden, sind in ganz besonderem Maße zeitnahe. Wer sich mit den Grundlagen der Ernährungswirtschaft Deutschlands noch nicht viel befaßt hat - und leider trifft das auf einen großen Teil des deutschen Volkes außerhalb der unmittelbar beteiligten Kreise zu -, dem vermittelt die Schrift Baers einen Eindruck von der gewaltigen Arbeitsleistung, die von dem Kreis um Darré vollbracht werden mußte, damit am ersten Kriegstage die Ernährungswirtschaft, ohne Reibungen und unnötige Härten für die Bevölkerung, auf die Blockadegegenwehr umgeschaltet werden konnte. - Das vorliegende Heft ist das zweiundfünfzigste aus der Reihe der „Schriften für Politik und Auslandskunde“ und zugleich das erste, das sich mit dem Arbeitsbereiche Darrés befaßt. Hier scheint uns noch eine Lücke zu klaffen!

Christoph v. d. Kopp

Barthel Hupperts: „Räume und Schichten bäuerlicher Kulturformen in Deutschland.“ Ludwig Köhrscheid Verlag, Bonn, 1939. 315 Seiten, 21 Karten.

Das umfangreiche Werk unternimmt erfolgreich den Versuch, die deutsche Bauerngeschichte aus ihrer Zersplitterung in landschaftliche Untersuchungen wieder zu einer unversalen Ganzheit zurückzuführen. Es versucht, die Grundlinien der Entwicklung in der gesamtdeutschen Bauerngeschichte und ihre landschaftliche Vielgestaltigkeit einer dynamischen Betrachtungsweise zugänglich zu machen, wobei Verfasser bemerkenswerterweise von der kartographischen Methode der Kulturraum-

forschung unter gleichzeitiger Erhaltung der historischen Fragestellung ausgeht. Im einzelnen werden behandelt das bäuerliche Erbrecht, die Betriebsgrößen, die Zeitpacht, die Dorf- und Flurformen, die Bauernhausformen, der Bauernkrieg, die Weistümer und das Rodungswerk. Es werden dabei immer die einzelnen Kulturräume jeder Erscheinungsform der Elemente des bäuerlichen Lebens in ihrer geographischen Abgrenzung und historischen Entwicklung dargestellt. Zum Schluß wird auf die ältesten bäuerlichen Kulturgrundlagen Mitteleuropas eingegangen und mit sehr interessanten Belegen die Kontinuität bestimmter agrarsozialer und landwirtschaftlicher Elemente aus der Vorgeschichte bis heute nachgewiesen.

Rupert v. Schumacher

Carl Brinkmann: „Der wirtschaftliche Liberalismus als System der britischen Weltanschauung.“ Heft 22 der Schriften des Deutschen Instituts für Außenpolitische Forschung und des Hamburger Instituts für auswärtige Politik, herausgegeben in Gemeinschaft mit dem Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institut, 50 Seiten. Preis 0,80 RM.

Der Verfasser, ein ausgezeichnete Kenner der englischen Verhältnisse, schildert unter Heranziehung bemerkenswerter Beispiele aus dem englischen Schrifttum das englische Macht-, Gewinn- und Nützlichkeitsstreben in seinen verschiedenen geschichtlichen Entwicklungsformen. Das Buch gibt manche wertvolle Anregung.

Hans Merkel

Hermann Messerschmidt: „Das Reich im Nationalsozialistischen Weltbild.“ (Schaeffers Neugestaltung von Recht und Wirtschaft. 1. Heft.) 1940. 107 Seiten. Preis kartoniert RM 2,25. Verlag W. Kohlhammer, Abtlg. Schaeffer, Leipzig C 1.

Nach einem Überblick über die Geschichte der Staatsauffassungen und ihre heutige Form schildert der Verfasser den Aufbau des nationalsozialistischen Reiches, wie er in Volk und Rasse, Führung und Partei begründet ist. Der Neuaufbau des Reiches nach der Machtübernahme, die Schaffung des Großdeutschen Reichs wird in den Grundzügen beschrieben

und endlich auch die Arbeits-, Wirtschafts-, Kultur- und Wehrverfassung im Umriß gestreift. An geeigneter Stelle wird die Bedeutung des Bauerntums für das Volksganze und die Bedeutung des Bodens als einer Ur-tatsache des völkischen Lebens hervorgehoben. Als erster Überblick ist die geschickte Darstellung zu empfehlen. Hans Merkel

J. W. v. Oerzgen: „Junker.“ Preußischer Adel im Jahrhundert des Liberalismus. 388 Seiten, mit 4 Bildtafeln. Brosch. 6,50 RM, Ganzleinen 7,50 RM. Gerh. Stalling Verlag, Oldenburg i. O./Berlin.

Um die Gestalten von Marwitz, Adolf von Thadden-Trieglaff, Kleist-Regow, Bismarck, Heydebrand und des „alten Januschauer“ zeichnet Oerzgen ein lebendiges Bild der politischen Rolle des preußischen Adels der östlichen Provinzen, mit viel Liebe und Verständnis, mit dem guten Recht, sehr ernst und bedeutenden Männern Gerechtigkeit zu verschaffen, die von der Judenpresse und den liberalen Darstellungen oft völlig verzerrt, manche, wie Thadden und Clard von Oldenburg-Januschau, geradezu entstellt dargestellt worden sind. Auf der anderen Seite weht einen doch oft der Atem einer toten Periode an - der, wenn man ihn noch erlebt hat, wirklich menschlich sehr unangenehme Pietismus, das Vafallengefühl gegenüber den Hohenzollern (die übrigens sehr viel später in das Land kamen als die meisten der Familien, um die es sich hier handelt), der oft einseitig nur-preußische Standpunkt waren ebensoviel Verengungen der Wirksamkeit der oft sehr hohen Begabung dieser Familien. Mit Recht hebt aber Oerzgen hervor, wie immerhin jahrzehntelang diese Altkonservativen die einzigen waren, die den Kampf gegen die Macht des Geldkapitals, Wucher, Gewerbefreiheit (leider aus ihrer christlichen Einstellung aber nicht entsprechend gegen das Judentum!) geführt haben. Das Buch ist sehr nachdenklich für den, der die Entwicklung dieser unbestreitbar hochbegabten und tief bodenverwurzelten Schicht kennt. In die Zeit vor dem 19. Jahrhundert, in die Wurzel und Entstehung dieses ost-deutschen Adels, der nicht ein Produkt der Hohenzollern bei aller ihrer Bedeutung ist,

geht der Verfasser nicht zurück, und dadurch verkürzt er bedenklich sein Gesichtsfeld. Leider fehlt in der Darstellung derjenige, der in entscheidender Stunde jenseits aller Zeitbedingungen die preußischste Entscheidung traf - der „Mann von Taurroggen“ - York von Wartenberg.

Johann von Leers

Rupert von Schumacher: „Des Reiches Hofzaun.“ Geschichte der deutschen Militärgrenze im Südosten, Verlag Ludwig Röhler, Darmstadt 1940, 280 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Preis: Ganzleinen 4,80 RM.

Die Tatsache, daß die zweite Reichsgründung mit der Absichtsstellung Österreichs erkaufte werden mußte, hat dazu geführt, daß die Leistung Österreichs im Dienste des Deutschen Reiches und Volkes aus dem gesamtdeutschen Gesichtsbewußtsein weitgehend entschunden ist. Nur wenige wissen heute beispielsweise etwas von der geradezu vorbildlichen Leistung, die deutschem Führertum durch Schaffung eines Wehrbauerntums in der südöstlichen Grenzzone des Reiches gelungen ist. Dieses in jahrhundertelangen Abwehrkämpfen erprobte Wehrbauerntum verkörperte in sich eine zuvor niemals und bisher nicht wieder erreichte Einheit von Bauern- und Soldatentum und schöpfe aus dieser Einheit eine Kraft, durch die es auch die schwersten Blutopfer zu ertragen und zu überwinden vermochte. Die Eigengefehrlichkeit dieses Grenzerlebens fand ihren schärfsten Ausdruck in einem Bodenrecht, durch das eine feste Bindung und stete Auslese des Nachwuchses für seine Doppelaufgabe bewirkt wurde. R. von Schumacher schildert das wildbewegte Schicksal des südöstlichen Grenzbauerntums mit der Echtheit dessen, der selbst das Grenzerlebnis im Blute trägt. Seiner meisterhaften Stoffbeherrschung ist es gelungen, die große Fülle der Ereignisse und ihrer Begleitumstände zu eindringlicher Wirkung zusammenzufügen. Der große Selbstbehauptungskampf des deutschen Volkes hat den Blick für die Bedeutung des ewigen Grenzkampfes wieder geschärft. So wird das Buch viele aufnahmebereite Leser finden. Selbstverständlich ist eine Grenzorganisation wie die der deutschen Militärgrenze im Süd-

often nicht einfach nachahmbar; aber eine Tatsache bestätigt ihre Geschichte erneut: der freie, wehrhafte Bauer ist der beste und treueste Hüter der Grenze. Daher darf der Verfasser mit Recht sein Buch mit der stolzen Feststellung schließen: „Der wehrhafte Bauer wird die Grenze von morgen bauen. Wir Deutsche brauchen ihm kein fremdes Vorbild mit auf den Weg zu geben“.

Günther Pacyna

Ernst Pentuhn: „Die Bevölkerung in den wichtigsten britischen Oberseegebieten.“ Entwicklung und gegenwärtiger Stand (Südafrikanische Union, Kaiserreich Indien, Australien und Kanada). Junker und Dünhaupt, Berlin, 1940. 343 Seiten. Preis broschiert 10,- RM.

Die Tendenz der Arbeit ist der Nachweis, daß die englische Weltmachtstellung ein Koloss auf lötnernen Füßen ist, weil die Lebenskraft der englischen Herrschaft im Sinken begriffen ist. Zur Begründung dieser Behauptung werden die Bevölkerungsverhältnisse der vier wichtigsten Teile des britischen Weltreiches, Südafrika, Indien, Australien und Kanada, nach jeder Richtung hin untersucht, wobei jedesmal eine geschichtliche Einleitung beigegeben wird. Von den 32 Mill. qkm Land und den 485 Mill. Menschen des Englischen Reiches werden also 23 Mill. qkm Boden und 376 Mill. Menschen umfaßt. Die Erscheinungen, die im Mutterlande festgestellt worden sind, Geburtenrückgang und Verstädterung, finden sich auch in den Oberseeländern des Empire, wenn auch in jedem von ihnen die Bevölkerungsprobleme anders gelagert sind. Während in der Vergangenheit die Kolonien, besonders Australien und Kanada, starken Zuflut an Einwanderern aus dem Mutterland erhielten, ist der Wanderungsstrom seit 1930 fast versiegt, und seit 1931 findet eine Rückwanderung aus den Dominien in das Mutterland statt. England wird - dies Urteil stammt noch aus der Zeit vor dem Beginn des Krieges - nicht auf die Dauer imstande sein, die für die Erhaltung der weißen Siedlungsgebiete notwendigen Menschen zu stellen.

Rudolf Baumann

Hermann Bente: „England und Deutschland im Kampfe um die Neuordnung der Weltwirtschaft.“ Schriften des Instituts für Außenpolitische Forschung, Heft 53. Junker und Dünhaupt, Berlin, 1940. 54 Seiten. Preis 1,40 RM.

Das Ringen um eine neue Ordnung der Weltwirtschaft ist ein Kampf des liberalen englischen gegen das völkische deutsche Ordnungsprinzip. Das geschichtliche Werdegeseß läßt erkennen, daß dieser Kampf mit dem Sieg des völkischen Ordnungsgrundsatzes enden wird. Die Eingliederung der europäischen Kleinstaaten in diese neue Ordnung ist wirtschaftlich vorgegeben und statistisch bereits nachweisbar, politisch führt sie erst auf Umwegen zum Ziele.

A. Werner Schütt auf

„Erzähler der Zeit.“ Herausgegeben und ausgewählt von Karl Seibold. Deutscher Volkverlag, München, 1939. 472 Seiten. Preis geb. 5,- RM.

Der Herausgeber, selber ein Dichter, hat hier 41 Dichter unserer Zeit in Erzählungen sprechen lassen, nicht damit sie von sich, sondern damit sie von den ewigen Werten unseres Volkes künden. Deutsche Art, völkisches Schicksal, neue Lebensordnung - das sind die zutiefst von uns verspürten Werte: aus Blut und Art wächst unser Schicksal, und es findet durch die Tat des Führers und seiner Getreuen zum eigenen Wesen zurück und so zu einer neuen Ordnung des gesamten Lebens. In diese drei Ringe stellt Seibold das von ihm gesichtete Dichtergut, und so finden wir eine andere Schau, als wie sie früher bei solchen Sammlungen fanden. Alles reißt sich aus letzter Notwendigkeit in die große Einheit des Völkischen, aller bloße Individualismus ist versunken, alles Persönliche wird überhöht durch das Erlebnis der Gemeinschaft. Gewaltiges deutsches Geschehen von einst und heute steht vor uns, doch ebenso der Alltag mit seinem Recht und seiner Pflicht, das Schicksal des Kampfes, der Grenze, auch das Schicksal deutschen Bauerntums. Alles ist echt, klar, wahr, sinnerfüllt, auch die sprachliche Form; aus 41 Einzelbeiträgen ist ein einheitliches Werk entstanden, mehr als nur dichterische Leistung:

Dokument unseres neuen Ausbruchs in ein Jahrtausend, dessen Schwelle wir soeben übertraten. Daß unter den Verfassern sich mehrere aus dem „Odal“-Kreise befinden, sei mit besonderer Freude vermerkt.

Franz Lüdtké

Anne Marie Koeppen†: „Die blaue Möwe.“ Hesse & Becker-Verlag, Leipzig. 277 Seiten. Preis 4,80 RM.

Anne Marie Koeppen, die unseren Lesern durch ihre schönen Romane „Im Kranichwinkel“ und „Das Erbe der Wallmodens“ wohl bekannt ist, legt hier einen neuen Roman vor, der im 9. Jahrhundert spielt und in kraftvollen Bildern jene düstere Umbruchszeit, als Midgard versank und der fremde Glaube ins Land kam, schildert. Die Handlung strebt klar und wirkungsvoll dem ausgezeichnet wirksamen Gipfelpunkt, dem Selbstopfer der Heldin des Romans zu; einzelne Teile sind von sehr großer Wirkung und innerlicher Erlebtheit, so das Gespräch Olaf Rabes mit König Olaf Tryggvissón. Das Werk wird sich viele Freunde erwerben und gerade in allen jenen Kreisen, die dem Gedanken von Blut und Boden tief verbunden sind, viele Leser finden.

Johann von Leers

Henrik Herse: „Wahr dich Garde, der Bauer kommt!“ Nordland-Verlag, Berlin, 1939. 323 Seiten. Preis geb. 5,80 RM.

Der alte Schlachtrupf der Dithmarscher ist nie schlafen gegangen. Denn dies Bauernland hat immer gekämpft, und immer, irgendwann und irgendwie, ist ein Hemming-

stedt zu schlagen. Nicht nur gegen den äußeren Feind; Henrik Herse, der uns diesen geschichtlichen Roman schenkte, will keine falsche Glorifizierung jener Männer, die tapfer der Feindnot widerstanden und der schlimmeren Not im eigenen Herzen unterlagen. Dem Dichter, denn das ist Herse, kommt es nicht nur auf die anpackende, mitreißende Schilderung jener leidenschaftlichen Bauernschlacht gegen den Dänentönig, die Ritterchaft und die Schwarze Garde an; er will mehr, er will das innerste Leben der Landschaft und ihrer Menschen einfangen, er will das ewige Dithmarscher Lied singen. Wie eine ungeheure Ballade empfinden wir diesen Roman, in dem die tragische Spannung zwischen Ritterblut und Bauernblut, die beide doch dem gleichen Urstrom entspringen und dies vergessen hatten, zur harten Geschichte wird, zu dunkler Tiefe und zu höchster menschlicher Größe. Dunkle seelische Gründe tun sich auf, von artfremdem Priestertum zur Feindschaft wider alles völkische Leben ausgebeutet, aber höher als Neid, Haß, Angst und Irrwahn ringt sich in der Gestalt einer Frau und eines Mannes das untödtbare Leben unseres Volkes empor, und während der Mann fällt und im Sterben noch siegt, trägt die Frau sein Kind der Zukunft entgegen - in ihm lebt der Mann, in ihm lebt das Volk, in dem Kinde vollendet die Frau sich selbst und schreitet, den Tod überwindend, dem Licht eines künftigen deutschen Tages entgegen. Wahr dich Garde, der Bauer kommt! Der Kampf des Lebens gegen den Tod geht weiter, bis zum letzten Sieg. Das ist der Sinn des Liedes, das über Dithmarschen fährt. Franz Lüdtké

Verantwortlich für den gesamten textlichen Inhalt: Hanns Deetjen, Berlin-Lichterfelde
Stellvertretender Schriftleiter: Hans Bodenredt, Berlin-Wilmersdorf. Anschrift der Schriftleitung:
Berlin W 8, Friedrichstraße 167/168. Verlag: Verlag Blut und Boden G. m. b. H., Reichsbauernrät Goslár.
Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortlich für den Anzeigenteil: René Busse, Goslar. Anzeigenabteilung:
Goslar, Bäderstraße 22. Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsnährband Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 1,
Linienstraße 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7. Bezugspreis: Jedes Heft 1,25 RM,
vierteljährlich 3 Hefte 3,50 RM zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postämter
und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar, Postverkehr ab Berlin.

Für unverlangt eingefandte Manuskripte keine Gewähr!

Wiesen u. Weiden...

brauchen zu dauernd hoher Futterleistung
reichliche Versorgung mit den Grundnähr-
stoffen

schon zu Winteranfang

denn diese frühzeitige Anwendung sichert
mit Hilfe der Winterniederschläge

- 1 eine genügend tiefe Verteilung
der Nährstoffe im Boden
- 2 ein ausreichendes Tiefenwachstum
der Wurzeln und damit Erschließung
eines größeren Wasservorrats
- 3 die rechtzeitige Anlage einer
Nährstoffreserve in den Wurzeln

Das sind wichtige Voraussetzungen für einen
frühen kräftigen Futterwuchs im Frühjahr
und das Durchhalten der Narbe in trockenen
Sommern. Zur Kaliversorgung wird man

**mit Kalidüngesalz
oder Kainit düngen!**

Wirtschaftlichkeit



durch sachgemäße Fachberatung

Einer jeden der 10 LANZ-Zweigstellen sind technisch und landwirtschaftlich geschulte, im Werk eigens ausgebildete Fachberater beigegeben. Mit ihrem Kundenkreis sind sie seit Jahren verwachsen und genießen so dessen persönliches Vertrauen. — Diese LANZ-Fachberater sind Mittler zwischen Werk und Bauern und gehen diesen mit betriebswirtschaftlichen Ratschlägen anhand, denn — und darin sieht LANZ eine Hauptaufgabe — es genügt nicht, den Bauern überhaupt mit den notwendigen Maschinen zu versorgen, sondern es gilt, um den sachgemäßen Maschinen-Einsatz im Sinne eines größtmöglichen Nutzeffektes besorgt zu sein.

BJ 2005 C/12

LANZ

Bulldog

